



RUDOLF HILDEBRAND

(NACH EINEM RELIEF VON C. SEFFNER).

Schule und Genie.

Unter den mancherlei Fragen, die auf meinem langen Lehrerleben an mich kamen, beschäftigte mich, besonders seit ich endlich Klassenlehrer war und eine stattliche Handvoll etwa 12jähriger Knaben täglich stundenlang vor mir hatte als Arbeitsstoff, vor anderen eine Frage lebhaft und in wiederholten Anläufen: Sollte es nicht möglich sein, den jungen Geistern durch gewisse Kunstgriffe für ihre Arbeit die Vortheile des Genies irgendwie zuzuführen? Ich meine nicht: sie zu Genies zu erziehen oder gar als solche zu behandeln – ich habe auf der Schule ganz früh vielmehr jede Gelegenheit ergriffen, die sich in Secunda darbot, vor dem in der Luft unseres Zeitgeistes liegenden Geniebegriff sorglich zu warnen, daß er sich nicht in das Bewußtsein oder Selbstgefühl der begabteren Jünglinge einniste mit seinen gefährlichen Wirkungen.

Ich meinte vielmehr, den Knaben für das nöthige Erfassen der sprachlichen Erscheinungen, mit denen ich wesentlich zu thun hatte, die Sicherheit und Leichtigkeit

des Geistes möglich zu machen, mit der das Genie die Erscheinungen ergreift, mit glücklichem Blick die Welle zu sehen, die in dem zusammengesetzten Ganzen die beherrschende Welle ist, der das Ganze, seine Theile dienen, mit glücklichem Griffe das Ganze so zu sagen am rechten Zipfel anzufassen, dem dann das Ganze von selber folgt. Ich habe leider (es ist zu lange her) keine bestimmten Beispiele mehr im Gedächtniß, die mich darauf brachten. Aber das weiß ich noch, daß ich bei dem Gedanken, der mir dann auch wieder verwegen vorkam, Kinder im Sinn hatte, bei denen sich oft in Äußerungen oder Urtheilen über Erscheinungen etwas zeigt, das nur den Eindruck einer genialen Anwandelung machte, Lichtblitze von Gedanken oder Einfällen, die dem Erwachsenen fern, dem Kinde also nahe lagen. Woher das? doch nur aus der noch glücklich bewahrten Einheit der Denkkräfte, wie die Natur sie mit uns, in uns in die Wiege legt, bis sie ihre ersten Lichtblicke in die Welt werfen kann.

Also das Geniale (in gewisser Beschränkung) zugleich natürlich 3! wo kommt es dann hin? es wird nur beschädigt durch die innere Masse, die dann in wachsendem Umfang an die Seele kommt, durch falsche Lehre, falsche Erziehung.

sollte aber nicht Lehre und Erziehung jenes
glückliche Kraftverhältniß oder Kräfteverhältniß
(denn weiter ist das Genie nicht, keine besondere
Kraft im gewöhnlichen Sinn) durch Kunstgriffe
des Lehrers wiederherzustellen? es in seiner
Richtung oder sonst glücklich weiterzuentwickeln
zu helfen? ja wäre das nicht das höchste,
das einzige höchste Ziel aller Erziehung?

So ungefähr waren meine Gedanken, so weit
ich mich deren erinnere; sie machten mich
manchmal ordentlich erregt und heiß, ich habe
aber kaum jemand aus dem Collegium etwas
davon gesagt, es hätte ihnen wohl zu phantastisch
geklungen.

Nun ist mir besonders merkwürdig, wie i. J.
1798 Schiller und Göthe, durch H. Meyer angeregt,
in ihren ästhetischen Dingen auf die Frage kamen
(ich kannte das damals noch nicht, auch nicht
aus zweiter Hand, wie ich denn noch heute
nicht weiß, daß man die Sache eigentlich beachtet):
ob ~~ist~~ „das genialische Naive“ nicht „in einem
gewissen Sinne durch Schule überliefert werden könne“
(Briefw. 2, 107, Göthe 21. Juli). Göthe war dawider,
Schiller dafür und seine Ausführung schlägt in

Wesentlicher ist der Hauptpunkt meines damaligen Gedankenganges ein, z. B.: „die <u>Natur</u> wird das Naive in jedem Individuum der Art, wenn gleich nicht dem Gehalt nach, hervorbringen und nähren, sobald nur alles weggeräumt wird, was sie stört"

Also das <u>Naive</u> einmal dem Genialischen, dem reinen Schönen, zugleich dem Angeborenen, Natürlichen gleichgesetzt: Schiller dachte an Schaffen, ich an Erfassen, aber beides ist Wirkung derselben Kraft. Nutzanwendung für die Schule und Lehrer wäre recht nützlich und nöthig, es müßten erläuternde und beweisende Beispiele herbeigeschafft werden — hätte ich Zeit!

18. Oct. 85.

Beiträge

zum

deutschen Unterricht.

Beiträge
zum
deutschen Unterricht

von

Rudolf Hildebrand.

Aus
Otto Lyon's Zeitschrift für den deutschen Unterricht,
zugleich Ergänzungsheft zu deren zehntem Jahrgange.

Mit
Sach- und Namenregister sowie dem Bilde und der Nachbildung
eines Tagebuchblattes Rudolf Hildebrands.

BG

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1897.

Vorwort.

„Hildebrands gesunde, heilkräftige und in sich selbst gewisse Gedanken", wie sie ein hervorragender österreichischer Gelehrter und Schulmann genannt hat, ergriffen zuerst die deutsche Lehrerwelt und danach allmählich auch weitere Kreise durch seine köstliche Schrift vom deutschen Sprachunterrichte. Die lebendige Erfassung des Sprachinhaltes und des gesprochenen Wortes, wie sie in dieser Schrift in herzbezwingender Weise verkündigt wird, stand in vollem Gegensatz zu dem hohlen Formalismus, der damals noch zum großen Teile in unserem Schulwesen herrschte, obwohl Anfänge zum Besseren schon in vielfältiger Weise zu Tage traten. Hier in Hildebrands Schrift wurden neue und hohe Ziele für den Unterricht aufgesteckt: nicht zu theoretischen Gebilden und zu schematischen Formeln mehr sollte der Mensch durch die Schule geführt werden, sondern zum vollen, großen Leben und zu tiefer, lebendiger, anschaulicher Erfassung des Wirklichen. Und in die Dienste dieses großen Zieles sollte vor allem der Unterricht in der Muttersprache gestellt werden. Aber Hildebrand begnügte sich nicht mit allgemeinen Erörterungen und entschlossenem Hinweise auf die neue Aufgabe, sondern er zeigte — und das war es vor allem, was ihm so reiche Nachfolge schuf — an einzelnen, ganz concreten Fällen, wie der deutsche Unterricht anzufassen und durchzuführen sei, wenn durch ihn jenes neue, große Ziel erreicht werden solle. Die wahrhaft kindliche Größe des gelehrten Sprachforschers trat hierbei, in seiner ganzen Art sich auszusprechen und die Dinge in Bewegung zu setzen, in so beredter Weise zu Tage, daß die kleine Schrift bald als ein wahrer Edelstein auf diesem Gebiete von allen Seiten erkannt wurde.

Eine stete Fortsetzung und Ergänzung dieser Schrift bildeten Hildebrands Aufsätze in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, die ich hier, dem Wunsche zahlreicher Freunde und Verehrer des Verewigten entsprechend, in einen Band vereinigt habe. Man kann die vorliegende Sammlung daher geradezu als einen zweiten Band zu seiner Schrift

vom deutschen Sprachunterrichte betrachten, und dies ist auch der Grund, warum hier sämtliche Aufsätze Rudolf Hildebrands aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht zusammengefaßt sind, auch diejenigen mit, die bereits von Rudolf Hildebrand selbst in seine „Gesammelten Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie, Leipzig, Teubner 1890" aufgenommen worden waren. Die vorliegenden Aufsätze aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht bilden ein einheitliches Ganzes, das seine Einheit durch die stete Beachtung des oben angeführten Zieles, durch die Methode der Untersuchung, nämlich die an kleinen, oft alltäglichen Erscheinungen angestellten sprach- und culturgeschichtlichen Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse, durch die oft ein weiter Ausblick auf einen großen culturhistorischen Zusammenhang eröffnet wird, und durch die plastische Kraft der Anschauungen und Gedanken erhält. Als daher an mich die Frage herantrat, ob ich einen zweiten Teil der „Gesammelten Aufsätze Rudolf Hildebrands zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterrichte" folgen lassen sollte oder eine Sammlung, die lediglich sämtliche Aufsätze aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht enthielt, so konnte ich mich bei näherer Erwägung gar nicht anders als in dem letzten Sinne entscheiden, um so mehr, als unterdessen auch Hildebrands Grenzbotenaufsätze in einem besonderen Sammelbande erschienen waren. Maßgebend war dabei zugleich der Umstand, daß die ersten Bände der Zeitschrift für den deutschen Unterricht schon seit Jahren vollständig vergriffen sind, daß sie aber fortgesetzt noch bei der Verlagshandlung oder bei mir verlangt werden. Daß an einigen Stellen zur Abrundung verschiedene ganz kleine Aufsätze aus Schnorrs Archiv mit eingeflochten sind, wird die angegebene Einheitlichkeit nicht stören, sondern nur fördern.

Rudolf Hildebrand war Philolog, Dichter, Philosoph und Lehrer zugleich. Klarheit und Schärfe des Denkens einte sich in seiner machtvollen Persönlichkeit mit Tiefe und Wärme des Empfindens. Die Einfachheit und Natürlichkeit seines ganzen Wesens spricht aus jeder Zeile seiner Schriften. Und diese Natürlichkeit beruhte in ihren letzten Gründen auf dem großen Wahrheitssinne, der ihn vom Scheitel bis zur Zehe beseelte. Daher drang er überall bis auf den Kern der Dinge vor und warf die leeren Schalen, die so vielen in geistigen Dingen als die Hauptsachen erscheinen, mit welchen sie ihr ganzes Leben verbringen, mit Recht als wertlos bei Seite. Nichts war ihm daher unerträglicher, als wenn die Form den Inhalt übertönte, als wenn die Sprache zur klingenden Schelle wurde. Üppige Rhetorik, die gewöhnlich mit Unklarheit des Denkens und Seichtheit des Fühlens verbunden ist, war ihm daher verhaßt, und bloße Formkünstler, wie sie in ihrer leeren und nichtigen Anempfindung stets in Menge neben und hinter den großen

schöpferischen Geistern einhertrotten, oft vom Tagesgeschmack mit lauter Stimme erhoben, hat er nie als Dichter angesehen. Das System und alles Systematische war ihm der ärgste Feind der Wahrheit und Wirklichkeit. Durch das Gruppieren der wirklichen Dinge in Fächer und durch Einfangen des Lebens in Theorien erleiden die vorhandenen lebendigen Wesen schweren Schaden. Das war seine Überzeugung, die sich durch zahlreiche Erfahrungen bei seiner wissenschaftlichen Arbeit, namentlich bei seiner Thätigkeit am Grimmschen Wörterbuche, immer mehr und mehr bei ihm gefestigt hatte. Das Leben war ihm immer das Erste, und das Denken das Zweite. Wo er daher das Leben durch das Denken geschädigt oder gefährdet sah, da wußte er klar und deutlich, daß solches Denken auf falscher Bahn wandle, und er trat mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Rechte des Lebens ein, gegenüber den Ansprüchen irrwandelnden Denkens und verkehrter Theorien. Daher verwarf er alles Systematische und hielt sich immer an die concreten, lebendigen Einzeldinge, die er dann in einer Weise zu betrachten wußte, daß man freilich erkannte, wie er philologische und philosophische Systeme der verschiedensten Art in meisterhafter Weise beherrschte, die er aber nie als feststehende Wahrheiten, sondern nur als Werkzeuge betrachtete, mittels deren er das Einzelne in den lebendigen Zusammenhang der Dinge erhob. Damit hängt es auch zusammen, daß er sich nie zu schroffen Äußerungen hinreißen ließ; denn durch solche auf die äußerste Spitze getriebenen Urteile wird ja gleichfalls der Wahrheit und Wirklichkeit nur Schaden gethan, indem derartige Meinungen, durch Ärger, Leidenschaft, Rechthaberei oder anderes hervorgerufen, stets über die rechte Mitte, in der die wirklichen Dinge leben und atmen, weit hinausstoßen. Sein Blick schwebte vielmehr ruhig und breit über den Dingen, und er umfaßte, vermöge seiner weitausgreifenden Studien, eine wahre Welt des in einem Zeitalter zugleich und nebeneinander Vorhändenen und sich gegenseitig Durchdringenden. Darin ruhte die Größe seiner geschichtlichen Betrachtung, daß er nicht nur das Nacheinander der historischen Entwickelung ins Auge faßte, sondern vor allem auch das Nebeneinander des sich gegenseitig Bedingenden und für oder gegen einander Wirkenden. So suchte er die Personen und Dinge mitten in ihrem Werden und Wachsen zu erfassen und zu verstehen, in ihren Beziehungen zur umgebenden Welt und zu den gleichzeitigen künstlerischen, geistigen, politischen, volkstümlichen Strömungen.

Durch diesen echt wissenschaftlichen Geist verbunden mit einer wahrhaft dichterischen Gestaltungskraft, die es ihm ermöglichte, alte Zeiten vor sich wieder lebendig werden zu lassen, die Werke der Dichter in sich nachzuschaffen und den schlichten Sinn und die Vorstellungsweise des

Volkes in sich zu verkörpern, gelang es ihm, der Erforschung der Sprache neue und ungeahnte Ergebnisse abzuringen und deutsche Eigenart und Sitte in ihrer heimlich trauten Weise in plastischer Rundung vor unsere Augen zu stellen. Und diese ganze Art seines Forschens, Fühlens und Denkens übertrug er auch auf den deutschen Unterricht. So befreite er den Unterricht in der Muttersprache von dem Schematismus und Formalismus, in den er verfallen war, und setzte ihn in innige Verbindung mit dem Leben und Denken des Volkes. Mundart und volkstümliche Rede erhob er zu würdigen Gegenständen der Forschung, und dadurch trat das volle, wirkliche Leben mit sonnigem Glanze wieder in die Schulzimmer hinein, in denen häufig graue Theorie des Lebens goldenen Baum überwucherte und die gesundesten, keimfähigsten Triebe erstickte. So schuf er der frischen, lebenquellenden Poesie wieder eine Stätte im Unterrichte, und während man vorher den Sprachunterricht wesentlich als Mittel formaler, logischer Bildung betrachtet hatte, stellte Hildebrand mit vollem Nachdruck die Sprache als Kunst hin und hob dadurch den deutschen Unterricht auf eine ganz neue, weit höhere Stufe, indem er ihm einen hervorragend künstlerischen Gehalt verlieh. Daß die Schulen sich nicht selbst zu Stätten einseitiger, theoretischer Verstandesbildung erniedrigten, sondern daß in ihnen neben dem Verstande auch dem Empfinden, der Phantasie, dem Wollen und dem Glauben ihr volles Recht werde, daß alles darauf ankomme, gesunde, ganze Menschen heranzubilden und nicht etwa bloß kleine Gelehrte: das war seine lebendigste und innigste Sorge, wo auch immer er auf Schule, Erziehung und Unterricht zu sprechen kam. Neben künstlerischer Bildung forderte Rudolf Hildebrand nachdrücklich nationale und volkstümliche Bildung, und das alles sah er am besten gesichert auf der Grundlage geschichtlicher Sprach- und Volksbetrachtung. Denn nur in der geschichtlichen Betrachtung sah er die Gewähr dafür, daß man auf dem gesunden Boden der Thatsachen und des wirklichen Lebens bleibe und sich nicht in ungesunde Speculationen und in formalistische Theorien verliere. Schillers voraussetzungsloses und Goethes gegenständliches Denken waren ihm die Ideale, zu denen nach und nach unser Volk herangebildet und emporgehoben werden müsse. Und dazu kam endlich als Letztes und Höchstes die Forderung, daß der deutsche Unterricht auch sittliche und religiöse Bildung geben müsse. So stand ihm der deutsche Unterricht im Mittelpunkt der gesamten Erziehung und Bildung, und sein Aufsatz „Das Deutsche in der Schule der Zukunft" (S. 107), der seine Anschauung über den deutschen Unterricht in gedrängter und wirkungsvoller Sprache zusammenfaßt, wird für immer einen Markstein auf dem Entwickelungsgange unseres Erziehungs- und Unterrichtswesens bezeichnen.

Wem die Pflege des deutschen Unterrichts eine heilige Aufgabe ist, von deren glücklicher Lösung Wohl und Wehe unseres Volkes wesentlich mit abhängt, der wird die Stunde segnen, wo Hildebrand öffentlich für die Pflege unserer Muttersprache und für den gesunden Ausbau des deutschen Unterrichts in die Schranken trat. Selbst der Gegner seiner Richtung wird anerkennen, daß von ihm allseitige fruchtbare Anregung ausgegangen ist und daß er dem Leben und der Wirklichkeit im Unterrichte wieder zu ihrem Rechte verholfen hat. Seine Anschauungen und Gedanken werden unter uns weiter wirken, und neue, glückliche Gestaltungen unseres wissenschaftlichen und künstlerischen Denkens und Fühlens, sowie unseres gesamten Volkslebens werden sich unter ihrem Einflusse, wie überhaupt aus einem Betriebe der deutschen Philologie, der mit dem Leben unseres Volkes in innigem Zusammenhange bleibt, allmählich entwickeln. So schauen wir mit frohem Hoffen in die Zukunft. Ein verheißungsvolles Regen und Bewegen geht durch alle Kreise unseres Volkes. Wirklichkeit und Wahrheit sind zu Losungsworten unserer Tage geworden. Möge sich daraus Gutes und Großes in gesunder Kraft entfalten, und möge unser Volk alles, was schlecht und niedrig, von sich abstoßen.

Die Correctur und die Herstellung des Registers der hier vereinigten Aufsätze hat Herr Dr. Rudolf Hildebrand in Leipzig, der Sohn des Verstorbenen, in bereitwilliger Weise übernommen und ausgeführt; ihm sei dafür auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen. So gehe denn diese Sammlung hinaus, möge sie allen, die an der Gestaltung unseres deutschen Unterrichts und an sinniger und tiefgreifender Betrachtung unseres Sprach- und Volkslebens herzlichen Anteil nehmen, anregende Stunden frischen Genusses gewähren und der hohen und wichtigen Angelegenheit, um die es sich hier handelt, neue Freunde und Mitkämpfer gewinnen.

Dresden, den 31. October 1896.

Otto Lyon.

Inhalt.

Druckfehler.

Es ist zu lesen: Seite 135, Zeile 23 waltan statt waltau.

1.

Zur Einführung der Zeitschrift für den deutschen Unterricht.*)

Der Herausgeber hat mich aufgefordert, der neuen Zeitschrift ein einführendes Wort mit auf den Weg zu geben, den sie da eben antritt, und ich kann mich dem nicht wol entziehen. Ich versuche also, einiges Allgemeinere oder Höhere auszusprechen, worin die Amts- und Arbeitsgenossen am deutschen Unterricht, zu denen ich ja auch noch gehöre, wo möglich alle sich einig finden können, was aber zugleich den außer unserem Kreise Stehenden, für die wir doch zuletzt eben arbeiten, die Berechtigung unseres Unternehmens möglichst deutlich zeigen kann.

Einig sind wol Alle darin, daß es sich für uns Deutsche jetzt darum handelt, ein neues Leben eben als Deutsche zu beginnen, ein neues Leben auch vom Standpunkt der Weltgeschichte aus gedacht, an deren Gewebe, daß es gedeihe, jedem Volk in der großen Völkergemeine sein Antheil, sein Amt oder Ämtchen zugemessen ist, es mag wollen oder nicht. Daß wir Deutsche dem Amte, das uns an der großen Arbeit zugewiesen ist vom Weltgeiste, wie groß oder klein und welcher Art es auch sei, was denn formelhaft zu bestimmen für uns selber wol unmöglich und unnöthig ist — daß wir unserm Weltamte bis daher nicht ganz haben genügen können in Folge von Hemmnissen, die den deutschen Geist hie und da noch gebunden hielten, darin sind wol auch Alle einig. In meinen jungen Jahren war ein Bild vom deutschen Michel geläufig, in Wort und Bild, ein von Kraft und Gesundheit strotzender Bursche, der eine Schlafmütze trug, und wie viel Wahres daran war, empfanden wir mit bitterem Weh. Nun ist die Schlafmütze doch abgestreift und der deutsche Michel blickt wieder frisch und muthig um sich, wie noch im 16. Jahrhundert, soweit nicht alte Irrthümer oder neue falsche Theorien seinen Sinn noch immer gebunden und die Schlafmütze gleichsam innerlich fest halten. Ganz Europa fühlt die Veränderung, die mit uns vorgeht, in den Gliedern, die Meisten mit Bangen oder Furcht, daß aus der Schlafmütze nun ein Helm, nur ein Kriegshelm geworden sei. Es

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1887, 1 ff.

ist unsere Aufgabe, ihnen diese Furcht zu benehmen und den Beweis zu geben, daß wir ihnen nur gute Nachbarn sein wollen, aber ebenbürtige, gleichberechtigte, die als solche wacker mitarbeiten wollen zum Wohl des Ganzen, des europäischen oder auch Weltganzen, schon weil uns das selber zu Gute kommt.

Was mit diesem neuen Leben, das zunächst das heranwachsende Geschlecht weiterführen soll, die Sprache zu thun hat, was überhaupt mit dem gesunden Leben eines Volkes seine Sprache zu thun hat, das ist so oft und gut ausgesprochen worden, daß ich es hier nicht neu zu versuchen brauche. Daß beide, das rechte Leben eines Volkes und seine Sprache in ihrem Bestand und Gedeihen eng verwachsen und wie an einander gebunden sind, darin ist auch Alles einig, selbst da, wo man nicht einig ist über das, worin dieß Gedeihen eigentlich besteht und zu suchen ist. Auch wer z. B. unter den Lehrern oder Anderen, die sich der Sache annehmen, auf die Orthographie ein Gewicht legt, als hienge von ihr alles weitere Gedeihen ab, oder wer dasselbe Gewicht der Aussprache beilegt, wie das ein Zug des heutigen Bildungsstrebens ist, über den man an sich erfreut sein kann, der ist dabei bestimmt von einem thätigen Gefühl für die nationale Ehre, er sieht die Sprache mehr oder weniger deutlich eng verknüpft mit dem Wohl des lebendigen Ganzen, so gut wie der, welcher in jenen oft mit Leidenschaft auftretenden Bestrebungen Pedanterie mitwirkend erkennt, die im besten Eifer so leicht die Sache und die Form, das Wesen und die Erscheinung verwechselt und damit dem wahren Leben der Sprache, also auch des Geistes Schaden zu thun Gefahr läuft. So liegt denn hier in einer hochwichtigen Angelegenheit der Nation eine Einigkeit vor, wie man sie nur wünschen kann, ja die man bewundern muß bei einem Volke, wie wir es darstellen, bei dem sonst die Geschichte so vielfältig und auch die Gegenwart noch gerade genug die Erscheinung zeigt, daß die einzelnen Glieder am liebsten ihre Wege für sich gehen, wenn sie auch auseinander führen statt zusammen, d. h. daß sie den Zielpunkt ihres Strebens, den Schwerpunkt ihres Lebens nur in sich selbst verlegen statt zugleich ins Ganze. Wir sehen und fühlen ja, wie auch jetzt nach den Schicksalsschlägen und Gefahren, die uns endlich aus losen und lockeren Theilen zusammengehämmert und genietet haben zu einem politischen Ganzen, doch noch schwer gerungen werden muß um den Bestand und den Ausbau dieses Ganzen, weil jenes Sonderstreben der Theile noch nicht völlig überwunden ist. Auf dem sprachlichen Gebiet dagegen ist es überwunden, da steht das Ganze, die Einheit so fest als Ziel, wie es nur möglich ist, so fest wie es auch noch zur Blüthezeit unserer Literatur im vorigen Jahrhundert nicht stand, daß man nun eher besorgt sein muß, die Einheit wollte

die Linie überschreiten, wo sie in ein eintöniges, lebenfesselndes Einerlei übergeht.

Es ist uns damit gar merkwürdig gegangen und es zeigt sich ein wunderbares Spiel unserer Geschicke, wenn man in die Jahrhunderte weiter zurückblickt und den Gang der Entwickelung auf politischem und sprachlichem Gebiete vergleicht: in dem Maße, wie der alte Bestand des politischen Reiches gefährdet, beschädigt und endlich zerstört wird, in demselben Maße stellt sich umgekehrt der Bestand unseres Sprachreiches her und wächst zur Einheit und Festigkeit heran. Denn wenn man die ersten Gefahren und Spuren des Zerbröckelns der Reichskraft schon seit dem Ende des 12. Jahrhunderts erkennen kann, so fällt das doch zusammen mit dem Erblühen der deutschen Dichtkunst, das denn auch von selbst eine Einheit in der Dichtersprache als erstrebtes, zum Theil schon erreichtes Ziel aufrichtete, womit der Krystallisationspunkt oder Keimpunkt zu allem weiteren Werden und Wachsen des Sprachreiches gegeben war. Und noch im 13. Jahrhundert rückt auch die deutsche Prosa in die ihr gebührende Stelle im öffentlichen Leben ein anstatt des Lateins und tritt ihren wichtigen Entwickelungslauf an, während gleichzeitig das Reich nach Idee und Wirklichkeit in bedenkliche Schwächung geräth im Vergleich mit dem vorhergehenden Jahrhundert. Und wenn diese Schwächung im 15. Jahrhundert wächst, daß wir da auf so vieles stoßen, was uns schon politische Unehre oder gar Schande vor dem Auslande zu empfinden gibt, so bildet sich eben da der maßgebende Begriff des sogenannten gemeinen Deutsch aus, eines Deutsch für Alle auch in Prosa.

Im 16. Jahrhundert dann, das mit seinen Kämpfen um ein verjüngtes Christenthum doch auch das Reich in schwere Gefahr brachte, wird doch zugleich für das Sprachreich der einigende Zielpunkt fest aufgestellt, nachdem es da eine Zeit lang ausgesehen hatte, als sollten sich mehrere gesonderte Sprachkreise um verschiedene selbstständige Schwerpunkte bilden, sowie das noch in unserer Zeit auf politischem Gebiete erstrebt worden und dem Gelingen nicht fern gewesen ist. Und eben in den Kampfschriften, die der Sturm im religiösen Leben und Bewußtsein hervorrief, kam das schon lange vorgebildete gemeine Deutsch zu wirklicher weiterer Ausbildung, d. h. die Gegner, die sachlich immer mehr nach zwei Richtungen auseinander giengen, einigten sich sprachlich immer mehr unter einer Fahne, und eben der Mann, der im Kampfe um das christliche deutsche Gewissen die Fahne aufgesteckt hatte, ward auch der Fahnenträger für das zum Durchbruch kommende neue Sprachreich, das dann von der Mitte aus so unwiderstehlich nach den Grenzen hin in Nord und Süd und West wirkte mit Schwerpunktskraft, daß sich ihm auch das große niederdeutsche Gebiet nun angliederte, so gut wie der

Süden und Westen, auch so weit er religiös in der Richtung Roms weitergieng oder wieder hinein gezwungen wurde. Am deutlichsten und merkwürdigsten zeigt sich diese gegensätzliche Bewegung des politischen und des Sprachlebens an der Schweiz, die politisch damals dem Reiche vollends verloren gieng und eine ganz eigene Lebensbahn betrat, wie die Niederlande, sprachlich aber gerade damals den Weg zum gemeinen Deutsch entschieden einschlug, von dem seine eigene Sprache fast so entfernt war auf einem eigenen Entwickelungswege, wie die der Niederlande.

Ganz grell erscheint der Gegensatz der Entwickelung im 17. Jahrhundert. Das zeigt uns politisch das entsetzliche Schauspiel, wie sich Deutschland in sich selbst zerfleischt und verwüstet unter Mitwirkung des Auslandes; in derselben Zeit aber wird auf dem im 16. Jahrhundert vorbereiteten Boden für Sprache und Literatur die Pflanzung glücklich angelegt, aus der nach mancherlei noch nöthigen Mißgriffen und falschen Versuchen der Garten werden konnte, der dann im 18. Jahrhundert Blüthen und Früchte bringen sollte, die nun als unverlierbarer Besitz nicht nur Deutschland, sondern der Menschheit angehören. Und merkwürdig, eben als dieß Ziel, die Sehnsucht der Besten seit Jahrhunderten, erreicht war in einer Vollendung, die jene nicht hatten ahnen können, um die Zeit von Schillers zu frühem Tode, als auch Klopstock, Herder, Kant schon heimgegangen waren, eben da gieng das morsche alte Reich vollends wirklich in die Brüche und seine Zerstörung für immer schien eine Zeit lang unvermeidlich. Aber eben wie die Hülse oder Rinde endlich abfiel und sich in Fäulniß auflöste, stand dahinter auch schon ein neues geistiges Reich fertig da als Mark für eine Neubildung auch nach außen. Das hatte noch Schiller aussprechen können in prophetischen Worten an der Wende der beiden Jahrhunderte*): „Indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet", wobei man zugleich an seine Worte Wallensteins denken mag: „Im Marke wohnt die schaffende Gewalt", und an die: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut", was dann für uns Deutsche, zwei Menschenalter später, von uns selbsterlebt, sich voll bewähren sollte. Ist das nicht der wunderbarste Gang menschlicher Dinge, den man sich denken kann, wie ihn unser Volk da seit sechs Jahrhunderten gegangen ist?

Diese Betrachtung ist mir ausführlicher geworden, als ich wollte, wenn auch wol noch nicht ausführlich genug für die Wichtigkeit des Gegenstandes. Aber sie ist wol auch so für den vorliegenden Zweck nicht ver-

---

*) S. Goedekes hist.-krit. Ausg. 11, 410 ff., ich kann wol auch auf meine Schrift über den deutschen Sprachunterricht 2. Ausg. S. 148, 3. Ausg. S. 168 verweisen.

loren. Kann sie nicht dem Lehrer dienlich sein, wenn er sie sich gegenwärtig hält in den Mühen der Alltagsarbeit, die ihn immer wieder tief oder zu tief ins Kleine hineinziehen? Sie kann ihm wol ein Schild werden gegen die Gefahr, die sein Thun fortwährend begleitet, das Kleine zu sehr als groß zu behandeln, zumal sie auch das Kleine und Kleinste in das Licht eines großen Zusammenhanges stellt. Und anderseits ist mirs, als sollte auch unsere Jugend einen Begriff von diesem wunderbaren Gange unserer Entwickelung mit von den Schulen fort nehmen, wenigstens von den höheren Schulen; denn ich halte es für einen Irrthum, daß dergleichen Dinge für den reifenden Jüngling oder die reifende Jungfrau noch zu hoch wären, ich rechne sie zu den Keimen, die ihnen die Schule über die fertigen Kenntnisse hinaus auch schuldet, daß sie nachher in ihnen weiter wachsen. Ich hatte aber bei der Betrachtung den Zweck, den Punkt zu suchen, von dem aus die unserer Zeitschrift gestellte Aufgabe in ihrem geschichtlichen Lichte, also gegen Willkür und Irrung gesichert erscheinen könnte, wie von einem erhöhten Aussichtspunkte, der den zurückgelegten Weg übersehen und zugleich den weiter einzuschlagenden sicher erkennen läßt. Was nun in jenem Zusammenhang die Sprache zu thun hat, nicht bloß die Literatur, auch das ist von Schiller genügend ausgesprochen, wenn er für den Entwurf seines Festgedichtes zur Feier der Jahrhundertwende auch niedergeschrieben hat: „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation, wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen": ihm war dieses Bild ein sichernder Trost im Gefühl des politischen Unterganges, wie es im 17. Jahrhundert schon so Vielen gewesen war und von Fichte in seinen Reden an die Nation als Haupthebel seines ganzen Gedankenganges benutzt wurde, uns aber kann es ja wol eine Mahnung und Weisung sein für die Aufgabe, die uns gestellt ist.

Denn wenn man nach der Aufgabe fragt, die nun dem deutschen Unterricht zufällt, so läßt sie sich wol auch einfach so fassen in Schillers Bilde, daß wirs mit ihm dahin bringen möchten, daß jener Spiegel der Nation in jedem gebildeten Deutschen sich wiederholend darstelle, wenn auch im Kleinen und mit Einschluß der freien Mannigfaltigkeit, die das Kennzeichen alles gesunden Lebens ist. Oder, um das Bild vom Garten wieder aufzunehmen: da jeder kleine Deutsche seine Sprache in die Schule schon mitbringt in Form einer selbstgewachsenen Pflanzung, die in und aus dem Leben in ihn gepflanzt und eben daher im Wachsen ist, so fällt dem Lehrer die Aufgabe des Gärtners zu, der in der wildwachsenden Pflanzung zuerst Ordnung, dann auch Nutzbarkeit und wo möglich Schönheit herzustellen hat, wobei ich doch der Meinung bin, daß sich diese drei Ziele bei der Sprache gleich vom Anfang an zugleich verfolgen

lassen und eigentlich gar nicht zu trennen sind, wie in einem rechten Hausgarten eben auch. Der Lehrer hat als Sprachgärtner Unkraut zu jäten, den Boden zu lockern für guten Samen, das Wildgewachsene zu beschneiden oder auch edlere Reiser darauf zu pfropfen und wie sich das Bild weiterführen ließe, daß die ganze Aufgabe des deutschen Unterrichts darin ihr Unterkommen fände, von der Mühe mit der Orthographie und Aussprache und erstem Satzbau an bis zu den erreichbar höchsten Leistungen in den obersten Classen hin. Ist es doch auch längst benutzt in ganzem praktischen Ernste in seminarium, das mir als Bild von jeher eine Freude ist (wenn auch nicht die Bildung „Seminarist"), wie es ähnlich schon um 1400 benutzt ist von dem Saazer Schulmann Johannes, der seiner kostbaren, zu wenig bekannten Schrift über den Tod den Namen „Ackermann aus Böhmen" gab, d. h. sich selbst als Ackerer ansah, der der Gemeinde Menschen als Pflanzen zog.*) Also der Unterricht in der Muttersprache als Garten oder Pflanzschule, deren Zöglinge Blumen und Blüthen für sich und die Ihrigen, aber auch Früchte für sich und ihren Lebenskreis, klein oder groß gedacht, tragen lernen sollen. Und wenn andere Fachlehrer, der Mathematiker, Religionslehrer, Geschichtslehrer u. s. w. das Bild auch für sich in Anspruch nehmen, um so besser! Daß es jedoch dem Unterricht in der eigenen Sprache am nächsten liegt, ist wol in Kürze genügend belegt mit Büffons vielgebrauchtem Worte le stile c'est l'homme, der Mensch spiegelt sich selbst für Andere nach Geist und Seele in seiner Sprache, also im Kleinen, wie oben bei Schiller im Großen die Nation.

Mit der Sprache ist aber auch der ganze Inhalt von Geist und Gemüth gegeben, soweit er in Worten zur Erscheinung und Gestaltung kommen kann, beim Einzelnen, wie bei der Nation, und Schiller hat bei jener Äußerung über die Sprache diesen Inhalt gewiß mit gemeint, gewiß auch in der Höhe der Entwickelung, wie sie durch ihn und seine Mitarbeiter in der Führung der deutschen Geistesbewegung eben erreicht

*) Beiläufig, daß das Bild weit älter ist, wie das ganze Pflanzenbild in Anwendung auf Menschliches (woraus ein ganzes großes Capitel zu machen wäre wichtig genug), das zeigt z. B. Walthers Spruch: selbwahsen kint, du bist ze krump: sît nieman dich gerihten mac u. s. w., selbwahsen (wie αὐτοφυής), wie ein Wildling, daher krumm gewachsen, auch nicht mehr zu „richten", also gerade zu ziehen; auch bei ziehen und erziehen von Kindern sind diese eigentlich als Pflanzen gedacht, denen man für ihr Wachsen die gute, gerade Richtung gibt, indem man ihnen ziehend nachhilft. Allerdings ist das Bild da auf den Charakter bezogen (zuerst auf das leibliche Wachsthum), aber heißt es nicht immer, alle Lehre und Geistesbildung müsse zuletzt dem Charakter zu Gute kommen? Und zu diesem Ziele gibt es, glaub ich, keinen näheren Weg, als den recht gehandhabten deutschen Unterricht, was wol künftig einmal auszuführen wäre.

wurde als beste Gabe für die Deutschen des 19. Jahrhunderts, für uns. Diese Gabe aber, zuerst nur einer kleineren Gemeinde zugänglich, die jener Höhe folgen konnte, soll nun möglichst Gemeingut der Nation werden, wie sie es zu gutem Theil schon geworden ist; denn die Gedankenwelt jedes Gebildeten, wenn man sie untersuchen wollte oder könnte, besteht zu gutem Theil in Gedanken aus der Geistes- und Gemüthswelt unserer großen Dichter und Denker, die ihn in seinem Denken und Thun leiten und bestimmen, wenn auch nicht durchaus bewußt und in gedächtnißmäßiger Wortform, was gar nicht nöthig ist. Daß aber jene Gedankenwelt, so weit sie wirklich den Fortschritt des Menschlichen darstellt, in rechter Weise wirkliches Gemeingut werde, da auch dabei Irrungen unterlaufen können ohne bewährte Leitung, das fällt als höchste Aufgabe dem deutschen Unterricht zu. Sie ist denn auch als solche nun gar wol anerkannt und die Arbeit daran beginnt eigentlich schon von den ersten Classen an im deutschen Lesebuche, diesem wichtigsten Buche außer der Bibel, das dem Schüler in die Hand kommt im ganzen Lauf der Schule, manchmal wol im Lauf seines Lebens.

Auch über die Wichtigkeit des deutschen Literaturunterrichts in den höchsten Classen sind alle Betheiligten einig, schon das eifrige Suchen nach den rechten Wegen, die dabei einzuschlagen sind, wie es sich in den pädagogischen Zeitschriften zeigt, ist ein Beweis dafür; in der neuen Zeitschrift kann dieß Suchen seine beste Stelle finden, daß man sich auf Grund von Theorie und Erfahrung geeinigt dem Ziele nähere. Sieht man sich übrigens dabei nach dem Gartenbilde um, das wol oben so gut diente, um Abstractes in faßbares Leben umzusetzen, so kann es auch hier dienen und, scheint mir, eine besonders werthvolle Weisung geben. Was von Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, von Uhland, Rückert, Hebel u. s. w. in den geistigen Besitz der Schüler übergehen soll, das kann man, wieder schon von der ersten Classe an, vollkommen zutreffend den Reisern vergleichen, mit denen der Gärtner seine Wildlinge veredelt, daß sie bessere Früchte tragen, als sie aus sich selbst tragen könnten. Das können sie aber nur dadurch, daß ihr eigener Lebenssaft in die Reiser übergeht und diesen und ihren Blüthen und Früchten ihr Leben gibt. Wenn ein Lehrer bei diesen Dingen nur auf das Gedächtniß rechnet, sie nur äußerlich als sog. Kenntnisse mittheilt, so macht ers eigentlich wie ein Gärtner, der einem Wildling fertige Pfirsiche, edle Äpfel, Citronen oder ähnliches aufheften wollte, um etwa damit in Eile für eine Ausstellung Prunkstücke zu liefern, wie der Lehrer für den Augenblick des Examens, das in seiner gewöhnlichen Behandlung so viele Schäden mit sich führt. Ja, wenn man das Bild bis zu Ende durchführen will, um den Werth solcher oberflächlicher Äußerlichkeit daran zu

messen, so kommt man auf pappene Pfirsiche u. s. w., die ein Gärtner den Bäumchen aufkleben wollte und die bei der ersten Berührung elend abfallen würden. Lasse man das grelle Bild, auch wenn es völlig unnöthig sein sollte, als Mahnung gelten, wie sehr gerade bei diesem Unterricht die Mitwirkung des eignen innersten Lebens sowol des Lehrers wie der Schüler eine Nothwendigkeit ist.

Ich könnte hier abbrechen mit dem Wunsche, daß die ins Leben tretende Zeitschrift helfen möge, ein einiges Streben zum Heil unserer nationalen Bildung und Zukunft herzustellen. Aber einen Punkt möchte ich doch noch zur Sprache bringen, da die Gelegenheit sich selbst bietet, in dem diese Einigkeit empfindlich fehlt und doch gerade wol als erreichbares Ziel auf dem Wege liegt, den die Zeitschrift gehen will. Es hat sich in unserem höheren Schulwesen aus den Verhältnissen selber eine Zweiung herausgebildet, die gerade in jüngster Zeit bis zum vollen Zwiespalt gediehen ist, daß nun da eine Parteiung besteht mit all den Schäden, die ein zugespitztes Parteiwesen mit sich führt.

Zwischen dem Gymnasialwesen und dem Realschulwesen ist ein Streit im Gange, der manchmal schon aussieht wie der nun beliebte sogenannte Kampf ums Dasein in der Fassung, daß der Bestand und das Gedeihen des einen Theils abhänge von der Vernichtung des anderen. Und doch zeigen sich beide Richtungen, wenn man geschichtlich zurückblickt auf den Gang der Dinge, so natürlich aus den Verhältnissen erwachsen, wie es nur denkbar ist, wie Brüder aus Einer Familie, von Einem Vater, allenfalls aus verschiedener Ehe entsprossen. Ich kann und mag mich in den Streit des älteren und jüngeren Bruders nicht tiefer einlassen, ich bin für mich nur immer bemüht gewesen, wenn der Streit an mich kam, mir über die Berechtigung beider klar zu werden, wie sie abzugrenzen wäre zur Verständigung, und wo möglich über den Punkt oder Boden, auf dem beide sich als rechte Brüder einigen könnten, daß sie einander in die Hand arbeiteten; habe ich doch beiden Richtungen nahe genug gestanden, um mich für unparteiisch und unbefangen halten zu dürfen. Wo soll aber der eine Arbeitsboden für beide anders zu finden sein, als im Geist und Gemüth der deutschen Jugend, für deren Ausbildung, also für die Zukunft der Nation beide Richtungen verantwortlich sind? Der deutschen Jugend, denn was ihr auch zugeführt wird an Wissen und Können von dieser und jener Seite, in der einen wie in der andern Richtung, das alles soll und muß doch zuletzt dem deutschen Wesen des Ganzen zu Gute kommen? Und wenn beide Richtungen schon mehrere Wissensgebiete und Lehrfächer gemeinsam haben, wie Religion, Geschichte, Geographie, Mathematik u. s. w., wenn auch zum Theil in verschiedener Fassung oder Haltung, ist nicht das Gemeinsamste, das entschieden Eine

für beide im deutschen Unterricht gegeben? Soll im Ziel dieses Unterrichts ein Unterschied sein hier und dort? ein verschiedener Stil, ein verschiedener Lessing, Schiller u. s. w.? In den Wegen dahin mögen Verschiedenheiten walten hier und dort, aber das Ziel ist doch nur eins? So will mirs denn scheinen, als könnte unserer Zeitschrift auch nach dieser Seite eine wichtige Aufgabe zuwachsen, in dem leidigen Streite die Verständigung und Versöhnung herbeiführen zu helfen, indem sie den einen Boden, auf dem sie zu finden ist, wacker bearbeitet und dabei den Streit selbst im Stillen übersieht, ich möchte sagen überhöht und dadurch überwinden hilft.

Daß diese Versöhnung auf diesem Boden zu finden sei, mag noch Zweifeln begegnen, die denn gründlicher zu behandeln wären, wozu jetzt nicht Zeit ist; auch müßten die Zweifel erst von Anderen bestimmt ausgesprochen sein. Aber von einer Seite läßt sich der Gedanke wol gleich noch sicherer stützen, und ich mache in der Kürze den Versuch dazu. Wenn sich die eine Richtung nach dem Realismus benennt (ursprünglich doch als Gegensatz zum sogenannten Verbalismus gemeint), kann die da herrschende Pflege der in der Gegenwart gegebenen Thatsachen, Verhältnisse und Bedürfnisse des Idealen entbehren, wenn etwas Ganzes herauskommen soll? Wo anders aber soll ihr das gegeben sein, als in der Pflege des deutschen Unterrichts, aufgefaßt als Pflege des Besten, Höchsten und Tiefsten, das sich unser Volk in Sprache und Literatur zusammengelebt hat und das von selbst in sich weiter weist auf die höchsten Ziele hin, die es für den Menschen überhaupt gibt im Leben wie im Geiste? Wenn aber die andere Richtung das Ideale für sich in Anspruch nimmt — wer hört das nicht gern in einer Zeit, wo das Ideale aus einem einst anerkannten Herrscher in der Geisteswelt nun bei Vielen zu einem Geächteten wird oder zu einem gemeingefährlichen Gegner, dem man den Krieg erklärt und der einer ganzen Richtung der neuesten Zeit schon für zum Tod verwundet gilt oder gar für todt auf Nimmerwiederkehr? Und doch, wie jede Strömung, die im Zeitgeist auftaucht, auch die krankhafteste, auf ein unbefriedigt gebliebenes Bedürfniß der Zeit weist, dessen Befriedigung man nachholen muß, so spricht wol auch aus jener Erscheinung nur das durchbrechende Gefühl, daß unsere Väter das, was sie ideal nannten und was an sich nie und nimmer und nirgends wirklich zu entbehren ist, an falscher Stelle gesucht hätten, d. h. in unerreichbarer Ferne in den Wolken oben oder weit draußen hinter den Bergen; in der Nähe, im Leben, in sogenannter greifbarer Gegenwart will mans nun haben und hat sein Recht dazu, auch wenn mans nicht so nennt und da wieder an falschen Stellen sucht, wozu besonders der nun beliebte Begriff greifbar verleitet, der das

Stichwort einer ganzen herrschenden Richtung geworden ist. Das Stichwort, mit dem einst die erneuten Studien des Alterthums ins deutsche Leben eintraten, studia humanitatis, humaniora, war doch auch nichts Anderes: „mehr Mensch" zu werden, „höhere Menschheit" zu erreichen, den reinen Menschen in uns wieder herzustellen u. ä., um in der Sprache des 18. Jahrhunderts zu reden, das war das neue Ziel, das befreiend und richtend die Geister eroberte. Aber eben unser 18. Jahrhundert, in dem dieser Begriff wieder auftritt als Zusammenfassung alles erstrebten Höchsten, verlegte ihn auch aus der antiken Ferne in die eigene Nähe, aus der Bücherstube ins Leben hinaus, und wenn noch Goethes Freund K. Ph. Moritz den Horaz sein „Gebetbuch der Menschheit", d. i. humanitatis nennt (Anton Reiser 5, 86, nicht ohne Widerspruch eines Collegen am Gymnasium), so wurden das nun Lessing, Goethe, Schiller. Und deutlich spricht Schiller diese Verlegung aus, der selbst die Bewunderung des Alterthums, des Griechenthums gründlich genug durchgemacht hatte, in jenem Gedichtentwurfe für die Feier des Jahrhundertwechsels: „Ihm (dem Deutschen) ist das Höchste bestimmt, die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden, und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen" (es ist der Gedanke der Weltliteratur, den später Goethe in diesem Sinne pflegte); nachher wieder: „Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewgen Bau der Menschenbildung zu arbeiten": das ist offenbar das Programm, das er als höchstes für sich selbst in Vereinigung mit Goethe für ihr gemeinsames Streben im Sinne trug und — uns als höchstes Ziel hinterlassen hat, das denn auch das Ziel unseres höheren Unterrichts sein muß, dem doch auch der allererste Unterricht schon vorbereitend dienen soll und kann.

Ergibt sich nicht daraus, daß der deutsche Unterricht für beide Richtungen des Schulwesens der gegebene einigende Boden ist? daß in ihm die eine für ihr Reales das zusammenfassende Ideale zu suchen hat, die andere aber für ihr Ideales den einzig gegebenen realen Grund und Boden? Ich kanns nicht anders sehen und bin schon seit langen Jahren dieser Überzeugung, die sich mir, als ich mitten im Schulwesen stand als Gymnasiallehrer, Jahr für Jahr fester von selbst herausgebildet hat. Weitere Ausführung aus einer langen durchdachten Erfahrung heraus, um etwaigen Zweifeln mit möglichster Beweiskraft zu begegnen, stünde zu Gebote, wenn ich Zeit fände.

Möge also die junge Zeitschrift auch in dieser Richtung zum Besten unseres neuen Lebens wacker mitarbeiten, möge sie recht alt werden und — dabei immer jung bleiben, wie es der Lehrer für seine Jugend, die er vor sich hat, bleiben soll.

Leipzig, im Februar 1887. **R. H.**

2.

Ein Schulspaß, dabei etwas vom Humor in der Schule überhaupt, auch etwas Grammatisches.*)

Das Schulleben ist bei allem Ernste, wie das Universitätsleben, zugleich voller Späße, die gemacht werden oder sich von selbst machen, die zweite Gattung ist immer die beste. Jeder weiß, wie gern und fast unfehlbar das Gespräch alter Schulkameraden über eine gewisse Linie hinaus, nachdem die näheren ernsten Erlebnisse ausgetauscht sind, in den Kreis jener Späße einschlägt, der eine besonders feste Stelle im Gedächtniß hat, namentlich der Späße, die sie zusammen ausgeführt oder erlebt haben, und wie da auch bei abendlicher Müdigkeit die Geister wieder besonders wach werden. Begreiflich, denn diese Späße führen, wie nichts Anderes, jenes zweite Leben in der Schule in den Geistern wieder herauf, das neben dem officiellen Schulleben herläuft und den Schülern für ihr ganzes folgendes Leben nicht weniger wichtig ist, als das andere, das in Büchern und Druckerschwärze, Papier und Tinte seinen letzten Boden hat. Jenes zweite Leben, für die Schüler selbst richtiger das erste, ist der Boden, in dem sich die eigentlichen Wurzeln des Geisteslebens für die Zukunft bilden, die Wurzeln des Charakters und der unmittelbaren Weltkenntniß, und die Lehrer müßten durchaus darauf bedacht sein, auch in dieses Leben mit ihrem Einfluß heilsam einzugreifen, wie ich das in meiner Schrift über den Sprachunterricht mehr als einmal deutlich und wichtig zu machen gesucht habe. Die besten Lehrer thun das ja aber auch schon überall und von je her. Die Unterrichtsstunden selbst geben dazu immer einmal die beste Handhabe, am meisten wol die deutschen.

Was aber die Schulspäße hier sollen? in der ernsten Luft, die hier weht? Ja ich habe gleich bei der Gründung dieser Zeitschrift, die ich mit solcher Hoffnung begrüßte, auch mit an Mittheilung wirklicher Schulgeschichten gedacht, wie sie täglich vorgehen und in rechter Auswahl getreulich erzählt brauchbar wären für die besten Zwecke, denen wir zustreben, oft brauchbarer, als fein spintisirende theoretische Ausführungen, die sich bloß in dem Gebiet der reinen Wissenschaft bewegen und vor lauter wissenschaftlicher Reinheit so leicht ins Bereich des Unfruchtbaren, Stoffleeren und Trockenen einschlagen, daß einem beim Lesen bald der Athem ausgeht. Ich habe diesen Wunsch schon in meinem Schriftchen herzlich ausgesprochen, auf das ich mich auch damit wol berufen darf, und selber Proben solcher selbsterlebter Schulgeschichten gegeben mit mög=

---

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1, 441 ff.

lichster Nutzanwendung für die höheren Zwecke, hoffte auch damit auf Nachfolge. Auch wie das Abstracte, dem nun einmal die Wissenschaft als solche immer wieder nachstrebt als letztem Heil und doch damit so leicht ins Leere geräth, wie also das Abstracte nur wirksam und lebendig wird durch engste Vermählung mit dem Concreten, daß es in diesem seine Lebenswurzeln schlägt oder noch richtiger daraus erwächst als frische Pflanze, auch das ist in meiner Schrift wol oft genug hervorgehoben und nachgewiesen.

In dieser Richtung erhalten aber auch die Schulspäße, natürlich in rechter Auswahl, ihren höheren Werth. Ich muß da wieder an meine Schrift erinnern, wo auch vom Humor die Rede ist, wie der im Schulleben auch seine Stelle beansprucht, wie im Leben überhaupt. Der Lehrer kann nach meiner Meinung nichts Besseres thun, wenn er sich nach einer Richtschnur seiner ganzen Lehrerhaltung umsieht, als einen gedachten guten Durchschnittsschüler als Maßstab zu nehmen, der zugleich eine gesunde Natur mitbringt oder das ist, was man im Leben einen frischen Kerl nennt. In dessen Seele oder aus dessen Seele heraus sollte der Lehrer arbeiten, und wie ich bei mir oft gedacht habe, aber in meiner Schrift es zu sagen nicht den Muth hatte, daß der Lehrer bei all seinem Reden und Lehren nebenbei zugleich mit der Frage rechnen sollte, die in einer solchen Schülerseele immer zur Hand liegt: „was geht mich das an?" womit ein sicherer Maßstab gegeben wäre für das rechte Maß und die rechte Form des Unterrichtsstoffes (das geistige Bedürfen und Vermögen des Schülers ist ja in raschem Wachsen, eben unter der emporziehenden Hand des Lehrers) — so sollte er auch, meine ich, mit einer Regung in den frischen Schülerseelen rechnen, die seinem Vortrag ganz unfehlbar im Stillen entgegentritt, wenn er das Lebensbedürfniß der Schüler vergißt, und die sich aussprechen könnte in des Mephistopheles Worten, wo er als verkappter Professor den Studenten anweist: „Ich bin des trocknen Tons nun satt!"

Ja dieser trockne Ton, in den man beim gewissenhaftesten Unterrichten so leicht verfällt, wenn man nur an den Stoff denkt und nicht an die jungen Geister, die ihn in sich aufnehmen sollen, ist ein Haupthemmniß des wirklichen Vorwärtskommens auf dem wichtigen Schulwege, der doch zuletzt ins volle Leben hineinführen soll. Die Lehrer leiden selber darunter in sich, weil er auch in ihnen dem Leben und Regen der frischen Natur Gewalt anthut, die sich dann dawider auflehnen und rächen muß, um ihr Gleichgewicht wiederzufinden. Daher auch die unwiderstehliche Neigung zu Spaß und Witz, die sich dann im Sprechzimmer oder nach des Tages Last Abends beim Biere geltend macht, wenn die Lehrer unter sich sind und nicht eben auf das andere beliebte Thema verfallen, das den Seelen ihr Selbstgefühl schnell wiedergibt, ich meine

die edle Aufgabe, das Treiben abwesender Collegen oder des Herrn Directors durchzuhecheln, um — das Ideal von Schule und Lehrer wieder einmal rein herzustellen. Ich rede aus Erfahrung, meine es aber nur gut, wenn ich mir dabei zu verrathen erlaube, daß jene Späße, in denen sich die zu angespannte Natur erholt, leicht auch in das Gebiet derer gerathen, welche man saftige nennt, gerade wie Mephistopheles dort dem trockenen Tone eine witzige Ausführung folgen läßt, die in dieses Saftige ausläuft. „Saftig", die Benennung ist an und für sich wahrhaft bezeichnend und eine von den lehrreichen Feinheiten des Sprachgeistes, d. h. an und für sich nur eine Aufhebung des „Trocken" durch seinen lebendigen Gegensatz. Was trocken wird, dem geht das Leben aus, das Leben braucht Saft, in der Pflanzenwelt wie in dem des Geistes und der Seele. Diesen Lebenssaft bietet aber der Unterrichtsstoff selbst eigentlich immer dar, in verschiedenster Form, nicht am wenigsten der deutsche, und ich darf mich wol noch einmal auf meine Schrift berufen, in der ich kein Ziel nachdrücklicher verfolgt habe, als das, den Lehrern zu zeigen, wie sich gerade im deutschen Unterricht der Stoff aus lähmender Trockenheit in Leben umsetzen, mit dem vollen Lebenssaft erfüllen läßt, der ihm eben selbst schon innewohnt und eigentlich nur durch den trocknen Ton ausgepreßt wird, daß vom Ganzen dürre Schalen oder Reiser übrig bleiben. Wer diesen belebenden Weg des Unterrichts findet, der kommt selbst in sich schön und voll belebt aus der Stunde ins Sprechzimmer und braucht jene Ergänzung seines inneren Lebens durch vom Zaun gebrochene saftige Späße gar nicht, ja sie schmecken ihm gar nicht, sie widern ihn an, in ihm lebt eine Heiterkeit, die sich in Humor von ganz anderer Farbe und anderem Werthe Luft macht.

Aber meine Einleitung wird zu lang für den kleinen Spaß, dem sie dienen sollte, kommt auch selbst wol in die Gefahr, in unbeliebten trockenen Lehrton zu fallen und kann doch die Wichtigkeit der Sache nicht ergründen oder deutlich genug machen, so sehr mir daran läge, den Werth des Humors im Unterricht einmal recht deutlich herauszustellen, auch für die sogenannte Disciplin, für die er besonders wichtig ist. Ich nehme übrigens den Begriff in seinem allerweitesten Sinne, zunächst als die stille weitausgreifende Heiterkeit der Seele, die sich einstellt, wenn man die Weltdinge mit allem ihrem Schwierigen, Fraglichen und Düsteren von einem genügend erhöhten Standpunkt aus übersieht, und das soll doch der Lehrer können oder lernen? Es gibt aber für diese Kunst keine bessere Schule, als den Verkehr mit der frischen Jugend, die jene stille Heiterkeit als Untergrund alles Denkens und Fühlens, als Behagen am bloßen Dasein noch wie angeboren mitbringt, und der ein welterfahrener Mann die Weltdinge zum Verständniß vermitteln soll im

Lichte jener höheren stillen Heiterkeit, die von oben her der angeborenen jugendlichen die Hand reichen soll oder kann, daß das dazwischen sich breit machende Düstere in seine rechte Stelle gerückt oder gedrückt werde, d. h. als Schatten im Bilde, der ihm ja nothwendig ist. Wie oft erinnere ich mich erlebt zu haben, daß mir diese stille Heiterkeit der Stimmung im Unterricht bald von selber kam, wenn ich sie auf dem Schulwege noch gar nicht gehabt hatte, auch bei einem an sich trockenen Stoffe. Was man im engeren Sinne Humor nennt, das sind gleichsam Blüthen, in denen der stille heitere Untergrund wie in deutlicheren Gestalten herausbricht, Späße aber sind wie Zuckerklümpchen auf Kuchen, in denen sich der auf das Ganze ausgestreute Zucker durch Zufall stellenweise zusammenballt; sie sind ein wonniger Fund für den Gaumen des Kindes, aber nur so stellenweise, und ebenso die Späße, wie sie im Unterricht der Gegenstand oder das natürliche Irren des lernenden Geistes von selbst auftreibt und über den ernsteren Ton der Pflichtarbeit streut. Sie frischen den Ernst des Lernens an, indem sie dem Geiste neue Spannkraft geben, wie ein Schluck Wasser oder Wein den streng Arbeitenden. Man muß solche sich darbietende Späße mitnehmen, wie ein Wanderer, der bei aller Freude und Bereicherung doch auch Mühe und Ermüdung genug hat, um an einer frischen Quelle sich dankbar zu erquicken zu frischerem Weiterwandern. Daß sich der Ernst der Arbeit und der Weltdinge mit diesem Humor ganz gut verträgt, daß sich beide gar nicht zu stören brauchen, ja daß der Humor dem Ernste selber seine auch ihm nöthige Frische geben kann, will ich doch nicht zu sagen vergessen, Ausführung ist hier nicht möglich, der erfahrene Lehrer braucht sie auch nicht.

Aber endlich zur Sache. Ich hatte einmal in Tertia für die Hundstagsferien die Aufgabe gestellt, einen hervorragenden Tag aus dem Ferienleben zu schildern, als Mittel, die Schüler auf den Weg zu bringen, wo sie ihre eigene Erfahrung verarbeiten, d. h. theils getreu auffassen, theils unter einem darin mit gegebenen höheren Gesichtspunkte sichten und zusammenfassen und mit sichtender Auswahl zu einem kleinen Ganzen gestalten lernen, ein Ziel, in dem sich mir je länger je mehr die wahre Aufgabe der deutschen Aufsätze darstellte. Da brachte nun ein Voigtländer eine Wanderung, deren Mittelpunkt das Göltschthal mit seiner berühmten Eisenbahnüberbrückung war. Die Brücke hieß aber bei ihm — die Geldstahlbrücke. Ich stutzte nicht wenig beim Corrigiren (man kann bei dieser sauren Arbeit eine solche Auffrischung auch gar wol brauchen): die Geldstahlbrücke, wundersame — Volksetymologie! Ich hatte etwas so Spaßhaftes bei allem Corrigiren noch nicht erlebt. In der Classe beim Zurückgeben der Arbeiten gab es denn auch Spaß, großen Spaß,

es war ein rechtes Zuckerklümpchen auf dem Kuchen. Daß es auch dem, der es wider Willen gemacht hatte, nicht bitter wurde, dafür sorgte ich nach Möglichkeit, denn das bloße Auslachen des Einen durch die Andern gehört nach meiner Meinung nicht auf den Lehr- und Erziehungsweg, außer wo etwa der Dummheit Böses, wie Trotz oder Frechheit beigemischt ist. Aber eine einfache Dummheit war es ja auch nicht, vielmehr Gedanke genug darin. Wie nach dem lustigen Lachen näher nachgefragt wurde, woher diese wundersame Umdeutschung gekommen wäre, da kam heraus, daß der gewaltige Bau fest wie von Stahl gedacht war und — recht naheliegend einem armen Schulmeistersohn oder was er war — viel Geld gekostet haben mußte. Gelesen hatte er das Wort offenbar noch nicht, gewiß auch nichts vom Göltschthal, wahrscheinlich aber schon von der Brücke mit Bewunderung reden hören, und so war es vielleicht der erste Schein, mit dem der Wunderbau in seine Kindergedanken gekommen war und den er festgehalten hatte. Für das Ohr trifft ihn dabei kein Schatten von Vorwurf, denn das ö klingt im Volke nicht anders als e, und damit sind Göltschthalbrücke und Geldstahlbrücke dem Klange nach wirklich vollkommen eins.

Um aber meinen volksetymologischen Tertianer noch besser zu decken, gleich noch ein ähnliches Schulgeschichtchen. Ich ertappte einmal einen Quartaner darüber, daß er in Arndts Liede vom deutschen Vaterlande in den Versen „So weit die deutsche Zunge klingt Und Gott im Himmel Lieder singt" Gott als Nominativ auffaßte, also Gott selber singen ließ. Das gab denn auch Spaß. Noch größeren aber, zugleich mit nützlicher Lehre, als ich das einmal in einem Kreise studierter Altersgenossen bei einem Glase Wein, als wir auf Schulspäße kamen, zum Besten gab und dabei — einer der Freunde an sich entdeckte und es erstaunt gestand, daß es ihm bis daher eigentlich auch so gegangen sei! und er war so wenig ein Dummer, daß er auf der Schule z. B. zu den besten Lateinern gehörte und darum zu den Lieblingen des Rectors. Es war eben noch der erste Schein oder Schatten, der ihm bei den Versen in die Kinderseele gefallen und fest geblieben war, wie dort wol die Geldstahlbrücke. Sieht man freilich den Schatten näher an, so kommt das Spaßhafte heraus, als ob Gott nur im deutschen Himmel singe und wol auch nur deutsch, also Arndts Gedanke mit Kinderphantasie wie ins Ungeheuere vergrößert; das Singen Gottes selber könnte seine dunkle Anknüpfung an der Harmonie der Sphären oder dem biblischen Gesang der Engelchöre gehabt haben, von der man ja auch früh genug hört als herrlichster Musik im Himmel. Man sieht wol wieder, wie hochnöthig und nützlich es für den Lehrer ist, gerade den deutschen, die dunklen oder halbdunklen Gedanken und Regungen der Kinderseele kennen und verstehen zu lernen,

und damit kann er eigentlich nur bei sich selbst anfangen, es ist ja auch ein hohes Vergnügen.

Übrigens komme ich dabei auch wieder auf den Standpunkt des oben gedachten Schülers, der ein frischer Kerl ist. Wenn dieses Gott als Dativ und das Mißverständniß als Nominativ im Unterricht einmal zur Sprache käme, könnte dem einfallen: Ja wer ist denn daran schuld? warum sieht denn Gott im Dativ nicht anders aus als im Nominativ? Und er hätte recht, und wenn ers ausspräche, so würde ich mich daran erfreuen. Das „Gott" steht dort noch dazu an der rechten Stelle des Subjects, also ist die Sprache, die Grammatik selbst schuld an dem lustigen oder ärgerlichen Mißverständnisse, und wenn ein Lehrer darüber ärgerlich zankte, hätte er vielmehr die Grammatik auszuzanken. Es ist nur seltsam, daß der Dativ Gotte gegenwärtig ganz unmöglich ist und als Fehler klingt, während man ihn noch in der Bibel list und anderseits z. B. Spott als Dativ von gewissenhaften Lehrern als Fehler behandelt und Spotte verlangt wird. Ebenso seltsam ist es im Grunde, daß der Dativ Deutschlande jetzt ganz und gar außer den Gedanken liegt (und noch im 18. Jahrhundert kommt er doch vor!), während im deutschen Lande noch das Herrschende ist, und ebenso Frankreiche als Dativ völlig undenkbar ist neben im Frankenreiche. Darauf einmal hinzuweisen in der Stunde ist höchst anregend, denn es tritt als ein Räthsel auf, nach dessen Lösung dann gesucht wird wol von Allen.

3.

Etwas vom Sprichwort in der Schule.*)

Vom Sprichwort als Lehrmittel etwas zu sagen oder in Erinnerung zu bringen, da Neues darüber kaum zu sagen ist, veranlaßt mich der Aufsatz im 2. Hefte dieser Zeitschrift, der einen Vorschlag bringt zur Stellung anregender Themata zu Aufsätzen für die obersten Classen. Die deutschen Aufsätze sind ja der wichtigste Grundfaden im ganzen Gewebe des geistigen Erziehungswesens, an dem sich von der untersten Classe bis zur obersten die eigentliche Entwickelung der wachsenden Geister zu vollziehen hat oder zu erkennen und zu leiten ist, auch in der Lateinschule, was schon in meiner Lehrerzeit von keinem unbefangenen Gymnasial-Lehrer verkannt wurde, so ausschließlich classisch auch sonst seine Gesinnung sein mochte, und jetzt wol allseitig außer Frage ist. Daß aber an der thatsächlichen Handhabung dieses wichtigsten Bildungshebels noch gar

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1, 473 ff.

Manches zu bessern und das Rechte noch mannigfach zu suchen bleibt, das ist wol auch außer Frage. Ich selber möchte z. B. gern, wenn ich könnte, gleich noch einmal ausführlicher zurückkommen auf die Behandlung der Aufsätze als Kunstübung*), ein Gesichtspunkt, unter dem sich dabei zuletzt alles Fragliche wie in seinem Brennpunkt sammelt, so sehr der Standpunkt zu hoch gegriffen scheinen mag; aber es scheint nur so, denn jede auch kleinste Stilfrage, mit der die Schüler und Lehrer zu thun bekommen, fällt doch zuletzt unter den Kunstgesichtspunkt.

Aber vom Sprichwort. In jenem Aufsatze thut mir der Herr Verfasser die Ehre an, sich auf eine Äußerung in meinem Schriftchen**) zu berufen als Ansatz zu seinem Gedankengang, besonders auf die Worte: keine moralisirenden Themata u. s. w., und gibt dann als Beispiel das Sprichwort „wer ernden will, muß säen", dessen Brauchbarkeit als Thema mit der Äußerung abgethan wird, wenn ihm ein Schüler einfach darunter schriebe: das versteht sich von selber, so würde er sich darüber freuen. Ich für meine Person freue mich zunächst lebhaft über dieses Rechnen mit der inneren angeborenen Freiheit der Schüler, für deren Anerkennung ich mich in meinem Schriftchen wol viel bemüht habe, um sie sowol als Ausgangspunkt wie als Zielpunkt des ganzen Lehrwesens zu gewinnen. Auch wo sie sich zu Keckheit steigerte in ihren Äußerungen, würde ich neben der nöthigen Zurückweisung doch eine geheime Freude daran empfinden. Der nöthige Umschwung vom alten Standpunkte hinweg und über ihn hinaus, wo der Schüler einfach als leeres, gleichsam in sich blindes Gefäß behandelt wurde, das vom Lehrer möglichst voll zu stopfen wäre mit den Kenntnissen, Meinungen und Einsichten des Lehrers, könnte sich nicht besser äußern, er kommt wol wirklich in Gang. Freilich: erzogen sein will und muß diese angeborene innere Freiheit, das liegt auch schon nach den beiden Seiten des Begriffes, ich meine die Freiheit und Eigenart des Zöglings und die ihr nöthige Zucht, genügend gegeben in dem ursprünglichen Bilde des aus alter Zeit überkommenen Wortes „erziehen", in dem der junge Mensch als Pflanze in der Pflege des Gärtners gedacht ist (vgl. oben S. 6); der Lehrer vom alten Schlage gleicht mehr einem Gärtner, der eine lebendige Pflanze samt ihren Blumen und Früchten zusammenkleben wollte aus einzelnen von abgestorbenen Pflanzen zusammengesuchten Stückchen, als dem wirklichen Gärtner, der sein ganzes Thun auf die Natur der Pflanze gründet, auf das ihr eingeborene Leben mit seiner Freiheit und Kraft, das frei-

*) Frick und Richter, Lehrproben und Lehrgänge. 5. Heft (1885).

**) Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. 5. Aufl. Leipzig 1895.

lich in seinem Wachsen Lenkung von höherer Einsicht in die letzten Zwecke braucht, daß launenhafte Willkür und Zufall verhütet oder doch beschränkt werden, die von diesen Zwecken nichts wissen. Für das Erziehen in diesem Sinne gibt es wirklich kein gedeihlicheres Beet im Garten der Schule, als den deutschen Aufsatz.

Allein in jener gedachten kurzen und kecken Lösung der in dem Sprichwort aus dem Bauernleben gestellten Aufgabe geschähe doch ein Mißbrauch der Freiheit, das eigentliche Wesen des Sprichwortes wäre da verkannt, vom Schüler und auch vom Lehrer. Was ich meine, kann wol rasch deutlich werden an einem andern Sprichworte aus dem Dorfleben: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme." Das wird Niemand vom wirklichen Apfelbaum brauchen, es kann auch unmöglich in bloßer Anwendung auf den Baum und Apfel selber entstanden sein, denn das — versteht sich wirklich zu sehr von selber, um Sinn zu haben. Der Sinn kommt ihm und ist sein Vater gewesen durch Anwendung des jedem bekannten nothwendigen und einfachen Vorganges auf Fälle im Menschenwesen, die damit verglichen ihre Klarheit erhalten, durch Anwendung auf Kinder und Eltern oder auch das ganze Geschlecht, aus dessen in der Gemeinde wohlbekannter Eigenart die ungewöhnliche Art eines Einzelnen aus dem Geschlechte erklärt wird. Denn daß diese erklärende Vergleichung der Menschenart mit Baum und Pflanze unserer Vorzeit ganz geläufig war (es wäre ausgeführt ein ziemlich wichtiges Capitelchen), das ist noch jetzt leicht zu erkennen z. B. an dem „Stammbaum" von Geschlechtern, an „Sprößling" von Kindern, an dem ironischen „ein schönes Früchtchen", das nämlich von einem Baum oder Stammbaum gekommen ist, wie der Apfel in dem Sprichworte.

Und es ist mit allen Sprichwörtern, die zunächst so Einfaches, Selbstverständliches aussagen, nicht anders. Der einfache Vorgang dient als Bild, in und hinter dem bei der Anwendung ein anderer Vorgang wie erklärt aufleuchtet oder gleichsam hindurchscheint, der nicht einfach, sondern verwickelt, nicht sinnenfällig, sondern geistig ist, ein Vorgang aus dem Geschehen und Treiben der Menschenwelt, der unverstanden beunruhigt, sein beruhigendes Verständniß aber darin findet, daß in ihm versteckt dieselben Verhältnisse (ich möchte das Wort hier mehr mathematisch verstanden wissen) aufgewiesen werden, die bei jenem einfachen, sinnenfälligen Vorgang für jeden offen zu Tage liegen, und das thut das Sprichwort. So ist es eigentlich eine kleine kurze Dichtung, aber vom höchsten Werthe, den Dichtung überhaupt haben kann, offenbar auch vom höchsten Lehrwerthe. Auch das Sprichwort vom Säen und Ernden ist zuerst gewiß gebraucht worden, wie es jetzt noch dient, im Munde eines Erfahrenen gegen einen Jungen, der vom Leben Glück und Freude for-

derte, selbst aber nicht Lust hatte, sich dafür wacker zu regen, der „Früchte" geschenkt genießen wollte ohne vorbereitende Anstrengung und umsichtiges geduldiges Arbeiten, und dafür kann es noch jetzt kein besseres, lehrhaft durchschlagenderes Bild geben, als das von der Bauernarbeit.

In der alten guten Zeit waren denn auch die Sprichwörter, diese uralte Volksweisheit voll echter Poesie, ein wichtiges Erziehungsmittel im Hause. Namentlich die Mütter hatten sie reichlich zur Hand und wußten sie schlagend anzuwenden, nicht aus Büchern, sondern schon aus ihrer eigenen Kindheit her, wo sie selbst damit erzogen worden waren. Da that ein kurzes Sprichwort tiefere Wirkung, als es eine lange und feine moralische Ausführung kann. Ich erinnere mich z. B. aus meiner Kindheit, daß ich einmal meiner Mutter eine lange Klage machte von einem Hader, den ich mit einem Kameraden gehabt hatte. Aber sie gieng auf meinen Kummer und Ärger gar nicht weiter ein und sagte nur: „Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus." Ich stutzte ärgerlich, verstand aber bald das Bild und wie es hier gemeint war, und wußte es auf mich und meinen Fall beruhigter anzuwenden, auch für künftige Fälle wol aufzubewahren. Oder als ich mich einmal mit einem Rechenexempel schwer zu plagen hatte und es auch der Mutter klagte in halber Verzweiflung, sagte sie mir einfach: „Es ist kein Meister vom Himmel gefallen." Das kühne Bild hob die Gedanken zu staunendem Nachdenken, hob auch den gedrückten Sinn sofort über die Noth des Augenblicks hinaus und flößte zugleich Geduld und Muth ein durch den großen Ausblick auf die Zukunft, die man unter dem Druck des Augenblicks vergißt, die wenigen Worte! Das war denn die rechte Lehre, die beste, die möglich ist, d. h. eine Erkenntniß aus frischer eigner Erfahrung gewonnen, nicht unvermittelt in halbverstandenen Worten von oben ins Gedächtniß hineingesteckt, wie es die Schule so oft macht, meinetwegen auch wol machen muß; hier vielmehr eine Lehre aus unmittelbarem Erleben, von dem die Mutter als Lehrerin gleichsam die Blüthe abpflückte und in der bewegten Seele niederlegte zu künftigem Fruchttragen, in Form eines alten Wahrwortes, das sich mit seinem malerischen Bilde der Vorstellung mit festen Zügen wahrhaft einprägte und zugleich seine frisch empfundene Bedeutung in der Seele ebenso unauslöschlich niederlegte. So und nur so ist das sogenannte Gedächtniß bei seiner rechten Arbeit. Das ist der Weg der Lehre, den auch die Schule suchen muß, und sie kann ihn auch mit ihren Mitteln bis auf einen gewissen Grad gar wol finden, aber nur dann, wenn sie die Worte, die sie zu lehren hat, zugleich mit ihrem ganzen ursprünglichen Lebensinhalt erfüllt und gleichsam in die Thatsächlichkeit der äußeren und inneren Erfahrung zurück übersetzt, aus der sie entsprungen sind, daß die Schüler Wort und

Sprache in sich durchleben, wie neu an sich erleben, möglichst so wie in den erzählten kleinen Fällen, die ja auch durch größere, wichtigere, gehaltvollere zu ersetzen wären. Das und das allein bleibt für alle Zeit der rechte Sprachunterricht in seiner möglichsten Vollendung, er ist aber offenbar so nur möglich in und mit der Muttersprache, in der nun einmal das Leben seine ersten und bleibenden Wurzeln hat.

Um aber wieder auf das Sprichwort zu kommen, so ist wol die gute alte Zeit seiner vollen erziehlichen Wirksamkeit jetzt vorüber, beim sogenannten Volke zwar nicht, aber wol in den sogenannten gebildeten Kreisen. Ich zweifle, ob die Mütter, die aus unsern höheren Töchterschulen kommen, die alten Sprichwörter noch so zur Hand haben, wie es wünschenswerth wäre, ob sie sie überhaupt noch genügend kennen oder doch genügend erkennen und schätzen. Sie werden da mit reichen Kenntnissen aus Literatur, Geschichte, Kunst, Musik, Ästhetik und was nicht Alles möglichst angefüllt, wol auch nur gedächtnißmäßig vollgestopft, und neben diesen glänzenden Mächten, die im Salon die Herrschaft führen, auf den sich die moderne Frauenbildung leider so leicht zuspitzt, erscheinen wol jene alten Kernsprüche wie alter Bodensatz, den man dem in der Bildung zurückgebliebenen gemeinen Mann überläßt. Glücklich, wenn noch ein Lehrer an einer Schule sich findet, der neben seiner modernen Wissenschaft auch für jenen zurückgebliebenen Standpunkt noch Gefühl, Verständniß und Erfahrung genug übrig hat, vielleicht von der eignen Mutter her, um ihn in den modernen Salonglanz muthig mit herein zu nehmen und rechtzeitig geltend zu machen. Und in den städtischen Knabenschulen, Gymnasien u. s. w. ist es im Grund nicht anders.

Es ist wol klar, daß da ein Feld vorliegt, wo der Schule die Aufgabe zuwächst, dem Hause bei der Erziehung und Lehre die Hand zu reichen und sie ergänzen zu helfen, d. h. das Volksmäßige, das immer und ewig der einzig gesunde Boden auch für alle höhere Bildung bleibt, für diese retten zu helfen. Thut sie das doch schon länger und in klarster Erkenntniß und Überzeugung mit den Märchen, Sagen, Volksliedern, die ihren Ursprung auch in dem sich selbst überlassenen Volksleben, nicht in der Gelehrsamkeit haben, nun aber von der gelehrten Pädagogik dankbar als unentbehrliche Bildungsmittel aufgenommen sind. Und in diesen Kreis gehören auch die Sprichwörter, aber mit dem Unterschiede, daß sie fürs ganze Leben, nicht bloß für die Jugenderziehung ihren Werth haben. Denn auch im großen Ernst des Lebens, z. B. bei politischen Versammlungen, kommt es vor, daß die Erregung der Geister ihren beruhigenden Abschluß dadurch findet, daß ein Redner einen alten Spruch glücklich zur Hand hat und rechtzeitig anwendet, der von der erregenden Frage und der Sachlage wie man sagt das Fett abschöpft oder den Nagel auf

den Kopf trifft, besser als eine lange theoretische Erörterung vermag. Und ähnlich im Hausleben, wo in auftauchenden Nöthen und Schwierigkeiten ein gut angebrachtes Sprichwort die Wolken der Sorgen und Irrungen durchbrechen und Klarheit und Muth geben kann mit dem Lichte uralter Erfahrung, das alle Noth und Verwirrung des Augenblicks überleuchtet; diese alten Sprüche, eben der Niederschlag uralter Erfahrung, sind für sich so einfach und selbstverständlich und sagen doch so viel oder Alles bei rechter Anwendung auf den Augenblick, z. B.: Es ist noch nicht aller Tage Abend, oder: Niemand kann zweien Herren dienen, oder: Ein Baum fällt nicht auf einen Hieb u. s. w.

Die Behandlung der Sprichwörter in der Schule dürfte freilich nicht, woran der gewissenhafte Lehrer zuerst denken mag, systematisch geschehen, oder bloß unter dem literarischen Gesichtspunkte, wol gar mit Rücksicht auf Vollständigkeit oder auf Examenzwecke, sondern immer in den Wegen des Lebens, darum auch ebenso beiläufig, wie sie im Leben auftauchen. Die Schule müßte damit möglichst dem Leben selbst nachahmen, daß sie auftreten, wo sie von der Gelegenheit an die Hand gegeben werden, die sie zugleich erklärt, und dazu werden die Unterrichtsstoffe selber wie das Leben der Schüler unter sich genügenden Anlaß geben; das würde oder könnte für Schüler und Lehrer ein rechtes Labsal werden, eingestreut in die sonstige anstrengende und so oft auch trockene Arbeit. Und wenn solche Gelegenheiten auch geflissentlich gesucht würden, so würde das schon gut sein, ebenso wenn in den oberen Classen gelegentlich zur Vergleichung verwandter Sprichwörter fortgeschritten würde oder solcher, die sich zu widersprechen scheinen oder wirklich widersprechen, weil die zu Grunde liegende Gelegenheit von verschiedenen Seiten aufgefaßt ist. Auch ein vergleichendes Zuziehen fremder Sprichwörter, lateinischer, griechischer, französischer, englischer wäre in oberen Classen thunlich oder rathsam und könnte fruchtbar werden, und mit solcher Vergleichung wäre doch auch der Weg der wissenschaftlichen Behandlung und Verwerthung betreten, so daß der volle lebendige Hintergrund, der dabei immer die Hauptsache bleibt, nicht Schaden, sondern weiter greifenden Gewinn davon hätte.

Dieser volle lebendige Hintergrund wäre denn auch die maßgebende Rücksicht, mit welcher Sprichwörter als Themen für Aufsätze zu verwenden wären. Da kann ich mir auch Sprüche, wie den vom Ernden und Säen oben, gar wol als geeignete, ja treffliche Aufgabe denken, sobald der Lehrer den Schülern nahe genug legt, worauf es dabei ankommt. Das kann aber nichts Anderes sein, als daß der Schüler den Hintergrund zu dem Spruche, der ja bei allem Zusammentreffen in der Hauptsache ein endlos mannigfaltiger sein kann, wie die Erfahrung selber, aus dem Selbsterlebten, aus der eigenen Erfahrung (wobei man ja seine litera-

rische Erfahrung aus Büchern nicht auszuschließen braucht) herzustellen versuche. Damit würde auf das Ziel losgearbeitet, das mir immer und immer wieder als das letzte Ziel für die Aufsätze, ja für alle Schullehre überhaupt erscheint, d. h daß der Schüler sein Selbsterlebtes, Selbsterfahrenes (und das ist ja bei jedem ein anderes bei aller durchgehenden Ähnlichkeit) richtig und gründlich verarbeiten und für die höheren Zwecke alles Lebens verwerthen lerne, indem er die Masse der Einzelerscheinungen, die an ihn herantreten und in ihn herein wirken, bezwingen lernt mit den höheren Gesichtspunkten, die eben auch in den Sprichwörtern aus uralter Gesamterfahrung in knappen Formeln niedergelegt sind zum Gewinn der Nachwelt, die daran Wegweiser hat zur Abkürzung der Wege nach dem besten Ziele dieses Lebens, das man ja wol auch als die Kunst des Lebens bezeichnen kann.

Das führt aber zugleich auf den Gesichtspunkt zurück, in dem der Aufsatz eigentlich eine Art Kunstübung wird. Denn die Aufgabe für den Schüler wird damit zugleich eine solche, bei der eine Thätigkeit der Phantasie gefordert wird, d. h. der Phantasie, die nicht regellos oder zügellos ihren beliebigen Einfällen nachläuft, sondern der erlebten Wirklichkeit getreulich nachgeht, um sie zu verarbeiten mit der Kraft klarer Vorstellung im Dienst eines beherrschenden Gedankens. Wie nützlich oder nöthig ist für Knaben und Mädchen eine Schulung der Phantasie, die gerade in diesem Alter so lebendig und bedürfend auftritt und sie je nach ihrer Anwendung auf heilsame oder verderbliche Wege führt! Für diese Schulung kann ich aber, wenn ich den ganzen Kreis des Schulwesens durchsuche, durchaus kein besseres Mittel finden oder mir denken, als solche Anwendung auf Verarbeitung der eignen Erfahrung, der äußeren und der inneren, die ja beide nicht zu trennen sind, wie sie nie getrennt auftreten. Auch die Lust des eignen Schaffens, die der Phantasie als Drang innewohnt, eigentlich als ihr Kern, fände hier ihre rechte Nahrung und Befriedigung. Schon das Wiedererzählen eines Erlebnisses ist ja zugleich ein Nachschaffen, und wenn bei der Ausführung „Wahrheit und Dichtung" in einander liefen, so wäre auch das nicht schädlich, sondern förderlich (zumal es doch nicht wirklich zu verhüten ist), wenn nur das Zudichten bei der Wahrscheinlichkeit bleibt und der Hauptaufgabe richtig dient, sodaß die Arbeit ein in sich geschlossenes Ganze wird, mit dem Sprichwort als Spitze oder Blüthe, die sich daraus von selbst ergibt.

Wie gerade von den Sprichwörtern an die ausmalende Phantasie Ansprüche gestellt werden, auch bei den Erwachsenen, ist oft zu finden, z. B. bei dem Sprichwort: „Gebranntes Kind scheut das Feuer." Da fehlt eigentlich eine Hauptsache, nämlich: die Warnungen der Mutter vor dem Ofen oder Herde haben doch nichts gefruchtet, erst der eigene Schmerz

des naseweis Ungläubigen oder Sorglosen gibt ihm die wirksame Warnung. Und das setzt sich im Leben fort in anderer Form, da stehen statt des Ofens andere Gefahren, an denen man sich erst „die Finger verbrennen" muß, um „daran zu glauben", nachdem man aller Warnung und Lehre nicht geglaubt hatte. Daher eben das Sprichwort auch in der Anwendung auf das Leben, wie jenes vom Ernden und Säen.

Mit diesem Verfahren wäre übrigens auch für das sogenannte Moralisiren, das man früher ungeschickt abstract betrieb, das aber doch an und für sich recht eigentlich in die Schule gehört, die rechte gesunde Haltung und Stellung gewonnen, was wol keiner weiteren Ausführung bedarf.*)

4.

Noch ein Schulspaß oder ein paar, dabei etwas von Denkübungen.**)

Ich habe aus meiner Lehrerzeit her noch Manches in Erinnerung, wie jene „Geldstahlbrücke", hauptsächlich schöne Stellen aus den deutschen Aufsätzen — schön, ich meine das nicht spöttisch. Wenn die wöchentliche Fluth von Fehlern, durch die der deutsche Lehrer hindurchwaten und -baden muß, ihm als Masse von Verdruß und Ärger an die Seele kommt, wenigstens ehe man in sich auch dafür den rechten Punkt ruhiger, ja heiterer Behandlung gefunden hat, so treten doch unter den Fehlern, die einen als jene Masse wirr und düster ansehen, auch solche heraus, die etwas Leuchtendes haben durch unbewußten Humor, und diese kann man wol schöne Fehler nennen, für den Lehrer, wie für den Schüler, da doch Fehler einmal nöthig sind als Stufen zum Aufsteigen in das Rechte, eine erwünschte Würze an die trockene Kost.

Eine solche schöne Stelle ist wol folgende aus einer Secundanerarbeit, eine Frucht der goldenen Hundstage. Die Aufgabe war, einen Tag oder so aus der Ferienzeit zu schildern. Da schilderte mir denn einer, kein Schwacher, sondern ein guter Mittelkopf, eine Wanderung in seiner Heimat, dem Voigtlande. Die Sache war recht hübsch angefaßt, mit entschiedener Stimmung: Ausrücken an einem Sonntagmorgen, bei

*) Von einer Schrift, die den Gegenstand behandelt und auf die zu verweisen wäre, kann ich nur den Titel angeben: Günther-Peschel, Entwürfe zu Vorträgen und Aufsätzen über 100 Sprichwörter und 100 Schillersche Sprüche für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Aufl. Leipzig 1882. XVI u. 460 S. 4 M.

**) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 2, 277 ff., hier mit Kürzungen.

schönstem Wetter, den Wanderstab in der Hand u. s. w., den Berg hinauf, freudige Erwartung im Herzen, oben aber vor dem Walde ein Verweilen mit Rückblick auf das heimatliche Dorf im Thale, von dem es Abschied zu nehmen galt und das man von hier so übersehen und einsehen konnte. Der Blick fesselte um so mehr, als eben die Glocken von dem lieben alten Thurme zur Kirche riefen und man die Kirchgänger schon daher kommen sah, alle wohlbekannt. Man las mit einer gewissen befriedigten Spannung und war in Gedanken wirklich bei dem Thomasschüler in seinem Stand auf dem Berge. Aber, so viele schöne Gedanken durch den Kopf giengen, „die Zeit mahnte, ich mußte weiter, wandte mich entschlossen zum Gehen und verschwand im Walde".

Das mußte denn in der Classe vorgelesen werden (natürlich mit Fernhalten jedes spöttischen Anklangs). Da gab es ein Lachen, eine lichte Stelle im Ernste oder der Leere, die sonst herrscht. Aber nicht Alle lachten, wol die nicht, die darin den Fehler noch nicht sahen, nur eine schöne Wendung, wie sie solche so eifrig suchen beim Ausarbeiten. Aber nach dem Spaß die Arbeit. Der Geist denkt auch viel frischer, wenn er, oder sein Inhaber, eben gelacht hat. Der Fehler mußte genau aufgesucht werden, die Schüler mußten helfen (der Spaßmacher selbst schwieg dabei). Ich weiß leider nicht mehr, wie das verlief, aber was heraus kam, war natürlich: dem jungen Schriftsteller war die schöne Wendung angeflogen aus irgend einer Novelle, bei der Anwendung hier aber vergaß er über der Freude an dem Fund, daß er, der Erzähler, selbst auch der Wanderer war. Er hatte wirklich einen höheren Gesichtspunkt eingenommen, aber wie in den Wolken, aus denen er sich selbst wandern sah, falls er nicht dunkel an die Seinigen gedacht hatte, die ihm im Dorfe unten im Geiste nachsahen. Denn im Dunkel oder Halbdunkel der Seele entstehen ja diese Dinge, auch solche ungewollte Späße. So gab es da zu lachen und zu lernen zugleich.

Ähnlich war, wenn auch nicht so hübsch, eher was man in der Schulsprache dumm nennt, ein Denkfehler in einer Tertianerarbeit, von einem Schwachen. Aufgegeben war Schillers Gedicht „die Schlacht" zu behandeln, die so viel zu denken und zu finden gibt; sie ist ja noch zu schwer für Tertianer, aber hochanregend. In den Arbeiten war denn auch viel von Verwundeten und Todten die Rede, die „das Schlachtfeld bedeckten". Einer aber brachte das Wort auch an der Stelle, wo der Freund den Freund plötzlich vor sich liegend findet: der Fuß strauchelt über den Leichnamen. „Und auch du, Franz!?" Zur Erklärung hieß es da, er hätte mit Schrecken gesehen, wie auch sein Freund „das Schlachtfeld bedeckte". Da gab es denn auch zu lachen, zu lernen oder zu finden, freilich nicht viel: daß ein Körper zu klein ist, um ein Feld zu bedecken,

und daß auch von einer Menge der Ausdruck eigentlich ein übertreibender ist, aber mit der Übertreibung, wie sie die Sprache in Menge anwendet, besonders um einer hochgespannten Stimmung genugthuenden Ausdruck zu geben. Übrigens wäre beinahe im Eifer übersehen worden, daß der Verfasser in dem „auch" eine gewisse Deckung fand. Damit erhielt der Gedanke die Wendung, daß eigentlich gemeint war: daß auch sein Freund unter denen war, die das Schlachtfeld bedeckten. Damit wurde begreiflich, wie er von dem Berechtigten her zu dem Spaßhaften gekommen war.

Ähnlich auch, nur noch mehr oder völlig ins sogenannte Dumme übertretend, war ein Fall in einer Tertianerarbeit über Goethes Spruch: „Mir gäb es keine größre Pein, Wär ich im Paradies allein." Es kam nichts Rechtes dabei heraus, ich merkte erst an den verfehlten Aufsätzen, daß den Schülern für die darin liegende Frage noch die Erfahrung, das eigne Erleben fehlte. Die Allermeisten hatten sich in der Noth mit dem Spruche geholfen von der getheilten Freude, die doppelte Freude ist u. s. w. So kam denn dies „theilen" fast in allen Arbeiten vor, es wurde wahrhaft todt geritten. Einer aber, der Schwächste in der Classe, machte es bei dem allgemeinen Ritte möglich, von Freude zu sprechen, die man „allein theilen" müsse. Darüber mußte denn auch gemeinsam gelacht werden und daran gelernt, wie gefährlich es ist, geläufige Redensarten zu gebrauchen, ohne daß man sie ordentlich ansieht.

Und noch eine kurze Moral, die ich am liebsten recht lang machte. Mich erinnert die Sache zugleich an die sogenannten Denkübungen, denen man einst im Unterrichtswesen hohen Werth beilegte; man suchte wol gar darin den eigentlichen Schlußstein des pädagogischen Baues für das Volksschulwesen, das Hauptmittel zur letzten Schulung des Geistes. Auch in die Gymnasien waren sie eingedrungen, warum auch nicht? Wir hatten z. B. auf der Thomasschule i. J. 1836 in Quinta wöchentlich eine Stunde, die Denkübungen benannt war. Es wurde da wesentlich angewandte Logik getrieben, im Anschluß an Lesestücke.

Gegenwärtig nun sind die Denkübungen abgethan und wo sie erwähnt werden, dem Spott ausgesetzt, wie ein glücklich überwundener elender Standpunkt auf Kinderstufe. Mir geht es aber schon länger oft durch den Sinn, daß man auch wol da einmal das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat, daß sie doch recht wol wieder brauchbar wären in einer Zeit, wo das Stoffliche sich so sehr zum Herrn der Geister machen will, wie jetzt, daß ein kräftiges beherrschendes Denken darüber nie nöthiger war. Eigentlich ist ja jeder Unterricht zugleich eine Denkübung oder sollte es sein, die ganze Schule neben dem Lernen des Stoffes zugleich eine große Denkübung. Aber ich kann mir recht gut denken und habe mirs oft schon ausgemalt, veranlaßt z. B. durch Examenerfahrungen an

der Universität, daß und wie man diese Denkübung auch wieder geflissentlich und für sich betreiben könnte und sollte, und nicht bloß in den untersten Classen, daß den jungen Geistern zu der Stoffmasse, die sie verschlingen müssen, auch die freie Herrschaft darüber mitgegeben würde in Leben und Wissenschaft, die ja selbst beide zugleich eine fortgesetzte Denkübung im großen Stil sind. Natürlich müßte das mit der Änderung des Verfahrens geschehen, welche die fortgeschrittene Einsicht mit sich brächte. An die Stelle der kahl formalen Logik müßte eine höhere, ich möchte sagen eine lebendige sachliche Logik treten, bei der das Formale dann auch sein Recht, sein Leben ganz gewinnen würde, zumal mirs oft scheinen will, als ob bei dem Umschwung von der alten Logik weg nun doch das logisch Formale in unserer Geistesbildung zu kurz käme. Die alte Logik führte aus dem Leben fort in eine öde Schicht kahler Begriffsformen hinauf — aber die neue Logik müßte aus der Enge und Öde der Schule, der Stube hinaus ins volle Leben führen und die ewig geltenden Formen in und an diesem selber aufsuchen und zeigen. Wenn die alten Denkübungen klares Denken als Ziel aufstellten, müßte das, ohne als Ziel zu verschwinden, zunächst nun seine lebendige Ergänzung finden in deutlichem lebendigen Vorstellen, das der einzige Durchgang zu klarem Denken ist auf einer Seite, wie auf der andern zu rechtem Empfinden den Dingen gegenüber, das mir immer und immer in seiner hohen Bedeutung noch nicht völlig erkannt erscheint.

Mit diesem allgemeinen Reden davon wird freilich nicht deutlich, was eigentlich gemeint ist, wo nicht eigne Erfahrung des Lesers dem Geäußerten entgegen kommt. Aber ungefähr deutlich kann es wol werden an den vorgebrachten Denkfehlern, die in mir den Gedankengang wach riefen. Wenn sich jene Schüler deutlich vorgestellt hätten, was theilen, bedecken, verschwinden eigentlich ist, statt es nur in verwaschener abstracter Gestalt durch den Sinn und in die Feder gehen zu lassen, so wären die Fehler ausgeblieben, allerdings auch die Späße, die allen Betheiligten die Vorstellung auffrischen halfen. Diese gemeinsame Arbeit, die Fehler zu berichtigen, war aber doch selbst nichts andres als eine Denkübung in der angedeuteten Richtung. Auch was neulich in diesen Heften vom Sprichwort im Unterricht vorgebracht wurde, kann als verdeutlichendes Beispiel dienen. Weiteres vielleicht später.

5.

Ein Scherzspruch aus Volksmund, alt und neu.*)

Ich stieß einmal vor Jahren in einer Schrift Luthers auf ein merkwürdiges Stück Volkswitz, das er da im Streit glücklich verwendete und das denn gleich ausgeschrieben werden mußte, in der Schrift: Trostbrief an die Christen aus Leipzig unschüldig verjagt, gedruckt in Wittemberg 1533 als Anhang zu der Schrift: Verantwortung der aufgelegten (d. h. zum Vorwurf gemachten) Auffrur von Hertzog Georgen; es steht da auf dem 5. Bogen auf der Rückseite des ersten Blattes (in der Jenaer Ausgabe der deutschen Schriften Luthers 6, 14ᵇ). Es ist die Rede von dem Verhör, dem auf Befehl des Herzogs Leipziger Bürger, die sich zur neuen Lehre bekannten, unterworfen worden waren, das Gewissensexamen bezog sich auf das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Luther berichtet davon: „Ich höre wunder sagen, wie schimpflich (d. h. spaßhaft, zum Auslachen) die Verhörer auff dem Rathause zu Leipzigk sind angelauffen mit irem examiniren“ u. s. w.; nach dem Bericht klingt es, als habe sich das Verhör so gewendet, daß die Verhörten ihrerseits ins Fragen kamen und die Verhörer selbst die Examinirten wurden, aber immer Antworten gaben, die neben der Frage ausweichend vorbeischossen, „Vnd ist ir antwort (er hatte darüber wol schriftlichen Bericht vor sich) gleich wie jenes, der gefraget ward, **Wo gehet der rechte Weg hinaus,** Vnd er sprach, **ich hebe junge spechte aus, Wie viel sind dahin meile, Sie haben** (sprach er) **schnebel wie die pfeile, Ich meine, du seyest toll, Das nest ist eben vol** u. s. w. Eben solche antwort gaben die hochgelerten meister in Hertzog Georgen lande“ u. s. w.

Ich habe an der alten Schreibung absichtlich nur das Allernöthigste geändert und von einer sogenannten Regelung abgesehen, damit es zugleich als Probe dienen könnte, wie man damals zu lesen bekam; davon einen Begriff zu haben, ist ja wol auch den Lehrern dienlich, die nicht selbst über die alten Drucke kommen. Wegen der durchgeführten Kommata (es sind im Urdruck noch die ursprünglichen großen Kommata, die über den ganzen Zeilenraum hinweg gehen von oben nach unten) ist zu bemerken, daß sie damals auch als Lesezeichen zur Versabtheilung dienten, gewissermaßen als rhythmische Zeichen**); die großen Buchstaben, um Versanfänge zu bezeichnen, brauchen wir ja noch, hier dienen sie passend in prosaischer Fassung der Verse, um diese kenntlich zu machen. Man lernt

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 2, 294 ff.

**) Vgl. Hildebrand, Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie. Leipzig, Teubner 1890. Seite 121.

ja nun auch in Gebildetenkreisen diese Abweichungen im alten Kleid der Sprache mit Achtung ansehen, statt mit spöttischem Bildungsstolz, wie früher.

Aber zur Sache zu kommen: da tauchte glücklich aus Luthers Streitstimmung etwas echt Volksmäßiges auf, dem man einen eigenthümlichen Werth an Kraft und Witz sogleich ansieht. Er holte es aus seinem Gedächtniß herauf oder es kam ihm selber, wie wir jetzt da Schiller oder Goethe oder Lessing citiren, oder auch Horaz, Homer, Cicero, je nach dem Vorwiegen der Bildungsmasse, die in uns im Vordergrunde steht. Doch sind auch noch Sprichwörter zur Hand, Goldkörner aus dem eigensten alten Lebens- und Geistesvorrathe der Nation, werden aber wol im Bewußtsein immer weniger und dünner, was man mit Leidwesen ansehen darf. Hier lag auch ein solches Goldkorn vor, aber nicht vollständig, das zeigt das u. s. w., mit dem Luther abbricht, doch wol, weil er das Weitere bei seinen Lesern als bekannt voraussetzen konnte. Wie gieng der Spruch weiter? wie endete er?

Ich fragte deshalb vor Jahren bei meinen Quartanern einmal nach, und da wußte glücklich wenigstens einer davon aus seiner Heimat, Bischofswerda. Da hieß es so:

Freund, wo geht der Weg da naus?
  Ich nehme junge Staare aus.
Ich meinte, wo der Weg naus ginge?
  Sie sind heuer nicht zu geringe.
Mensch, seid ihr denn gar tolle?
  Sie haben Federn und keine Wolle.
Mensch, seid ihr denn bei Gott berathen?
  Morgen werden sie in Butter gebraten.

Das war denn auch glücklich vollständig, denn das Braten ist ja ein befriedigender Abschluß, wenigstens für den Gefragten auf dem Baume oben. Auch in Luthers Quelle kann das Ende so gewesen sein, zumal das „bei Gott berathen" im Reime darauf gar nicht neu, aber recht alt klingt, es ist ungefähr wie das merkwürdige „nicht bei Troste", das noch im Gange ist. Überhaupt sind die Abweichungen der neuen von der alten Form so unerheblich über die 333 Jahre hinweg, daß man daran aufs neue den Glauben gewinnen mag, von welcher Dauer solche Dinge sein können, wie sie im Untergrunde des Gesammtbewußtseins fortleben, fast unberührt von dem ewigen Wechsel in der bewußten Höhe. Wer weiß, wie weit der Spruch schon über Luthers Zeit zurück reicht.

Aber die Neugier war damit noch nicht befriedigt, die Abweichungen selber reizten die Begier nach Weiterem, das man nun als noch vorhanden vermuthen durfte. Ich habe daher wiederholt bei Gebildeten, die aus

dem Volke stammten, nachgefragt, bei Leuten aus dem Erzgebirge, aus Thüringen und Hessen, aber ohne Erfolg, sie wußten nichts davon. Und das ist mit der Anlaß, es hier vorzubringen. Von den Lesern dieser Hefte würde Mancher Gelegenheit haben, aus volksmäßiger Quelle danach zu schöpfen. Und wie dergleichen auf Schüler wirkt, hab ich oft erfahren. Sie sehen auf einmal, was sie als niedrig kennen oder empfinden, in die lichte Höhe des Geistes, des Lernens gehoben, in der es sonst verächtlich erscheinen will. So hilft es den leidigen Riß ausfüllen, der durch unser gebildetes deutsches Bewußtsein geht, ein Hauptleiden unseres Lebens. Und gerade jetzt ist ja eine heilsame Strömung im Gange und verstärkt sich mit jedem Jahrzehnt, ein Streben, über die französische und gelehrte Periode unsres Bildungslebens hinweg die eigne Vorzeit wieder zu ergreifen, in der man frisches Eigenleben schöpfen kann.

Und zu lernen ist gar Hübsches daran, die Schüler müßten aber selber möglichst dazu helfen. Einmal für das deutliche lebhafte Vorstellen, das nicht genug geübt werden kann und doch im gewöhnlichen Schulbetrieb so wenig geübt wird. Der Mann, der sich im Walde verlaufen hat und glücklich einen trifft, den er fragen kann, der aber hoch auf dem Baume sitzt: das will aus eigner vorstellender Kraft lebendig ergänzt sein, da in dem ganzen Spruch kein Wort erklärender Erzählung oder Einleitung vorkommt, wie es sonst die Schulübung verlangt; denn die Worte „und er sprach“ und „sprach er“ bei Luther sind ja von ihm eingefügt, wie der Versverlauf zeigt (müßte von den Schülern selbst gefunden werden). Der Spruch steht in geradem Gegensatz zu aller Schulüberlieferung, ist ohne alle expositio u. s. w., er ist unmittelbares Leben, lauter Leben und nichts als Leben: er gibt nichts, als was ein anwesender Dritter hätte zu hören bekommen, alles Sehen und Denken dazu muß man aus sich selbst ergänzen, als wäre man selbst dieser Dritte. Das ist echte Kunst des Volkswitzes, des Volksliedes u. s. w., fern von aller Schule, Kunst ohne Schule und doch eigentlich zugleich höchste Kunst. Und das lustige Zwiegespräch nach der Höhe des Baumes hinauf und von da herunter, offenbar mehr ein Schreien, als ein Sprechen, was die Ferne mit sich bringt und beim Vortrag angedeutet werden muß, weil das das Gefühl der Ferne erweckt, um die sichs handelt; auch ein wechselndes Hinaufblicken und Herunterblicken und entsprechende Kopfbewegung gehört zum Vortrag. Ich wüßte nicht, wie es eine bessere kurze Probe geben könnte von dem, was lebendigste Kunst ist, die zur Mitarbeit aus sich selbst heraus mit ausmalendem lebendigem Vorstellen zwingt: eine rechte — Denkübung.

Dieß die Form, das Äußere, lauter Leben. Aber auch der Inhalt kann gute Lehren geben und führt ins volle Leben hinein. Der Witz,

der uns zuerst daran auffällt, ist, wie aller echter Witz, mehr als bloß Witz, der Fall ist geeignet, das die Schüler erkennen zu lassen. Fragt man sie, was er eigentlich solle, so wird wol mehr als einem einfallen, was sie unter einander sagen, wenn sich in ein Gespräch, das im Gange ist, ein Dritter einmengt: „Wir reden von Äpfeln und du redst von Birnen", d. h. du weißt ja nicht genau, nur ungefähr, wovon die Rede ist, du triffst die Sache nur halb; die Redensart ist sehr witzig, ich finde sie völlig geistreich. Dort aber treffen die Antworten gar nicht auf die Fragen, sondern schießen völlig daneben weg auf ein ganz andres Ziel. Der Witz von den Äpfeln und Birnen ist wie auf seine Spitze getrieben, und so erscheint er in Luthers Anwendung auf jene Disputation auf dem Leipziger Rathhause, jedenfalls auch eben mit Übertreibung, wie sie der Spott braucht. Übertreibung muß aber auch vom Ursprung her darin liegen, den man, um ungefähr zu rathen, etwa im 14. Jahrhundert zu suchen hat in den Kreisen der Fahrenden, die die Meister und Erfinder in solchen Künsten waren und bestimmte Vorfälle im Leben so verarbeiteten. Ein solcher wird auch hier als Anlaß zu Grunde liegen. Der Spott könnte z. B. ursprünglich auf einen eigennützigen Mann in der Gemeinde gemünzt sein, der bei einer wichtigen Verhandlung so ganz nur auf seinen Nutzen versessen war, daß er gar nicht verstehen mochte, worum sichs eigentlich handelte, und die Sache, die zu fördern war, darüber leer ausgieng. Das mußte denn gegeiselt werden, wie jetzt etwa in Zeitungsartikeln, so damals mündlich mit Singen und Sagen, und von solcher Kunst lebten ja die Fahrenden, auch als Schelter, scheltære, wie sie in diesem Amte hießen. Der Spruch, wenn er glückte, wie dieser hier, gieng dann von Mund zu Mund, wie jetzt ein Zeitungsblatt mit solchem Inhalt von Hand zu Hand. Eine ihrer Hauptkünste dabei, die man von ihnen forderte, war die, Lachen zu erwecken; hier war es, wenn ich selbst nicht neben das Ziel geschossen habe, ein allgemeines Auslachen eines Egoisten in der Gemeinde, also Lachen und Witz im ernsten Dienst der öffentlichen Meinung, nicht bloß des Lachens wegen, wie es uns an dem Spruche von jetzt erscheint. Auch das wäre wol eine brauchbare Denkübung in der Schule.

Und noch eine als Zugabe, da einmal von Volkswitz die Rede ist, eine, die mir auch als ein wahres Musterstück erscheint. Eine Frau aus dem Volke, unsere Waschfrau, die mein Interesse für diese Dinge kannte und verstand, gab einmal, als ich sie um etwas Neues plagte, Folgendes von sich: haben Sie denn das schon einmal gehört? „Mutter, setz den Vater auf den Tisch, der Hahn hackt ihn" (natürlich in der Mundart, also: uff'n Tisch, hackt'n). Ich stutzte und stand vor einem Räthsel, was es denn auch zugleich sein soll, wie viele solche Witzworte, eine

Denkübung zur Unterhaltung oder als Geistesprobe, wie alle Räthsel. Die gute Waschfrau half auch gar nicht, sie weidete sich an meinem Stutzen, und ich möchte dem geehrten Leser auch nicht helfen, um ihm das Vergnügen der Denkübung nicht zu verkümmern. Aber ich möchte auch nicht unbemerkt lassen, wie auch hier der Witz mehr als Witz ist und ein Stück wahres Leben scharf erfaßt, in scharfer Zuspitzung, in Übertreibung, wie bei dem Spruche dort. Also was hinter und zwischen den wenigen Worten steckt (wieder nur gehörte Worte, wie dort, ein Stückchen Leben selber): ein kleiner und schwacher Vater, ein kecker Hahn, dabei Kindesliebe, die die Mutter zu Hülfe ruft, womit der ungeheure Spott seine wohlthuende Seite erhält; dabei die Hühner in der Wohnstube verkehrend, also im Sommer, bei offenen Thüren u. s. w., ein volles Lebensbild, in greller Auffassung irgend eines ähnlichen Verhältnisses aus der Wirklichkeit in einer Dorfgemeinde, in wenigen Worten, auch eine wahre Kunstleistung im Dienst des Lebens selber. Unsere Zeit muß Achtung gewinnen vor diesen Dingen aus eigenstem reichem Vorrath des Alltagslebens, und dazu muß in der Schule der Anfang gemacht werden.

Nachtrag. Ich wandte mich des Spruches wegen nachträglich an Freund R. Köhler in Weimar, der in diesem Gebiet Kenner ist wie Einer, um namentlich von schon Gedrucktem zu erfahren, davon mir nichts zu Handen gekommen war. Er wußte doch auch nichts weiter nachzuweisen, als bei H. Frischbier, preußische Volksreime und Volksspiele Nr. 917—923, gleichfalls „gereimte Gespräche mit einem Schwerhörigen". Besonders Nr. 921 gehört deutlich auf die Linie, auf der Luthers und der Bischofswerdaer Spruch liegen:

Kinder, wo geit de Wegg nach Drengfort?
  Herr, wi nehme man e Nest ut.
Kinder, sie ju doll?
  Ja Herr, ons Kau (Kuh) ös kein Boll (Bulle).

Ganz deutlich ein Bruchstück, wie ein verkümmerter Niederschlag von jenem alten Spruche. Aber: Gespräch mit einem Schwerhörigen? Daran habe ich gar nicht gedacht, es will mir aber auch noch nicht ein, daß es sich bei dem Scherz nur um Schwerhörigkeit handeln sollte. Bei solchen Scherzen mit Schwerhörigen liegt Mißverständniß eines einzelnen wichtigen Wortes oder mehrerer Worte vor, nicht eines ganzen Gedankens, wie hier so lange fortgesetzt. So z. B., wenn in Sommers Rudolstädter Klängen einer Schwerhörigen, die über Kopfreißen klagt, der Rath gegeben wird, sie solle sich ein Fußbad machen, sie aber versteht einen Musbart und

holt sich ihren letzten Topf Zwetschgenmus aus der Vorrathskammer, um sich das Gesicht damit einzuschmieren. Daß aber vollends Kinder, und noch dazu so in Mehrheit, Schwerhörige sein sollten, wie da in der preußischen Form des Spruches, das will mir gar nicht ein, ich halte es für unmöglich. So mag denn mein Versuch, für den Scherz einen bedeutendern Hintergrund in der Vorzeit zu finden, wol seine Berechtigung behalten.

Aber das Auftreten im fernen Preußen hat seinen Werth für sich, es weist gleichfalls auf ein ziemliches Alter hin, wie es denn für die Sprache, für Sprüche, Redensarten, Scherze u. s. w. gleichsam eine eigene Geographie gibt, die von selbst zugleich zur Geschichte wird, indem sie durch die bloßen Raumverhältnisse zugleich auf das fragliche Zeitverhältniß, auf entsprechende Zeiträume hinweist und für größeres oder kleineres Alter beweisend wird.*)

Aber aus der Nähe, aus Sachsen kommt zu meiner Freude noch ein Nachweis, vom Herausgeber unserer Zeitschrift selbst, der mir schreibt, der Spruch sei ihnen als Kindern in der Meißner Gegend ganz geläufig gewesen, vollständig und fast wörtlich in der Form aus Bischofswerda, nur mit einer Vermehrung im Eingang; an Schwerhörigkeit hätten sie übrigens dabei nie gedacht. Der Spruch beginnt da:

Guten Tag, Mann.
Ich lege meine Leiter an.

Nachschrift. Es kamen mir von Lesern dieses Aufsatzes mehrere verwandte Sprüche zu aus Sachsen und dem Osterlande, alle mit der Frage nach dem Wege beginnend und in lustigem Mißverständniß sich weiter bewegend; leider keiner, der Luthers Spruch weiter zu Gute käme, alle übrigens weit kürzer und ins Derbe gezogen, aber witzig. Die Frage wegen Schwerhörigkeit als Ursprung des Scherzes betreffend muß ich doch bemerken, daß sie in Lyons Zeitschrift 2, 484 ff. Dr. R. Beer auf-

*) Das ist auch schon den Schülern zugänglich, wenn man es ihnen an rechten Beispielen in rechter Weise (nicht in abstracten Formeln) nahe legt; ja sie können wieder einmal selber dazu helfen und müßten es, das wäre wieder eine — Denkübung bester Art, wie ich sie mir an Stelle der alten formal logischen Denkübungen denke und so innig für die Schule wünsche. Denn in den jungen Geistern das schlummernde Raum- und Zeitgefühl zu erwecken, das als Naturgabe von höchstem Werth Pflege und Bildung fordert, darauf kommt für die rechte Geistesbildung außerordentlich viel an (es ist in meiner Sprachschrift mehrmals deutlicher davon die Rede), und auch dazu bietet die Sprache die beste Handhabe, als Sprachgeographie und Sprachgeschichte, die schon an ganz kleinen Erscheinungen zu fassen sind, ja gerade da am sichersten.

nahm, um sie auch in Bezug auf den alten Spruch bejahend zu beantworten. Ich gebe zu, daß die Auffassung auch Manches für sich hat, wie z. B. das „bei Gott berathen“ und „in Butter gebraten“ an Sommers Fußbad und Musbart erinnert. Aber meine oben vorgebrachten Bedenken dagegen sind damit noch nicht weggeräumt, und daß auch im Spruche selber an Schwerhörigkeit durchaus nicht gedacht ist, zeigt die Frage „seid ihr denn toll?“, die in allen drei Fassungen erscheint.

6.

Ein Kinderlied mit tiefem Hintergrunde.*)

Wie weit Kinderlieder von heute hinter sich in die Vorzeit weisen und sie beleuchten helfen können, das ist im Allgemeinen nun wohl bekannt. Auch das folgende Liedchen wird es bewähren. Ich möchte diese Dinge eben weniger der Gelehrsamkeit zuführen, die ihre Wege für sich geht, als der Schule, an die ich nun einmal so gern denke. Der Gelehrte als solcher strebt ins Weite, um im günstigen Falle von dort aus viel zusammenzufassen, der Lehrer braucht vor Allem die Erkenntniß und den Blick dafür, wie viel Werthvolles die nächste Nähe bietet, in der die Schüler stehen, aus der sie herkommen, die sie verstehen lernen sollen, um von da aus ins Weite zu gelangen.

Ich will es vortragen, wie ich es selbst erlebt habe, das macht die Sache lebendiger, als der in den Fachzeitschriften entwickelte Vortragston. Ich kenne es aus meinen frühesten Kinderjahren, etwa aus meinem vierten Jahre, aus Leipzig. Es ist ein Ringelreihen, wir faßten uns also bei den Händen und sangen im Kreise schreitend, in einer ganz einfachen Melodie, die doch auch ihrer berechneten Kunst nicht entbehrt:

Bauer Bauer Kessel,
Morgen wird es besser,
Übermorgen tragen wir Wasser ein,
Fällt der ganze Kessel ein.

Sinn hatte man ja daran nicht viel, im Eingang eigentlich gar keinen (davon nachher), aber großen Spaß, so recht für kleine Kinder berechnet. Es wird nämlich mit würdigem Schreiten angefangen, in strengem Takte nach dem Versmaß, das hab ich gerade an dem Spruche zuerst gelernt und macht große Freude. Bei der dritten Zeile aber, die

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 2, 475 ff.

auch im Versbau aus dem strengen Takte mit einer Art Überfüllung des rhythmischen Rahmens herausstrebt, geht das Schreiten in ein freies Trippeln, die Strenge in eine Art Auflösung über und endet bei der vierten, dem Inhalt entsprechend, in einem Zusammenbruch des kleinen Ganzen, sodaß Schreiten und Singen, Rhythmus und Tanz, alles in die Brüche geht und mit den singenden Tänzern selbst zusammenpurzelt. Das gibt denn ein großes Lachen, das sich mit dem Singen wunderlich mischt, die letzte Zeile wird auch mit einem Pauz! oder Plauz! eingeleitet, das aus dem rhythmischen Rahmen schon ganz heraustritt. Auch die Melodie löst sich schon bei der dritten Zeile aus dem strengen Singen los und geht in ein singendes Sprechen, ein parlando über, strebt übrigens möglichst in die Höhe, um bei der letzten in der Tonleiter, aber auch parlando, möglichst tief herunter zu gehen, sodaß auch die Melodie den Zusammenbruch malt. Das Ganze ist doch, wie oft solche echte Kinderlieder, zugleich ein kleines Kunstwerk. Und die Hauptsache: der Ringelreihen, der Kinderkreis selbst ist auf einmal der Kessel, die Kleinsten fallen einfach nach hinten zum Sitzen (sie fallen ja noch nicht tief, das bischen Weh an der bestgepolsterten Stelle des Körpers gehört zum Spaße), die Größeren helfen sich mit Niederkauern, der Spaß aber ist groß, für die Kleinsten größer als alles bisher Erlebte. So hatte sich auch mir Alles gleich tief eingeprägt.

Aber der Sinn! Man muß sich ja als Kind an sinnlose Kindersprüche gewöhnen, sie spielen oft absichtlich mit sinnlosen Wortklängen, z. B. im Eingange von Auszählsprüchen. Und doch lag hier ein Sinn nahe genug, daß man immer wieder einen Anlauf nahm, ihn zu erhaschen. Das ist aber in den Worten, wie wir sie sangen, nicht möglich, sie sind entstellt (durch Jahrhunderte langen Gebrauch), wie sich bald herausstellte, als ich mich endlich einmal entschloß, der Kleinigkeit, die mir für rhythmische Beobachtungen von großem Werth geworden war, durch Umfrage näher nachzugehen. Da zeichnete sich denn der Verbreitungskreis des Liedchens ziemlich sicher, der nicht sehr groß ist, er umfaßt wesentlich Sachsen, Osterland und Thüringen, aber auch mit mancherlei Abweichungen, wie es bei alten Sprüchen ist (ähnlich wie in der Pflanzenwelt), oft nur mit leichten Verschiebungen der Laute, die doch das Ganze anders färben. Aber auch die Hoffnung, dem Geheimniß des ursprünglichen Sinnes nahe zu kommen, wuchs, und ich bin nun damit so weit zu Rande gekommen, daß ich die Sache zur Mittheilung für reif halte.

Die Verschiebungen und Entstellungen haben namentlich die erste Zeile ergriffen. Ich will sie erwähnen, obwol sie von der Hauptsache ablenken, als brauchbare Probe für das rege Leben, das in solcher ungeschriebener Überlieferung waltet und sein Lehrreiches und Hochanziehendes

für sich hat. In thüringischen Fassungen, die ich habe, ist der Bauer entfernt, der ja ohnehin seinen Sinn verloren hat. In Arnstadt singen die Kinder: Baumel baumel Kessel (sonst weiter wie in Leipzig), d. h. der Einsturz des Kessels ist gleich zuerst vorbereitet, die Kinder machen dabei eine baumelnde Bewegung. Für Baumel steht anderwärts Baum, z. B. in Sondershausen und Erfurt: Baum Baum Kessel (u. s. w. wie oben), wol ebenfalls vom baumeln. In Weimar heißt es: Kreis Kreis Kessel (u. s. w. wie oben), d. h. der tanzende Kreis gleich selbst als der Kessel bezeichnet, was in der Leipziger Fassung erst zuletzt klar wird; es ist übrigens wie wenn sich der tanzende Kreis selbst als Ringelreihen einführt: Ringel Ringel Reihe, Ringel Ringel Rosenkranz u. s. w., „Kreis" aber wird mit herbeigezogen sein durch den anlautenden Anklang in „Kessel", denn das Kinderlied hat noch Neigung zum Stabreim und macht viel Gebrauch von dieser unserer ältesten Reimkunst.

Im Voigtlande aber findet sich der Kessel entfernt, der sonst überall herrscht, und durch Bottich ersetzt; z. B. zwischen Reichenbach und Ölsnitz:

Brauer Brauer Bottich,
Sei geschwind und hortig (hurtig im Herstellen des Bottichs).
Wenn de Glöckle klinge,
Fang mer a ze springe (umtanzen ihn).
Schütt mer e Stütz voll Wasser nei,
Fällt der ganze Bottich ei.

Also auf das Bierbrauen bezogen, daher auch der Brauer. Aber daß dieser doch nur eine Verschiebung von Bauer ist, zeigt daneben die Fassung in Elsterberg, die zum Bottich den Bauer beibehält:

Bauer Bauer Bottich,
Sei geschwind und hortig.
Schütt ene Kanne Wasser nei,
Fällt der ganze Bottich ei.

Auf das Bierbrauen geht das aber auch und der Kessel selbst schon war dazu brauchbar. Denn in alter Zeit braute man sich sein Bier für Feste im Hause selbst, in demselben Kessel über dem Herde, der zum Kochen diente und auch als Braukessel*), hier aber den Fortschritt zum Braubottich vollzogen hat, doch noch im Bauernhause in dem Elsterberger Spruche, während er in dem anderen ins Brauhaus übergesiedelt ist. Der Bottich wird übrigens auch durch den Reimklang mit Bauer herbeigezogen sein, wie dort Kreis durch Kessel.

---

*) Vgl. in Grimms Wörterbuch kesselbier, kesselbrauen, braukessel.

Eine merkwürdige Fassung bietet das Erzgebirge, auch das Elbgebiet in Sachsen, mit einer inneren Erweiterung, die ich doch auch erwähnen muß. Am leichtesten einzureihen ist die Dresdener Fassung:

Bauer Bauer Kessel,
Wer sitzt drinne?
Eine große Hinne.
Was wolln wir machen?
Federn wolln wir schleißen,
Kiele wolln wir beißen.
Morgen tragen wir Wasser ein,
Fällt der gange Kessel ein.

Die Henne und die Gans, die gerupft werden soll und doch wol bei dem Federschleißen gemeint ist (durch ein Kind in der Mitte dargestellt), werden sich nachher erklären, sie können sehr alt sein. Dabei eine Probe, wie der Sinn, wenn er verloren geht, auf seltsame Abwege geräth und dabei nach Witz sucht: statt der Hinne erscheint in erzgebirgischen Fassungen auch: eine große Spinne, noch öfter: die alte oder die schöne Katherine (die nun selbst die Federn schleißt); auffallend aber ist, daß Kessel dabei seinen Reim verloren hat (und damit ein Hauptstück des ursprünglichen Sinnes); doch erscheint er auch ersetzt, aber gar wunderlich: Schöne rothe Nessel (dann: Wer sitzt drinne u. s. w.).

Ganz wundersam aber ist, was in Zeitz und Umgegend in dem Kessel sitzend erscheint, nämlich der Kaiser mit seinem Kinde:

Bauer Bauer Kessel,
Morgen wird es besser.
Tragmer ene Kanne Wasser nein,
Fiel ene weiße Taube rein.
Wer saß drinne?
Der Kaiser mit sein Kinne.
Kind wullte gebischt sein,
Puz! da fiel der Kessel ein.

Also der Kessel, der ja auch hier einfallen soll, zugleich als Wiege benutzt und bewegt, um den kleinen römischen König einzuwiegen, ob nicht veranlaßt durch einen wirklichen Kaisersohn als Wiegenkind, von dem die Alten sprachen und die Kinder hörten? Denn daß in den Kinderliedern wirklich auch so hochpolitische Dinge mit auftreten, ist mehrfach bezeugt. Kommt doch der arme Herzog von Reichstadt so vor in kindlicher Theilnahme an seinem Schicksal. Aus der Leipziger Gegend ward

mir vor Jahren ein Auszählspruch mitgetheilt (Abtnaundorf) und weit von da, aus Jever, erst neuerdings ebenso als Tanzliedchen:

Napoleons Sohn,
König von Rom,
War viel zu klein,
Kaiser zu sein.

Boshaft genug freilich, daß auch die Wiege mit dem kaiserlichen Kinde umfallen muß, aber eine Bosheit ist das ganze lustige Einfallen von Haus aus, wie sich gleich zeigen wird.

Um aber endlich dem Sinn näher zu kommen: Licht für den Eingang und damit für das Ganze gab eine Fassung in der Leipziger Pflege (Reudnitz, aus jüngster Zeit):

Bauer baue Kessel,
Morgen wird es besser u. s. w.

Auch im Voigtlande kommt neben Bauer Bauer Bottich u. s. w. vor: Bauer baue Bottich, z. B. in Reichenbach, Plauen (Dunger, Kinderlieder und Kinderreime aus dem Voigtlande Nr. 321). Also: baue dir einen Herd zum Kochen, schaff dir einen Hausstand, da ists von morgen an besser oder gut für dich. Und gleichfalls aus der Leipziger Pflege (den Ort hab ich leider vor Jahren nicht notirt) deutlicher fortgeführt:

Bauer baue Kessel,
Morgen wird es besser.
Trägt die Braut das Wasser nein,
Panz! fällt der ganze Kessel ein.

Und so, nur mit Planz! für Panz! hat es auch Simrock im Deutschen Kinderbuch (noch nicht in der 1. Ausg., daher mirs lange entgieng), in der 2. Ausg. unter Nr. 843, in der 3. Nr. 927, doch wol auch aus derselben Gegend (er gibt leider seine Quellen nicht an). Also zum Hausstand eine junge Frau, wie sich das ja von selbst versteht und noch jetzt in der geläufigen Redensart selbst mit enthalten ist, die ganz dasselbe sagt: „gründe dir einen eigenen Herd", auf dem ja der Kessel nach der ursprünglichen, uralten Einrichtung das Hauptstück ist, sodaß auch das Ganze nach ihm benannt sein kann. Dazu gehört eigentlich auch die Redensart „den Herd begießen", d. h. die neue Hauswirthschaft für die Freunde und Nachbarn durch einen Schmaus einweihen, bei dem es im Kessel so voll zugeht, daß der Herd mit dem Überfluß begossen wird. Die entsprechende französische Redensart stellt sich den Kessel vor statt des Herdes, pendre la crémaillère, d. h. den Kesselhaken (mit Kessel) aufhängen. In der erwähnten Reudnitzer Fassung scheint in der Fort-

setzung darauf Bezug genommen, wenn es in der dritten Zeile heißt, ohne die Braut: Übermorgen tragen wir Wasser ein, also wie in der vorangestellten Leipziger Fassung, d. h.: wir helfen dir beim ersten Mahle, beim Hochzeitmahle, helfen und nehmen Theil.

Aber das Einfallen des Kessels?! Daß die ganze Herrlichkeit so elend in die Brüche geht, wie sie eben fertig gefeiert werden soll?! Der Kessel so schlecht, daß er gleich das erste Wasser und das erste Kochen gar nicht aushält? Unmöglich ursprünglich! Das ist so boshaft schadenfroh, daß man ruhig behaupten mag, das kann gar nicht von den Kindern herrühren, vollends von kleinen Kindern (die es eben allein noch spielen), wie ja der ganze Spruch über Kindergedanken hinausgeht.

Ich muß noch einmal abschweifen, um die Erscheinung deutlicher zu beleuchten. Auch aus meinen ersten Kinderjahren kenne ich einen Leipziger Spruch auf Kosten des Nachbarortes Taucha (es liegt wirklich „im Grunde", im Thal der Parthe eingebettet):

Wißter nich, wo Tauche liegt?
Tauche liegt im Grunde,
Wo de schönen Mädchen sin,
Tanzen wie de Hunde.

Also eigentlich eine Frage wie aus einem Geographieexamen in der Heimathkunde, mit einer Angabe der wesentlichsten Eigenschaften des fraglichen Ortes in der Antwort; gerade wie jetzt in pädagogischer Literatur in einem sog. Katechismus der Geographie. Handwerksburschen fragten sich z. B. in alter Zeit so und der Gefragte mußte die sog. Wahrzeichen eines Ortes anzugeben wissen. Aber der Schluß? wieder so boshaft scharf gefaßt in dem Gegensatz der schönen Mädchen und dem Hundetanz? Mir war es immer ein stilles Leid, den boshaften und rohen Umschwung des Bildes zu hören, wenn Andere lachten in Leipziger Stolzgefühl. Klarheit und Beruhigung darüber kam einmal aus Holstein, da fand sich in den Jahrbüchern für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg 5, 366 (1862) der Spruch wieder in Anwendung auf ein Dorf Quickborn in der Herrschaft Pinneberg, und zwar als Tanzweise bezeichnet:

Wetet ji ok woll, wo Quickborn liggt?
Quickborn liggt in Grund,
Wo de lüttjen Deerens sünd
Mit den roden Mund.

Damit ist das Ursprüngliche glücklich dort im Norden gerettet, es ist von Haus aus ein Loblied, gesungen und getanzt, hier aber in ein

Schmählied verwandelt als Ausdruck der beliebten Reibung, in der sich Nachbarorte gegen einander in Spruch und Vers gern ergehen. Daß das Liedchen sehr alt sein muß, zeigt das weite Auseinanderliegen der Fundorte.

Aber auch die Entstellung muß schon sehr alt sein, davon zeugt ihr Auftreten in Schlesien. Weinhold im schlesischen Wörterbuch S. 108 bringt es bei von einem Orte Strehlen:

Wißt er nich, wu Strahla leit?
Strahla leit im Grunde.
S hôt gar hübsche Mädle drein,
S sein gar faule Hunde.

Es erscheint aber da zu einem Liede in vier Versen erweitert, die noch weiter von den Strehlener Mädchen so handeln, und ist kein Kinderlied. Übrigens hat der Schimpf da eine mildere Gestalt, die noch deutlicher auftritt und ihn eigentlich auf einen ganz anderen Fuß setzt in der Form, wie das Leipziger Liedchen in Stötteritz bei Leipzig gesungen wurde:

Wißt er nich, wo Tauche liegt u. s. w.,
S sin drei schöne Mädchen drin,
Sin so faul wie de Hunde.

Da sind nur drei schön, nicht alle oder viele, daß aber die schönen nicht gerade die fleißigsten sind, das ist auch sonst zu erfahren: damit triumphirten also wol die Stötteritzer Mädchen über die des Nachbarstädtchens, das sich seines hohen Alters rühmt. Auch das wird urspünglich ein Tanzlied sein, wie die Fassung dort in Holstein noch jetzt, und als solches nicht von den Kindern erfunden, sondern von der tanzbaren Jugend in der Zeit, als man noch zu solchen Liedern selbst singend tanzte. Auch die grobe Leipziger Fassung weist auf ein Tanzlied und begreift sich daraus: schöne Mädchen sind in Taucha, aber unsere oder wir tanzen besser. Bei den Kindern ist das dann in Nachahmung der Großen hängen geblieben, als das Tanzen nach Gesang von der veränderten Sitte entfernt wurde.

Daß solche Tanzlieder in alter Zeit so kurz und einfach waren, vierzeilig, mit so gestellten, noch nicht gekreuzten Reimen, also im Kunstbau genau wie noch hier die Kindertanzlieder, das wissen wir sicher an dem werthvollen Beispiel aus dem 13. oder wol noch 12. Jahrhundert in den Carmina Burana S. 203 Swaz hie gât umbe u. s. w., ganz deutlich als von Mädchen gesungen erkennbar, ein Ringelreihen der tanzbaren Mädchen, ohne Männer. Die Kinderlieder sind eben zugleich späte,

aber echte und sichere Zeugnisse für die volksmäßige Tanzliedform des Mittelalters oder noch älter, für die Form und auch für ihren Geist und Ton, ganz vermuthlich auch mit der Melodie.

Um aber auf die Entstellung am Schlusse zurückzukommen, auch bei dem Kesselliedchen ist das Einfallen nur eine Entstellung durch gröberen Geschmack, um einen pikanten Schluß zu haben*), und das Ursprüngliche ist auch noch glücklich erhalten, gleichfalls in der Leipziger Pflege. In Trachenau bei Rötha singen die Kinder:

Bauer, baue Kessel,
Morgen wird es besser,
Übermorgen tragen wir Wasser ein,
Fällt eine weiße Taube nein.

Und ebenso in Reudnitz, nur mit fliegt statt fällt, und in Zeitz (fiel), s. vorhin S. 36 (wo doch schon Bauer für baue); dort ist das Lied aber zugleich nach der Art der erzgebirgischen Formen erweitert und schließt doch auch mit dem Einfallen, wie auch eine vierzeilige Fassung, die Dunger a. a. O. Nr. 322 aus Hohenleuben bringt:

Bauer Bauer Kesselein,
Morgen tragmer Wasser ein,
Fliegt ene weiße Taube nein,
Fällt der ganze Kessel ein.

Die Kinder fallen aber in der unentstellten Fassung natürlich nicht um, sie beginnen das Liedchen von vorne, so oft bis sie dessen müde sind, auch dieß noch nach alter Sitte, wie sie jetzt noch auch bei Erwachsenen z. B. in Italien als volksmäßig zu beobachten ist. Und wenn uns dabei die Meinung anwandelt, als müsse das recht langweilig gewesen sein, so irren wir uns: man sang und dachte und fühlte sich mit dem langen Wiederholen in das Liedchen gleichsam immer tiefer und lebendiger hinein. Freilich mußte der Inhalt danach sein, daß er solches Vertiefen auch darbot, aber das thut er auch, wie bei dem Liedchen in den Carmina Burana, so bei unserm Kesselliedchen, wenn man sichs in alter Zeit denkt noch mit seinem vollen Sinn und Ernst.

Die weiße Taube als Schluß spricht ja wol jetzt noch jeden an auch bei flüchtigem ersten Lesen, man fühlt gleich den eigentlichen Sinn: bist du so weit und hast Herd, Kessel und Braut (junge Frau), die sich von selbst versteht auch wo sie nicht mit erwähnt wird, obschon man als dritte Zeile wünschte, wie gewiß auch gesungen wurde oder noch wird:

*) Dieselbe Erscheinung bei dem Scherzspruch S. 32.

„Trägt die Braut das Wasser ein" — dann kommt dir gleich zum Hochzeitmahle der Segen des Himmels, er schickt dir selbst, was noch fehlt in den Kessel, das Feinste und Beste, was er aus seinen Vorräthen geben kann; die weiße Taube ist aber gewiß zugleich als Bote und Bürge von Frieden und Reinheit, Liebe und Treue gemeint, das fühlen wir noch sofort. Es kann ja wol wie aus dem anakreontischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts stammend klingen, aber nur zufällig; nichts war der Vorzeit geläufiger in der Fülle ihrer sinnig poetischen Vorstellungen, in denen sie lebte und webte, als die Vögel des Himmels als Boten und Vertraute der Götter gedacht, hier ist die Taube deutlich die Botin und Bürgin der Gunst des Himmels. So gelten noch jetzt im Volksaberglauben Tauben, besonders Turteltauben, als glückbringend für das Haus, als „Herrgottsvögel", sie werden besonders in Beziehung gesetzt zum Glück des Hauses in Liebe, Ehe und Treue, s. Ad. Wuttke, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart Berl. 1869 S. 113 u. ö., besonders auch S. 342. Recht einleuchtend ist noch unserm Gefühl der Gegensatz von Taube und Krähe: Wenn das Brautpaar aus der Kirche tritt, so schaut es nach oben, sehen sie zuerst Tauben, so bedeutet dieß eine glückliche Ehe, wenn Krähen, eine unglückliche (das. S. 189, aus Böhmen).*)

Auch daß der Himmelsbote hier verspeist wird, thut seiner sinnigen Bedeutung durchaus keinen Abbruch im Sinne der alten Zeit. Das zeigt z. B. die Gans als Schmaus, die Martinsgans, von der noch im 16. Jahrhundert ganz deutlich erkennbar ist in den dabei gesungenen Liedern, daß man sie ursprünglich dem heiligen Martin zu Ehren aß, dem sie geweiht war, als Opferschmaus, und daß auch der Vogel selbst dabei als Opferthier mit einer Art göttlicher Ehre behandelt wurde.

Freilich wenn man nach dem ersten poetischen Eindruck genauer zusieht, kommt die Frage: das eine Vögelchen als Hochzeitmahl für Zwei oder gar mehr?! Nun sie brauchte ja nicht als ganzer Küchenvorrath, nur als Beisteuer von oben gemeint zu sein. Aber kritische Gedanken in dieser Richtung müssen sich wol wirklich bei den Singenden geregt haben, daher begreift sich in der Dresdener Fassung (S. 36) die Henne, und zwar ausdrücklich eine große, und die Gans, die da im Kessel sitzen

*) Für die Vorgeschichte der Taube im Orient, für die Entstehung der Haustaube und insbesondere der weißen Taube aus der wilden im Tempeldienst der Astarte (der syrischen Aphrodite) dort ist zu verweisen auf Victor Hehns überraschende Ausführungen und Nachweise in seinem Buche Kulturpflanzen und Hausthiere u. s. w. Berl. 1874 S. 291 ff. Darnach kam die weiße Taube wahrscheinlich aus Italien zu uns und wird in der obigen Verwendung doch erst aus christlicher Zeit stammen.

an Stelle der Taube: sitzen, denn von fliegen ist keine Rede mehr; es ist wol nun für den Umfang des Appetits gesorgt, aber mit der Taube ist auch die Poesie weg, und sie würde, sonderbar genug, auch weg sein mit zwei Tauben oder mehr — ein hübsches Beispiel als sicherer Beleg, wie man das Poetisch-Sinnige nicht zu scharf mit dem Alltagslichte beleuchten, namentlich nicht mit Messen und Zählen heimsuchen darf, wenn man es behalten will, es verlangt Morgen- oder Abendduft und Schimmer und Stimmung, nicht das scharfe Licht des Arbeitstages.

In dieser Richtung nach dem Kahlen und Nüchternen der Alltagsstimmung liegt denn auch das Einfallen des Kessels, das die Taube verdrängt hat, nur in schärfster Zuspitzung. Es gibt in der Entwickelung des Geschmacks von je her Zeiten, wo das Zarte und Hohe auf einmal nicht mehr mundet und man ihm das Derbe und Niedrige mit einem gewissen Trotz entgegensetzt. So war es auch in der Zeit, die der Blüthe unsrer mittelhochdeutschen Dichtung folgte, und die Änderung des Schlusses in den beiden Liedern könnte wol schon in diese Zeit zurückgehen. Auch das Einfallen des Kessels könnte zuerst etwa von jungen Burschen dieser Zeit (knaben war da das Wort) herrühren, die den neuen derben Geschmack darin mit Lust kosteten und das Ganze, modern zu reden, philiströs fanden; sie sangen es dann auch zuerst als Tanzlied, wahrscheinlich zum Ärger der Mädchen, wie umgekehrt das Tanzlied in den Carmina Burana zugleich ein Trutzlied der Mädchen gegen die Buben oder Knaben ist; vielleicht geschah das zuerst zur Fasnacht, wo man auch viel tanzte und gern verkehrte Welt spielte; das Umfallen konnte durch Niederkauern dargestellt werden, wie noch die älteren Kinder dabei thun.

Wir sind mit den beiden Kinderliedchen von heute unmerklich in die mittelhochdeutsche Zeit und vom Kindergesang zu dem von Erwachsenen gekommen. Das Kessellied aber klingt mit Geist und Gehalt so sehr nach ältesten einfachen Verhältnissen, daß man es noch früher, ja in ganz alte Vorzeit setzen möchte, natürlich nicht die rhythmisch-sprachliche Form, die doch an Otfried erinnert. Auf alle Fälle ist es von Haus aus ein sogenannter brûtleich oder hîleich, von denen uns aus alter Zeit wol die Namen, aber keine Proben erhalten sind: das Liedchen kann dafür als ein so später Abschatten davon eintreten. Auch der leich war nicht bloß Gesang, sondern zugleich Tanz und Spiel, wie unser Liedchen noch, er war eigentlich eine Art Aufführung, wie wir das jetzt nennen, die einem wichtigen Augenblick seinen Ausdruck gab. Da aber hier nicht die Hochzeit selbst dargestellt, sondern nur der Rath dazu an den jungen Mann gerichtet wird, so sieht es aus wie nur ein Stück aus einem ganzen Hochzeitspiel oder hîleich, das wie zur Vorgeschichte der Hochzeit gehört. Das wäre dann wirklich wie jetzt, wenn

am Polterabend Aufführungen der Freunde und Freundinnen des Brautpaares gespielt werden, die auch die Geschichte des Brautpaares als solchen darstellen. Die Kinder können das sehr früh im Spiel nachgeahmt haben, wofür sie ja gerne nach dem Wichtigsten greifen, das sie von den Erwachsenen sehen, und haben es uns so erhalten.

7.

Metrisches aus dem Kinderliede.*)

Aus unsern Kinderliedern und Sprüchen ist viel für unsere Metrik zu lernen, ja eigentlich das Beste, das Grundlegende. Für unsere Metrik sage ich, und meine das unser ganz nachdrücklich, für die deutsche Metrik in ihrer rechten Eigenart, die sich erst noch durchzukämpfen hat zur Erkenntniß und Anerkennung, wenigstens in den weiteren Kreisen, die über die engere Wissenschaft hinausgehen, und wol auch noch in den weiteren Schulkreisen, wo alte Überlieferung so fest zu sitzen pflegt, daß sie wie zu etwas Heiligem wird. Unsere Metrik als Wissenschaft oder Theorie liegt so zu sagen in einer Häutung, aus der sie zu reinerer, angeborener Gestalt sich herauszuschälen ringt. Es gilt, die alte Haut, die dürr geworden ist, vollends abzuziehen. Es ist sogar ein Kampf darum im Gange, der zum Theil mit wahrer Leidenschaft geführt wird, was man bei dem harmlos einfachen Gegenstande nicht für möglich halten sollte. Doch darauf näher einzugehen ist hier und heute nicht Ort und Zeit.

Es handelt sich, das ist doch zu sagen, um das Verhältniß der deutschen Metrik zur antiken, genauer zu der Schulmetrik, wie sie sich allerdings schon in der Zeit des Alterthums für die griechische und römische Dichtung herausgebildet hat. Zu dieser stand sie seit dem 17. Jahrhundert, hauptsächlich seit Opitz, in einem Verhältniß von Abhängigkeit, das nicht fortzuführen ist, seit man die deutsche Art mit deutschen Augen sehen, das deutsche Wort mit deutschen Ohren hören lernt. Kein Wunder bei dem früheren Stande unseres Selbstbewußtseins, das eben fehlte oder doch durch gelehrte Schulüberlieferung gebunden und gleichsam verschoben war.

Viele, vielleicht die Allermeisten, auch Solche, die die altdeutsche Schule einigermaßen genossen haben, stehen noch in der Meinung, auch der deutsche Vers baue sich auf aus Jamben und Trochäen, Daktylen und Spondeen u. s. w., nur mit dem Zugeständniß, daß diese Versfüße

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 3, 1 ff.

statt aus langen und kurzen, wie in der antiken Metrik, aus betonten und unbetonten Silben hergestellt würden. Das ist die Lehre, die, wenn auch nicht zuerst; Opitz aufstellte, der als Humanist geschult über das Deutsche kam, die Lehre, für die in unserm Jahrhundert J. H. Voß focht und noch später mit Leidenschaft Joh. Minkwitz. Es war und ist jetzt noch Manchem, als ob aus der mit unendlicher Mühe hergestellten Krone unserer Bildung einer der kostbarsten Edelsteine ausgebrochen würde, wenn man diese Lehre bräche. Und doch ist sie nicht haltbar, seit man in altdeutscher Schule unsere Dichtungsform mit deutschen Augen ansehen lernt.

Wir haben keine Jamben, keine Spondeen u. s. w., wenn man genau reden und verfahren will, und das muß man doch, wenn es sich um die erste Grundlegung einer Wissenschaft handelt, sie gehören zu der dürren Haut, die abzustoßen ist. Und hielte mir jemand ein, unsere großen Dichter, auch Goethe und Schiller hätten doch mit diesen Versfüßen gearbeitet und damit wären diese genug gesichert, so wäre zur Entgegnung vorzuführen, was gerade Goethe und Schiller mit ihren Daktylen und Spondeen für Ärger gehabt haben, als sie sich auf den Hexameter warfen, so daß Goethe nachher der gelehrten Metrik einen zornigtrotzigen Absagebrief schrieb in dem Spruche „Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus" u. s. w. (3, 280 Hempel), wie er an Zelter 2, 455, vom deutschen Hexameter redend, ausbricht (i. J. 1818): „Gott behüte mich vor deutscher Rhythmik!", d. h. vor gelehrt antiker, wie sie Voß, A. W. Schlegel, Fr. A. Wolf vertraten, die durchaus auch deutsch werden sollte, es aber nicht konnte und nicht kann.

Wenn das einem Künstler wie Goethe widerfahren konnte, will man sich da noch auf die Ausrede zurückziehen, er habe doch nicht genug griechisch-römische Schule gehabt? Nein, genügendes deutsches Schulbewußtsein gieng ihm dabei ab, das damals überhaupt noch fehlte, und nur eins ist damit bewiesen mit vollgültigem Erfahrungsbeweis, daß der alte Schulstandpunkt ein falscher war und ist und endlich anders genommen werden muß. Die antike Metrik in allen Ehren, wo sie in ihrem rechten Gebiete bleibt, aber deutsche Metrik muß und kann nur auf deutscher Sprachart ruhen oder aus ihr erwachsen, das ist so sicher, wie daß auf einem Apfelbaum keine Birnen wachsen können.

Wenn aber Goethe am Ende jener Absage seine eigenen Verse in Hermann und Dorothea u. s. w. als Knittelverse behandelt:

Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns begnügen,

wenn also sein Zorn in verzweifelten Kleinmuth ausläuft, statt in eine Ahnung des wahren Verhalts (die er doch schon von K. Ph. Moritz her

hätte haben können, eigentlich auch hatte), daß er den Patriotismus des deutschen Dichters in die Entsagung setzt, auf die höchsten Ziele der Kunst, denen er nun wol schon ein halbes Jahrhundert lang mit allen Sinnen zugearbeitet hatte, in der Kunstform endgültig zu verzichten und wieder zu der angeborenen Barbarei zurückzukehren, also dem leuchtenden Muster der Griechen und Römer gegenüber das geborene Aschenbrödel zu bleiben mit Versen, für die es nur die Regeln der Jobsiade gibt — so steigt in mir diesem Zorn gegenüber, wenn man die wahre Sachlage sieht, ein anderer Zorn auf, für den mir Walthers Worte in den Mund kommen: des muoz ich vor zorne lachen. Merkwürdig aber, man sieht da Goethen noch in einem Stande des deutschen Bewußtseins oder vielmehr Unbewußtseins vor der strengen Herrschermiene der antiken Schulweisheit, wie um ungefähr tausend Jahr früher Otfried, den guten deutschen Mönch, wenn er in der lateinischen Widmung seines Dichtwerkes an den Erzbischof Liutbert von Mainz sich patriotisch ängstlich vor den Gelehrten zu entschuldigen anstrengt, daß er es wage diese hohen Dinge in dem barbarischen Deutsch zu dichten. Da stehen die mit Schmerz geschriebenen Worte: hujus linguae barbaries, ut est insueta capi regulari freno grammaticae artis, ungewohnt sich von den zügelnden Regeln der grammatischen Kunst und Wissenschaft fangen und lenken zu lassen (wie ein wildes Füllen).*) Es ist wunderbar, im 19. Jahrhundert Goethe als deutscher Dichter noch in demselben Stande der Selbsterniedrigung, ja Selbstverachtung vor falschen, aber übermächtigen Schulbegriffen, wie im 9. Jahrhundert der erste uns dem Namen nach bekannte deutsche Dichter. Soll es nicht nunmehr, nach 1870, in unserem neuen deutschen Leben endlich an der Zeit sein, auch mit diesem Bodensatz des alten Lebens gründlich aufzuräumen?

Es ist nicht möglich, die angeregte Frage hier so gründlich anzufassen, als sie verlangte, und da ich vielmehr eine entschiedene Antwort ausgesprochen habe, die Manchem als zu scharf und durchschneidend erscheinen wird, ist es jetzt auch nicht möglich, die Schärfe als unvermeidlich zu rechtfertigen, als nothwendigen Durchgang und Übergang vom Alten zum Neuen. Wäre dieser erst wirklich vollzogen im wissenschaftlichen Bewußtsein von deutscher Metrik und Rhythmik, dann wäre es Zeit, dem Alten, das einmal geschichtlich so tief eingegriffen hat in unser metrisches Bewußtsein, auch wieder eine zukömmliche Stelle einzuräumen. Man kann einem falsch stehenden Grenzstein nur dadurch beikommen, daß man einen starken Stoß oder mehrere dagegen führt oder ihn ausgräbt, nachher ist eine neue Aufstellung auf der rechten Grenze möglich. Wenn aber die Be-

*) S. mehr davon in dem Aufsatz unten über gehäufte Verneinung.

denken wegen zu scharfen Auftretens sich z. B. an die Jamben hielten, die man doch in Meisterwerken wie der Iphigenie und Tasso nicht könne leugnen wollen, so wäre dem entgegen auszuführen, wie Goethes Verse da durch das Jambenbewußtsein keineswegs an Schönheit gewonnen haben, sondern eingebüßt, indem durch das zu schulmäßige Scandiren in Jamben der Rhythmus zu sehr in eine gewisse Eintönigkeit hinein und von natürlich lebendiger Schönheit abgekommen ist. Nichts aber ist schädlicher für die Schönheit des Rhythmus, als Eintönigkeit, selbst schöne. Ganz anders ist das z. B. in Schillers Tell.

Um aber endlich zu unsern Kinderliedern zu kommen, so ist es zunächst auf das Kesselliedchen oben S. 33 ff. abgesehen.

Bauer, baue Kessel,
Morgen wird es besser,
Übermorgen tragen wir Wasser ein,
Fällt der ganze Kessel ein.

Von den vier Zeilen bewegt sich nur die letzte genau in dem Gleise der Schulmetrik, mit Hebung und Senkung regelrecht wechselnd, auch die zwei ersten doch nicht, wie sich gleich zeigen wird. In der dritten ist etwas Ungewöhnliches, das lehrreich ist. Nicht eben das **tragen wir**, worin eine Senkung mit zwei Silben auftritt, aber das vorhergehende **übermorgen**, das mit seinen vier Silben doch nur einen Fuß darstellt. Unmöglich in der Schulmetrik! Der steht es aber auch so fern als möglich, es ist eben nicht auf der Stube gemacht, sondern gleich beim Tanzen und Singen, das seinen Zweck ganz in sich selbst hat, in keiner gelehrten Schulrücksicht. Kommt doch der Fall auch z. B. bei Goethe vor, z. B. in einer allbekannten Stelle in einem Gedicht, wo er sich für das Gebahren mit dem Rhythmus von allen Schulrücksichten frei fühlte:

Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt.

Der Erlkönig ist ja eine Blüthe auf dem Baume von Herders Volksliedern gewachsen und einem übersetzten dänischen Volksliede dort nachgebildet. Herder entband sich da von der strengen Schulmetrik, durch seine Vorlagen veranlaßt, und beide, Herder und dort Goethe, kamen damit von selbst auf den Boden des natürlichen deutschen Rhythmus zu stehen, wenn auch nicht mit dem geschulten Bewußtsein, das dazu doch auch nöthig ist. Auf demselben Boden, vom Volksliede gegeben, stehen dann auch H. Heines Lieder und finden für ihren rhythmischen Bau, der der schulmäßigen Metrik fortwährend Schnippchen schlägt, da ihre Erklärung.

Was aber bei dieser Freiheit die Hauptsache ist und sie möglich

macht — denn eine Freiheit (poetische Licenz ist der alte Schulausdruck) bleibt es doch und darf nur sparsam auftreten, es ist wie ein vorübergehender Stoß in die rhythmische Welle, daß sie für den Augenblick in unruhiges Schwanken kommt (solcher Stöße gibt es verschiedenartige, sie dienen fein verwendet ganz besonders zu lebendiger Schönheit das Verses) — was also die Hauptsache ist: die drei Silben in der einen Senkung sind an Gewicht nicht gleichwerthig, sie stellen vielmehr, in der Tiefe der Gesammtwelle, in sich wieder die rhythmische Wellenbewegung, das Auf und Ab dar, indem die mittlere die beiden andern überragt, obwol sie an Höhe noch unter den beiden benachbarten wirklichen Hebungen und damit im Bereiche der Senkung bleibt. Und so ist es in den beiden Fällen oben, im Kinderliede und bei Goethe. Bleibt nur noch ein Wort vom Inhalt zu sagen, der zu der Freiheit guten Anlaß geben, sie aus sich erzeugen muß. Es ist eine Art Überstürzen der Wellenbewegung (die dann wieder ins Gleiche kommt), und wie diese in des Erlkönigs Ausruf ganz gut aus der ausbrechenden leidenschaftlichen Ungeduld hervorgeht, ist klar. Auch in dem Kinderliede wirkt an der Stelle gleichfalls eine Steigerung der Empfindung oder Vorstellung, das Überstürzen des Versmaßes bereitet auf den Einsturz am Schlusse vor. Das Übereilen des Versmaßes wird auch durch die Tanztritte ausgedrückt, die, um ein Wort von Voß in seiner Zeitmessung zu brauchen (er wendet es freilich tadelnd an), in ein „zerrüttetes Gehüpf" übergehen. Beide Fälle kommen auch darin überein, daß das Übereilen der Bewegung den Vers eröffnet, den Anlauf bildet und die Welle sich dann wieder zu gewöhnlichem Verlauf beruhigt, besonders hübsch im Kinderliede, wo sie in den drei Takten von drei Senkungen zu zweien über und dann zu einer zurück geht. Wer mit dem Kinderliede länger umgegangen ist, weiß, daß auch in solchen Feinheiten da nicht etwa blinder Zufall waltet, sondern ein gesundes Gefühl, das eine bewußte Schule gar nicht braucht, das seine Schule in sich selbst hat. Davon später noch ein Wort und Beweis.

Werthvoll sind besonders die zwei ersten Zeilen, ein rechtes Musterstück aus dem Schatzkästlein unserer natürlichen alten Metrik und Rhythmik.

Nach der Schulmetrik wären es je drei Trochäen. Es sind aber keine, obschon der verlangte Ersatz von lang und kurz durch betont und unbetont ganz gut gegeben ist, ja selbst lang und kurz den Füßen ganz wol zugesprochen werden können, wie sie ja auch dem Bau unserer Verse an sich durchaus nicht fremd sind. Der trochäische Gang des Verses begründet nach der Anschauung der antiken Metrik absteigenden Rhythmus, der jambische aufsteigenden, und der Beginn der antik gemessenen Verse macht unzweifelhaft den Eindruck. Der Unterschied von aufsteigenden und absteigenden rhythmischen Wellen hat auch bei uns eine entschiedene,

große Bedeutung (worauf einzugehen jetzt zu weit führen würde), hat aber mit Trochäen oder Jamben gar nichts zu thun, und es ist mir ein wahrhaft ärgerlicher Mißgriff von Schulbequemlichkeit, wenn man die Begriffe jambisch und trochäisch nun selbst auf unsern alten Stabreimvers anwendet, von dem man doch wahrlich die antiken Schulbegriffe von vorn herein fern halten sollte. Ich berufe mich, um kurz zu sein, auf das Ohr des Lesers. Man kann die beiden Zeilen leicht aus Trochäen in Jamben verwandeln:

Mein Bauer, baue Kessel,
Schon morgen wird es besser.

Damit ist aber nur der rhythmische Ansatz geändert, im Verlauf der rhythmischen Welle (die absteigend ist und bleibt) aber gar nichts, es ist unverändert dieselbe wie bei dem vermeintlich trochäischen Ansatz, wenn man nur hört, nicht mit dem Schulauge und Schulgedanken sich das rhythmische Ganze in sogenannte Füße zerschneidet, wie nun einmal die Schulmetrik lehrt, daß man thun müsse, um den Vers in seiner Art und Entstehung zu fassen. Es handelt sich um den sogenannten Auftakt, der in der ersten Fassung fehlt, in der zweiten steht, aber sein Stehen oder Fehlen hat in unserer natürlichen Rhythmik auf das Wesen des Verses gar keinen Einfluß, wie man fast an jedem Volksliede sehen oder besser hören kann. Dem Auge freilich, beim todten Lesen, fällt zuerst die erste Silbe auf als Ansatz, dem Ohr aber beim lebendigen Singen und Hören die erste Hebung, diese bestimmt mit ihrer Art auch den Unterschied des absteigenden und aufsteigenden Rhythmus, durchaus nicht der Auftakt, der so zu sagen außerhalb des rhythmischen Rahmens steht, wie außerhalb des melodischen Verlaufes, der das eigentliche Wesen alles Rhythmus ist.

Es sind keine Trochäen. Am wenigsten im letzten Takt, **Kessel** und **besser**. Es gehört das Ohr dazu, diese recht zu beurtheilen, ich müßte eigentlich die Melodie hersetzen. Der Vers hat nämlich fürs Auge nur drei Füße oder Takte, wie man sich jetzt mit gutem Fortschritt zu sagen gewöhnt (obwol dieß Takt mit dem musikalischen Begriffe Takt nicht ganz zusammenfällt), fürs Ohr aber vier, oder, was dasselbe besagt, er hat vier Hebungen, nicht drei. Das ist durch die Tanzschritte dabei ganz fest dargegeben und die kleinen Kinder, die es gleich tanzend, nicht lesend lernen, finden sich gleich hinein. Es ist der vierhebige Rhythmusrahmen, der allem rhythmischen Wesen zu Grunde liegt als Wurzel oder Stamm, aus dem alles Weitere erwächst oder erwachsen ist, daher ich ihn gern den Urrahmen nenne. Der Rahmen erscheint nun hier in einer der alten künstlichen Ausgestaltungen oder Formen, die sich bis in unsere

stabreimende Dichtung zurück sicher verfolgen lassen, und zwar in der einfachsten, die schon in ältester Zeit als die beliebteste erscheint. Geschrieben stellt sie sich so dar, wenn ich neben dem Acutus den Gravis benutzen darf, um die zwei minderwerthigen der vier Hochtonstellen zu kennzeichnen, was nöthig oder nützlich ist, weil sich in dem Ablauf der Hebungen das Auf und Ab der Wellenbewegung, auf dem die Art des einzelnen Taktes beruht, gleichfalls geltend macht und wesentlich zum Gelingen des Verses nach Form, Inhalt und Wirkung gehört; auch die einfache Melodie läßt sich in Buchstaben dazu setzen, wobei ich kleine für Achtelnoten nehme, große Buchstaben für halbe Noten (das G meint die Dominante in der Tiefe):

e c c e C G
báuer, bàue | késsèl,
mórgen wìrd es | béssèr —

Der Strich kann zugleich als Taktstrich nach musikalischem Begriffe gelten, soll aber hauptsächlich den inneren Bau des kleinen rhythmischen Ganzen andeuten. Das besteht aus zwei Gliedern (Takten musikalisch), die der Zeit und dem rhythmischen Werthe nach einander gleich sind, aber verschieden, ja entgegengesetzt ausgestaltet, d. h. das erste ausgefüllt in allen Stellen, die der Rahmen bietet (außer im Auftakt, der eben nicht nothwendig zum Rahmen gehört), das zweite nur in den Höhen. So ist késsèl und béssèr rhythmisch vollkommen gleich báuer, bàue und mórgen wìrd es, was sich ganz äußerlich darin darstellt, daß auf késsèl und béssèr eben so gut zwei Tritte fallen, wie auf die beiden ersten Glieder mit vier Silben. Es ist der Fall, wo man gewöhnlich sagt, es fehle eine Senkung; aber es fehlt in Wahrheit nichts, die erste Silbe in késsèl und béssèr füllt im Gesang dieselbe Zeit aus, wie die zwei in bauer, und auch nach der zweiten Silbe, trotz ihrer Kürze in prosaischer Aussprache, fehlt nichts, auch sie ist im Gesang eine ganze halbe Note, kein Achtel (die liquidae l und r bieten sich, wie das ss leicht zu dieser singenden Verlängerung dar). Das kostet so viele Worte, um es für unsere Schulbegriffe klar zu machen! die kleinen Sänger aber fassen es sofort ohne alle Lehre und bringen es richtig heraus: das wird ihnen möglich durch den begleitenden Tanzschritt, aus dem ja, wie man nun weiß, alle metrisch-rhythmische Kunst in alter Zeit zuerst erwachsen ist, bei uns wie überall. Und Kunst ist das doch wol auch? aber ganz fern von unserer Schulmetrik, ich möchte sagen Naturkunst, nicht Schulkunst. Auch der Schulkunst, die mit dem Auge und Begriffen arbeitet und für stilles oder doch bloßes Lesen, ist im Alterthum eine solche Naturkunst vorausgegangen, in der noch das rhythmische Gehör, an Melodie, in

ältester Zeit an Tanzschritte angeschlossen, den Vers schuf, nicht fürs Lesen, sondern fürs Singen. Es ist für wahre Bildung vom höchsten Werthe und gewährt hohe Freude, von dieser Naturkunst wieder einen Begriff zu bekommen, und das können wir am besten oder nur an unserer eigenen Naturkunst, am allerbesten am Kinderliede, in dem sie bis auf heutigen Tag vollauf lebendig geblieben ist, in dem das, unberührt von Schulbedürfnissen und Begriffen, wie unter diesen in der Tiefe hin schleichend sein eigenstes deutsches Leben glücklich fristen konnte.

Jene Verse des Kesselliedchens kann man kurz als otfriedische Verse bezeichnen, denn es klingt in ihnen deren Rhythmik so rein erhalten wieder, als wäre nicht ein Jahrtausend mit seinem Schwanken und Irren und Suchen unter fremden Einflüssen darüber hingegangen. Man kann sich bei dem Weißenburger Mönch auf jeder Seite Verse suchen, die im Bau mit den Kesselversen genau zusammenfallen und also gewiß auch in dem rhythmischen Gang der Melodie. Hier ein paar Beispiele, bei denen ich doch nicht Otfrieds Accente schreibe (die übrigens vielfach mit den hier gesetzten stimmen, außer wo er aufsteigenden Rhythmus andeutet, den ich unberücksichtigt lassen muß), sondern die den Rhythmus wie oben bezeichnenden; ich lasse auch Fälle mit unterlaufen, wo der Auftakt hinzutritt, der eben am Wesen des Verses nichts ändert:

tház si sìh bitháhtì,
ginráda sìna súahtì. II, 12, 73;

jóh in àla thrátì
scówot ìro dátì. II, 23, 12;

férit èr ouh thánnè
úbar hìmila (l. himil) állè. I, 15, 35;

tho thísu wòrolt éllù
quám zi thèru stúllù,
óuh zi thèru zítì,
thaz Krìst sih ìru (l. ir) iróugtì. I, 23, 1 ff.

Auch die Reimart stimmt noch genau, kessel : besser ist noch ein otfriedischer Reim (auch mit dem l und r), d. h. noch nicht ein klingender (man sollte endlich von weiblichem Reime, d. h. französisch zu reden aufhören), sondern ein zweisilbiger, in dem noch jede Silbe eine Hebung darstellt; der klingende Reim ist erst aus diesem zweihebigen hervorgegangen.

Ich höre in solchen otfriedischen Versen den Rhythmus von bauer baue kessel, wie er mir noch von der Kindheit her vom eigenen singenden

Tanzen in den Ohren liegt und mir eben damit Otfrieds Verse dieser Form (er hat daneben noch manche andere) verständlich, d. h. hörbar gemacht hat. Man kann ja Fernes nur aus der Nähe her begreifen, d. h. wo es sich um lebendiges Begreifen handelt, also hier um Hören.

Otfried hatte aber diese Rhythmusform, wie andere, mit aus der Stabreimdichtung her übernommen oder überkommen, d. h. eben auch im Ohre aus der Kindheit her. Dort können wir sie denn noch heute sehen oder hören, z. B. in dem Merseburger Zauberspruch über den verrenkten Fuß von Balders Fohlen (ich will die Längenbezeichnung weglassen, wie bei Otfrieds Versen schon, um die Rhythmuszeichen nicht zu stören):

thú (da) bigùolen (besang ihn) Vóllà,
  Fríja èra suístèr,
thú bigùolen Sínthgùnt,
  Súnna èra suístèr,
thú bigùolen Wódàn,
  só he wòla cóndà.

Ebenso im Hildebrandsliede, im Muspilli, im Schlummerliede (das so echt ist wie irgend etwas), im letzteren z. B. (mit leichten Buchstabenberichtigungen):

Óstra stèllit chíndè
  hónagèigir (Honigeier) súozìn,
Héra prìchit chíndè
  plúomun plàwun rótùn.

Ich höre da überall bauer baue kessel heraus, an dem mirs nun einmal klar geworden ist. Ebenso, obwol ich nun die Beispiele sparen muß, waltet die Form in der altsächsischen, angelsächsischen, altnordischen, skaldischen Verskunst. Und nicht anders in der mittelhochdeutschen (auch in der altenglischen, altdänischen), besonders deutlich z. B. beim älteren Spervogel (dem man ruhig diesen Namen lassen kann, trotz Scherer), wenn das zweite Versglied durch zwei schwere Silben oder gesonderte Worte mit langem Vocal gebildet wird, womit diese Rhythmusform ihre genaueste Ausprägung erhält, wie:

dó der gùote Wérnhàrt
an díse wèrlt gebórn wàrt.
Minnesangs Frühling 25, 34;

in hímelrìche ein hús stàt,
ein gúldin wèc dar ín gàt. 28, 27.

Und auch die große Lücke vom 12., 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart ist nicht leer, die Form hat sich fortgesetzt im Volksliede, im Kirchenliede (nur muß man den Text nicht bloß mit dem Auge fassen, sondern mit den Ohren, gesungen), z. B. in Paul Flemings Liede:

In állen mèinen Thátèn
Laß ich den Höchsten ráthèn u. s. w.

Im Volksliede, z. B. in dem von Erk mitgetheilten Abschiedsliede (mit eingemischtem andern Rhythmus, wie überall im Grunde):

Wolán, die Zèit ist kómmèn,
Mein Pferd das muß gesattelt sein,
Ich háb mirs vòrgenómmèn,
Geritten muß es sein.

Ich muß aber abbrechen, zumal sich ermüdende Eintönigkeit schon eingestellt haben mag, die doch den Dichtungen selber fern bleibt, weil da die fragliche Rhythmusform immer im Wechsel und in Mischung mit andern Formen auftritt, wie in dem eben angeführten Volksliede, in dem von Paul Fleming und auch im Kesselliedchen; die Formen haben aber in all der Verschiedenheit doch auch ihre Einheit, denn sie gehen alle auf den erwähnten einen rhythmischen Hauptrahmen oder Urrahmen zurück, der immer still im Hintergrunde klingend von da aus alle Manigfaltigkeit beherrscht, zwischendurch aber auch in voller Ausgestaltung vortritt, besonders gern am Anfang und am Ende. Vor dem Abbrechen muß ich aber doch wenigstens noch kurz erwähnen, daß diese Rhythmusform nicht bloß germanisch ist, auch nicht bloß indogermanisch (z. B. auch altirisch). Sie kommt auch in amerikanischen Negerliedern vor in schönster Ausprägung, und, was besonders werthvoll ist, auch im griechisch-römischen Alterthum, wo man über mühsame Klügeleien alter und neuer Grammatiker damit sicher hinwegkommt. So in saturnischen Versen, z. B.: Terrá pestèm tenétò, Sálus hìc manétò, was im rhythmischen Bau (und Reim) geradezu auch otfriedisch genannt werden kann, wie unser Kinderlied vom Kessel. Ebenso griechisch, auch in die Kunstdichtung vorgedrungen (wie bei den Römern gleichfalls), z. B. Anakreons gewöhnlicher Vers ist nichts anderes, als diese Rhythmusform, z. B. (wenn ich nur die Accente setze, die der Rhythmus ergibt): *θελώ, θελὼ μανήναὶ*, darin klingt mir auch bauer baue kessel, nur mit Auftakt.

Aber noch etwas. Da einmal das sogenannte Auslassen von Senkungen zur Sprache kam, so kann ein Kinderlied trefflich dienen, auch diese der Schulmetrik so fremde Erscheinung weiter zu beleuchten, sie durch Hören aus der Gegenwart, also unmittelbar deutlich zu machen.

Es ist ein Auszählspruch, aus der Waldenburger Gegend an der oberen Mulde genommen (er geht in mancherlei abweichender Form um), ziemlich lang, so daß man sich über die Geduld der kleinen Spieler wundern darf, die dem Spiele selbst mit Ungeduld entgegen sehen; aber sie haben auch an den Sprüchen selbst eine eigne Freude, sie sind ihnen eine Ohren- und Gedankenweide, ein unbewußter Genuß am Rhythmus, wie an dem meist närrisch lustigen Inhalt, der bei allem Lachen so viel zu denken gibt. Jede Stadtgasse, jedes Dorf hat eine wahre Auswahl solcher Sprüche zum Auszählen, mit denen in der schönen Spielzeit gewechselt wird.

Der gemeinte Spruch lautet:

Ich gieng einmal nach Engelland,
Begegnet mir ein Elephant,
Elephant mir Gras gab,
Gras ich der Kuh gab,
Kuh mir Milch gab,
Milch ich der Mutter gab,
Mutter mir ein Dreier gab,
Dreier ich dem Bäcker gab,
Bäcker mir ein Brotchen gab,
Brotchen ich dem Hundchen gab,
Hundchen mir ein Pfötchen gab,
Pfötchen ich der Köchin gab —
Köchin mir eine Schelle gab.

Da erscheint das Sparen der Senkungen, das im Kinderliede noch so reichlich waltet, doch wie in besonders künstlicher Weise vorgeführt, gerade als gälte es ein Musterstück herzustellen für Unterricht in deutscher Metrik. Der Spruch setzt ein mit vollstem Rahmen, auch der Auftakt nicht vergessen. Von der dritten Zeile beginnt das Weglassen des Auftaktes (der auch bis ans Ende nicht wiederkehrt), zugleich aber das Sparen der Senkung in der letzten Stelle vor dem Reim, und das steigert sich, wie berechnet, bis zur fünften Zeile, indem in der vierten außer der letzten Senkung nun auch die erste gespart wird und nur die mittlere noch steht, in der fünften aber plötzlich nur die vier Hebungen des Rahmens noch erklingen ohne alle Senkung: **Kúh mír Mílch gáb.** Damit ist aber auch der Sparlust eine Genüge gethan, sie wirkt nur noch in der sechsten Zeile nach (**Milch ich der Mutter gab**) und schweigt dann in der ganzen Fortsetzung, die bis an den Schluß in vollem Rahmen einhergeht, nur ohne den Auftakt, was ganz natürlich herbeigeführt ist durch das durchgeführte Auftreten der Stichworte als kräftiger Ansatz des Verses ohne ihren Artikel; der Spruch bewegt sich zugleich in Priamelform.

Es ist wie gesagt ein wahres Musterstück, um daran diese Erscheinung zu begreifen auch für alle erreichbare Vorzeit rückwärts. Die Zeile **Kuh mir Milch gab** aus dem Zusammenhang genommen würde Niemand in vier Hebungen lesen, der Zusammenhang aber führt jeden, auch wer seinen Kindererfahrungen und damit der Kindermetrik ganz fern gekommen wäre (was doch bei keinem geschieht), von selbst darauf, den rechten Vortrag nicht nur zu finden, sondern auch ihn natürlich zu finden. Was der Schulmetrik so fern steht, wie der Mond der Erde, oder noch ferner, das tritt hier jedem nicht nur als möglich nahe, sondern wird ihm ohne allen Anstoß natürlich. Das macht der rhythmische Zusammenhang des Ganzen, der zuerst den vollen Rahmen anklingen läßt, und nachdem er sicher erklingend im Gange ist im rhythmischen Gefühl, ihn mit der Freiheit behandelt, die seine Natur darbietet, um das Eintönige, das der strenge Rahmen unfehlbar annimmt, mit Manigfaltigkeit zu durchsetzen, die das L e b e n mit seiner schönen Freiheit wieder in sein Recht einsetzt.

Schön — ich möchte wol wissen, ob sich beim Leser dagegen noch Widerspruch regt. Schön etwas, das man nun meistens wol, weil es einmal in der mittelhochdeutschen Dichtung Geltung hat, als Freiheit einer Naturkunst ohne rechte Schule gelten läßt, also etwas, das man der noch nicht durchgebildeten Zeit nachsehen muß, das schön? Um diesem Schulstandpunkt gegenüber kurz zu sein, bitte ich nur, die Erscheinung vom musikalischen Gesichtspunkt anzusehen (der eigentlich für a l l e s metrisch-rhythmische Wesen zuletzt der einzig richtige ist): wer in diesem sogenannten Fehlen von Senkungen noch ein Stückchen roher Natur, wol gar Barbarei sieht, der denke sich doch, daß in unsern Melodien fort und fort niemals für zwei Achtel ein Viertel, für zwei Viertel eine halbe Note eintreten dürfte. Welch eintöniges Gellapper würde daraus werden, so schön auch der Tongang an sich wäre! An solch eintönigem Dahinklappern leiden aber wirklich die Verse unsrer Schulmetrik, obschon der Dichter mit feinem Gehör auch da Mittel findet, die ihm die Natur der Sprache darbietet, um das Eintönige zu brechen, das nun einmal der Tod alles schönen Lebens ist. Dieß Eintönige aber, wo es eintritt, kommt hauptsächlich von dem schulmäßigen dürren Denken in Jamben oder Trochäen.

Das angebliche Fehlen von Senkungen noch einmal: es fehlt in Wahrheit nichts, d. h. für das Ohr, das allein über gute Verse zu urtheilen hat. Das **Kuh mir Milch gab** wird nicht etwa staccato gesprochen, mit Lücken zwischen den Worten, die den Senkungen entsprächen, sondern in halben Noten, sodaß der Rahmen in den bloß vier Silben doch voll daher klingt. Der Vortrag auch der Auszählsprüche ist nämlich kein ganz prosaischer, er geht schon wie mit einem ersten Schritte in das Gebiet

des Singens hinauf, sodaß er auch schon eine Art Melodie hat. Der Eindruck von Lücken, den die Erscheinung macht, wenn man sie nur scandirend, nicht musikalisch ansieht, ist wol der eigentliche Grund, wenn man darin einen Mangel an Kunst, an metrischer Durchbildung sieht. Es gibt aber keine Lücken, obwol ich dabei die Frage offen lassen will, ob Staccatovortrag nicht doch auch von jeher daneben möglich gewesen ist; kommt doch der auch in der Kunstmusik vor. Ich habe ihn z. B. im Ohre für die Auszählsprüche, die mit **Eins, zwei, drei** beginnen (wobei die ganze vierte Hebung ausgespart wird). Aneinander gereihte Zahlen geben ja keinen Gedankenfaden; aber auch, wo die Wortformen kein Verlängern zur halben Note zulassen, wird er anzunehmen sein. Ein Zerbrechen oder Zerbröckeln des rhythmischen Ganzen tritt aber auch damit nicht ein, das verhütet der im Hintergrunde des Bewußtseins still fortklingende oder forttaktirende Rahmen, der ohnehin Alles fortwährend umfängt und in fester Form zusammenhält.

Daß übrigens bei Anwendung dieser Freiheit — denn als solche kann mans ja immerhin ansehen — nicht Ungeschick mitwirkt, kann wol Folgendes zeigen. In Toblers appenzellischem Sprachschatz 214[b] ist ein Auszählspruch aus dem Lichtensteinischen mitgetheilt, kurz und zweizeilig:

Giggis gagis Geiermues,
Geiß gäd barfueß;

also die erste Zeile im vollen Rahmen (ohne Auftakt), gleich die zweite als Schluß nur mit den Hebungen. Simrock aber im Kinderbuche (3. Aufl. Nr. 883) hat den Spruch so:

Gickes gackes Eiermus,
Gänse laufen barfuß u. s. w.

Wie da zwei Senkungen im Rahmen wieder besetzt erscheinen, hätte sich das auch im Spruch vom Elephanten aufs Leichteste herstellen lassen, daß man die Lücken meistens los wurde, wenn man sie als solche empfunden hätte; etwa: Das Gras ich dann der Kuh gab, die Kuh mir nachher Milch gab — damit wäre der Vers in die Rhythmusform **Bauer baue Kessel** eingetreten, die so alt beliebt ist, wie sie in **Gänse laufen barfuß** sich zeigt. Aber schon das Sparen des Artikels läßt sicher sehen, daß da in dem rhythmischen wie im grammatischen Sprachgefühl der Kinder nicht Ungeschick, sondern Alterthümlichkeit waltet, deren Dauer gegen die Gewalt der heutigen Grammatik auch in der Alltagsrede man bewundern darf. **Elephant** statt **der Elephant**, was der rhythmische Rahmen ja darbot, und ebenso **Gras, Kuh, Milch** u. s. w. durchgeführt bis ans Ende, das ist alte, ganz alte Grammatik, wie **Kuh mir Milch gab** ganz

alte Rhythmik. Im Kessellied erscheint sogar, noch auffallender, der unbestimmte Artikel gespart: **Bauer, baue Kessel** für einen Kessel. Wer will da zweifeln, daß in dem poetischen Leben der Kinder auch in so äußerlichen Dingen Fäden aus der Urzeit her unabgerissen bis in die Gegenwart sich fortspinnen? Der Inhalt des Kesselliedes (S. 33ff.) hat es ja wol auch gezeigt.

Die Zeilen mit den gesparten Senkungen stimmen denn auch durchaus zu Rhythmusformen aus der Vorzeit. Wie die dritte Zeile gleich **Bauer, baue Kessel** rhythmisch z. B. zu thu biguolen Sinthgunt u. s. w. in dem Merseburger Zauberspruche stimmt, ist oben gezeigt. In der vierten Zeile, **Grás ich der Kúh gàb**, klingt der Eingang dieses Spruches an mit einer andern altbeliebten Rhythmusform:

Phól èndi Wódàn
vúorùn zi hólzà.

Ebenso altnordisch in der Edda, z. B. in Baldrs draumar 6:

Végtàmr ek héitì,
sónr èm ek Váltàms.

Von der ganz senkungslosen Zeile aber wäre besonders viel zu reden im Vergleich mit der Stabreimdichtung (wozu doch hier der Ort nicht ist), da dabei der liebe Streit um die sog. Vier- oder Zweihebungstheorie zur Sprache kommen müßte, der nun zu Gunsten der zweiten sich zu entscheiden scheint. Mit welchem Rechte, darauf fällt vielleicht ein Lichtschein aus dem Vorgeführten. Licht in dem Streite ist eben auch aus dem Kinderliede von heute zu holen.

Zu der freien Behandlung der Senkungen ist aber doch noch etwas zu erwähnen, das hier sein Licht finden kann, daß sie nämlich doch auch, trotz alles metrischen Schulbewußtseins, auf der Höhe unserer neueren Kunstdichtung auftreten kann, bei Schiller und Goethe. Jeder kennt von Kind auf den Vers im Handschuh:

Den Dank, Dame, begehr ich nicht.

Die Lücke im Rhythmus, vom Schulstandpunkt aus zu reden, habe ich, wenn ich mich da als Beispiel anführen darf, Jahre lang unbemerkt gelassen und sie ist es vielleicht Manchem jetzt noch. Merkwürdig genug. Aber eben dieß Übersehen oder Überhören beweist, was hier brauchbar ist: daß die vermeintliche Lücke für das deutsche Rhythmusgefühl eben keine, sondern recht natürlich ist, sonst würde es vom ersten Augenblick daran sich stoßen. Wer möchte es aber berichtigt sehen? Im rhythmischen Sprachgefühl Schillers erklärt es sich dadurch, daß er mit der Ballade

ihrer Form nach auf einen neuen Boden, auf den des Volksliedes trat, zugleich freilich auf den alten und natürlichen Boden; daher z. B. auch in seinen Balladen der frei gemischte Rhythmus (wie schon in Goethes Erlkönig und im König von Thule), der der sorgfältig mühsam ausgebildeten deutschen Schulmetrik ganz fremd war. Ähnlichen oder gleichen Anlaß hat das Auftreten dieser Freiheit bei Goethe, in seinen zwei deutschen Perioden, wie man sie kurz nennen kann, die getrennt sind durch die griechische. Im ersten Faust z. B., der ja in H. Sachsischen oder sog. Knittelversen begonnen wurde:

Die Frau hat einen feinen Geruch,
Schnüffelt immer im Gebetbuch,

wo in der zweiten Zeile der Auftakt fehlt und neben einer dreisilbigen Senkung eine ohne Ausfüllung auftritt. Dann wieder in den spätern „Sprüchen", d. h. deutscher Spruchform, zu der er von den Distichen nach dem Abstoßen der antiken Metrik übergieng („Wir sind vielleicht zu antik gewesen, Jetzt wollen wir es moderner lesen"), z. B.:

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage (unter „Sprüchwörtlich"),

wo nicht nur in **Goldwage**, sondern auch nach **Glück** eine Senkung unterdrückt ist, dabei wieder der Auftakt frei behandelt. Oder:

Im Auslegen seid frisch und munter (Zahme Xenien II);
Die Sonne war eben im Aufgehn (ebenda I).

Das kam ihm aus keiner Theorie, sondern der geltenden Theorie zum Trotz, aus dem bloßen deutschen Sprachgefühl, dem er sich nun wieder sorglos keck überließ, wie einst in der Genieperiode. Gerade in den Sprüchen, an denen wir um Jahrhunderte zurück so reich sind, auch als einst so beliebten Inschriften an Häusern, Brunnen, Geräthen aller Art auch im Dorfgebrauch, gerade in diesen hat sich das in alter Zeit entwickelte rhythmische Sprachgefühl, die alte metrische Kunst bis in die Gegenwart fortgesetzt. Daher auch übergangene Senkung selbst bei einem so wohlgelehrten und über die Theorie denkenden Dichter, wie Logau, z. B. (III, 1, 11):

Stinkend Käs und Warheit
Liegt bei Höfen abseit.

Das ist gleich hörbar als die uralte Rhythmusform, die an **Bauer, baue Kessel** gezeigt worden ist*), also nicht so geschrieben, daß da Logau die

*) Noch genauer stimmt es, in der Behandlung des Reimes, zu Spervogels Dô der guote Wernhart An dise werlt geborn wart.

ihm kommenden Worte ohne Regel und Bewußtsein eben hinfließen ließ, wie Goethe und Schiller in den erwähnten Fällen, bei denen da nur ein Instinct arbeitete (das unschöne Wort ist hier nicht zu vermeiden), bei Logau arbeitete da vielmehr eine bewußte oder gefühlte Überlieferung, wie im Kinderliede.

Von diesem Bewußtsein schließlich noch ein Wort, zu dem eben auch das Kinderlied trefflichen Anlaß gibt. Es ist ja eine hochwichtige Frage, wie für alle Kunstübung, so für die metrische Kunst. Unserer sogenannten classischen Zeit war das rechte Bewußtsein des deutschen Rhythmus entweder verloren oder doch gestört und verschoben — das klingt garstig, ist aber eine leidige Wahrheit; es gieng ihr damit, wie dem 16. Jahrhundert mit der sogenannten Silbenzählung, mit der es doch noch eine andere Bewandtniß hat, das Formenbewußtsein der Dichter war da in ein ungesundes Gleis gerathen, aus dem es Opitz heraus riß. Im Mittelalter aber ist bei den Sängern ein erstaunliches Formbewußtsein wirksam gewesen, das ließe sich an einer bestimmten Stelle der ältesten Kunst sicher zeigen, wenn dazu hier der Ort wäre. Merkwürdig genug, da man sonst der Gegenwart ein großes und helles Bewußtsein zutraut, der alten Zeit aber ein geringes und trübes. Bei dem Kinderspruch vom Elephanten oben tritt unwillkürlich die Frage auf, wie weit der wahrhaft künstliche Aufbau auf Zufall oder auf Bewußtsein beruhe? Nun sind aber Kindersprüche da, die darauf einige Antwort geben, z. B. aus dem Erzgebirge, mitgetheilt von Alfr. Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge, Annaberg 1883 (es ist wahrhaft Köstliches da gesammelt), S. 205:

Eins zweie doch,
Der Peter fiel ins Loch.
Solln ere (ihrer) denn nicht dreizehn sein?
Dreizehn sinds ere doch.

D. h. der Dreizehnte wird ausgezählt, und dreizehn Töne oder Hebungen hat der Spruch, dessen Rhythmus doch dabei einen so natürlichen hübschen Tonfall und Verlauf hat, daß man ihm kein künstliches Berechnen anmerkt. Und noch einer S. 206, der jede Einwirkung etwa von der Schule her sicher fern hält, ja geradezu abweist:

Ans, zwee, do,
Fimmerle fammerle fo,
Fimmerle fammerle fummerle fam,
Fimmerle fammerle fo.
Ob ich gleich nicht zählen kann,
Zwanzig stehn ere do.

Es sind zwanzig Töne, wer nachzählen will, wieder mit einem wahrhaft künstlichen Bau im rhythmischen Ganzen. Die Worte vom Zählenkönnen, eine rechte Schelmerei, meinen wol: ob ich gleich noch nicht in die Schule gehe, noch keine Rechenstunde habe. Dieß Nachzählen, also solches Zahl- und Formbewußtsein bei Kindern war mir höchst überraschend und unerwartet, und wirds wol Manchem auch sein. Danach kann mans aber der alten Zeit eben so gut zutrauen.

Was von dem hier Vorgetragenen für den Unterricht brauchbar ist und wie, das wüßte ich nicht sogleich zu sagen. Nur ein Wort doch dazu. Daß die Schüler, auch die nicht Latein lernen, noch erfahren, was ein Jambus, ein Trochäus, Daktylus, Spondeus ist, dabei muß es natürlich bleiben und das geht ja rasch. Daß wir aber die deutsche Metrik den deutschen Schülern schuldig sind, das versteht sich auch von selbst. Sie bringen sie aber im Gefühl gleich mit, der Boden braucht nur gelockert zu werden, da kommen die Hauptsätze, die ihr zu Grunde liegen, von selbst heraus. Das hab ich oft mit aller Sicherheit erfahren, wenn es in der Declamirstunde etwas Metrisches zu behandeln gab, und habe mich oft gewundert, wie sie auch feinere Gesetze unter Anleitung selbst zu finden wußten, z. B. wenn der Erlkönig vorkam, das von der dreisilbigen Senkung oben Ausgeführte, die in sich wieder eine Hebung braucht. Die deutsche Metrik und Rhythmik richtig (d. h. besonders nicht gelehrt) behandelt ist in der Schule die allerschönste — Denkübung von ganz besonderem Werthe.

8.

Die Berliner Erklärung wider den Allgemeinen Deutschen Sprachverein.*)

Diese Erklärung, in den Preußischen Jahrbüchern abgegeben unter dem Datum Berlin, 28. Februar 1889 und in alle größern Blätter aufgenommen, ist auf alle Fälle ein Ereigniß in unserm neuen deutschen Leben, dessen Gesammthauch sich immer deutlicher und mächtiger geltend macht gegenüber anfänglichen Zweifeln, auch in der Erklärung selber nach Geist und Wortlaut. Es ist, als hätte Einer (man wüßte gern den Namen) in Deutschland herum von den Höhen der Geisteswelt einen „Congreß" nach Berlin berufen, um von da aus, recht von oben her,

*) In den Grenzboten 1889 13. Heft, dann gemehrt und gebessert in der Zeitschrift für deutschen Unterricht 3, 201 ff., daher hier

siegreiche Stellung zu nehmen zu der vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein angefachten Bewegung, die mehr in volksmäßigen Kreisen oder bei volksmäßig Gesinnten arbeitet und ihre Kreise immer weiter zieht. Die Erklärung wird in einer spätern Geschichte der deutschen Sprache jedenfalls einmal eine wichtige Stelle einnehmen, das verbürgen die Namen der Unterzeichner, darunter nicht wenige mit dem besten Glanze um sich, den wir zur Zeit im Vaterlande sehen: aber welche Stelle? ja das wird mit Sicherheit doch erst um 1950 oder so gesagt werden können. Aber auch jetzt schon kann man sich auf eine Höhe stellen, von wo man sowol weit rückwärts mit Sicherheit als auch mit ungefährer Gewißheit zugleich vorwärts sehen kann, wie in dem Streit, dem Hin- und Herziehen die Dinge im Ganzen gehen und gehen werden.

Auch die Erklärung tritt mehrfach auf höhern geschichtlichen Standpunkt, besonders in dem Satze: „Unsere durch die Freiheit gedeihende Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich das ihrem Geiste Fremde wieder ausgeschieden, aber die Wortbilder neuer Begriffe als bereichernden Gewinn festgehalten.“ Also eigentlich der volkswirthschaftliche Grundsatz der Manchesterschule auf das große Sprachleben übertragen. Er enthält ja eine wahre, dabei noch ziemlich neue tröstliche Weisheit, aber nur innerhalb gewisser Grenzen, mit der Gefahr schädlicher Übertreibung, wie man schon genug erfahren hat. Gehört das Sprachleben ganz in diese Grenzen? Kann man sagen: laßt nur die fremde Flut herein und frei im Gau walten, das Überflüssige und Schädliche läuft von selbst wieder ab, ohne daß jemand die Hand dazu rührt? das besorgt der Geist der Sprache! Ja wo ist und wirkt denn der Geist? Doch nur in den Einzelnen, nicht ohne oder gar wider sie als eine höhere göttliche, unpersönliche Gewalt? Der Geist der Sprache kommt immer nur in tonangebenden Stimmen zu Wort und Wirkung. In den „führenden Schriftstellern“ sollte er sein Wirken entfalten, auf die sich die Erklärung beruft, oder sie geben ihr Führeramt an Andere ab, die die Geführten sein sollen, an die Masse. Wollen das die Unterzeichner? Eben nicht! aber sie thuns in der Fremdwörterfrage eigentlich grundsätzlich in jenem Satze. Oder nicht?

Bei der „Hochflut“ übrigens möchte man gern wissen, ob damit für jetzt oder für die letzte Zeit vor der Sprachbewegung eine solche „Hochflut von Fremdwörtern“ als bestehend zugestanden wird? Es klingt doch wirklich so, schon weil der eigentliche Sinn des Satzes im Zusammenhange kein anderer sein kann als: der Sprachverein ist ganz unnöthig, was er Gutes oder Rechtes wollen kann, wird von selber kommen, es kostet nur Zeit und Geduld — und: wir thun jedenfalls nichts dazu, weil das verkehrt wäre — aber nein, gar mancher von den Unterzeichnern

thut schon mit dazu, selbst recht wesentlich, wie urkundlich zu belegen wäre, wenn man sich Namen zu nennen entschließen könnte. Diese sträuben sich da mit Worten oder „im Princip", helfen aber selbst wirksam bei der Sprachbewegung unsers neuen Lebens. Also gut! Andere werden auch noch kommen.

Daß es eine solche Flut gab und auch nach dem weltgeschichtlichen Aufschwunge des deutschen Selbstgefühls seit 1870 noch groß und garstig genug gibt, das kann man nur übersehen, wenn man nicht so vorsichtig ist, sich mit Bewußtsein gegen die Gewalt der Gewöhnung zu wehren und Auge, Ohr und Sinn für das schlechte oder unnütze Fremde offen zu halten, das gemäß Jahrhunderte alter Verwöhnung immer und immer noch so leicht bei uns fröhlich gemüthliche Aufnahme findet. Als Riegel an die Gründung des Vereins gieng und auch mich unter Vorlegung des Planes zum Eintritt in den Vorstand aufforderte, da sträubte ich mich dagegen und machte ernste Bedenken geltend, wesentlich dieselben, die hier in der Erklärung erklingen: niemand will sich schulmeistern lassen, und es werden sich Unberufene herandrängen, die das Heil im Knaupeln und Kritteln am Kleinen und Äußern suchen u. s. w. Aber Riegel, der diese Bedenken vollständig anerkannte, wußte sie doch auch niederzuschlagen, ich schlug freudig ein: Ja, es ist wieder einmal Zeit, wie im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Fruchtbringenden Gesellschaft, mit gesammter Hand ans Werk zu gehen, daß wir im Reden und Denken deutscher werden, als wirs noch sind. Die Bewegung ist schon von selber in Gang gekommen, recht aus der gehobenen Stimmung des Ganzen, aus dem neuen Geist der großen Zeit heraus, wie allemal nach großen Stößen von außen oder innen, die durch die Erschütterung wieder einmal das Gesammtbewußtsein des Deutschthums wachriefen und steigerten, z. B. im Jahre 1813 und auch 1848, sie braucht aber eine vorsichtige Führung (die den „führenden Schriftstellern" zukäme). Machen wir den Versuch! Der Geist der Zeit fordert es, und was dabei Kleines und Kleinliches nothwendig mit unterläuft, das ist doch eben zu klein, um dem Großen den Weg vertreten zu können. Nun sind denn die Dinge in kurzer Zeit so gegangen, daß man nach menschlichem Maße mit dem Erfolge nicht bloß zufrieden, sondern hoch zufrieden sein kann. Ich fürchtete gleich zuerst ganz besonders einen Stoß dagegen aus einer bestimmten Windecke, die ja auch geschichtlich bekannt genug ist, ich will sie, um kurz zu sein, die vornehm kühle nennen. Die Erklärung bringt nun diesen Windstoß, auch mit gesammter Hand, aber auch er kommt doch lange nicht so scharf und schlimm, als ich gefürchtet hatte. Ja der Sache nach bläst er eigentlich in der Richtung, in der der Verein arbeitet. Also gut!

Er will aber doch auch den Verein treffen, möchte ihn am liebsten

hinwegblasen, wenigstens aus der Gunst der Nation, und ich habe schon von Mitgliedern gehört, die auf die Erklärung solcher Namen hin ausgetreten sind. Am schärfsten trifft wol in der öffentlichen Meinung das Schlußwort von der „behenden Geschäftigkeit der Puristen, die nach Jakob Grimm in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen". Welchen schlimmen Klang hat das Wort Purist, Purismus, auch mir, schon wegen seiner barbarischen Bildung, die noch dazu auf einem Mißverständniß beruht (Puritaner sagte man zuerst, im siebzehnten Jahrhundert). Sein Begriff ist nun ungefähr beschränktes deutschthümelndes Philisterium, das auch nicht einmal, wie andres Philisterthum, etwas Gemüthliches an sich hat. Man denkt dabei an Campe, Jahn u. s. w. und kreuzigt sich davor im Stillen. Ich muß doch diese Männer, seit ich sie mir selber genauer ansah, und das ist lange her, auch mit ihren sprachlichen Bestrebungen durchaus in Ehren halten, gar manches nun bestens anerkannte Wort ist von ihnen gemacht. Und wenn, wie der brave Pfister, der in allerbester jugendlicher Begeisterung auch für den Verein doch zu weit geht, neulich in der Kasseler Allgemeinen Zeitung (Nr. 70) aus mündlichem Verkehr mittheilte, Jakob Grimm einmal Infanterie mit „das Vendich" verdeutschen wollte (vom mhd. vende), den Omnibus, der ihn offenbar auch ärgerte, wie Andere, als er von England herüber geweht kam, mit „Allen", so ist das doch auch — Purismus? Und wenn er in seinem Deutsch interessant und seine Sippe durchaus meidet, wol auch? Es gibt eben auch an der Oberfläche zu arbeiten. Und wenn Schiller von der „Auswahl einer Nation" spricht (in der Recension von Bürgers Gedichten vom Jahre 1791), also das französische élite kurzweg übersetzt, was ist das anders als „Purismus"? Ist er doch auch bei Goethe zu finden. Wenn dieser z. B. dem ästhetisch so wichtigen Katastrophe ausweicht mit einfacher Übersetzung: „kurz vor der Umwendung", d. h. im Aufbau des Dramas Mahomet (Wahrh. u. D. 14. Buch a. E.), oder combiniren: „Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch" (ebenda 12. Buch, wo von Höpfner die Rede ist), so weht uns das doch unfehlbar „puristisch" an? Also auch dieses kleine deutschgesinnte Thun, das an die nichtstudirten Leser denkt, wird man doch nicht einfach verdammen oder verhöhnen können, wie es bei der „Elite der Nation" Mode ist. Und mit der Berufung auf unsere Klassiker: „die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsere Klassiker, standen", damit gewinnen sie keineswegs den festen Standpunkt, den sie dort zu haben meinen, wie schon die paar Belege zeigen können, zu deren Häufung ja hier der Platz nicht ist; es gibt dort kein bequemes Ruhekissen für die Fremdwörterfrage, sie ist da vielmehr in lebhaftester Bewegung, vorwiegend aber bei allem Schwanken in der Richtung, in welcher der Verein

und die Stimmung der Zeit arbeitet, eine Arbeit, die bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückgeht wie die Fremdwörterfrage.

Daß auch die Erklärung diese Richtung nicht nur anerkennt, sondern auch selbst in ihr geht, zeigt nicht nur das Vermeiden unnötiger Fremdwörter darin (das den Verfasser sicher einige Gewalt gekostet hat) — denn praktisch, Autorität, national, Literatur, pädagogisch, Vereinsorgan sind ja sogenannte recipirte Fremdwörter, dafür wird z. B. kosmopolitisch mit weltbürgerlich gegeben, Protest mit Verwahrung, sodaß auch der Verein, wenigstens in seinem rechten Flügel, auch dem Centrum, damit völlig zufrieden sein und seine Freude daran haben kann — sondern auch die bestimmten Erklärungen: „Sie meinen allerdings, daß verständige Rede und Schrift von berufener Seite (nur durch ihren Einfluß als stilles Vorbild?) dem verschwenderischen Mißbrauche der Fremdwörter im geselligen und geschäftlichen Verkehre steuern kann" und „die Unterzeichneten, denen es fern liegt, den Überschwang der Sprachmengerei zu schützen" — wozu also die Gegnerschaft? und zwar mit einem Grundklange von Entrüstung, die selbst in stille Erbitterung übergehen will, wie lange geduldig angesammelt, bis sie endlich überwallen mußte, wie ein kochender Topf?

Bevormundung, die sich zeigen soll, ist es, was den wallenden Unwillen zum Überlaufen gebracht hat: „Jetzt, wo der Gesammtvorstand die Autorität der Regierung anruft, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte, fühlen die Unterzeichneten sich gedrungen, öffentlich zu erklären, daß sie auf Grund der Entwicklung unserer Sprache (ich muß das Weitere auslassen, weil es eine Erörterung brauchte, zu der hier nicht der Platz ist, die aber zum Theil genügend angedeutet ist) solche Bevormundung entschieden zurückweisen."

Bevormundung? wessen denn? der Schriftsteller selber? Wer um Himmels willen soll denn auch nur in einem dummen Traume darauf verfallen, und wär es ein Minister, Männer wie Gerok, Döllinger, Freytag, Treitschke u. s. w. in ihrem Deutsch als ungesehener Kobold hinter dem Schreibtisch in Vormundschaft nehmen zu wollen? Und doch klingt das eigentlich so, als wäre das Wirken des Vereins schon so angewachsen, daß die Schriftsteller vor dem Augenblicke ständen, wo es hieße: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt!" Wir lernen von ihnen, sind innig dankbar für die guten Stunden, in denen wir uns durch sie bereichert, beglückt, gestärkt fühlten, aber wahren dabei unsere Freiheit auch vor ihnen, also z. B. auch in der Fremdwörterfrage — das ist gut germanisch und solls bleiben, treue Hingebung mit innerer Freiheit gepaart.

Regelung des Sprachgebrauchs von oben? Wenn es jugendliche Heißsporne einzeln gibt, denen das als Hilfe in der Noth einmal in die Gedanken tritt, so ist das menschlich begreiflich, aber es wäre französisch gedacht, nicht deutsch, und der Verein als solcher denkt nicht im Traum daran! Als ich seiner Zeit zu der Conferenz für Regelung der Rechtschreibung mit nach Berlin berufen wurde als Vertreter des Grimmschen Wörterbuchs, mußte ich wegen Unwohlsein mich entschuldigen, war aber im Stillen recht froh darüber, weil ich bei meiner festen Gesinnung in Bezug auf Sprachentwickelung doch nur mich und die Andern dort geärgert hätte. Freiheit ist freilich das rechte einzige Losungswort, nur nicht in einem gewissen Parteisinne von heute, sondern gepaart mit treuer, selbstvergessener Hingebung an das lebendige Ganze. Diese Paarung als Grundsatz alles menschlichen Gedeihens ist nirgends so deutlich als das Naturnothwendige und Gottgewollte zu erkennen, als gerade an der Sprache. Nur willige, frei willige Mitglieder sind es, die der Sprachverein sucht, nicht solche, die sich Gewalt angethan oder bevormundet fühlen.

Oder ist dabei an eine Akademie für deutsche Sprache gedacht? Der Gedanke daran ist allerdings im Verein aufgetaucht, aber von der Mehrheit gut deutsch zurückgewiesen oder zurückgestellt worden. Soll es aber nicht erlaubt sein, die Frage aufzuwerfen? nicht eine Stelle geben, wo solche Fragen verhandelt werden? Daß eine bejahende Antwort nicht so von vornherein zu verwerfen ist (a limine abzuweisen wäre der Modeausdruck), das zeigt doch wol Du Bois-Reymonds warmes Eintreten dafür, und der ziemlich vergessene Umstand, den ich deshalb in der Vorrede zum fünften Bande des Grimmschen Wörterbuchs wieder ins Bewußtsein zu rücken mich bemühte, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften von Haus aus zu keinem andern Zweck gegründet ist; Leibniz wollte damit der deutschen Sprache und dem deutschen Geiste überhaupt eine Art Geistesbehörde schaffen, um dem armen Deutschthum in Deutschland und Europa endlich zu seinem ganzen Rechte zu verhelfen; war er doch „teutschgesinnet“ durch und durch und sah in jener Hebung des Deutschthums sein höchstes Lebensziel. Mir selbst ist der Gedanke oft genug nahe getreten, da ich seit fast dreißig Jahren unzählige Male angegangen worden bin, von Einzelnen wie auch von Behörden, mit Fragen, was denn dies und das seltne Wort eigentlich und genau bedeute oder was das Richtige wäre in einem einzelnen Sprachstreit, auch wie man dies und jenes Fremdwort gut deutsch geben könne. So wäre eine solche Stelle für solche Auskünfte und Rathschläge doch wol brauchbar in unserm neu aufsteigenden Leben, in dem das Sprachleben, wie seit Jahrhunderten gerade bei uns im Kampfe um unser Dasein, eine besonders wichtige

Stellung einnimmt, es ist und bleibt der treue Spiegel des Geisteslebens in seiner Kraft und Gesundheit, seinem Streben und Gedeihen.

Unter den Vorwürfen, auf welche hin die drohende Bevormundung zurückgewiesen wird, steht der voran, daß der Verein nun sogar „die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen möchte", und einige namhafte Schuldirectoren sind deshalb mit zugezogen worden, um die Verwahrung zu unterzeichnen. Wird also eine Bevormundung der Nation gefürchtet durch die Gefangennehmung des nachwachsenden Geschlechtes unter das Joch des Vereins? Ich bin auch Schulmann gewesen viele Jahre lang, besonders gerade im Dienste des deutschen Unterrichts, und kann von mir sagen, ich habe die dafür auftauchenden Fragen recht reiflich durchdacht, ja durchlebt. Wenn hier in Bezug auf die Sprache als genügendes Ziel aufgesteckt wird, daß die Jugend, „wie bisher, zum saubern Gebrauch der Sprache angeleitet werde", so ist das ja an sich ganz recht (nur daß man dem unsichern „sauber" doch anmerkt, wie man dem altherkömmlichen „rein" ausweichen wollte, da es ja den Fremdwörtern zu Leibe gehen konnte) — aber mit seiner negativen Seite ist es zugleich so dürftig, daß ichs nicht fertig bringe zu begreifen, wie dem geistvolle Schulhäupter haben ihren Stempel leihen können; sie gewannen freilich damit Deckung für ihre eigne Gewöhnung an die Fremdwörterei, wie man sie ja gewöhnlich von der Universität mitbringt, was auch bei manchem andern Unterzeichner mitgewirkt haben mag. Oder ist das zu boshaft gedacht? das sollte mich freuen. Ich habe in meiner Schrift über den deutschen Sprachunterricht unter wachsendem Beifall der Lehrerschaft schon für untere Classen der Volksschule das Ziel höher und tiefer ausgesteckt, als hiermit doch auch für die obersten Classen der Gelehrtenschulen geschieht. Auch von der Fremdwörterfrage ist dort aufs eingehendste die Rede, die recht eigentlich in die Schule gehört, von der Volksschule angefangen bis zu den höchsten. Nicht um die Fremdlinge todt zu schlagen, sondern den Schülern ihnen gegenüber innere Freiheit, ich will kurz sagen, ihre deutsche Freiheit wiederzugeben (die gar mancher geübte und namhafte Schriftsteller — verloren hat), und um die Fremden zugleich zu benutzen zur Einführung der Schüler in das Culturleben der Völker und der Menschheit, daß sie daran einen freien, weiten Blick gewinnen in das große Gesammtleben Europas hinaus, von dem das unsere ein Theil oder Glied ist und bleibt. Die Antwort des preußischen Cultusministers v. Goßler auf die betreffende Eingabe des Vereins, die ich bei ihrer hohen Bedeutung mit einiger Bangigkeit in die Hand nahm, klang in einem Tone, daß ich still aufjubelte, noch aus tiefern Gründen: Gott sei Dank, da ist in Berlin an höchster leitender Stelle also der rechte beste Geist, der die neue Zeit, die für das deutsche Wesen angebrochen

ist, vollkommen versteht und an die Spitze der Bewegung für eine neue Zukunft tritt. Der Verfasser der Erklärung hingegen muß wol auch oder gerade daran seinen Groll genährt haben, der dann so überwallte. Die Erklärung thut ja fast, als gälte es, die armen jungen Deutschen vor einem eindringenden Gift von Parteigeist zu schützen, wie eine Hürde Schafe vor einem Wolfe. Und wer ist der Wolf? der beste deutsche Geist, neu und alt zugleich, die beste Summe unsers langen Lebens als Nation (denn das ist die Sprache), so klang es auch in der Auffassung des Ministers. Denn auch dem Verein beruht die Pflege der Sprache nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalstolzes („Chauvinismus"?) erhoben wird, das weisen seine Statuten, wollte sagen Satzungen aus; aber wo auf einem Beete gute Pflanzen wachsen und guter neuer Same gedeihen soll, muß man doch zuerst und von Zeit zu Zeit wieder das Unkraut ausjäten?

Ich denke doch, wenn die Erklärung in zweiter Auflage erschiene, was ja möglich ist, könnte sie auch eine verbesserte sein, mit recht wesentlichen Berichtigungen und Ergänzungen, vielleicht auch im Geiste des Ganzen und im Bestand der Unterschriften? Was ist denn der Unterschied zwischen hüben und drüben? Der Verein denkt nicht daran, alle Fremdwörter ausmerzen zu wollen, die Erklärung denkt nicht daran, alle in Schutz nehmen zu wollen — worum und warum also der Streit, vollends bitterer? Um ein Mehr oder Weniger, nicht um die Sache selbst. Es ist wie bei einer sogenannten Inventur, wo auch Streit entstehen kann, welche Gegenstände oder Papiere aufgehoben werden sollen, welche nicht, weil sie für die Zukunft noch nöthig oder dienlich sind oder nicht. Auch in unserm neuen deutschen Leben ist eine solche Inventur nöthig und schon gründlich im Gange, in Bezug auf wichtigste Verhältnisse wie Begriffe, daß gesichtet werde, wie in einem Garten, der lange der Pflege entbehrt hat und nun zu neuem schönen Leben kommen soll. Nun und die Sprache gehört zu den wichtigsten. Sie ist, wie unser ganzes Leben, in einer Häutung begriffen, und das geht nicht ohne Wehgefühl ab und gemischten Zustand. Wer sich in der alten Haut so lange wohl befunden hat, klagt darüber, wer die neue fühlt, erträgt das Unbehagen im Vorgefühl eines gesteigerten Lebens, und auch jene würden sich in der neuen Haut nach einiger Gewöhnung wieder wohl fühlen oder noch wohler. Zu der alten Haut gehörten z. B. auch im höhern Sprachleben die unreinen Reime, sie sind in der Hauptsache schon abgehäutet. Wer aber in der Fremdwörterfrage unbewegt stehen bleiben will, und sich dafür auf den Stand beruft, den sie in unserer letzten classischen Zeit hatte, der macht es wie ein Dichter, der sich auf die alten unreinen Reime ver-

steifen wollte, weil sie durch Schiller und Goethe (die doch auch darin vorwärts strebten) als „classisch“ festgestellt wären.

Um aber wieder auf den Anfang und damit zum Schluß zu kommen: was wol die Geschichte der deutschen Sprache und des deutschen Lebens etwa um 1950 zu dem Streit um die Häutung sagen wird? Der Sprachverein wird gewiß zusammen genannt werden mit der Fruchtbringenden Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts, aber mit einem Unterschiede: damals waren es die besten Schriftsteller der Zeit, die ein edler Fürst versammelte, um die Häutung zum Heil des Ganzen zu bewirken oder zu befördern, denn der Drang dazu war auch schon vorhanden und Fürsten und Herren und Dichter nahmen nur die Bewegung hochherzig in die Hand! Und jetzt? versagen sich ihr die „führenden Schriftsteller“ — das thut weh. Aber die Bewegung ist im Gange, ja sie hat schon, um einen Kriegsausdruck des sechzehnten Jahrhunderts zu brauchen, dem Widerstand gegenüber, „den Druck gewonnen“, das ist nicht zu verkennen und — hat eben die Erklärung mit hervorgerufen. Und Fürsten fehlen ihr mit ihrer Gunst doch auch nicht, unser jugendlicher Kaiser, der „deutschgesinnt“ ist wie einer, voran, im Hintergrund aber die nachwachsende Jugend als Trägerin der Zukunft. Da unsere heutige Geistesbewegung auch sehr nachdrücklich (eigentlich durch Goethe und Schiller begonnen) auf unsere ältere Zeit, die vorfranzösische gerichtet ist, um allerhand dann abgerissene schöne Fäden von dort wieder anzuknüpfen zum Gesammtgewebe, auch in Bezug auf die kernige, einfach viel sagende Sprache von damals (wie trefflich versteht das z. B. G. Freytag und mancher noch von den Unterzeichnern), so wäre es schon möglich, daß um 1950 auch ein Ausdruck wieder aufgenommen wäre, mit dem man damals bei einer Häutung des Zeitgeistes, z. B. in der Zeit der Reformation, die Parteien unterschied: man nannte sie oder sich einfach und alles sagend „die Alten“ und „die Neuen“. Wie im zwanzigsten Jahrhundert die Anwendung auf unsere Sprachparteien wäre, braucht man nicht zu sagen, der Ausdruck paßt auf den Kampf um unsere Neugestaltung überhaupt, nur daß „die Neuen“ in Anspruch nehmen können, zugleich die rechten „Alten“ zu sein, wie Luther auch that. Der freudige Schluß seines Liedes vom Jahre 1523 von den beiden Glaubensmärtyrern in Brüssel paßt wirklich auch auf unsere Zeitlage:

Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen ...
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden.

9.

Hola! und halloh! mit ihrem alten Hintergrunde, dabei etwas von Donar und vom großen Christoph.*)

Daß die beiden Rufwörter zusammengehören, sagt man sich leicht, sie klingen ja, wenn man über die zufällige, auch wechselnde Schreibung hinwegsieht, im Ohre wie dasselbe Wort, nur mit gewechselter Stellung der beiden Vocale. Ich hatte sie darum lange im Auge, zumal man von französischem Ursprung hörte. So gibt noch Weigand das erste als vom franz. holà entlehnt, anfangs auch halloh! aus franz. haler. Mit solchem Entlehnen aus dem Französischen (oder Lateinischen, Griechischen) war man aber früher und manchmal bis in neueste Zeit so rasch bei der Hand, daß es da in Zweifelsfällen besondere Vorsicht gilt.

Auch **hola!** und **halloh!** sind gut deutsch und wurzeln tief im alten heimischen Leben. Licht kam durch Stellen aus älterer Zeit, wo die Rufe dienen, um am Flusse dem Fergen, dem Fährmann zu rufen, wie jetzt **hol über!** und zwar in beiden Formen, sodaß sie auch da schon genau zusammengehören. So **hola!** in einer Scherzrede von der Heidelberger Universität ums J. 1500, bei Gelegenheit eines sog. quodlibet gehalten, wo Witz und Satire freien, ja tollen Lauf hatten, in einer Rede de fide concubinarum in sacerdotes von Paulus Olearius, neu gedruckt bei Zarncke, die deutschen Universitäten im Mittelalter Leipzig 1857 S. 88 ff. Da wird von einem Pfaffen erzählt, der seine Concubine verloren hat und ihrer auch in seiner nächsten Predigt auf der Kanzel gedenkt am Schluß der Aufzählung der Letztverstorbenen, für die es zu beten gilt. Zuletzt vor Erwähnung der Geliebten heißt es: **helfen mir auch gedenken des edlen bluts Ottkern Hertzhänsel, gesessen in der Kalbsgassen** u. s. w., **Ror Enderlins dochterman, gut gesell zum mülstein, hola, hola, ferg, hol.** Wie das in diesen Zusammenhang gerathen ist, sieht man nicht, es war die Art solcher quodlibeta, alles, auch den größten Ernst, mit Witz zu durchsetzen, Anspielungen gelehrter Art und aus dem nächsten Alltagsleben durch einander zu würfeln. Der Hertzhänsel war vielleicht ein Heidelberger Müller gewesen, wenn man den Mühlstein so deuten darf, als Fährmann aber ist vielleicht der Charon gedacht. Auf alle Fälle ist die Vorstellung augenblicklich am Flusse und wir hören da, wie man am Neckar dem Fergen rief. Wir können uns das **hola!** so gebraucht sicher in die mittelhochdeutsche Zeit zurückversetzen oder weiter.

---

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 3, 393 ff., hier mit Kürzungen.

Ebenso **hallo!** am Main im 15. Jahrhundert. In J. Grimms Weisthümern 1, 530 findet sich in einem Weisthum aus Kostheim bei Mainz v. J. 1471 eine Bestimmung, daß neben dem Fergen jeder andere Dorfgenosse das Recht des Überfahrens haben solle, falls jener säumig wäre: **seß ein man im dorf zu Costheym und hette ein schifflin oder ein nachen, und seß ein mensche hinsit** (jenseit) **Meyns oder uf disser siten, und rief dri male hallo! hallo! wolt der ferge ine dan nit halen, so mag ine der mit sym schifflin oder nachen halen an strafunge der fergen** (ohne daß der Ferge und die Seinen ihn deshalb strafen können).

Also **hallo**, eigentlich **halo** deutlich zu **halen**, d. h. holen, wie **hola** zu **holen**, beides stützt einander genügend. Ich gab die Stellen als Beisteuer zum Grimmschen Wörterbuch; dadurch ist denn auch bei Weigand in der letzten Ausgabe die französische Erklärung von **halloh** weggefallen (für **hola** noch nicht). Die auffallende Doppelform hat ihren guten Grund eben in alter Doppelform von holen, das im Ahd. merkwürdig genug mit zwiefachem Stammvocal ausgeprägt erscheint (nicht im Ablautsverhältniß), holôn und halôn (altſ. nur halôn), Imp. holô und halô, s. Graffs ahd. Sprachsch. 4, 850 ff., wobei der Lehrer den Schülern (und sich selber) die hübsche Zungenübung zumuthen müßte, auch nach dem betonten kurzen Stammvocal doch nur ein l, nicht zwei auszusprechen. Die Doppelform mit o und a hat auch das Mhd. überdauert, wie eben die beiden Stellen zeigen, **halen** im 15. Jahrh. bei Mainz (es ist noch die nd. Form) neben **holen** bei Heidelberg. Denn daß dieß das Wort war für das Amt des Fergen, zeigt z. B. die Stelle in den Nibelungen, wo die Burgunden an die ausgetretene Donau kommen und Hagen nach dem Fergen ruft:

er begunde ruofen vaste über die fluot:
nu hol mich hie, verge u. s. w. Nib. 1490, 2 Lachm.

Nun sieht jenes **hallo!** neben dem **halen** aus wie der ununterbrochen erhaltene ahd. Imp. hálô, merkwürdig genug, wenn es so wäre, und ganz unmöglich wol nicht, vgl. die Formen **dero, iro** (Ihro Gnaden u. ä.), worin dieselbe anziehende Frage vorliegt, da sie sich übers Mhd. hinweg erhalten zu haben scheinen. Das -ô diente zugleich dem Bedürfniß des schallenden Rufens, z. B. in oberd. Mundarten **Vatero! Hanso!** (s. Grimms Gramm. 3, 289 ff., vgl. auch **feurio! zeter mordio!**) wie in hólâ das -â, das ja mhd. frei verwendet wurde zu solchem Zwecke (s. Zingerle in der Germania 7, 257 ff.), z. B. beim Gelage trinkâ trinc! im Turnier stichâ stich! als möglichst schallende Aufforderung, deren Schall andern Lärm übertönen mußte, wie auch im Kampfgetümmel,

wenn einem die Speere ausgiengen, der Ruf nach neuen: wâ nu sperâ sper! Es macht mich ungeduldig, wenn ich dieses -â, das so ins volle Leben hineinzieht aus der Enge der Studierstube heraus, wol auch einfach als „grammatisches Suffix" behandelt finde. Das Wesentliche dabei ist, daß das schallende gezogene â so in die Mitte genommen wird von dem Gegenstande, dem der Ruf gilt. Und so in der Weisthumstelle das **holâ hol!** nur von **ferg** unterbrochen. Aber nothwendig war diese Doppelung nicht, das zeigt z. B. spät im 16. Jahrh. bei Fischart im Garg. 87[b] **horchâ bubâ, wechsel hie den kreuzer** (s. in Grimms Wb. unter ausbereiter und unter horchen 1, b) und so denn auch bloßes hólâ.

Aber, um keine Lücke zu lassen, auch hálâ erscheint neben hálô, allerdings noch nicht altbezeugt und nicht vom Fährmann, wird sich aber doch auch noch so finden. Es ist ein Rufwort, das in mitteldeutschen Landen gilt, von Gebildeten kaum beachtet oder verachtet, in Thüringen (z. B. in Arnstadt), im Altenburgischen, im südlichen Sachsen (z. B. Penig), und zwar neben hólâ. Man ruft so, wenn man ein Haus betritt irgend eines Geschäftes wegen (auch z. B. einen Kaufladen) und findet Niemand vor. Da macht man Halt in der Hausflur oder auf dem Vorsaal und läßt den Ruf erschallen, hálâ (hallâ) oder hólâ, damit Jemand komme, eigentlich um den Ankömmling zu „holen". Auch in Feld und Wald ist hólâ (und gewiß auch hálâ) so gebraucht, wenn man z. B. des Weges irre ist und Jemand in der Ferne sieht, ihn anzurufen, daß er den Weg weise. Der Fall tritt erwünscht vermittelnd zwischen den Gebrauch im Hause und den am Flusse, von dem man sich das Ganze recht gut ausgegangen denken kann. Ich höre übrigens von glaubwürdigster Seite, daß **hola!** doch auch noch hie und da dem Fährmann gilt, z. B. an der Mulde in der Leisniger Gegend. Kommt die Sache in der Classe einmal zur Sprache, so wird das die Geister freudig wecken, daß sie etwas aus dem freien Leben, das sie meist besser kennen als der Lehrer, mitten im Schulzwang brauchen können, um auch den Lehrer zu belehren, der sie wieder über ihr eigenstes Leben und Wissen belehrt. Das Ganze ist zugleich so eigen von freier alter Poesie umgeben, die da einmal aus dem Leben selber, nicht aus den Büchern kommt.

Gerade das Fährmannswesen hat eine wunderbare Poesie um sich, als gebliebenes Stückchen uralter Zeit. Es wäre den Schülern leicht klar zu machen, wie wichtig es einst gewesen sein muß in den Zeiten, wo es Brücken so wenig gab, wo Brückenbau, vollends mit Pfeilergründung mitten in das strömende Wasser hinein, eine Aufgabe war, die fast unlösbar schien oder an die man wenigstens in Stein lange gar nicht dachte.

Unsere Vorfahren haben ja den Brückenbau unmittelbar von den

Römern gelernt. Nachher erscheint er als ein Stück der Cultur, die dem in den germanischen Gauen vordringenden Christenthum folgte und es förderte und stützte. Darauf fällt ein erwünschtes Licht durch den nicht lange erst gefundenen merkwürdigen ahd. Spruch von einem Brückenbau, der in Müllenhoffs und Scherers Denkmälern, 2. Ausg., S. 483 mitgetheilt ist, in andrer Fassung in den Sitzungsber. der Berl. Akad. 1885 S. 577, dessen eigenartigen Werth auch Scherer noch nicht ganz faßte. Ich will die Hauptsache hier vorbringen, da sie zu gut in den Zusammenhang paßt. Es wird darin erzählt, wie Donar, auf Âdâmes prucche stehend, den stein schitôta zi wite, d. h. spaltete wie Scheite zu Brennholz (witu), wie aber Christus, merkwürdig nicht so, sondern Âdâmes sun genannt (entsprechend dem noch merkwürdigeren Âdâmes pruccha), dazu kam und den Bau schützte, indem er des tieveles sun vertrieb und zuo der stûdon sluog (ich wähle aus den zwei überlieferten Fassungen die Formen nur nach der Rücksicht auf raschestes Verständniß). Was weiter in dem Spruche folgt, hat damit eigentlich nichts zu thun, ist ein anderer Spruch, mit jenem älteren zusammengeschweißt.

Darin ist uns, glaub ich, ein wirklicher Vorfall überliefert aus der Zeit des Kampfes zwischen Christenthum und Heidenthum. Es wird von Christenhand eine Brücke gebaut, und zwar von Stein (wären es auch nur die Pfeiler), sei es am Main oder so. Die noch heidnischen Anwohner jenseits wollen sie aber nicht dulden, suchen sie zu zerstören, werden jedoch von den christlichen Germanen diesseits zurückgeschlagen. Das ist hier in den mächtigen, einfältig hohen Stil gefaßt, in dem die älteste Zeit dichterisch dachte; es ist wie aus Priestermund, in altgermanischer Kunst, aber nun im Dienst des Christenthums: der alte Landesgott Donar (der dabei merkwürdig genug noch seine alten preisenden Beinamen erhält, Donar dietêwigo, dietmahtiger u. s. w.) will die Brücke durch seinen Blitz vernichten, der neue mächtigere Christengott aber erscheint und schlägt ihn zurück in den Wald (Staude, Busch), wohin er gehört, nicht mehr in das neu angebaute Land, das mit dem neuen Glauben auch der Cultur erschlossen wird. Bei dem Kampfe um den Bau wurden je beide von ihren Bekennern angerufen, als gegenwärtig gedacht, *sie* thaten eigentlich was geschah.

Warum aber die Heiden drüben die Brücke nicht wollen, statt sich ihrer zu freuen? Wol, weil eben mit ihr Christenthum und Cultur und Waldverwüstung, die sie auf der andern Flußseite sahen, auch bei ihnen nun eindringen wollte. Vielleicht wurden damit auch Rechte und Einkünfte, die an der Fähre oder Furt hiengen, gekränkt. Denn Donar scheint ein Recht an die Flußstelle zu haben, standen etwa Fähre und Furt, wie der Fluß, unter seinem Schutze? So wurden die Brücken in alter Zeit

unter göttlichen Schutz gestellt und von den Priestern geweiht (auch das nach altrömischem Vorgang), daher Heiligenbilder und selbst Capellen auf den Brücken, wie man es hie und da jetzt noch sieht.

Fähre oder Furt — Brücken wurden nämlich an Stellen angelegt, wo ein Übergang altherkömmlich war, wie denn die Stellen dazu immer durch die Gelegenheit des Bodens wie des Flusses und des nöthigen Verkehrs herüber und hinüber an die Hand gegeben sind. Alte Brücken (und daher alte Städte, auch Dörfer) stehen in der Regel an Stellen, wo der Fluß besonders breit ist, oft mit Inselchen oder Sandbänken oder flachen Stellen, die die Anlage der Pfeiler erleichterten und darboten. Ebenda ist aber in der Zeit vorher immer eine Fähre oder eine Furt zu denken, oft wol auch beides wechselnd, je nach dem Stand des Wassers, der in alter Zeit stärker wechselte als jetzt. So war eine solche Stelle von selber von Alters her heilig, auch war das Amt des Fergen ein hochwichtiges Gemeindeamt oder Gauamt, das selbst an edle Geschlechter als Lehen vergeben vorkommt sammt den daran haftenden Rechten und Einkünften.

Noch einen Schritt weiter zurück in den Nebel der Vorzeit, der doch für die neugierige Phantasie so unwiderstehlich anziehend ist, gerade weil sie da fast ganz mit ihren eignen Mitteln schöpferisch arbeiten muß oder darf, wird man durch den Umstand geführt, daß alte Städte an Flüssen oft den Namen Furt führen, also als ursprüngliche Furten bezeichnet sind, die eben durch ihre Wichtigkeit die Anlage der Stadt herbeiführten, die dann den Namen beibehielt. So Erfurt, Frankfurt, in ältester Form Erpesfurt, Erphesfurt, nach einem Erp, Erph benannt, und Francônofurt, später Frankenfurt, die Furt der Franken, also nach einem ganzen Stamm benannt, dem die Flußstelle als Übergang für Krieg und Frieden von allgemeinstem Werthe war. Nun ist es eigen und vielleicht kein Zufall, daß in Frankfurt wie in Erfurt und Umgegend Spuren von alter Verehrung des heiligen Christophorus sind. Im Dom zu Erfurt und Frankfurt, also an heiligster Stelle, ist dem Riesen, dem Träger Christi durch die Furt, ein gemaltes Bild geweiht und dazu eine ganze, haushohe, breite Wand gewidmet, daß er mit seiner ungeheuren Erscheinung eigentlich den heiligen Raum beherrscht, mit seiner Tanne als Stab und Stütze in der Rechten.

Vielleicht ist auch darin ein Stückchen alter Wirklichkeit enthalten, in jenen alten Stil gefaßt, hier recht eigentlich zugleich kindlich und riesenhaft, wie er ist (daher auch dem Schülersinn leichter zugänglich, als uns Alten). Ich meine, war nicht bei solchen Furten, für den Fall niedrigen Wasserstandes, wie später ein Ferge, so zuerst ein Furtmann oder wie er heißen mochte, angestellt, Leute und Waaren durch das

Wasser zu tragen? Das kommt ja noch z. B. in Indien vor, ein Beweis, daß es ältesten Zuständen wol entspricht. Natürlich mußten dazu große, riesenähnliche Männer am besten dienen. Das scheint der Kern der Sage vom „großen Christoph". Die Sage berichtet aber zugleich von dem Übergang aus heidnischem in christliches Leben. War etwa Christophorus als Heide im Dienste Donars und wurde nun durch die wunderbare Erfahrung, die er mit dem Gottkinde macht, für den Dienst des Christengottes gewonnen, wie die Furt selber? Erscheint doch Donar oder Thor selbst als solcher Furtmann, wenn er in der nordischen Sage den Örvandil durch Ströme trägt, s. Simrocks Myth.[2] S. 256, Uhlands Schriften 6, 29, und wenn er nachher auch als Stifter und Schutzgott von Brücken erscheint (Simr. S. 280 ff. 253), so widerspricht das freilich seiner Stellung in dem ahd. Spruche oben, aber nicht mehr, sobald man sich die Brücke als verbesserte Furt oder Fähre denkt. Auch dem Furtmann galt aber wahrscheinlich schon der Ruf hálô! der mit seiner Einfachheit (noch heute mit Du darin, wie „hol über!" auch) so alt aussieht, einfacher gar nicht möglich, daß man ihn sich z. B. schon in des Arminius Zeit und Munde erklingend denken darf.

Zugabe. Da von **holen** einmal die Rede ist, möchte ich als Nachtrag aus dem reichen Leben des alten Wortes noch einen hübschen und anregenden Zug hervorheben, was die Wörterbücher versäumen. Jeder kennt und braucht das Wort in einer Wendung: „Ich habe mir nur einen Schnupfen (o. ä.) geholt", der Schnupfen als das, was er von einem Fest oder Vergnügen als Gewinn davongetragen hat. Man holt sich nur, was man braucht oder sucht, wer wird sich also einen Schnupfen „holen"? Man merkt leicht, daß mehr dahinter steckt, etwas, das verdunkelt ist, aber noch dunkel doch auch hervorblickt. Der Hintergrund thut sich auf, wenn man die mhd. Wendungen aus dem Kampfleben dazu nimmt: den prîs holn, oft im Parzival, vom Sieger z. B. in einem Turnier, auch die gâbe holn, d. h. den ausgesetzten Siegespreis, Hagens Minnes. 1, 325[a], ebenso den sige erholen, d. i. den Preis als Sieger, auch kurz den turnei holn Haupts Zeitschr. 5, 276, und, wie immer bei vielgebrauchten Wendungen, einfach ez holn Bit. 10081, d. i. der Sieger sein; auch in der Gudrun 1437, 3, hier mitten in der Schlacht, von dem Kampfe zwischen Herwig und Ludwig. Dieß einfache ez holn hat noch sein entsprechendes Gegenstück in dem franz. l'emporter, eigentlich den Preis „davon tragen", wie wir auch noch sagen (man denke z. B. an den Einzug eines Schützenkönigs mit dem vor ihm her getragenen Preise), und ebenso wieder: „Ich habe nur einen Schnupfen davongetragen", d. h. als den Gewinn, den ich zeigen kann. Also eigentlich

Witz, Verdruß, der sich so witzig Luft macht. In der Sprache, die wir täglich brauchen, ist noch viel, nur verdunkelter und noch nicht wieder bemerkter Humor enthalten, von dem das Denken, Empfinden und Reden unsrer Vorfahren voll war, wie noch jetzt das des sog. gemeinen Mannes.

Und noch ein Wort von dem eigentlichen Begriff von holen. Wer ihn deutlich vor sich haben will, gerade in der hier besprochenen Anwendung, braucht nur an eine Kletterstange zu denken, wie sie bei Vogelschießen u. dgl. noch ausgerüstet wird mit den hoch oben ausgehängten Gaben (Gabe hieß auch der Preis, Siegespreis); wer von den Knaben die Anstrengung daran wendet, der will sich ein seidenes Tuch o. ä. „holen". Anstrengung, um etwas herbei zu schaffen, ist der Kern des Begriffs (auch beim Fährmann oft genug zu sehen). Daher kann ich mich nicht dazu verstehen, unser Wort mit griech. καλέω, lat. calare rufen, als schlechthin urverwandt eins anzunehmen, wie man schon lange thut. Heißt es doch z. B.: „Ich habe ihn schon so oft gerufen, er kommt nicht, ich werde ihn holen müssen."

Und noch ein Wort aus der Gegenwart kann hier sein Licht finden, in dem es längst versunkener Vorzeit über viele Jahrhunderte hinweg die Hand reicht: sich erholen. Wer krank war, besonders schwer krank, erholt sich, kommt wieder zu Kräften, eigentlich aber: kommt vom Liegen wieder zum Stehen und Gehen. Mir kam diese Überzeugung, als festes Bild, das ich immer deutlicher vor mir sah, aus der Beschäftigung mit den Rechtsbüchern des 13. 14. Jahrhunderts. Da ist in dem streng formell entwickelten Verfahren vor Gericht ein entscheidender Umstand, daß man bei einer vorgebrachten Klage, einem abgelegten Eide sich nicht verspreche, und man bittet daher im voraus um Bescheid, wie oft man sich erholen dürfe, d. h. den Eid u. dgl. noch einmal anfangen (daher unser „wiederholen"), was auch einfach holunge genannt wird. Was das für einen Hintergrund hatte, zeigt sich deutlich in dem hochwerthvollen Freiberger Stadtrecht (dem jetzt endlich durch Ermisch eine würdige Ausgabe zu Theil ward). Da heißt es z. B. im 8. Cap.: der kleger mac einis urteilis biten, wie dicke (oft) er sich irholen sulle; nachher: bestêt he alsô (ohne sich zu versprechen), sô sul man die boten (des Beklagten) manen (ihr Urtheil abzugeben), sprechen die, daz he gestanden sî, sô ist he gestanden u. s. w. Und im 27. Cap. in einem verwandten Falle: welcher zu einem mâle irvellit, der ist (überhaupt) irvallen, der mac nicht mê gestên — also von Rede vor Gericht, mit der man „besteht" oder nicht, gestên oder bestên und im Gegentheil ervallen. Das ist anders entstanden gar nicht denkbar, als daß es auf das Gerichtsverfahren mit Rede längst schon mit übernommen war von dem Verfahren mit gerichtlichem Zweikampf (von dem eben das 27. Cap. dort handelt), vom

Waffenstreit auf den Wortstreit, wie manche andere Wörter der Gerichtssprache, z. B. Streit selber, das die Bauern noch jetzt auch für Prozeß brauchen, ahd., mhd. strît Waffenkampf. Nun ist auch sich erholen klar in seiner Entstehung, eigentlich sich wieder aufraffen, wenn man im Kampfe zu Falle gekommen, um den Kampf fortzusetzen. So ist denn in dem heutigen „sich erholen" vom Kranken, der vom Lager aufsteht, das älteste Bild rein erhalten: so lange kann ein Bild oder Begriff in der Sprache bewahrt bleiben. Beiläufig übrigens, auch ein im Schulleben wichtiges Examenwort findet hier seine Anknüpfung im Gewebe: „er hat gut bestanden", wie dort der Schwörende und Kämpfende vor Gericht. Auch das Gegentheil „durchfallen" gehört in den Zusammenhang der alten Vorstellungen, nur daß das alte ervallen da mittelst „durch" eine andere scherzhafte Anwendung bekommen hat, von der in Grimms Wörterbuch unter korb das Weitere zu finden ist.

10.

Gehäufte Verneinung.*)

Wenn man Latein lernt, hört man auch ziemlich früh, daß da zwei Verneinungen eine Bejahung darstellen, während der ungeschulte Deutsche vielfach Verneinungen gemüthlich häufe, so daß es damit doch nur beim Verneinen bleiben solle. Also lateinisch z. B. nemo non videt, niemand sieht (erkennt) nicht, oder da dort die beiden Verneinungen scharf neben einander treten: niemand nicht, also jeder! es ist keiner, der nicht einsähe. Bei uns dagegen in gemüthlicher Alltags- oder Volksrede: Das sieht kein Mensch nicht ein — kein Mensch nicht, also doch auch jeder? Ist das nicht logisch zwingend? das deutsche aber unlogisch? soll gerade das Gegentheil von dem sagen, was es wirklich sagt? ist also barbarisch?

So ungefähr waren meine Schülergedanken von Quarta an. Ein Stoß dagegen kam freilich nachher, als man fürs Griechische zu lernen hatte, daß da im besten Stil die Verneinung verdoppelt, ja gehäuft wird und doch nur eine Verneinung meint, also wie bei uns in der gemeinen Rede. Aber der Stoß schlug nicht durch, weil die am Latein gewonnene Logik schon zu fest war, wie granitfest; die Lehrer sagten auch nichts darüber, hätten vielleicht auch Scheu gehabt, das hohe Griechisch so mit dem Deutsch des gemeinen Mannes auf eine Linie zu stellen — das wird ja wol nun, um fünfzig Jahre später, besser sein. Wer sich von

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 3, 149 ff., hier mit Kürzungen.

uns die Sache zu Herzen, nicht bloß zu Kopfe nahm, dem blieb nichts übrig als zu denken oder doch halb denkend zu empfinden: da findet man doch die Griechen uns näher, auf dem gemüthlichen, deutschen Standpunkte, im Gegensatz zu dem strengen Standpunkt des Lateins, das aber doch — recht hat.

Wie merkwürdig war mirs nachher, um fast tausend Jahre rückwärts den Weißenburger Mönch dort im Elsaß, den lieben Otfried auf derselben Gedankenlinie mit demselben patriotischen Kummer zu finden, nur daß dem Guten der vom Griechischen kommende Trost entgieng. Er konnte in der Erscheinung nur eins von den vielen Merkmalen unserer angeborenen Barbarei sehen, hujus linguae barbaries u. s. w. (s. S. 45 fg.), in der fast jedes Wort einen Fehler mit sich bringe — nach der lateinischen Grammatik, der einzigen, die er kannte und die ihm die Grammatik schlechthin war, wie sie das noch Jahrhunderte lang nach den Schulbegriffen gewesen ist. Er äußert, er würde gern von allen den Fehlern Beispiele geben, wenn er nicht dem Spott der Leser aus dem Wege gehen wollte, nisi inrisionem legentium devitarem, denn agrestis linguae inculta verba cachinnum legentibus praebent, also Spott und lautes Lachen der lateinisch Geschulten über die Muttersprache; man fühlt aus dem Ganzen deutlich heraus, mit welchem vaterländischen Schmerz er das niedergeschrieben hat. Das eine ganz deutliche Beispiel, das er gibt, betrifft eben die gehäufte Verneinung: duo negativi dum in latinitate rationis dicta confirmant, in hujus linguae usu pene assidue negant. Es ist übrigens eigen, daß dieses älteste Zeugniß von patriotisch grammatischem Kummer gerade aus dem Elsaß kommt, das zu uns mit seinem Deutsch nun eine so ganz andere Stellung hat. Noch im 17. Jahrhunderte waltete dort begeistertes Deutschthum gerade in Bezug auf Reinheit und Schönheit der Muttersprache, und später, bis tief in unser Jahrhundert herein, theilweis bis jetzt, sollte es so kommen, daß der Elsässer sowol mit seinem Deutsch wie mit seinem Französisch keinen Augenblick vor Spott und Lachen sicher war, in Paris wie vor den Franzosen im eignen Lande.

Wie würde sich aber der alte Otfried wundern und freuen, wenn er jetzt wiederkommen könnte, und nun sein geliebtes Deutsch, um in seinen Worten zu reden, im „Zügel der Regeln grammatischer Kunst“ (vgl. S. 45) wolgezogen einhergehen sähe, wenn er auch das ärgerliche doppelte Verneinen nicht mehr hörte, sondern die lateinische Regel darin walten fände. Denn der Ärger ist nun ausgemerzt im Kreis der Bildung, sie ist darin dem Latein so folgsam geworden, daß es ein wahres Wunder ist. Und doch ist dieser Stand der Dinge, daß man sich geradezu ängstlich auf einfaches Verneinen beschränkt oder an anderes Verfahren durch die

Macht der Gewöhnung gar nicht mehr denkt, ziemlich jung, wie ein kurzer Rückblick zeigen wird.*)

Im 15. 16. Jahrhundert hat die alte eigne Art noch die volle Herrschaft, auch z. B. in **Luthers** Bibel, in der doch jeder Satz wol erwogen ist, um dem heiligen Texte das beste Deutsch zu geben. Auch im 17. Jahrhundert hat es lange noch die volle Herrschaft, auch z. B., was einen wundern darf, bei **Opitz**, dem Beginner der eigentlich gelehrten Dichtung, die ja ein lateinisches Denken nothwendig mit sich brachte. Bei Opitz waren Beispiele so ziemlich auf jeder Seite zu finden; hier nur ein paar (nach der Fellgiebelschen Ausgabe Bresl. 1690):

Du achtest keinen Regen nicht. 1, 82;
Den Tod ruft keiner nicht. 2, 138.
Ich sehe nun zum letzten an
Der Sonnen schönes Liecht
Und ferner nimmer nicht ...
Man stimmet mir kein Hochzeitslied nicht ein,
Der Acheron wird selbst mein Bräutigam sein. 1, 187.

Auch bei dem gelehrten **Logau** viele Belege, z. B.:

Der in allen seinen Sachen
Nimmer kan kein Ende machen. 1, 3, 33;
Jeder Mensch hat sein Gesicht,
Keiner wie der andre nicht. 1, 7, 19;
Rouchus ist alleine klug, Klugheit bleibt ihm auch alleine,
Denn es sucht und holt bei ihm nun und nimmer keiner keine.
3, 1, 58.

Schwer zu finden dagegen waren sie z. B. bei **P. Fleming, A. Gryphius, Günther,** es muß bei ihnen schon ein Sträuben dagegen gewirkt haben, wie in der nächsten Zeit überhaupt. Daher bei **Gottsched** in der Sprachkunst (3. Theil, 7. Hauptstück § 5, 1762 S. 500): „Die verdoppelte Verneinung, die noch im vorigen Jahrhunderte bei guten Schriftstellern gewöhnlich war, um desto stärker zu verneinen, muß itzo in der guten Schreibart ganz abgeschafft werden", ja sogar: „Heute zu Tage spricht nur noch der Pöbel so, artige Leute vermeiden es, und zierliche Scribenten noch mehr", das wäre also damals wesentlich schon wie heutzutage.

Aber Gottscheds Angabe, die zwar die Bewegung richtig übersieht, greift ihr doch auch vor, es war noch nicht so weit. **Haller, Hagedorn,**

*) Ich hatte in Grimms Wb. unter kein Anlaß, der Sache genauer nachzugehen, es ist dort viel zusammengetragen.

Gellert, die maßgebenden Schriftsteller um die Mitte des Jahrhunderts, brauchen die Verdoppelung noch ohne Bedenken, wo die Verneinung recht wirksam sein soll, aber, wie es scheint, mit einem wesentlichen Unterschied, d. h. vielleicht nur im Verse; in der Prosa, auch im Briefstil ist mir bei ihnen kein Beispiel aufgefallen, ausgenommen natürlich Gellerts Lustspiele, wo es die Sprache des Lebens wiederzugeben galt. Ein genaueres Zusehen in seiner und der Prosa seiner Zeit überhaupt wäre schon der Mühe werth, zumal man gerade damals auch den prosaischen Stil, sobald man die Feder in die Hand nahm, mit einer Sorgfalt pflegte, von der unsere Zeit kaum einen Begriff hat. Ja selbst fürs 17. Jahrhundert hat diese Unterscheidung von Vers und Prosa in Bezug auf die Verneinung vielleicht schon Geltung, daß man also in der Prosa der lateinischen, im Verse der griechischen Art gefolgt wäre.

Mit dem Beginn der großen Zeit, die aufs Geniewesen hindrängt und über die Regel gern hinwegspringt, schon weil sie eben Regel, Schulregel ist, nimmt auch das verdoppelte Verneinen einen neuen Ansatz oder Aufschwung, bei **Klopstock**, **Lessing**, bei diesem auch in Prosa. Bei jenem erscheint sie in den Oden und im Messias, also im höchsten Stil und Ton gar nicht selten, ja sogar neu aufgenommen gegen früheres Vermeiden, z. B. im Messias 4, 831, wo er von seiner Liebe zur Fanny handelt, als seiner gottgegebenen Führerin zu allem Hohen und Heiligen:

Wie ein Kind voll Unschuld mit biegsamen Herzen,
Folgt' ich dem leichten Gesetz der sanftgebietenden Stimme,
Daß ich deinen Besitz, die du mir theurer, als alles,
Was die Schöpfung hat, warst, durch keinen Fehl nicht entweihte.

So in der Ausgabe letzter Hand v. J. 1800, Bd. 1, 229, im ursprünglichen Texte v. J. 1751 aber: **durch keinen Fehltritt entweihte**, in den Ausgaben von 1769 und 1780: **durch einen Fehl nicht entweihte**; er brauchte für sein Empfinden die Kraft, die die alte Verdoppelung bot, und setzte sie so spät noch ein. Auch **Lessing**, der über die Sprache wol so viel nachdachte, wie **Klopstock**, macht noch so viel Gebrauch davon, daß es wol kein Sichgehenlassen ist, sondern ein bewußtes Festhalten. Vielleicht dachte er ans Griechische als Schutz, wie **Klopstock** auch gethan haben könnte, und wie schon **Gottsched** von einem Kritiker seiner Sprachkunst erinnert wurde, da er in der letzten Ausgabe a. a. O. in einer Anmerkung angibt: „Ein gelehrter Gönner, der sich aber nicht zu nennen beliebet, meynet, weil das Deutsche in diesem Stücke mit dem Griechischen eine Ähnlichkeit hätte („Analogie" ist gemeint), so sollte man diese Verdoppelung nicht abschaffen"; er fügt als Antwort hinzu: „Ich

würde es auch gewiß nicht thun, wenn es nicht schon von sich selbst so gekommen wäre, aufdringen aber kann und mag ich es von neuem nicht" u. s. w.

Aber dieß „abgekommen" war eben vorgegriffen, das zeigen die zum Theil reichlichen Belege aus **Lessing**, **Wieland**, **Claudius**, **Lavater**, **Zimmermann**, **Sturz**, **Bürger**, **Klinger**, **Merck**, durchaus nicht bloß brieflich oder im volksmäßigen Ton, sondern auch im ganzen Ernst des hohen Buchstils, in nachdrücklicher oder bewegter Rede, alles zugleich ein Beweis, daß die Angeführten die Wendungen, die nun für niedrig gelten, auch im Leben, im Hause noch frischweg gebrauchten wie die Kinder und die Frauen. Bei **Lessing** z. B. nicht nur im Verse und in den Lustspielen, sondern auch im wissenschaftlichen Ernste: **Wo ist der witzige Kopf unter ihnen** (den Ausländern), **der, wenn er dichtet und Briefe schreibt, so systematisch ist als nimmermehr kein Compendium der wolfischen Philosophie?** 3, 188 Lachm. (aus d. Berl. Zeit. 1751); **sind das die Leute, mit denen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiset? Keine bessern wissen Sie nicht?** 3, 422 (Vade mecum für Lange) **keinen wirklichen Uebel sahe Achilles nicht.** 7, 455 (Laok. 12); **daß auch die Franzosen noch kein Theater haben. Kein tragisches gewiß nicht!** 7, 359 (Hamb. Dram. 80. Stück).

Wie es damit dann auf der Höhe der Bewegung stand? Im Schwinden ist es, bricht aber oft genug noch aus. Daß **Goethe** unter Umständen auch noch so sprach, wie er es ja sicher im Hause hörte (und das Hausdeutsch, das er hörte, wirkte erkennbar auf seinen Stil), das verbürgen Briefstellen, wie in Mercks Briefsammlung 3, 188: **Keine weitere Überredung mag ich nicht anfügen**, v. J. 1776, und noch i. J. 1790, in einem Brief an Herder aus Nürnberg: **Keine neuen Begriffe habe ich bis jetzt** (auf der Reise) **noch nicht erobert.** Aus Herders Nachl. 1, 117. Von **Schiller** hatte ich allerdings keine Briefstellen zur Verfügung, auch aus den Dichtungen nur drei, aber sehr bezeichnende, die ich doch hersetzen will. Aus den Räubern 2, 3: **Es ist kein Haar an keinem unter euch, das nicht zur Hölle fährt** (hist.-krit. Ausg. 2, 106, 3. 267, 18). Aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges im 4. Buch (8, 317): **In Schnee und Eis treibt man sie hinaus, und nirgends kein Dank für diese unendliche Arbeit.** Und aus Wallensteins Tod 3, 15:

> **Alles ist Partei und nirgends**
> **Kein Richter!**

Auch aus **Goethes** Dichtung lagen nicht viel vor, darunter aber einige sehr bekannte, z. B. in Gretchens Munde von Mephistopheles:

Man sieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt.
12, 183 (Ausg. l. H.);
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu lieb
Als mit dem Ring am Finger. 12, 197;
Keine Luft von keiner Seite,
Todesstille fürchterlich. 1, 173 (Meeresstille und glückliche Fahrt).

Um 1800 auch noch bei **Novalis, Hölderlin** (ausgew. Werke 1874 S 219: **Da wäre geholfen, wo kein Gott nicht helfen kann**), dann bei **Eichendorff, Chamisso, Wilh. Müller, Dingelstedt**, der z. B. einmal i. J. 1856 von Helgoland aus die Klage erschallen läßt:

Kriegsschiffe nahn, Kriegsschiffe gehn,
Kein deutsches hab' ich nie gesehn.

So hat sichs im Vers am längsten gehalten und wird wol da für gewisse Fälle auch nie ganz aussterben, und gilt doch vor der Bildung für niedrig, für bildungslos, zum ungeschulten Mann verwiesen, rückt also in die Reihe der Fälle ein, wo die Sprache des gemeinen Mannes und die des Dichters über und unter der Sprache der Bildung hinweg sich berühren. Darum kann es auch die Schule nicht so behandeln, wie die gebildete Gesellschaft, sie kann es unmöglich mit dem Schein des Niedrigen, Bildungswidrigen befleckt lassen. Schon Luthers Bibeldeutsch verlangt das, wenn man da z. B. list: **Ich habe ihr keinem nie kein Leid gethan.** 4. Mos. 16, 15; **hab ich doch nirgends keine Hülfe, und mein Vermögen ist weg.** Hiob 6, 13; **und denke keiner kein Arges.** Zach. 8, 17; **habt ihr auch jemals Mangel gehabt? Sie sprachen: nie keinen.** Luc. 22, 35 — wer wollte daran etwas ändern, der sogenannten Bildung zu gefallen? Wer das thäte und statt der zweifachen, dreifachen Verneinung nur eine ließe, würde doch bei aller grammatisch-logischen Genugthuung sicher das Gefühl nicht los, daß er der Kraft des Gedankens und Ausdrucks die Spitze abschnitte. Und auch der Schönheit im Gedankenverlauf wie im Tonfall geschähe ein Schade, das fühlt wol auch jeder. Gewönne aber etwa die Klarheit damit? Gewiß nicht, ist sie doch an Nachdruck und Wohlklang mit gebunden, das wird keiner leugnen, der die Klarheit nicht bloß in kahler Logik sucht. Es ist aber mit den aus neuerer Zeit angeführten Stellen im Grunde nicht anders. So in der aus Wallenstein: **alles ist Partei und nirgends kein Richter**, oder in der aus den Räubern: **es ist kein Haar an keinem unter euch** u. s. w., oder bei Goethe: **keine Luft von keiner Seite** — jede Änderung daran in der jetzt schulmäßigen Rich-

tung schnitte dem Gedanken die Kraftspitze ab. Wer dort setzen wollte: **nirgends ein Richter**, oder in Dingelstedts Klage: **ein deutsches hab ich nie gesehn**, der hätte wol den kahlen Gedanken noch, aber es fehlt ihm der volle Inhalt, der gefühlte ganze Ernst der Sache; dazu hilft aber hier das wiederholte Verneinen statt eines einfachen, so wie man bei wichtigen und ernsten Dingen **nein!** zwei, dreimal sagt.

Um den fraglichen Punkt in sein volles geschichtliches Licht zu rücken, müßte in den oberen Classen mit ein paar auserlesenen Proben ein Blick nicht bloß aufs 17. und 16. Jahrhundert geworfen werden, sondern auch in die Zeit weiter rückwärts. Also bei **Otfried** z. B., trotz seines patriotischen Verdrusses darüber: ni sî man nihein sô feigi. I, 24, 7, möge keiner nicht so feig sein; nist (d. i. ni ist) niaman thero friunto u. s. w., III, 4, 23; in niamêr sîn ni brusti. IV, 15, 57, nie würde ihnen dessen (des Trostes) gebrechen (gebresten). Das ist dann bis in die mittelhochdeutsche Zeit die Regel, daß außer der Verneinung eines bestimmten Begriffes im Satze auch noch beim Zeitwort die alte einfache Verneinung steht und die beiden sich gleichsam die Hand reichen über den ganzen Gedanken hinweg. Im Französischen ist ja das mhd. Verfahren bis heute und wol auf immer Gesetz, mit wolerhaltenem ne, wie nul homme ne pourra u. s. w., jamais on n'a vu u. s. w., es ist eben eigentlich gut Deutsch, aus der fränkischen Zeit her. Kräftiger z. B., auch schon ohne das en- (doch könnte wol auch enlache noch stehen):

ich gelache niemer niht,
wan dâ ez ir dekeiner siht. **Walther** 120, 5,

d. h. ich füge mich selbstentsagend in die allgemeine düstere Stimmung und lache nur, wenn ich allein bin.

Auch gehäuft zu größtem Nachdruck, nicht bloß gedoppelt, wo es die Sache mit sich bringt, z. B. ahd. (in den Formen schon mit leichtem Übergang zum Mhd.): der sîner (Gottes) wundero ist sô vilo, daz ih ne mac noch ne wil necheinemo dumben nimêr vor gelesen noh gesagan. Haupts Zeitschr. 8, 274, wo jede Stelle des Gedankens, die eine Verneinung irgend zuließ, auch mit einer besetzt ist, ganz wie im Griechischen, an dessen Einfluß doch nicht entfernt zu denken ist. Und so auch im urkundlichen und Gesetzesstil, wo ein Verbot oder sonst eine Verneinung nachdrücklich auszusprechen war, z. B. im alten Stadtrecht von Meran in Tirol: ez sol kein fleischhäckel (Fleischhacker, Fleischer) keinen nieren niht machen an keinem vihe, wan als ez got gemachet hât, mit keinerlei gemächte (künstlicher Zurichtung). Haupts Zeitschr. 6, 417. Oder in einem alem. Weisthum aus dem 14. Jahrhundert: und sol kain herr (Grundherr) kain ligend gut (in Todesfällen) noch kain

hus von kainem (Mann) noch kainer (Frau) ze Nuwkilch (Neukirch) erben in kainem weg. J. Grimms Weisthümer 1, 295, sechs Verneinungen (die noch nicht mit gerechnet), wo nach dem heutigen Gebrauch eine zu setzen wäre. Man sieht aber oder hört ordentlich, wie der Gesetzgeber dem Gedanken einen Hochton nach dem andern an allen möglichen Stellen aufsetzt, um die Verneinung sicher durchzudrücken. Wer möchte daran ändern?

Ich habe ja wol erreicht, was mir als Ziel vorschwebte, daß auch der ganz tief in das heutige Gleis des Denkens und Redens Eingewöhnte an der Gewöhnung etwas irre ward oder empfindet, wie dieß andere alte Verfahren gut deutsch ist, oder noch mehr, daß es an sich natürlich ist. Wer es anders verlangte, z. B. in den letzten Fällen, das käme mir vor, als verlangte er, daß ein wuchtiger Nagel in hartem Holze mit einem einzigen Hammerschlage fest werden müsse, oder daß ein Bret mit nur einem Nagel fest gemacht werden sollte, statt mit vier oder mehreren.

Ja ich darf nun wol den Spieß umkehren und die Spitze gegen den Sieger, den heutigen Gebrauch richten: wie ist es nur möglich geworden, etwas so alt Eingewachsenes und zudem Natürliches auszurotten? Wo ist die Macht, die das Deutsche da so mit der Wurzel ausrotten und aus dem Garten der Bildung hinauswerfen konnte? Es kann nur die Schule sein, vom lateinischen Standpunkt aus.

Als Waffe in dem Kampfe diente vielleicht auch der mächtige alte Schulbegriff der sogenannten Tautologie oder unnützen Wiederholung, der jetzt noch in der Schulbildung als eine Art Popanz wirkt weit über seine ursprüngliche gute Berechtigung hinaus, daß man sich hütet etwas zweimal zu sagen, als wäre das ein Hauptkennzeichen — wovon denn? von Gedankenarmut und Schwachköpfigkeit: so sieht mans wol an, und das jagt Furcht ein. Ich erinnere mich, daß ich in dem Fahrwasser des schulmäßigen Stilbegriffes auch damit fast ängstlich kämpfte und eben dadurch den Popanz doch als falsche Puppe erkannte, wie kluge Sperlinge einen im Schotenfelde. Mir half zu völliger Beruhigung die angenehme Betrachtung: wenn man bei einer Melodie verlangen wollte, daß sich darin eine Tonverbindung oder ein ganzer Tongang niemals wiederholen dürfte, wo bliebe da die Kunst und ihre Wirkung? Alle Rede steht aber zuletzt unter den Gesetzen der Kunst und sie sind bei Rede und Gesang im innersten Grunde dieselben. Wer wird auf jene Schulregel hin ein **nein! nein! nein!**, mit dem im gegebenen Falle die Stimmung sich allein voll aussprechen kann (in melodischen Gang übertretend), als tautologisch bekritteln wollen? Es ist aber mit dem **niemals nicht** u. dgl. nicht anders.

Aber auch die Logik muß als Waffe dagegen gedient haben, wol in erster Linie. Fürchtet man sich doch vor nichts so sehr, als vor dem Vorwurf verletzter Logik, oft mehr als vor dem verletzter Moral. Schon Otfrieds Worte oben deuten auf den Satz hin, der jetzt noch in der grammatischen öffentlichen Meinung wie unbestritten und unbestreitbar umgeht: daß je zwei Verneinungen nach genauer Logik, wie mathematisch sicher, eine Bejahung ergäben. Und doch ist auch das ein hohler Popanz, wie die Tautologie, oder doch, wie diese, dazu gemacht worden. Freilich können zwei Verneinungen so auf einander wirken, aber sie müssens nicht, das ist der Wahn. Das bezeugt schon eben das Latein. Da ist z. B. nemo non, niemand nicht, gleich jeder, nunquam non, niemals nicht, gleich immer; aber umgekehrt non nemo bedeutet mancher, non nunquam manchmal, also die beiden Verneinungen wirken im ersten Falle allgemein bejahend, im zweiten nur theilweis. Es gibt aber, eben auch logisch, noch einen dritten Fall, daß sie nicht auf einander wirken, sondern zusammen auf einen dritten Punkt im Gedankenganzen, und das ist der griechische und deutsche Fall. Ich habe es im Unterricht gewöhnlich an der Tafel klar gemacht mit Punkten und Linien, daß der Unterschied auch mathematisch sicher, ja sichtbar wurde, für den lateinischen Fall zwei Punkte, deren Wirkung als Linie sich gegen andere kehrt, im deutschen und griechischen zwei oder mehr, deren Wirkungslinien sich zusammen auf einen dritten oder vierten Punkt richteten. Und das ist, wie gesagt, doch wol auch logisch.

Übrigens ist noch zu erinnern, um die lateinische Schullogik für unsern Fall genauer in ihre Grenzen zu verweisen, daß das griechische und deutsche Verfahren auch dem Latein keineswegs fremd war — warum auch? warum soll dort nicht auch das Natürliche gegolten haben? Denn wenn das andere zwar nicht unnatürlich ist, so ist es doch sehr künstlich, ja gesucht, und wirft wol die Frage auf, wie man auf solch gekünsteltes Denken und Reden verfallen konnte. Mir klingt es, wie eine im scharfen Streit entwickelte Form. Von dem natürlicheren Verfahren geben aber die Komiker Zeugniß, z. B. im miles gloriosus des Plautus V. 1411: jura te nociturum non esse homini de hac re nemini, schwöre, niemandem nicht, non nemini, deßhalb zu Schaden zu sein; bei Terenz in der Andria 205: neque tu haud dices tibi non praedictum, was noch im Deutsch des 16. Jahrh. heißen könnte: noch sage nicht etwa hernach, man hätte dirs nicht voraus gesagt. Man sieht es als volksmäßig an, gewiß mit Recht. So hat es sich wol auch, wie so Manches aus dem volksmäßigen Latein, später in der Schriftsprache wieder geltend gemacht. Im 12. Jahrh. z. B. in den Briefen einer adeligen Jungfrau in einer Tegernseer Handschrift, die Haupt in den

Anm. zu Minnesangs Frühling mitgetheilt hat, S. 224: sperabam non esse opus nullis scriptis (nahe neben nullus virorum unquam). Das könnte wol auch bei Plautus stehen, kann freilich auch deutsch gedacht sein.

Bemerken möchte ich doch auch noch, daß die angeregte Frage mit den vorigen Ausführungen keineswegs allseitig erledigt ist. Außer mehreren schon berührten Punkten, die noch genauer zu erörtern wären, muß ich namentlich hervorheben, daß das Häufen der Verneinung in unsrer alten Sprache, ahd. wie mhd. und noch im 16. Jahrh., nicht so durchgehende Regel war, wie im Griechischen (und wol auch im volksmäßigen Latein nicht). Das erklärt wol mit, daß es so ganz abkommen konnte. Da es aber noch soweit hereinreicht in den Kreis unserer Literatur, kann es die Schule nicht unerörtert lassen und hat ja wol daran wieder auch eine auserlesen fruchtbare — Denkübung.

11.

Der vorsichtige Conjunctiv, dabei vom Conjunctiv überhaupt.*)

Es ist mit unserm Conjunctiv ein wunderlich Ding. In alter Zeit war er im Unterschied vom Indicativ in der Sprache so fein und reich entwickelt, daß man daran Studien über das Wesen der beiden Modi machen kann. Es ist, als ob da die beste grammatische Schule ihre pflegende Hand darüber gehalten habe, die es doch gar nicht gab. Jetzt dagegen ist er zum Theil in einem Verfall begriffen, indem man in allerlei Fällen den derberen Indicativ zu setzen geneigt ist statt des feineren Conjunctivs, den der genaue Gedanke erforderte. Mir scheint das um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, wie viel in Deutschland herum täglich Zeit und Mühe verwendet wird auf das Einprägen des Conjunctivs und seines Unterschiedes vom Indicativ, nämlich im lateinischen Unterricht. Aus diesem kommt seit Jahrhunderten allerlei Einfluß auf den deutschen Stil, was ja begreiflich ist, da Jahrhunderte lang der Deutsche sein höheres, schulgerechtes Denken am Latein zu lernen hatte. Der Einfluß ist keineswegs immer ein heilsamer, aber hier könnte er es sein und bleibt aus. Das ist mir fort und fort ein Gegenstand der Verwunderung.

Aus älterer Zeit zunächst nur ein paar Proben. Aus althochdeutscher Zeit ist mir lange besonders merkwürdig eine Stelle in der Evangelien=

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 3, 545 ff., hier mit Kürzungen.

harmonie des Tatian, 97, 1. Da tritt der verlorene Sohn vor seinen Vater und verlangt sein Erbtheil: da mihi portionem substantiae quae me (so) contingit, beim deutschen Übersetzer aber: gib mir teil thero ěhtī (Habe) thiu mir gibure (übrigens etwas ungenau übersetzt, es müßte heißen: gib mir then teil thero ěhtī, ther mir gibure), also überraschend mit Conjunctiv für den Indicativ, den der Übersetzer in der maßgebenden Vorlage vor sich hatte. Wenn der gute Otfried die Stelle hätte kennen können oder ähnliche Fälle vor Augen gehabt hätte, so hätte es ihm ein schöner Tropfen Trost sein können in den Schmerz um die Barbarei der Muttersprache dem Latein gegenüber (s. oben S. 76), ist sie diesem doch hier einmal an Feinheit über.

Auch das Wesen des Conjunctivs läßt sich an der Stelle recht deutlich erkennen. Der Anspruch auf den Erbtheil ist ja Thatsache, daher richtig der lateinische Indicativ und man sollte den Conjunctiv für unmöglich halten. Möglich wird er nur dadurch, daß die Thatsache eben nicht als bloße Thatsache behandelt wird, sondern eine Gedankenzuthat erhält, einen subjectiven Anstrich sozusagen, etwa so: Gieb mir den Theil, der mir ja wol gebührt. Mit objectiv und subjectiv ist der Unterschied der Modi am genauesten bezeichnet, aber auch Objectives, unzweifelhaft Thatsächliches kann conjunctivische Fassung erhalten, sobald es mit subjectiver Färbung auftritt.

Im Mittelhochdeutschen ist dieser Fall eines Conjunctivs, der ganz gegen unsere Gewohnheit verstößt, so häufig, daß ich aus meinen Notizen ganze Seiten damit ausfüllen könnte. In der Gudrun z. B., als König Hetele veranlaßt wird, um die irländische Königstochter Hilde zu werben, deren Schönheit man ihm preist, entschließt er sich zu dem gefahrvollen Unternehmen in der Verhandlung mit seinen Fürsten darüber mit den Worten: ich wil dir gerne folgen, nû si sô schœne sî (215, 1). Er behandelt damit die Schönheit der Hilde durchaus nicht als zweifelhaft, sie bestimmt ihn vielmehr als Thatsache zu dem Unternehmen. Aber es kommt ein Anstrich aus seiner Gedankenwelt hinzu, der den Conjunctiv herbeiführt, etwa so: da sie also so schön ist, wenn nicht zugleich gemeint ist: wie ihr sagt. Derselbe Fall ebenda 407, 1, wo Hilde sich geneigt zeigt, den Hegelingen heimlich zu folgen, nachdem ihr Horant vorgespiegelt, sein König singe noch weit schöner, als er selbst, mit den Worten: nû sô gevüege dîn lieber herre sî u. s. w., da also dein Herr so gefüge ist, wie du sagst. Der Fall erinnert an den lateinischen Conjunctivsatz mit quum, in welchem auch eine sichere Thatsache doch conjunctivisch behandelt wird. Aber der Conjunctiv bei unserm alten nû ist nicht nothwendig, wie er es beim lateinischen quum ist. Man sieht daran, welche Freiheit das alte Sprachgefühl hatte; daß aber sowol Indicativ

als Conjunctiv möglich ist, ist nicht ein grammatisches unreifes Schwanken, sondern fließt ganz richtig aus der Natur des Falles, der zwischen subjectiv und objectiv genau auf der Schwelle steht.

Es kommen Fälle vor, wo wir geradezu verblüfft vor dem Conjunctiv stehen, z. B. in einem Minneliedchen in den Carmina Burana, S. 228 (Bartsch, deutsche Liederdichter, S. 287), das beginnt:

der al der werlt ein meister sî,
der gebe der lieben guoten tac.

Gott als Herr aller Welt im Conjunctiv! Und ähnlich in den Nibelungen 938 Lachm., wo der todtwunde Siegfried dem König Gunther seine Gattin zur Fürsorge empfiehlt mit beweglichen Worten, dabei:

Lât si des geniezen daz si iwer swester sî.
durch aller fürsten tugende wont ir mit triwen bî.

Die Fälle gehören doch auch unter den Gesichtspunkt, daß etwas, das thatsächlich ist, wie es nur sein kann, aus dem äußeren Kreis des Objectiven für den Augenblick hereingezogen wird in den subjectiven inneren. Zum Vergleich mit der ersten Stelle eignet sich eine in Müllenhoff und Scherers Denkmälern, 2. Ausgabe S. 143, in dem Münchener Ausfahrtsegen; der Ausfahrende segnet sich da unter Andrem mit dem Wunsche (Vers 9 ff.):

daz mir allez daz holt sî
daz in deme himel sî,
diu sunne und der mâne
unde der tagesterne scône.

Hier denkt man unfehlbar an die sog. Attraction und man kann das wol, wenn sie nicht zu äußerlich gefaßt wird, wie man gewöhnlich thut.

Noch ein paar Belege, wie fein das Conjunctivgefühl entwickelt war. Im deutschen Cato 374 wird Rath gegeben für den Fall, daß man aus vermögenden in unvermögende Verhältnisse komme:

so gehabe dich wol unde lebe,
daz (l. des) dir diu zît denne gebe,

d. h. sei froh und lebe von oder mit dem, was dir die Zeit eben geben wird, in der lateinischen Vorlage mit Indicativ: fac vivas contentus eo quod tempora praebent. Zu bemerken ist dabei, daß dieser Conjunctiv besonders gern nach dem Imperativ eintritt, der ja selbst auf die Zukunft weist und damit dem Gedankenkreis und nicht der Thatsächlichkeit angehört; eben im deutschen Cato z. B. noch, V. 58, gerne behalt daz man dir

gebe, V. 87 behalt daz man dir sage; auch in der Nibelungenstelle oben und in der aus Tatian geht dem Conjunctiv ein Imperativ voran.

Und noch ein Fall aus der Sprache des Rechtslebens, also mit dem vollen Ernst der Thatsächlichkeit. In einem Weisthum vom Hundsrück aus dem 15. oder 16. Jahrhundert (J. Grimms Weisthümer 2, 233) werden die Unterthanen angewiesen, einen verfolgten Verbrecher einfangen und einliefern zu helfen: **es seind die bürger und lehenleuth dem vogt schuldig gehorsam zu sein, und** (d. h. indem sie) **den gefangen helffen liebern, so weit die marck gehe**, d. h. mit der Grenze des Gebietes hört die Verpflichtung auf. Sieht man in die Gedanken des Verfassers hinein, so zeigt sich: es sind einzelne Fälle vorgestellt, die nur dem Gedankenbereich und der Zukunft angehören, und in diesen Kreis wird auch das hereingezogen, was gerade fest ist von jeher, der Bereich und die Grenze der Mark, die denn in dem Conjunctiv gefaßt erscheint.

Es verdient wol Bewunderung, wie in jener Zeit das gänzlich ungeschulte Sprachgefühl den Unterschied zwischen Außenleben und Innenleben, Gegebenem und Gedachtem, Objectivem und Subjectivem, auch in ihrem Verfließen so scharf und fein beobachten konnte, wie man es nur einer philosophischen Zeit wie der unseren zutrauen möchte.

Wie anders jetzt. Ich habe da oft geradezu den Eindruck logischer Verwahrlosung. Nur eine Probe. In Hempels Goethe 8, 146 heißt es in einer Einleitung: „Wenn auch das Epigramm schon aus dem Jahre 1779 stammt, so beweist doch nichts, daß Goethe schon in der Frankfurter Zeit, wo er Kaufmann wenigstens nicht nachweisbar gekannt hat, von einer schlimmen Meinung über ihn erfüllt gewesen i s t", wo ich nur w ä r e für möglich halte, da eben die schlimme Meinung Goethes für diese Zeit aus der Wirklichkeit entschieden verwiesen wird.*) Das Ziel, wohin der Weg führt, kann man am Niederländischen sehen. Da werden z. B. die Worte in Fr. M. Felders Reich und Arm, S. 397, „als ob es nur für dich da wär" in der niederländischen Übersetzung so wiedergegeben (2, 157): als of't er maar alleen voor jou is. Der Conjunctiv ist da fast ganz eingegangen.

Solch völliges Untergehen des Conjunctivs im Indicativ ist doch bei uns nicht zu besorgen. Während er freilich sein freies Leben im Bewußtsein zum guten Theil verloren hat, behauptet er sich dagegen in gewissen Fällen, die sogar ein Übermaß zeigen. So z. B., wenn eine Thatsache im Conjunctiv auftritt, nur darum, weil sie als Anhang eines Satzes erscheint, in dem der Conjunctiv nöthig ist, also wirkliche Attraction, wie mans gewöhnlich nennt. Das auffallendste Beispiel, das ich anzu-

*) Mehr davon in der Zeitschrift a. a. O. S. 548 ff.

geben weiß, ist: „Wenn du wüßtest, wie lieb ich dich hätte." Oder wenn jemand in der Wohnung erscheint, so daß man doch in seinem Zimmer bleiben muß, sagt man: „Wenn ich nur wüßte, wer draußen wäre." Der Gebrauch ist aber ganz alt, schon althochdeutsch z. B. in dem Stück von Christus und der Samariterin (Müllenhoff und Scherers Denkmäler Nr. 10). Christus sagt zu der Frau:

wîp, obe thû wissîs wielîh gotes gift (Gabe) ist,
unte den ercantîs mit themo dû kôsôtîs u. s. w.

Also: wenn du den kenntest, mit dem du sprächest. Der Fall ist um so merkwürdiger, als ein Indicativ in ganz gleicher Lage kurz vorhergeht (ist), was freilich der Reim festhalten mußte. Merkwürdig ist auch schon hier die Attraction des Tempus, das Praeteritum, während es sich bestimmt um ein Praesens handelt (mit wem du sprichst), denn das Gespräch beginnt eben erst, Christi Worte sind die ersten, die er sagt. Auch mittelhochdeutsch ist das ganz geläufig, z. B. im Parzival 117, 25, wo Herzeloyde sich mit dem kleinen Parzival in die Wüstenei zurückzieht, damit er nie etwas vom Glanz des Ritterwesens erfahre:

wan friesche daz mîns herzens trût,
welch ritters leben wære,
daz würde mir vil swære.

Oder Walther 14, 4 Lachm. in einem Liede, worin er Gegnern antwortet, die seinen Minnesang anfechten:

swer gedæhte
waz diu minne bræhte,
der vertrüege mînen sanc.

Und in einem Liede mit unsicherer Verfasserschaft, das. XV, 21, an die Leute, die ihn bei Seite nehmen und nach dem Namen der frouwe fragen, die er besingt:

müget ir hœren gemelîchiu (lustige) mære?
gerne weste ich selbe wer si wære.

Endlich der vorsichtige Conjunctiv, auf den es eigentlich abgesehen war. Er entwickelt sich ganz natürlich im Streit der Meinungen. Wer da, wie das junge Leute gewöhnlich thun, mit Behauptungen keck vorgeht und erfahren muß, daß diese oder jene behauptete Thatsache doch nur eine Meinung von ihm war, der kommt durch die bittern Erfahrungen vom Behaupten zurück, wird vorsichtig und kleidet nun wol auch wirkliche

Thatsachen vorsichtig in die Form einer bloßen Meinung. Dazu dient, außer Wendungen wie: mir scheint, mir kommts vor, mich will bedünken, ich sehe die Sache so an u. dergl., der Conjunctiv. Auch Vorschläge und Anliegen lernt man so vorsichtig vortragen und es bestehen dafür eine Menge alt überlieferter Wendungen. Man spricht damit seine Meinung, wie man im 17. Jahrhundert zu sagen anfieng, unmaßgeblich aus, d. h. ohne damit jemand maßgebend sein zu wollen. Noch jetzt heißt es in Verhandlungen: meine unmaßgebliche Meinung wäre die, ich hätte unmaßgeblich einen Vorschlag zu machen u. s. w. Auch in Familienverhandlungen gelten die Wendungen: meine Meinung wäre die, ich dächte, wir machtens so und so, wie wärs denn, wenn wir —, es wäre nicht übel, wenn wir —, ich könnte mir denken, ich möchte den Vorschlag machen —, es möchte an der Zeit sein —.

Ganz besonders aber dient als Schutz gegen rasches Behaupten das Hülfszeitwort **dürfen**: es dürfte wol an der Zeit sein, man dürfte nicht irre gehen in der Meinung, in Petersburg dürfte man nachgerade zu der Einsicht gekommen zu sein u. s. w. Wer das Jahr 48 miterlebt hat, erinnert sich, wie es damals bald auftauchte in der Reibung der Meinungen, die auf einmal freie Bahn hatten in öffentlicher Rede. Es ist aber älter und hat eine merkwürdige Geschichte hinter sich. Es ist nämlich an die Stelle des alten türren, wagen, Praesens ich tar (engl. I dare) getreten und hat dieses verdrängt oder gleichsam verschluckt (vergl. Wilh. Grimm im D. W. 2, 1743). Der Vorgang ist ziemlich merkwürdig, denn dürfen bedeutet ja eigentlich brauchen, wie heute noch **bedürfen**. Den Übertritt der Bedeutung sieht man recht deutlich am Englischen, denn wenn man eine gewagtere Behauptung mit den Worten einleitet: „ich darf sagen", so entspricht im Englischen genau I dare say, ich getraue mir zu sagen, auch bei uns früher: ich tar sagen.

Gebräuchlich ist übrigens dabei der Conjunctiv: **ich dürfte**, d. h. eigentlich: ich möche mir getrauen — man sieht, wie vorsichtig. Die ursprüngliche Wendung ist übrigens: „ich oder man dürfte behaupten, Rußland verliert sein Spiel in Bulgarien doch"; dann aber ist dafür eingetreten mit einem Umsprung des Subjekts, wie er nicht selten vorkommt: „Rußland dürfte sein Spiel in Bulgarien doch verlieren." Für dürfte erscheint aber früher und ziemlich lange noch törste, türste (vergl. engl. durst), z. B. in einem Fastnachtsspiele leitet ein Anwalt seine Klage vor dem Richter mit den Worten ein:

Ich glaub und törst wol bringen bei,
Das mein klag noch die heftigst sei.

Kellers Fastnachtsspiele 387, 4.

Bemerkenswerth auch sonst im Gebrauch vorsichtiger Höflichkeit, z. B. beim Suchenwirt 24, 53:

ich sprach: törst ich euch gevragen,
von wann ir raist an dirre stund?

also schon ganz so höflich als jetzt z. B. bei Tische: „dürfte ich wol um etwas Brot bitten", worauf doch die genaue Antwort wäre: „Ja, bitten Sie doch, Sie dürfen es." Auch sonst werden Anliegen und Bitten so mit höflicher Vorsicht conjunctivisch vorgetragen, auch dieß schon in alter Zeit, z. B. in der Gudrun 239. König Hetele hat nach dem alten Wate gesandt, um ihm die Werbung für Hilde aufzutragen. Er kennt aber die ganze Gefahr der Werbung und spricht sich daher in vorsichtigster Form aus:

Dô sprach der junge recke: ich hân nâch dir gesant,
boten ich bedörfte in des wilden Hagenen lant.

Das Thatsächliche ist: ich bedarf eines Boten (boten ist Sing.), aber selbst der König hütet sich, es als thatsächlich auszusprechen, er nimmt den Umweg des Conjunctivs, so wie man jetzt noch eine Bitte vorbringt, um ja jedem Nein vorzubauen, wenn man bei einem Anliegen mit dem freien guten Willen des Andern rechnen muß, z. B. im Munde von Sohn oder Tochter zu Vater oder Mutter: ich brauchte eigentlich einen neuen Hut.

Hier erklärt sich auch eine sonderbare Bildung, nämlich **mich deucht** neben **mich dünkt**. Die Sache ist noch von W. Grimm im Wb. nicht ganz ins Reine gebracht und ist doch einfach. Im Mittelhochdeutschen gab es nur dünken mit praet. dûhte, part. gedûht (vgl. denken, dâhte gedâht). Nun tritt besonders seit dem 15. Jahrh. in Masse **mich deucht** auf, d. h. ich bin der Meinung. Das ist aber vielmehr Conjunctiv, ganz richtig hervorgegangen aus mhd. mich diuhte, d. h. mich möchte dünken, ich wäre der Meinung, ich dächte, es ist der vorsichtige Conjunctiv. Daß man nachher den Conjunctiv vergaß, ist begreiflich aus dem massenhaften Gebrauch und führte selbst zu Misformen, wie **mich däuchtet**, inf. **däuchten**.

Um das zu begreifen, muß man sich vorstellen, welche wichtige Rolle in alter Zeit, wo noch gar nichts schriftlich abgemacht wurde, die mündlichen Verhandlungen spielten, wovon man ja schon in Tacitus Germania einen Begriff bekommt. Dieß viele mündliche Verhandeln mußte nothwendig auf die Sprache einen tief wirkenden Einfluß üben, und ich bin bei meiner Wörterbucharbeit allmählich immer öfter und sicherer auf Spuren einer sogenannten parlamentarischen Sprache in alter Zeit ge-

stoßen; daher erklären sich auch **mich deucht, ich törste** u. a. Man deckte sich damit dem Gegner gegenüber, wie wir Alten es im Jahre 1848 in dem neu auftauchenden **dürfte** erlebt haben.

Das älteste Zeugniß solchen Conjunctivs, sicher in unvordenkliche Zeit zurückreichend, ist versteckt in **ich will**, liegt aber noch klar vor in der gothischen Form viljau, vileis, vili u. s. w., d. h. ein Conj. (sprachgeschichtlich genauer Optativ) praet., also ich wünschte, ich möchte, ich wollte, Wunsch und Wille in die denkbar vorsichtigste, bescheidenste Form gekleidet, in **ich wollte** eigentlich zweimal, da schon **ich will** eigentlich gleich ich wollte ist. Ob da zuletzt die Scheu vor dem Willen der Götter, des Schicksals im Hintergrunde steht?

Hier muß sich endlich auch der im Leben viel gebrauchte, merkwürdige Conjunctiv aufklären, der mir und wol manchem Andern schon Kopfbrechens genug gemacht hat, z. B. wenn ein Berg mit großer Mühe erstiegen ist: Da wären wir endlich! Das ist ein triumphierender Ausruf über eine mühsam erkämpfte Thatsache, und doch im Conjunctiv! Unmöglich! Und doch ist der Conjunctiv das eigentliche Kraftwort in der Wendung. Wer löst das Räthsel? Es handelt sich hauptsächlich um ältere Nachweise der Wendung, um ihrer Entstehung auf die Spur zu kommen.

Nun habe ich wenigstens vier beisammen und hoffe, daß sie sich mehren durch diese Anregung. Goethes Mutter schreibt an den Sohn 14. Sept. 1794 (sie hatte Mühe mit der Ordnung der Verhältnisse nach dem Tode des Vaters): „Gott lob und dank! Das wäre nun auch vorbey. Verkauft sind sie (die Bücher), aber was daraus gelöst worden ist, weiß ich noch nicht.“ Schriften der Goethe-Gesellschaft 4, 64, Und am 14. Mai 1795: „So weit wären wir nun (mit dem Verkauf des Hauses) ... Noch ein unruhig ¼ Jahr, dann hoffe ich froh und zufrieden (zu sein).“ S. 83. Dann bei Goethe selber in dem Liede „Gegenwart“ vom Jahr 1813 (Alles kündet Dich an), das die Herrlichkeit der Geliebten preist, wie sie von früh an den Tag hindurch glänzt. Da heißt es dann:

Nacht! und so wär' es denn Nacht.
Nun überscheinst du des Mondes
Lieblichen ladenden Glanz.

Und um fast hundert Jahre älter eine Stelle aus Günther, von einem Freunde mitgetheilt, in einem Gedichte „Nach der Beichte, an seinen Vater“ (Nachlese zu Günthers Gedichten, Breslau 1742, S. 23). Der Arme kommt vom Tisch des Herrn und fühlt sich mit dem himmlischen Vater versöhnt:

Mit dem im Himmel wär es gut,
Ach, wer versöhnt mir den auf Erden!

Auch hier klingt in dem Conjunctiv die Freude an der Thatsache an, wie sie es im Indicativ nicht könnte. Und doch nach der andern Seite wird zugleich ausgesprochen, daß die Thatsache noch nicht ausreicht und daher muß sich der Conjunctiv erklären. Auch im heutigen Gebrauche ist diese Färbung der Wendung noch zu erkennen. Wer z. B. seine Kasse zählt, ruft wol befriedigt aus: „Na, 100 M. hätt ich noch!" Und doch steht ein Aber dahinter, das eben der Conjunctiv ursprünglich andeutet: „Wie weit wird das freilich reichen?" Oder: „Das wäre denn gut!" Aber — es ist noch genug andres übrig zu erledigen, wie man auch deutlicher sagt: „Das wäre so weit gut." Und von dieser Art sind auch die Äußerungen von Goethes Mutter. In einem erzgebirgischen Scherzwort tritt das recht hübsch auf, Freude zugleich und weitergehende Wünsche von Wandernden, die einmal zur Ruhe kommen:

Da säßen w'r —
Wenn wir was hätten, da äßen w'r.

In dem Ausruf auf erreichtem Berggipfel freilich und auch bei Goethe ist kein Aber mehr im Hintergrunde, nur Freude über erreichten Abschluß, d. h. der Ursprung der ganzen Wendung ist wirklich vergessen und damit der Conjunctiv in eine Kraft eingetreten, die der Indicativ nicht hat. Es ist wol die merkwürdigste Erscheinung unserer ganzen Syntax. Weitere Aufklärungen können wie gesagt nur ältere Quellen geben.

Eine Merkwürdigkeit aus Goethes Grammatik.*)

Goethe war bei allem nahen Verhältniß zur Muttersprache kein Grammatiker. Er hat über sie beobachtend nachgedacht früh und spät, wie ja das dem Dichter aufgegeben ist, dem die Sprache sein ganzes Werkzeug ist, das er vor Allem am genausten kennen muß, wie der Handwerker sein Handwerkszeug; denn in der Sprache sind alle Mittel beschlossen, die ihn zu allen, auch den höchsten Wirkungen der Kunst führen. So studirte Goethe die deutsche Sprache sein Leben lang mit Dichterblick, hat sie früh gepriesen, dann in tief verstimmter Zeit mit ihr bitter gegrollt, als ob sie ihm das Haupthemmniß wäre, sein hohes Ziel zu erreichen, hat sich dann mit ihr versöhnt, sie aufs neue geliebt und bewundert und hohe Worte über sie gesagt, aber ein eigentlich grammatisches Denken findet sich nicht bei ihm, wie bei Klopstock, der

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 4, 71 ff.

alles Äußere bis zur Orthographie und Interpunction in den Bereich seines Denkens zog; Goethe überließ diese äußeren Dinge seinem Gefühl oder der Druckerei oder beauftragten Vertrauten, wie Riemer, Göttling.

Um so merkwürdiger ist es, wenn sich einigemal sein sprachliches Denken auf die Endungen wirft, um mit ihnen in einer Weise frei umzuspringen, die allem Herkommen und aller Grammatik aufs grellste widerspricht. Das kommt vor in der Zeit des Geniewesens, dessen Führer ja Goethe wurde. Der kecke Drang und Entschluß, die überlieferten Formen als Schlendrian zu behandeln und nach Belieben zu zerbrechen oder zu durchbrechen, ergriff auch den Stil und die Grammatik wie die Metrik; es gibt in der Zeit eine genialische Metrik und Grammatik, wie einen genialischen Stil.

In dem Gedicht „an Schwager Kronos" vom Jahr 1774, wo er in der Postkutsche bergab der glühend sinkenden Sonne entgegen ins dunkle Thal fahrend, den Kutscher und die Kutsche seltsam als sein Schicksal fühlt, das ihn eben jetzt von der Höhe der Welt in die Unterwelt führe, beginnt der vorletzte Absatz:

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor, —

trunknen: unmöglich! wenn man auch bei sich im Stillen vielleicht hinzusetzt: leider! Nur **trunken** wäre deutsch, als Accusativ ohne Endung (wie z. B. in **einen trunken machen**). **Trunknen** ist lateinisch ebrium, wäre aber nur möglich, wenn dem Accusativ eine Stütze vorausgienge, also: = reiß mich Trunknen, oder: als Trunknen, oder: den Trunknen; rein deutsch wäre auch das nicht, sondern lateinisch gedacht, d. h. wie man Latein oder Griechisch in der Schule beim Übersetzen möglichst deutsch wiedergibt. Düntzer, der ins kleinste Genaue, sagt in den Erläuterungen zu Goethes Gedichten 3, 316 nichts weiter als: „trunknen, die Grammatik fordert trunken; anders ist es mit „geblendeten Taumelnden", wo „mich" vorhergeht". Er nennt noch einen Fall der Art, den in Wanderers Sturmlied; es sind aber mehr, ich bringe sie alle bei, soweit sie mir aufgestoßen sind, ohne damit sagen zu wollen, daß es alle sind.

In Wanderers Sturmlied vom Jahr 1772 im neunten Absatz heißt es von Jupiter Pluvius und Anakreon:

Nicht am Ulmenbaum
Hast Du ihn besucht . . . . .

Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon.

In der Seefahrt vom Jahr 1776 im zweiten Absatz, wo die Freunde am Ufer dem in die hohe See stechenden ihre Wünsche widmen:

Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt Dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten Deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb und Preis Dir —

rückkehrendem Dir, so undeutsch als möglich, redeunti tibi, und doch läßt mans in dem gehobenen Ton gern mit unterlaufen, hat wol auch seine gelehrte Freude dran. Im Faust im Chor der Sänger am Ostermorgen:

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben.

Und gehäuft im Chor der Engel darauf:

Thätig ihn preisenden (d. h. euch)
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden
Euch ist der Meister nah.

Wie ernst er es damit nahm, zeigt, daß er selbst in Prosa davon Gebrauch machte, in einem Briefe an Herder vom Jahr 1772 (Aus Herders Nachlaß 1, 40, Hirzels junger Goethe 1, 30): „Seit 14 Tagen lese ich Eure Fragmente ... daß ich Euch, von den Griechen sprechenden, meist erreichte (d. h. verstand) hat mich ergötzt."

Auch über die Geniezeit hinaus ist ihm das gar wol im Sinn geblieben und taucht von Zeit zu Zeit wieder auf, sogar recht spät noch. In den Epigrammen aus Venedig vom Jahr 1790 beginnt das fünfte:

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Canal, viele befrachtete, stehn.

Im Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters im September 1807 heißt es in der zweiten Rede:

Ist dieß der Erde fester Boden? Weh mir! Weh!
Und dieß die Pfade, sicher sonst betretene?

In der Pandora gehört hierher in der Rede des Epimetheus ungefähr in der Mitte des Stücks:

Das Wahre triffst Du, wie es ziemt Erfahrenem.

Gegen Ende in einer Rede der Eos:

Dort! er taucht in Fluthenmitte
Schon hervor der starke Schwimmer ...
Spielt er selbst nur mit den Wogen
Tragenden die schöne Last —

so steht in dem ersten Druck (Taschenbuch für das Jahr 1810, Wien und Triest); in der Ausgabe letzter Hand ist dann das doch als zu gewagt beseitigt, es heißt von da an in den Ausgaben:

Tragend ihn, die schöne Last.

In den Fragmenten einer Tragödie (Trauerspiel in der Christenheit) im fünften Aufzug in der Rede der Tochter:

O schweig und laß mich in der Fülle u. s. w.
Den Vater sah ich mild versöhnt, die Kinder
Zu seinen Füßen, den Segnungen sich beugenden.

In dem Rochus-Fest zu Bingen vom Jahre 1814 bei der Schilderung der Procession, die den Berg heraufzieht: „Die Kinder waren sämmtlich froh, wohlgemuth und behaglich ... die jungen Leute dagegen traten gleichgültig anher; denn sie in böser Zeit geborene konnte das Fest an nichts erinnern, und wer sich des Guten nicht erinnert, hofft nicht."

Im Divan, im Buch der Liebe, in dem Gedichte „Schlechter Trost":

Nachtgespenster, sagt' ich,
Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr sonst
Schlafendem vorüberzogt.

Eigentlich gehört auch hierher die Frage des Geistes an Faust, der ihn beschworen hat:

Da bin ich! Welch erbärmlich Grauen
Faßt Übermenschen Dich!

Und ebenso folgender Fall in Goethes Brief an den Herzog aus Rom 17. März 1788, wo er ihm die Bitte vorträgt für den Fall seiner

Rückkunft: „Daß Sie mir nach meiner Ankunft dem Gegenwärtigen den Urlaub gönnen wollten, den Sie dem Abwesenden schon gegeben haben," wo nur der Artikel dem lateinisch Gedachten einen deutschen Anstrich gibt.

Das Ganze ist übrigens nur ein Stück von dem lateinischen Deutsch, das überhaupt bei Goethe zeitweis auftaucht, z. B. eine möglichst genaue Nachbildung der ablativi absoluti. Darauf näher einzugehen ist aber jetzt nicht Zeit.

Recht im Gegensatz dazu erscheint aber auch eine Vernachlässigung der herkömmlichen Endung, die wol noch gewagter erscheinen kann. In Werthers Leiden heißt es im 2. Theil unterm 15. September, wo von den Nußbäumen im Pfarrhof die Rede ist, nach dem ursprünglichen Text: „Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl und wie herrlich die Äste waren. Und die Erinnerung bis zu die guten Kerls von Pfarrers, die sie von (l. vor) so viel Jahren pflanzten" (Werther 1775, S. 149, Hirzels junger Goethe 3, 325). Man traut seinen Augen nicht, wenn man das zuerst list, und doch ist auch das genialisch, aus der Geniestimmung erklärlich, die die Fesseln des Herkommens abstreifte. Sie griff dafür dort nach oben, hier nach unten. Wenn Goethe dort horazisch-pindarisch redet, so redet er hier zur Abwechslung frankfurtisch-sachsenhänsisch und greift nach den grammatischen Formen, die er im Leben täglich um sich hörte, gewiß auch von seiner Mutter, um ja den gemüthlichen Ton des Alltagslebens sicher zu treffen.

Zu der vorher erörterten kühnen Behandlung der Endung ist übrigens noch zu erinnern, daß Goethe damit vom geschichtlichen Standpunkt angesehen keineswegs ins Undeutsche verfiel, freilich ohne es zu wissen. Er entnahm es dem Lateinischen, es hat aber vor Zeiten ebenso im Althochdeutschen gegolten. Leben doch verkommene Reste bis heutzutage in Mundarten fort. Z. B. im Salzkammergut bei Lofer fand ich auf einer sogenannten Martersäule, auf der der Tod eines Holzfällers gemalt und erzählt und zum Gebet für ihn aufgefordert war, im Bericht die Worte: „Wo sie ihm todter gefunden haben". Das ist Bauerndeutsch in der Alpenwelt, in dem eigentlich älteste althochdeutsche Grammatik nachlebt, allerdings mit Verwirrung der Casus.*)

Erwähnenswerth ist, daß auch Gottsched diesen Gebrauch der Endung noch erwähnt, freilich mit Tadel, in der deutschen Sprachkunst, 5. Hauptstück, § 2, Anm.: „Hierher gehöret auch der Mißbrauch einiger Oberdeutschen, die den Mittelwörtern gar die Silbe er anhängen, z. E. er hat es unbesonnener gethan. Wenn aber andere gar sagen: er ist todter für todt, es ist gedruckter für gedruckt, so ist es vollends ganz unver-

*) Mehr dazu in der Zeitschr. a. a. O. S. 75.

antwortlich." Aber auch in mitteldeutschen Landen kommt der Fall noch vor in Volksrede. Da platzt angesammelter Zorn heraus in: Hund verfluchter! Der Hund verdammte! Übrigens habe ich auch unterm Volke gehört: „mein Vater seliger" statt des gewöhnlichen „mein Vater selig."*)

13.

Kleinigkeiten zu Goethe, Klopstock, Voß.

1. Goethe und der Sachsenspiegel.**)

Die Verse, die er gegen Nicolai richtete: Mag jener dünkelhafte Mann u. s. w. „einen alten Reim nachahmend" hat nun Boxberger glücklich untergebracht (Archiv 6, 128) und in dem alten Reime die gereimte Vorrede des trefflichen Eike von Repgow zu seinem Sachsenspiegel erkannt, die er der ursprünglichen Vorrede bei einer zweiten Bearbeitung seines Rechtsbuches vorschob, worin er gegen unverständige Kritiker auftritt, wie dort Goethe. Aber nachzutragen ist, daß noch mehr von Eike entnommen ist, auch die zwei Schlußzeilen:

Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

Das ist eine freiere, aber geschickte und sinngenaue Übersetzung des alten Textes. Eikes Worte gegen seine Kritiker sind (nach Homeyers Sachsensp. Berl. 1861 S. 124), indem ich nur aus Homeyers Variantenschatz seinen Text zum Theil ändere:

wenne swer sô swimmen nicht ne kan,
wil he deme wazzere wîzen daz (zum Vorwurf machen),
sô ist her unversunnen (ohne Sinn und Verstand),
se lernen (Conj.) daz et lesen baz,
des se vernemen (verstehen) nicht ne kunnen.

2. Goethe und Schlossers Anti-Pope.***)

Der Anti-Pope ist in Wahrheit und Dichtung als damals schon vorhanden behandelt, als Goethe mit Schlosser in Leipzig als Student

*) Eine weitere daran geknüpfte sprachgeschichtliche Betrachtung s. in der Zeitschr. a. a. O.
**) Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 8, 112.
***) Ebenda S. 113.

in nähere Beziehungen trat: Er hatte ein Gedicht in gleicher Form und gleichem Silbenmaß geschrieben u. s. w. Nach Loepers Anmerkung zu der Stelle: Sein Anti-Pope erschien erst 1776 (Hemp. 21, 277), die ja richtig ist, könnte man doch etwa in dem „hatte" eine ungenaue Angabe vermuthen. Aber das Werk ist zehn Jahr älter als sein Erscheinen, wie die Vorrede zeigt. Es heißt da S. 5: Vor zehn Jahren floß es ganz aus meinem Herzen u. s. w., der fünfte Brief ist nach S. 3 erst „über zehn Jahr nachher" geschrieben. Das uns vorliegende Buch ist aber auch nicht ganz dasselbe wie das, was Goethe in der Handschrift gesehen haben wird; es ist nur eine deutsche Übersetzung und in Prosa, von dem ursprünglichen Gedichte in englischer Sprache sind unterm Texte bloß Proben gegeben.

3. Interpunction und Textkritik.*)

Bekanntlich war Goethe sorglos um Orthographie und Interpunction, was in der Zeit der Kraftgenies gute Mode geworden war gegenüber der vorherigen Sorgfalt darin, also wie J. Paul in den Palingenesien 1798 1, 174 von den Kraftgenies erzählte: „Andere fragten den Henker nach Komma und Kolon, sondern schrieben geradeaus, nämlich in Gedankenstrichen." So gestand Goethe noch am 26. Aug. 1822 dem Rath Grüner, er mache in jedem Briefe Schreibfehler (orthographische sind hauptsächlich gemeint) und keine Komma. So muß man denn seine Sachen ähnlich lesen wie die aus dem 15. 16. Jahrh., d. h. aufmerksamer, als wir durch das vorbedachte Setzen der Lesezeichen gewöhnt oder wol auch verwöhnt sind. So haben denn auch die Schreiber oder Druckereien, die ihm das Zeichensetzen besorgten, noch eine Nachlese übrig gelassen, besonders in Bezug auf den Bindestrich, der hier und da fehlt, nicht ohne Schaden des Sinnes für unsere Gewöhnung. Z. B. in dem Aufsatz Dramatische Form (Ausg. l. H. 44, 3): „Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad", es ist Feuerbad und Kühlbad gemeint, aus der Sprache der Alchymisten (s. in Grimms Wb. unter Kühlbad). In der Novelle sind mit „Berg und Waldgipfel" (l. H. 15, 301) Berggipfel gemeint, wie nachher auch gedruckt ist „Fels- und Waldgipfel" (S. 311).**) In den Versen an Kestner (Hirzels Junger Goethe 2, 35):

Wenn einst nach überstandnen Müh (so!) und Schmerzen
Das Glück Dir Ruh und Wonnetage gibt

*) Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 8, 113.

**) Auch im Prolog zu Wallenstein hat Schiller mit „Gewerb und Kunstfleiß" (1800 1, 7) gewiß Gewerbfleiß gemeint, es war damals für das franz. Industrie im Gange.

sind Ruhetage und Wonnetage gemeint, wie Mühen und Schmerzen. Das letzte wie in Wanderers Nachtlied in der ursprünglichen Fassung (an Fr. v. Stein 1, 10):

Der Du von dem Himmel bist,
Alle Freud und Schmerzen stillest,

d. h. Freuden und Schmerzen; mit der nachherigen Änderung „Leid und Schmerzen", die dem Gedanken Schaden anthat, ihm die Spitze abbrach, wollte er dem „Freud-" aus dem Wege gehn, wie in dem Bundeslied der Anfang wol mit deshalb geändert ist, ursprünglich (Hirzel 3, 185):

Den künftgen Tag und Stunden
Nicht heut dem Tag allein u. s. w.

Er mochte über diese Freiheit Tadel haben hören müssen, schrieb aber doch noch viel später (l. H. 4, 149, Hemp. 2, 445):

Flora, welche Jenas Gauen
Reich mit Blum und Früchten schmückt,

d. h. Blumen und Früchten, während in der Druckerei mit Blum' daraus ein unpassender Sing. gemacht wurde. So noch im Divan: Wort und Thaten (als Dat.) l. H. 4, 264, in späteren Ausgaben bemerkt und durch „Wort-" erkennbar gemacht; vergl. auch: Tag- und Jahreshefte, d. h. Tages- und Jahreshefte. Ebenso bei Adjectiven, z. B. in der Natürlichen Tochter: Klein und Großes l. H. 9, 355, gegen Ende des 4. Actes. Die Ausgabe letzter Hand ist sonst beflissen die nun nöthigen Bindestriche nicht zu versäumen, z. B.: In der klein- und großen Welt 1, 39, Gegen inn- und äußern Feind 1, 135, Froh- und trüber Zeit 1, 111 (in den Schr. 1789 8, 153 noch: Froh und trüber Zeit). Diese Freiheit, die uns jetzt Anstoß gibt, und von der auch Schiller schon weit seltner Gebrauch machte, hatte er übrigens nur beibehalten aus dem Dichtergebrauch, den er vorfand, er kam schon aus dem 15. 16. Jahrhundert her und findet sich im 17. und 18. Jahrhundert auch in Prosa z. B.: „die feucht und nassen Wiesen" Allg. öcon. Lexicon Leipzig 1731 Sp. 2070 u. o. Da sieht man denn Goethen in der alten Zeit stehen bleiben, auch nachdem sie vom Geschmack überwunden war.

4. Zu Goethes Gedicht: Zwischen beiden Welten.*)

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 4, 146.

Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

Sieht oder hört man genauer hin, so zeigt sich in den Versen eine Verschiedenheit und eine Lücke. Die drei letzten Zeilen reden von einer Vergangenheit, die sechs ersten aber nicht. In diesen ist vielmehr die Gegenwart vorausgesetzt, ganz deutlich in: „Lida! Glück der nächsten Nähe", und in: „Wie vereint es Herz und Sinn!" Die Verse sind zuerst 1820 gedruckt in Kunst und Alterthum, und in dieses Jahr gehören die drei letzten Zeilen, die sechs ersten aber passen gar nicht in diese Zeit, wol aber in die achtziger Jahre oder in die Weimarische Zeit überhaupt vor der italienischen Reise. Die Schlußzeilen sind ein Nachtrag bei Gelegenheit des Drucks, das Andere ist der ursprüngliche, um fast 40 Jahre ältere Bestand. Es ist gleich manchen anderen ähnlichen Sprüchen oder Liedchen aus jener Zeit wie ein Morgensegen des Dichters: wie glücklich macht mich die Freundin und der hohe Dichter als Vorbild, durch sie werde ich, was ich sein kann. Bemerken möchte ich noch, wie die Schlußzeilen auch an Kraft und Gehalt abstechen von dem Ursprünglichen, sie wiederholen eigentlich nur die letzte Zeile in erneuter Bekräftigung.

Diese hat allerdings ihren ganz eigenen Werth, indem der Dichter damit bei so spätem, freiem Rückblick auf sein Leben kräftig ausspricht, wie die Weimarische Zeit vor Italien die Höhe seines Lebens darstelle, also nicht die dann folgende antike Epoche. Und einen eignen wehmüthig wohlthuenden Werth hat auch das so späte hohe Zeugniß vom Verdienst der Freundin um ihn, deren Erwähnung er in seinen Schriften, außer in den wenigen Liedern älterer Zeit, wo sie verdeckt als Lida erscheint, so sorgfältig aus dem Wege gieng. Und zwar gab er dieß Zeugniß noch bei ihren Lebzeiten, sodaß es ihr gewiß auch noch zur Kenntniß kam und zu der schönen Versöhnung gehört, in der das merkwürdige Verhältniß Beider ausgieng, das ja von vornherein einen tragischen Keim enthielt.

Zur Überschrift möchte ich noch bemerken, daß der Gedanke darin, von dem Goethe öfter Gebrauch macht, im Grunde ein Herderscher ist, ausgeführt z. B. in den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit im 6. Capitel des 5. Buches: „Der jetzige Zustand der Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweener Welten." Man

weiß ja, wenn auch nicht so allgemein und weitgehend als recht wäre, wie tief Herders Gedankenwelt auf Goethes Denken wirkte, sodaß wir ihn uns geradezu neben Shakespeare und Frau von Stein mit gemeint denken könnten in den Worten: „euch verdank' ich, was ich bin".

5. Sesenheim, nicht Sessenheim.*)

Es ist ein wahrhaft verdrießliches Ding, daß für den lieben Dorfnamen im Elsaß, der jedem deutschen Herzen so theuer ist, neuerdings eine Unsicherheit in Bezug auf die Schreibung einreißen mußte, gerade in der Zeit, als das liebe Dorf wieder deutsch wurde.

Es war niemand anders als der Amtsnachfolger von Friderikens Vater, der Pfarrer Lucius, der zuerst in einem Aufsatze in der Gartenlaube 1871 Nr. 27 ff., nachher in einer besondern Schrift, Friederike Brion von Sessenheim, Straßb. 1877, der bei uns herkömmlichen Schreibung einen Stoß gab und Sessenheim verlangte. Das hat denn in der Literatur bald eifrige Nachfolge gefunden, an und für sich gar löblich und doch nicht richtig.

Der treffliche Pfarrer (der indeß verschieden ist) hatte allerdings auf seinem Standpunkt Recht, wie man ihm zugeben muß, wenn man seine Ausführung auf Seite 162 seiner Schrift nachlist. Denn „in den ältesten Urkunden des Dorfes, in seinen alten Bann- und Kirchenbüchern und officiellen Aktenstücken, wechselt — seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts — der Name nur zwischen Seßenheimb, Säßenheim und Sessenheim; in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts findet sich nur noch Sessenheim, und diese Schreibart ist denn auch die sämmtlicher uns bekannten Documente der Brion'schen Familie. Goethe selbst — man übersieht es gewöhnlich — schreibt das einzige Mal, wo der Name des Dörfchens in seinen Briefen an Salzmann vorkommt, „Sessenheim" wie Jedermann im Jahre 1773: „Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, so schicken Sies nach Sessenheim unter Aufschrift an Msll. ....." (Hirzels Junger Goethe 1, 385).

Aber die Form Sesenheim haben wir eben auch von Goethe aus Wahrheit und Dichtung im zehnten und elften Buch, zuerst gedruckt 1812 und 1814, Aus meinem Leben, zweiter und dritter Theil, und die Form mit ihrer heutigen Aussprache ist bei Goethe weiter gestützt durch eine Schreibung Seesenheim vom Jahre 1823 (wiederholte Spiegelungen) in einem Briefe an Professor Näke in Bonn. Da steht im ersten Druck, Ausgabe letzter Hand 49, 19, „um über die Nachrichten von Seesenheim (die ihm Näke zugeschickt hatte) meine Gedanken kürzlich auszusprechen" u. s. w.

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 4, 237 ff.

Ich äußerte mich damals, als die übrigens vortreffliche Schrift von Lucius erschienen war, über die leidig auftauchende Frage in einem Aufsätzchen „Sesenheim oder Sessenheim?“ in Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 8, 111 (1879). Ich kam damals zu dem Schluß, daß beide Formen richtig wären. Die erste hat nämlich als Stütze die Schreibung im 16. Jahrhundert und rückwärts. Das Dorf erscheint z. B. i. J. 1528 in einem sog. Jahrspruch der eilf Dörfer „im Ufriet“ (d. i. oberen Riet), abgedruckt in J. Grimms Weisthümern 5, 492 ff. Da wird u. a. bestimmt, man solle „das geseige“ der eilf Gemeinden, d. h. die Urmaße zum seigen oder eichen der Gemäße nach dem Gebrauch wieder gen Sesenheim in die Pfarrkirch legen (S. 498); und so öfter und immer nur in dieser Form, S. 492—493, 494 (vergl. Trusenheim S. 496). Und noch weit älter ist es glücklich einmal verzeichnet, im 8. Jahrh. in den von Zeuß herausgegebenen Traditiones Wizenburgenses 1. Bd. Nr. 55, und heißt da Sesinhaim, s. Förstemanns Altd. Namenbuch 2, 1324.

So ist denn **Sesenheim** sicher das Alte und Richtige. Wenn ich auch Sessenheim als daneben richtig dachte, so beruhte das auf der falschen Annahme, daß es auch die Sprechform wäre. Das ist es aber nicht, wie mir Pfarrer Lucius brieflich selbst berichtigte. Ich hatte ihm nämlich von jenem Aufsätzchen einen Abzug geschickt und in freundlich dankender Zuschrift blieb er zwar sachlich unberührt von meinen Ausführungen, machte aber die willkommene Angabe: „Die örtliche Aussprache ist jedoch nicht, wie Sie meinen, Sessenheim, sondern lang gedehnt **Säsem**, wie man hier zu Land sagt Drüsem, Runtzem“; heißt doch auch Mannheim im Volksmunde Mannem. Auch in der Straßburger Aussprache gilt die Länge, keine Kürze, sie ist **Sesem**, wie mir ein geborener Straßburger sagte. Damit ist aber die Frage philologisch entschieden, Sesinhaim im 8. Jahrh. und Sesenheim im 16. Jahrh. und Sæsem in der Gegenwart reichen sich ununterbrochen die Hand und Goethes Sesenheim tritt richtig in die Reihe ein. Er hat es auf alle Fälle so zuerst in Straßburg gehört, hat es selber so gesprochen, auch als er 1812 ff. und 1823 davon dictirte, so daß es seine Schreiber so hörten und wiedergaben. Wenn Goethe selber i. J. 1773 Sessenheim schrieb, so brauchte er da nicht die Sprechform, sondern die dem Auge und der Hand geläufige Canzleiform.

Denn aus der Canzlei stammt die Form, für die Lucius ficht, und steht im Gegensatz mit dem Leben wie so oft. Aber eigentlich auch nicht einmal das, denn die älteste Gestalt der Canzleiform, die er beibringt, Seßenheimb, meint gar nicht die Form Sessenheim, sondern eben Sesenheim. Man nahm in der Canzlei in der Zeit gern die Feder voll wie beim Sprechen (wenigstens im Schreibstil) den Mund; daher das breitspurige ß für das alte einfache s, das doch damit gemeint bleibt, wie

auch das schwerfällige falsche -heimb, das doch sicher niemand gesprochen, wie es auch die Canzlei nicht fortgeführt hat. Es entspricht das auch ganz wol der Zeit, in der es nach Lucius zuerst auftritt, der Mitte des 17. Jahrh. Wenn nachher auch **Sessenheim** vorkommt, so ist damit immer noch nichts anderes als Sesenheim gemeint, denn es ist mit dem ss z. B. wie mit der Schreibung sassen für saßen, dermassen für dermaßen, was im 17. Jahrh. und noch im 18. zu finden ist.

Die deutsche Verwaltung hat also recht gethan mit dem, was Lucius beklagte, daß sie mit dem Poststempel u. s. w. Goethes Sesenheim annahm, und auch die Literatur wird allein recht thun, wenn sie an dem Sesenheim des Lebens festhält oder dazu zurückkehrt.

6. Zu Klopstocks Ode: Der Hügel und der Hain.*)

In dieser Ode vom Jahre 1767 ist eine merkwürdige Stelle, die mehr Licht brauchen kann, als sie bisher hat. Der Dichter als Vertreter der neueren Dichtung spricht mit dem Poeten, dem Vertreter der antiken Poesie und klagt schmerzlich um den Verlust der Sprache und der Dichtung der eigenen Vorfahren, die er Bardengesang nennt, wie die Vorfahren Celten. Aber er schließt da die Deutschen ein:

Auch meinem Vaterlande sangen Barden
Und ach! ihr Gesang ist nicht mehr!

Und da der Poet Zweifel an ihrem Werthe erhebt, erwidert der Dichter:

Die Helden kämpfen! Ihr nanntet sie Götter und Titanen.
Wenn itzo die Aegis nicht klang, und die geworfenen Felsenlasten
Ruhten, und Jupiter der Gott mit dem Titan Enzeladus sprach,
So erscholl in den Klüften des Pelion die Sprache des Bardengesangs!

Klopstock gibt zu den letzten Worten in den Anmerkungen zu den Oden in der Ausgabe letzter Hand vom Jahre 1798 die Erklärung „die celtische".

Was er aber eigentlich meinte, wäre uns deutlicher durch: die altgermanische oder urgermanische, denn Celtisch und Altgermanisch behandelten er und seine Zeit als im Grunde eins (aber i. J. 1798 vielleicht nicht mehr?), daher auch den Ossian als germanischen Homer, nur daß man dem Celtischen den Vorrang des Alters beilegte und darin eine Art Ursprache sah.

Das alles ist aber nicht phantastische Dichterei, sondern Wissenschaft, d. h. Wissenschaft der Zeit, ein Stück aus der Kindheit der deutschen

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 4, 144.

und sprachvergleichenden Etymologie, die man in weiten Kreisen mit großem Ernst betrieb und die noch nicht genügend bekannt und erforscht ist, obwol sie es verdient, wie man sie denn hier in die Gedanken unserer Dichter eingreifen sieht. Was Klopstock eigentlich meinte, wird deutlicher z. B. aus Eckharts Geschichte der deutschen Etymologie vom Jahr 1711 oder wie sich das lateinische Buch nennt: J. G. Eccardi historia studii etymologici linguae germanicae hactenus impensi. Da ist im 2. Capitel, Seite 22, von dem Aufschwung aus alten Irrthümern die Rede, der durch die humanistischen Studien geschehen sei, wobei auch die nahe Verwandtschaft der deutschen mit der griechischen Sprache erkannt wurde (von der z. B. Luther in den Tischreden mit Entschiedenheit und Wärme spricht): et agnosci tum coepit arcta illa connexio Graeci et Germanici idiomatis, quae nos paulatim ad migrationes *Titanum* sive *Teutonum* in Graeciam antiquissimas deduxit.*)

Man war auf Schulen und Universitäten stolz auf diese Verwandtschaft und fand in der Gleichsetzung von Titanen und Teutonen eine willkommene Stütze dafür. Auch Klopstock wußte gewiß schon von Schulpforte her davon, und es mußte ihm besonders werth sein, da er bei seinem hohen Glauben an die Herrlichkeit der deutschen Sprache und Dichtung nur in der griechischen eine gefährliche Nebenbuhlerin sah.

Merkwürdig übrigens, daß man dabei der deutschen Sprache vor der griechischen den Vorrang des Alters gab, sie ist die ältere Schwester der griechischen Sprache.**) Daher bei **Voß** in der Weihe zur Ilias, V. 55 f., wo Homers Schatten den Dichter anspricht und zu seinem Werke weiht:

Sohn der edleren Sprache Teutonia, die mit der jüngern
Schwester Jonia gern auf thrakischen Bergen um Orpheus
Spielte, von einerlei Kost der Nektartraube begeistert.

Klopstock aber erstreckt das auch auf die Dichtung, schon vor dem griechischen Gesang erklang herrlicher Bardensang in deutscher Sprache. In der gleich nach der oben angeführten folgenden Strophe sagt der Dichter zum Poeten:

Ha du schwindelst vor Stolz
An deinem jüngeren Lorbeer u. s. w.

Sehe man dem Trefflichen diese Selbstüberhebung nach (die doch im Folgenden dort auch ihre tiefere Begründung erhält), wir hatten ja

*) Vergl. Hildebrand, Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie u. z. d. Unterricht, Leipzig, Teubner 1890 S. 17.

**) Bei Bödiker i. J. 1690 sogar „eine Mutter der griechischen und lateinischen und aller europäischen Sprachen" ebenda S. 17.

Jahrhunderte lang gar zu viel bescheidene Selbsterniedrigung getrieben. Übrigens ist Klopstocks Meinung nicht einmal ganz ein Irrthum, seit dem 16. Jahrhundert hatte sich vielmehr eine Ahnung herausgebildet, daß in versunkener Vorzeit die deutsche Dichtung herrliche Blüthen getrieben habe, und die erwachende deutsche Philologie, an der Klopstock eignen Antheil nahm, grub danach. Je weiter rückwärts es gelingt, Spuren der ältesten deutschen Dichtung zu finden, je mehr tritt uns da eine schöne Hoheit, eine kernige Erhabenheit, eine gediegene Einfalt entgegen, wie sie gerade Klopstocks eigenstes Ziel war. Ich kann mich wol auf den nicht lange erst gefundenen Spruch vom Brückenbau berufen, der in seinem Ursprung vielleicht noch dem 7. Jahrhundert angehört, und der in dem Aufsatz über Hola und den großen Christoph zur Sprache kam.

14.

Goethe ein großer Nehmer.*)

So nenne ich ihn nicht, aber Klopstock hat ihn einmal so genannt, nur mit noch kräftigerem Beiwort. Es ist in einem Briefe vom 27. November 1799 an Herder (Aus Herders Nachlaß I, 213). Er kommt da auf Goethes Farbenlehre zu sprechen: „Haben Sie gelesen, was Goethe über die Farben gegen Newton geschrieben, und haben Sie (gelesen), was vor ziemlicher Zeit Marat, da er noch nicht rasend war, über eben diese Sache . . ?**) Wenn Sie haben, so können Sie mir vermuthlich sagen, was Goethe von Marat genommen hat. Denn er ist (vielleicht nur zu Zeiten) ein gewaltiger Nehmer."

Zu Goethes Zueignung, diesem Kleinod seiner Dichtung, brachte Waniek in seiner Schrift „Imm. Pyra und sein Einfluß auf die Litteratur des 18. Jahrhunderts", Leipzig 1882, eine bis dahin aller Welt entgangene Beobachtung, die überraschend, fast verdutzend wirkte. Das Hauptgedicht des zu früh der Literaturarbeit des aufsteigenden 18. Jahrhunderts entrissenen Pyra ist „Der Tempel der wahren Dichtkunst".***) Darin ist

---

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 4, 353.

**) Das Weglassen des „gelesen" und „geschrieben hat" ist keine Flüchtigkeit des greisen Dichters, sondern ein Stückchen seiner reichlich durchgrübelten deutschen Grammatik. Der Leser sollte es in sich selbst ergänzen. Auch im Deutsch seiner Oden kommt solches Sparen in kühnster Weise vor.

***) Nun bequem zugänglich in der Ausgabe von Sauer in Seufferts Neudrucken: „Freundschaftliche Lieder von Pyra und Lange", Heilbronn 1885, S. 83 ff., s. auch Sauers ausführliche Inhaltsangabe und den Plan des umfänglichen Gedichtes S. XXV ff.

auch eine Dichterweihe enthalten, und da fand Waniek Anklänge an Goethes Dichterweihe in der Zueignung, die ihn bei genauerer Vergleichung S. 175 ff. zu dem Schluß brachten, daß Goethe die Dichtung Pyras gekannt haben muß, ja daß seine Zueignung Einfluß davon erfahren hat. Die Kritik wollte nicht daran, den merkwürdigen Fund anzuerkennen, umsomehr als Goethes Gedicht an dichterischem Werth natürlich hoch über dem von Pyra steht. Auch ich sträubte mich möglichst dagegen, es war, als sollte man Goethen eine Lücke in seinen Lorbeerkranz reißen lassen. Aber wenn man bei Waniek auf S. 177 kommt und sieht die Nebeneinanderstellung: „Das dünngewebte Zeug des weiten Kleides (der falschen Poesie) schwoll in tausend Falten auf" bei Pyra (im Neudruck S. 88) und bei Goethe vom Schleier der Göttin „er schwoll in tausend Falten", so ist doch das Denken an ein zufälliges Übereinstimmen am Ende. Und von da rückwärts betrachtet, erscheinen dann auch die anderen Vergleichungen Wanieks vielfach in dem Lichte eines Einflusses Pyras auf Goethe; z. B. bei der Begegnung der „heiligen Poesie" und des Dichters (Neudruck S. 86):

Gleich ward auf einmal alles hell ...
Schnell stand vor meinen Augen
Ein göttlich schönes Bild in vollem Lichte da ...
„Ich weiß, mein Sohn, ich weiß, daß du die hohe Bahn
Der wahren Dichtkunst suchst" u. s. w.

Und nur noch eins:

Denn alles lag vor mir in Wolken eingehüllt (S. 89).
Doch endlich (S. 99)
Erholte sich mein Geist. Ich fühlte wieder Kraft.
Ich blickte wieder auf, ich sah, allein, o Wunder!
Der reinste Sonnenglanz erhellt mein Auge schnell u. s. w.

Die Weihe geschieht auch durch einen Schleier, einen Zauberschleier, vergl. Waniek S. 176, wo doch Goethes Schleier in seiner eigentlichen Meinung nicht richtig aufgefaßt ist.

Unter Goethes Sprüchen in Prosa in der sechsten Abtheilung treten eine Anzahl Sprüche auf, gegen zwanzig, die, was lange unbemerkt blieb, aus Lorenz Sternes Koran übersetzt sind. Genaues gibt v. Loeper in der Hempelschen Ausgabe 19, 106. Sie stammen aus W. Meisters Wanderjahren, und zwar „aus Makariens Archiv", Ausg. letzter Hand 23, 274 ff. Da ist der erste Spruch, was doch nicht übersehen sei, mit Anführungszeichen eingeführt, also zur Andeutung der Entlehnung, aber nur der erste (Loeper hat sie alle so bezeichnet). Ebenda stehen, gleich-

falls aus Makariens Archiv, Ausg. letzter Hand 23, 214, eine Anzahl übersetzter Sprüche aus Plotin, ohne daß dieser genannt ist, s. Loeper bei Hempel 19, 142, schon Bernays, Goethes Briefe an Wolf S. 103.

Wie dem auch sei, Klopstocks Wort oben von Goethe als Nehmer ist nicht ohne. Ob Herder und seine Frau, der er den Brief gewiß vorlas oder zu lesen gab, dabei nicht an das Heidenröslein gedacht haben?

15.

Das Deutsche in der Schule der Zukunft.*)

Indem unsere Zeitschrift in ihrem jungen Lebenslauf gleichsam auf einen höheren Absatz tritt, um auf einer erhöhten Bahn weiter zu laufen, ist es wol an der Zeit, sich einmal umzusehen und unser Arbeitsfeld überhaupt zu überschauen, auch einmal nach den hohen Zielen vor uns zu blicken, die uns die Richtung geben. Dazu ladet auch die Zeitlage im Leben unserer höheren Schulwelt ein oder fordert dazu auf, da sie augenblicklich in eine Bewegung versetzt ist, die alle Betheiligten, bis in die Kreise der Universitätslehrer hinein, aufs lebhafteste ergriffen hat und in Besorgniß und Begehren hin und her bewegt. Es handelt sich um eine vielleicht tief greifende Änderung und Neugestaltung unsres höheren Schulwesens, wozu der Anstoß von höchster Stelle im Reiche ausgeht. In die Unruhe hinein, die dadurch aufgeregt ist, möchte ich ein Wort sprechen, womöglich im Namen unserer Zeitschrift und der Sache, die sie im deutschen Leben vertritt, ich hoffe auch im Namen der Mehrzahl unserer Mitarbeiter. Es steht auch, glaube ich, im Einklang mit der Überzeugung unsres Kaisers, des Anregers der Bewegung, wie man nach seiner Verfügung über Neugestaltung des Unterrichts am Cadettenhause annehmen darf.

Ich meine: die Bewegung, die keine neue ist, sondern eine alte die nur einen neuen Anstoß erhalten hat, kann nur darin enden und ihre Ruhe finden, daß auch im höheren Unterrichtswesen, wie schon im niederen längst geschehen ist, das Deutsche, also der deutsche Unterricht in die Mitte rückt, als innerster Kreis mit dem bestimmenden Mittelpunkte.

Wer das zum ersten Mal hört und sich vorstellt, wird stutzen und erschrecken, der Gedanke wird nicht ausbleiben: da träten wir ja in eine Beschränkung zurück, aus der wir eben seit Jahrhunderten herausstrebten! Wer aber, wie ich, ein langes Leben in den einschlagenden Fragen, Ge-

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 1 ff.

danken, Erfahrungen zugebracht hat, und zwar mit freiem, unbefangenem und unparteiischem (das heißt von selbst zugleich: deutschem) Sinn, wie ich das von mir anzugeben getraue, dem ist jener Satz das natürliche Ergebniß eben der Bewegung unsres Schulwesens seit Jahrhunderten. Es handelt sich um eine große Bewegung, die den Einzelnen nicht fragt, was er will oder nicht will, was er möchte oder nicht möchte, sondern mit einer Art elementarer Gewalt ihren Weg nimmt, wobei dem Einzelnen nur freigelassen bleibt, ob er sich ihr hingeben oder gegen sie stemmen will, um bei Seite geschoben und sich selbst überlassen zu werden, oder, wie das im Fall des Widerstrebens meistens geschieht, endlich in der Reihe der Nachzügler doch mitzutrollen.

Daß das der Gang der Dinge ist, die ihren Weg gehen, abgesehen vom Menschenwillen, das zeigt leuchtend ein Blick über die Entwickelung des höheren Schulwesens seit dem ausgehenden Mittelalter. Findet man da eine Zeit, wo das Latein den Anfängern gleich in der lateinischen Sprache gelehrt wurde, die sie noch nicht verstanden*), wo den Schülern verboten war, unter einander deutsch zu reden bei Strafe des asinus, der ihnen, in Holz geschnitten, umgehängt wurde**) und in den oberen Classen noch nach 1600 in Gebrauch war (s. Kriegk, deutsches Bürgerthum im Mittelalter 2, 105), so stehen wir da vor einem Treiben, das uns jetzt wie ein Frevel erscheinen muß und auch dem rein geschichtlich Denkenden schwer zu begreifen bleibt. Die Muttersprache in der Schule das volle Aschenbrödel! Und schon Karl der Große hatte daran gedacht, ihr Zugang in den Unterricht zu verschaffen. Der große Mann mit seinem freien Blick sah und fühlte gewiß den Widersinn des überlieferten Verfahrens, das sich aus dem Alterthum als heilig mit fortschleppte, wo es seinen Sinn gehabt hatte.

Aber ich muß ja kurz sein und kann es auch, indem ich mich auf die neuere Zeit und auf meine Thomasschule beschränke, der ich als Schüler und Lehrer so lange angehört habe; was ich meine, springt auch da handgreiflich genug heraus. In der neuen Ordnung von 1723, die

*) Darüber erklingt doch schon im 15. Jahrhundert bittere Klage, daß die Lehrer den Schülern non vulgaribus, sed latinis verbis latinum exponant sicque pueros docere conentur, quod nesciunt, per verba quae non intelligunt; s. Joh. Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichtes u. s. w. Gotha 1882, S. 198. Der Widersinn des Verfahrens kann ja nicht schärfer ausgesprochen werden, als da schon im Jahr 1451 geschieht. Ebenda wird im Jahre 1514 von Lehrern geradezu der Satz als leitender Grundsatz ausgesprochen: melius esse malum latinum quam bonum teutonicum.

**) S. Joh. Müller a. a. O. 199, asinus germanismi genannt (es gab nämlich noch andere solche asini), s. Kriegk a. a. O.

da der Rath der Schule gab,*) und die mehrfach einen großen Fortschritt darstellt, wird S. 59 noch vorgeschrieben: „Absonderlich sollen die in denen 3 obern Classen (es gab aber nur vier) sich befindenden Schüler sowohl mit denen Praeceptoribus, als untereinander selbst Lateinisch reden, damit sie in solcher Sprache sich bey zeiten feste setzen und ihnen hernach alle Studia und das Lesen derer Autorum desto leichter werden". Daneben aber wird S. 22 bestimmt: „Nächst Treiben der Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Sprache haben die Praeceptores, sonderlich in denen zwey obern Classen auch mit allem Fleiß dahin zu trachten, damit die teutsche Sprache im Reden und Schreiben mit denen Knaben vorgenommen und sie auch hierinne bey Zeiten wohl und gründlich angeführet werden." Wenn da auch an besondere Unterrichtsstunden im Deutschen wol noch nicht zu denken ist, das Aschenbrödel ist doch an bescheidener Stelle mit in den Saal aufgenommen, in dem die vornehmen Schwestern glänzen. An einer hervorragenden Stelle wird ihm sogar der Vorrang eingeräumt: „Es soll aber dieses Morgen- und Abend-Gebet in Zukunft nicht mehr in Lateinischer, sondern zu Erweckung wahrer Attention und Andacht in teutscher Sprache verrichtet werden" (S. 28). Für das Gemüthsleben wird die Muttersprache da endlich in ihr natürliches Recht eingesetzt.

Um das Jahr 1800 ward an der Thomasschule durch den Rector Fischer den Schülern das Lesen Lessings verboten; an Schiller oder Goethe ward da gewiß noch gar nicht gedacht, wahrscheinlich aber an Klopstock, den auch Fischer schwerlich verbot, er war damals bei der höheren Schuljugend noch der Träger der Begeisterung, in welche Stelle nachher Schiller einrückte. In meiner Schülerzeit ferner wirkte in Tertia und Secunda ein M. Dieterich als Lateinlehrer, aus der besten Schule G. Hermanns, aber auch aus eigner bester Schule, mit einer Kraft und Gabe fesselnder Lehre und tiefgehender Anregung, wie ich sie unter meinen Lehrern, die Universität eingeschlossen, nur noch dreimal ähnlich erfahren habe, er war den abgegangenen Schülern in der Erinnerung eine Art Abgott. Und von diesem Manne hörte ich viel später erst, nach seinem (freiwilligen) Tode von einem seiner Universitätsfreunde, daß er ein feiner Goethekenner gewesen war (deren es damals noch gar nicht viel gab). Davon hatten wir in seinem Unterricht, der in geschicktester Weise das Deutsche und das Latein belebend zu verbinden wußte, niemals eine Spur gemerkt, d. h. Goethes Welt, in der er heimisch war und gewiß sein höheres Leben hatte, war ihm so durchaus getrennt von der Gedankenwelt der

*) Im Lehrkörper erscheint S. 11 an dritter Stelle Johann Sebastian Bach, Cantor.

Schule, daß er sie in die Schule so zu sagen gar nicht mit herein brachte. Das wäre jetzt — es ist nun über 50 Jahre her — nicht mehr möglich. Als aber vor einigen zwanzig Jahren Eckstein in das Rectoramt unserer Schule kam, übernahm er in Prima den deutschen Unterricht, um da Lessing und Goethe eingehender zu tractiren, und zwar mit der Begründung, die er uns gegenüber aussprach: die Schüler müßten auch etwas zum Begeistern haben. Also Eckstein, der erste Lateiner seiner Zeit unter den Schulphilologen, fand die der Jugend nöthige Begeisterung nicht mehr bei Horaz, Virgil u. s. w., auch nicht bei Homer, Sophokles, Plato u. s. w., sondern holte Hülfe beim deutschen Geistesleben. Das Aschenbrödel war da endlich völlig in die Stelle der erwählten Prinzessin oder Königin eingerückt.

Ich bin im Grunde fertig mit dem, was ich wollte, d. h. die Bewegung im höheren Schulwesen wie mit eignem Finger die Stelle zeigen lassen, wo ihr Ziel ist, und wie sie es mit unwiderstehlicher, weil innerster Gewalt eigentlich schon erreicht hat, nur daß es noch gilt, das Innere auch vollends in lebendiges Äußeres umzusetzen. Es ist wie mit dem einigen Deutschland, das auch unter hartem Widerstand des Alten innerlich doch mit unwiderstehlicher Gewalt fertig wurde, bis die Zeit kam, es auch äußerlich lebendig zu machen. Auch für die deutsche Geisteswelt ist der Augenblick nun da, diesen Übergang vom Innern zum Äußern zu vollziehen. Es ist uns Deutschen recht schwer gemacht worden, eigentlich von uns selbst, wirklich zu sein, was wir von Art, durch Gott und Natur, sind, aber die Zeit ist da, wo ein feines Wort Hagedorns in dem Gedichte Horaz an uns zur Wahrheit werden will:

Der ist beglückt, der seyn darf was er ist.

Hagedorns poet. Werke, Hamb. 1764, 1,80.*)

Aber ich denke seit Jahren bei diesem Gedankengange auch an die Vertreter der alten Schule, unter denen ich ja mit meiner Überzeugung, die sich da aus altem Keim heraus bildete, Jahre lang freundschaftlich gelebt habe. Es gilt ihren Widerstand zu überwinden, ja sie aus Widersachern der deutschen Bewegung zu Gönnern zu machen, was sie ja nun fast alle mehr oder weniger im Grunde schon sind und immer mehr werden. Freilich wenn einer von ihnen den oben gezeigten Gang und Drang der Dinge plötzlich so ganz vor sich sieht, statt mehr unmerklich

*) Auf uns und den Kampf um literarische Selbständigkeit angewandt bei H. P. Sturz Schriften, Leipzig 1782, 2, 154: „Wann wagen wir es endlich einmal zu seyn, was wir sind?“

in ihm mit fort zu treiben, so bleibt ihm wol ein scharfer Schreck nicht erspart, als bräche das ganze hohe alte Gebäude zusammen, an und in dem er arbeitet als Lebensaufgabe. Aber das ist eben, was ich, wenn nur Ort und Zeit dazu wäre, gern ganz deutlich machen möchte, wie ich mich lange schon darum bemüht habe, wenn die Sache zur Sprache kam: der Schreck ist ganz unnöthig! Die Gönnerschaft, die gewünscht wird und zum großen Theil schon in Geltung ist, schließt keinerlei wahren Verlust für die Vertreter der alten Schule ein, sofern man sich muthig entschließt, mit allerlei altem Wust, wie er sich in alten Gebäuden ansammelt, aufzuräumen und das nicht als Verlust rechnet, sondern als ein Platzschaffen für neues, junges Leben. Denn: falls alles in rechten Gang kommt, wird die alte Schulphilologie für ihre wahren, besten Zwecke nicht Schaden, sondern Gewinn von dem neuen Standpunkt haben. Er wird belebend, verjüngend auf sie rückwirken, wie man denn das schon in der eigentlichen Wissenschaft bemerken kann z. B. an der mythologischen und Sagenforschung, allgemach auch an der Forschung über Metrik und Rhythmik. Und sieht man auf das, was der alten Schulbildung mit Recht als eigentliche Blüthe galt, auf die Poesie: wie hätte man aus dem Alterthum allein zu dem wahren Begriff von Wesen und Werth der Dichtung kommen können ohne die neuere Entdeckung der Volksdichtung, die uns Herder, Goethe, die Romantiker u. A. erschlossen haben? Und auch die Erforschung unserer mittelhochdeutschen Dichtung hat die Erkenntniß der echten Dichtung ästhetisch und literargeschichtlich wesentlich gefördert. Denke ich mich aber mitten in den Schulbetrieb hinein, wenn in der Classe irgend ein antiker Schriftsteller behandelt wird, ja da können die Gescheiden und Unbefangenen unter den Lehrern gar nicht auskommen ohne das Mittel, das auch schon im 16. Jahrhundert sich angewandt findet, daß sie, um eine Wendung oder einen Gedanken von seltnerer Art den Schülern klar zu machen, Entsprechendes aus deutscher Literatur oder auch Volksrede hinzuziehen, Entsprechendes oder auch Entgegengesetztes, um den Unterschied von beiderlei Denk- und Redeweisen klar zu machen, was unter Umständen so dienlich ist. Denkt man sich aber da den Lehrer des Lateinischen und Griechischen mit einer wirklichen gediegenen Kenntniß deutscher Literatur und Sprache ausgerüstet, wie fruchtbar und fesselnd könnte der Unterricht sein! Es muß ja dazu kommen.

Kurz wenn nun das Deutsche, das Vaterländische, das Heimische und Eigene in den innersten Kreis unseres Erziehungswesens und damit unserer Bildung einrückt, wie das geschehen muß und zum Theil schon von selbst geschieht, so bedeutet das an und für sich gar nicht eine Änderung im Bestande und Inhalt unsrer Bildungswelt, sondern nur

in ihren inneren Verhältnissen, in denen eine Verschiebung nöthig ist, welche die Natur verlangt und lange schon still von selber durchsetzt. Worum es sich eigentlich handelt, das hat Hermann Grimm kürzlich treffend ausgesprochen: „Unsere Jugend hat bisher von Italien und Griechenland aus Deutschland betrachtet, sie muß von Deutschland aus Italien und Griechenland kennen lernen", als Schlußsatz eines Aufsatzes über die Schulfrage*), an dem man nur statt der Jugend die deutsche Geisteswelt überhaupt stehend denken kann.

Wir kommen, daran ist kein Zweifel mehr, endlich, endlich zu uns selbst, wie im politischen und nationalen Leben, so im Geistesleben, das ja vom nationalen schon mit eingeschlossen ist, und damit beginnt, das ist auch kein Zweifel mehr, ein neuer großer Hauptabschnitt unseres Lebens. Dabei gebührt es aber der Schule, die Führung zu übernehmen, wie sie im 16. Jahrhundert that, als es galt, die griechisch-römische Welt dem Geiste als Bildungsstoff zuzuführen. Die damals begonnene Periode, die man gewöhnlich als die der Renaissance bezeichnet, läuft nun ab, wir erleben den Beginn der deutschen Periode, die eigentlich schon lange unter der Hand begonnen hat.

Der Himmel gebe unserer Schule und den dort waltenden Mächten den rechten Geist, daß es nicht einmal von uns heiße, mit Schiller zu reden:

Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

16.

Wie die Sprache altes Leben fortführt, zugleich eine Denkübung.

I.**)

Was ich meine, kann am kürzesten die Fensterscheibe klar machen, die ich in der Schule oft benutzt habe, um den folgenden Gedankengang da anzuknüpfen. Ich verwies die Schüler auf die Fenster in der Klasse; der Gang der Gedanken, der sonst in abstracter Ferne herumzulaufen hat, war auf einmal auf etwas Nahes, Sichtbares fest geheftet, schon das gab Freude und Leben in die Seele. Aber Scheibe? Die viereckigen Gläser Scheiben? Und niemand nimmt Anstoß daran? Nun gieng die

*) Die deutsche Schulfrage und unsere Classiker, Deutsche Rundschau 1888, Maiheft.

**) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 4, 481 ff.

Arbeit an. Zunächst mußte der Begriff Scheibe hergestellt und zu dem Zweck von der Fensterscheibe ganz gelöst werden. Rundung, das Wesentliche der Scheibe, das mußten sie selber sagen und fanden es an der Schießscheibe, an der Drehscheibe auf Bahnhöfen, auch die Töpferscheibe wurde erwähnt. Inzwischen war auch bei Einem und dem Andern die Vorstellung der ursprünglichen Fensterscheibe aufgedämmert. Die heutige Fensterscheibe ist gar keine, sie führt nur den Namen ihrer Vorgängerin fort, die auch die Schüler alle schon kennen von alten Kirchen her oder von versteckten Bodenfenstern alter Häuser, die sogenannte Butzenscheibe.

So führt da die Sprache ein Stück altes Leben noch fort, das im Leben selbst vergangen ist, und das kommt vielfach so vor. Die Sprache ist zugleich wie eine Gallerie von Bildern des alten Lebens, nur gewöhnlich etwas verwischt, so daß man sie deuten und lesen lernen muß.

So bei der Uhr, wenn man sagt, sie läuft ab, sie ist abgelaufen. Die Uhr läuft ja nicht, sie geht, woher das Ablaufen? Auch in der Klasse würde es Einer oder der Andre finden, dem die nöthige Anschauung zu Hilfe käme. Das Ablaufen ist auf unsre Uhr mit übernommen von ihrer letzten Vorgängerin, der Sanduhr, die man ja auf dem Dorfe noch an den Kanzeln sieht, in den Städten am Katheder in alten Sitzungssälen, nur nicht mehr in Gebrauch, wohl aber noch in Gebrauch in der Küche beim Eierkochen. Da ist das Ablaufen richtig, der feine Sand drängt sich nach unten, wie das Wasser in einem Trichter, um durch den engen Hals in das untere Glas zu fallen. Auch ein andrer Ausdruck in Bezug auf die Uhr scheint noch von der Sanduhr herzurühren, wenn man die Uhr stellt. Stellen meint da richtig stellen, daß also die Uhr richtig — steht? Sie geht ja aber und steht nur, wenn sie nicht thätig ist. Aber auf die Sanduhr paßt das stellen, richtig stellen, wenn man die abgelaufene umgekehrt, auf den Kopf stellt, daß der Sand wieder laufen kann. Ja, wenn man genauer zusieht, paßt die Redensart: „die Uhr ist abgelaufen" eigentlich nur auf die Sanduhr, denn Uhr ist im Grunde nichts als das lateinische hora, also Stunde, die Sanduhr aber war auf eine Stunde eingerichtet, wenn auch später damit Gläser auch für dreiviertel, eine halbe und eine viertel Stunde verbunden waren.

Ähnlich ist es mit dem Laden des Gewehres. Geladen wird ja eine Last, das ist ja aber die Kugel im Gewehr nicht. Es lebt aber darin ein Stück aus dem ältesten Geschützwesen nach; unsere Handfeuergewehre, Flinte und Pistole, sind nämlich, umgekehrt als man leicht denkt, das Ende, nicht der Anfang einer Entwickelung. Die ältesten Feuerwaffen waren Geschütze von gewaltiger Größe, die man dann immer mehr ins Kleinere und Bequemere zog. Die ältesten Geschütze oder Büchsen aber traten an die Stelle der vorherigen Wurfgeschütze,

Balisten, Katapulte und ähnlicher, die man aus dem Alterthum überkommen hatte, zur Belagerung gebraucht*). Bei denen aber war Laden der rechte Ausdruck, denn sie schleuderten aufgelegte Lasten, große Steine und Balken, daher also das heutige Laden des Gewehrs.

Aus neuster Zeit liegt ein Vorgang der Art vor, der zugleich Alles vollends begreiflich macht. Bei der städtischen Pferdebahn ist es Sprachgebrauch, zu fragen, wann sie da und dahin geht, wann sie da und da ankommt u. s. w. Die Bahn geht ja aber nicht, sie liegt fest, wie geht das zu? Als die Eisenbahnen aufkamen, nahm jener Sprachgebrauch einen Anlauf: Wann oder wie oft geht die Eisenbahn nach Dresden? und drgl.; er fand aber kritischen Widerspruch und konnte nicht durchdringen. Woher aber der Versuch? Einfach und natürlich daher, daß die Eisenbahn wie im Leben, so in den Gedanken und dem Sprachgebrauch der Leute an die Stelle der Post trat. Bei der Eisenbahn ist nun durch Zug, Züge geholfen, bei der Pferdebahn wiederholt sich jener Versuch und wird wol Herr bleiben.

Das sind ja wol schöne Denkübungen in der Richtung, die ich im Schulbetrieb befördern möchte, (s. oben Bd. II, S. 277 ff.) ich denke Lehre und Vergnügen zugleich. Gelegentlich mehr.

II.**)

Bei dem Laden des Gewehrs, das dort besprochen wurde, ist auch spannen erwähnenswerth, das ebenso in die Vorzeit zurück weist. Wenn es jetzt z. B. in Goethes Jägerliede heißt:

Im Felde schleich ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,

gespannt, d. h. schußfertig gehalten, so denkt man, falls mans deutlicher vorzustellen sucht, an den Hahn, mit gespanntem Hahn. Aber man fühlt leicht, daß auch das die suchende deutliche Vorstellung nicht befriedigt, beim schußfertigen Hahn gibt es kein Spannen, sondern ein Aufziehen. Als überlieferter fester Kunstausdruck erscheint aber das Spannen beim Büchsenspanner. So heißt bei fürstlichen Jagden, auch in der Schießhalle bei Vogelschießen u. ä. ein Diener, der die Büchsen schußfertig macht

---

*) Die Armbrust ist ein ins Kleine gezogenes, handlich gemachtes Wurfgeschütz, wie die Flinte eine ins Kleine gezogene, handlich gemachte Donnerbüchse; das deutsche Wort ist ja ein seltsam umgedeutetes arcubalista, d. h. eine Baliste in der Größe oder Form eines Bogens (arcus).

**) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 4, 545 ff.

und sie dem Schützen so darreicht. Nicht mit gespanntem Hahne, denn das wäre leicht gefährlich, sondern den Hahn in Ruhe. Woher also das Spannen? Bei Vogelschießen, das für Kinder veranstaltet wird, ist gewöhnlich ein Mann mit dem Fertigmachen der kleinen Armbrüste beschäftigt, er heißt der Spanner und hier ist denn das spannen an seiner eigentlichen und ursprünglichen Stelle. Er heißt aber auch vollständiger der Bogenspanner, z. B. bei Schützengesellschaften, die noch mit Armbrüsten schießen, wie in Dresden. An der Armbrust heißt der biegbare Theil, der eben die Spann- und Schußkraft entwickelt, der Bogen (Stahlbogen), welches Wort in Armbrust selbst versteckt enthalten ist, denn es entstand aus mittellateinisch arcubalista, Bogen-Wurfgeschütz, sie ist ja nichts als ein verbesserter Bogen, zugleich eine verkleinerte Baliste, wie die Flinte eine verkleinerte Kanone. Nun ist die suchende Vorstellung befriedigt und blickt mit der eigenthümlichen Lust des geschichtlichen Blickens weit in die Vorzeit, ja in die Urzeit zurück: das spannen stammt vom ältesten künstlichen Schießwerkzeug, dem Bogen her, ist aber, auch als es unpassend wurde beim Feuergewehr, treulich festgehalten worden bis in die Gegenwart und weiter. Es ist wie bei einer Geschäftsfirma, die, auch wenn der Name des Besitzers, der sie stiftete, sich ändert, doch unverändert fortgeführt wird, um in die Einheit des Geschäfts, das die Hauptsache bleibt, keinen Bruch zu bringen. Mir scheint das ein köstlicher Denkstoff für die Schule.

Ziemlich alt muß auch die Redensart vom Landfrieden sein, die doch noch ganz frisch lebendig ist: „Ich traue dem Landfrieden nicht." So sagt z. B. einer, der ein Vorhaben auszuführen Bedenken trägt und damit zögert, weil er die einschlagenden Verhältnisse dafür nicht für günstig, eher für gefährlich halten muß. Ursprünglich aber gehört es z. B. in den Mund eines Kaufmanns, der etwa im 16. Jahrhundert mit seinen Waaren über Land ziehen wollte und dem geschlossenen oder gebotenen Landfrieden nicht traute, daß er dadurch vor Überfall und Raub sicher wäre, zumal, wenn seine Stadt mit benachbarten Rittern oder Strauchdieben in Fehde und Feindschaft gewesen war. Amtlich und von Reichswegen ist ja von Landfrieden längst nicht mehr die Rede, der Begriff, um den Kaiser und Reich Jahrhunderte lang kämpften (und der sich nun von selbst versteht), mußte wol im dreißigjährigen Kriege vollends in die Brüche gehen. Aber die Sache dauerte fort bis ins 18. Jahrhundert. Noch in der Ordnung der Leipziger Thomasschule vom Jahre 1723 S. 63 wird z. B. den Schülern, die im Schulhause wohnten, aufgegeben, Waffen, die sie etwa aus den Ferien mitbrächten, sollten sie beim Rector „verwahrlich niederlegen".

Nicht so alt und doch auch längst Vergangenes festhaltend ist die

Redensart Lunte riechen. „Er hat Lunte gerochen" sagt man z. B. von einem, der in einem Kreise, in dem er sich bewegt hat, auf einmal wegbleibt, weil er gemerkt hat, daß man ihm da nicht wol will oder selbst Feindseliges im Schilde führt. Das ist die Lunte, die vor der Anwendung des Feuersteins, der seinerseits vom Zündhütchen abgelöst wurde, zum Anzünden des Pulvers auf der Pfanne diente, bei den Geschützen wie bei den Gewehren. Der glimmend gehaltene Hanfstrick mußte weithin riechbar sein mit größter Deutlichkeit; wer also dem Kampfe auszuweichen Grund hatte, mußte an dem Geruch der Lunte den anrückenden Feind auch im Walde weit genug merken.

Aus ziemlicher Nähe zeigt den Vorgang, daß eine fest gewordene Redensart im Leben ihren Anhalt verliert, aber unbekümmert darum fort lebt, die Redensart „eben noch vor Thorschluß" u. ä. Sie ist unentbehrlich, um ein Geschehen oder Thun zu bezeichnen, das gerade noch genau vor der gegebenen Möglichkeit glücklich zu Stande kommt, hat aber ihren sachlichen Ernst nur noch in Festungen hinter sich. Denn das Stadtthor ist gemeint, das es ja nun nicht mehr giebt. Wir Alten wissen noch, wie das Ding beschaffen war und was es auch im Frieden für Bedeutung hatte mit seinem Öffnen früh und Schließen Abends. Da kam es vor, daß einer Gesellschaft, die sich verspätet hatte, das Thor „vor der Nase" verschlossen wurde, obschon ein sog. Thorgroschen das strenge Gesetz milderte und ein Pförtchen in oder neben dem wuchtigen Thore öffnete zum Durchschlüpfen. Für die Schüler ist das ein überaus anregender Denkstoff. Eine Stadt mit völlig offenen Gassen ohne jede Möglichkeit eines Verschlusses, während jeder Garten Abends verschlossen wird, das ist etwas, was noch vor hundert Jahren keinem Menschen denkbar war. Noch bei Schiller verstehen sich Stadtthor und Thorschluß von selber in der Glocke, und die Stelle braucht nun schon eine Art gelehrter Erklärung, welche die jüngeren Lehrer auch schon nicht mehr aus eigner Anschauung nehmen können. Da der Abend eintritt:

Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.

Da wäre, wenn die Stelle zur Sprache käme, übrigens auch erwähnenswerth, daß die Schüler bei dem Licht nicht etwa an eine Lampe auf dem Tische denken, die es damals noch durchaus nicht gab, auch nicht an Fürstenhöfen, es ist nur ein Licht im Leuchter gemeint. Auch das haben wir Alten noch mit erlebt.

III.*)

Manche Wendungen, die noch frisch im Gebrauch sind, reichen näher besehen so weit in unser Alterthum zurück, daß sich zunächst dagegen begreifliche Zweifel regen.

Von der Art ist z. B. „einem die Stange halten". Das stammt aus dem Gebrauch des gerichtlichen Zweikampfes, mit dem im Mittelalter in gewissen Fällen Recht und Unrecht entschieden wurde. Jedem der beiden Kämpfer war ein Mann beigegeben, der dem heutigen (sonderbar benannten) Secundanten entspricht, aber nicht ein Schwert führte, sondern eine Stange, um im gegebenen Falle die Kämpfer damit zu trennen. Im Sachsenspiegel (I, 69, 4) heißt das der boum, bôm: ir iclichem sal der richter einen man geben, der einen boum trage ... ab ir ein (einer von ihnen) vellet, daz er den boum under (d. h. dazwischen) stôze, oder ab er gewunt wirt oder des boumes bitet. Im schwäbischen Landrecht aber heißt es stange, z. B. in einer Münchener Handschr. nach Schmellers bayr. Wörterb. 3, 648: ir ietwederm sol der richter einen man geben, der ein stange trage, die sol der über den haben (halten), der dâ gevellet u. s. w. Dieser Stangenträger hieß auch kurz der stanger, z. B. bei Wilwolt von Schaumburg S. 35 (hier im Turnier, als Kampfscheider) oder stängler das. 53, sodaß die, welche noch mit Familiennamen Stängler, Stengler heißen, hier ihren Ursprung zu suchen haben. Wie lange nun ist der gerichtliche Zweikampf abgethan (gleichsam hinter den Coulissen im Duell fortgeführt), und wie lange wird doch die Wendung „einem die Stange halten" (eigentlich bereit halten) weiter leben! Solche Wendungen haben eine eigenthümliche, unersetzliche Kraft, die sich von ihrem lebensvollen Ursprung her auch über das Verständniß hinaus, wenn die sie erklärenden Umstände dem Bewußtsein längst entrückt sind, doch frisch erhält im Gefühl. So ist in unserer Wendung noch heute das Wesentliche der Sache dem Gefühl gegenwärtig: einem in schwieriger Lage wartend zur Seite stehen, um ihm im Augenblick der Gefahr beizuspringen.

Hierher gehört auch, was schon in dem Aufsatze über hola! und halloh! anhangsweise erwähnt wurde (s. S. 74), sich erholen, zuerst sich aufraffen vom Falle im Kampfe, um ihn aufs neue zu beginnen; dann aber, als der Kampf im Gerichtswesen zurück trat und mit geistigen Rechtsmitteln gestritten, aber die alten Ausdrücke fortgeführt wurden, erhielt es die Bedeutung, einen Eid z. B., wenn man sich versprochen hatte und der Eid damit ungültig ward, neu beginnen. Ebenso das

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 23 ff.

dort auch erwähnte bestehen (älter gesten, Gegensatz ervallen), eigentlich im Kampfe Stand halten, den Platz behaupten, nachher mit einer Eidesleistung ohne Anstoß durchkommen, daß sie gilt, und heute noch im Hauptbegriff genau entsprechend vom Examen, in dem einer besteht — oder durchfällt (s. S. 75).

Bilder aus der ältesten, einfachsten und rohesten Form des Kämpfens werden auch sonst in der Sprache arglos fortgeführt. So z. B. in unterliegen, eigentlich unten liegen als Besiegter. Der Sieger aber hat die Oberhand, d. h. eigentlich: er hat seine Hand über dem Überwundenen und hält ihn damit nieder, bis er sich als Überwundener bekennt (mhd. im des siges gibet). Wie arglos braucht man diese sachlich eigentlich so rohen Ausdrücke nun im besten Sinn und Zusammenhang, so deutlich sie eigentlich noch sind; aber Zeit und Gewöhnung schleifen auch die deutlichsten Bilder merkwürdig ab und machen den innern Sinn stumpf für die deutliche Vorstellung, indem sie den abstracten Begriff in den Vordergrund ziehen. Dem unterlegen (Gegensatz überlegen) entspricht dann auch, nur derber, unterworfen (lat. subjectus, franz. sujet u. s. w.), aber auch gemildert oder ganz mild untergeben, unterthan (lat. subditus).

Ganz derb und deutlich aber „einem den Fuß auf den Nacken setzen", womit der am Boden Liegende als überwunden, unterworfen, der Willkür des Siegers preisgegeben bezeichnet wird. Das ist in Wirklichkeit seit langen Jahrhunderten abgethan und durch mildere Formen ersetzt (jetzt das Abgeben der Waffe) und lebt in der Sprache noch fort als Kraftwort, das man nicht missen mag! Noch roher und doch auch arglos gern gebraucht ist „einem aufs Leder knien", in der Bedeutung: die letzten rücksichtslosen Mittel wider einen Gegner brauchen, um seinen Widerstand zu brechen oder ihn zu gewissen Zugeständnissen zu zwingen, z. B. in dem geschäftlichen „Kampf ums Dasein". Und wie rasch malen die zwei Worte, wenn man sie nur einen Augenblick still hält und ansieht, ein wüstes Bild aus dem ältesten rohesten Kampfleben aus! Geradezu grausig roh ist eine auch arglos, wenn auch nur in derbem Tone gebrauchte Redensart: „einem den Daumen aufs Auge setzen". Der heutige Sinn ist ziemlich gleich dem der vorigen Wendung, der eigentliche Sinn ist aber längst vergessen. Er wird z. B. deutlich aus einer Stelle im Meier Helmbrecht (V. 1243), wo der wilde Held der Geschichte sich der Künste rühmt, die er in der Schule der Raubritter gelernt, um die Bauern zu quälen:

dem ich daz ouge ûz drücke,
disen howe ich in den rücke,
disen binde ich in den âmeizstoc u. s. w.,

offenbar eine alte Kunst aus roher Zeit, sie tauchte im Kriege von 1870 im französischen Heere wieder auf, freilich aus Afrika kommend, denn von den Turcos wurde der Kunstgriff berichtet, dem verwundeten Gegner mit einem Kniffe des Daumens ein Auge auszudrücken. Unsere Redensart mag noch im dreißigjährigen Kriege ihre Wirklichkeit gehabt haben im Gebrauch der wilden Soldatesca, zeigt übrigens das Ausdrücken nur als Drohung, d. h. den Augenblick, wo der plündernde Soldat, um bei dem zu bleiben, den Daumen ansetzt, um den Bauer, der unterliegend zu denken ist, durch Angst um sein Auge zu vermögen, daß er die Stelle angebe, wo er sein Geld versteckt hat. So spielen wir in Worten noch mit grausigen Resten einer wüsten Zeit. Wenn man sie fallen ließe, wäre das kein Verlust, und in der Schule wäre leicht das Gefühl zu erwecken, das sie verabscheuend abwiese.

Die Sprache ist aber voll von Bildern, die nur Niederschläge aus der Zeit sind, wo seit Jahrhunderten Kampf und Fehde den Mann und die Gedanken beschäftigten. Auf die Zeit, wo jeder, Bürger wie Bauer, waffenfähig und waffenkundig war, weist z. B. die allgemein gebrauchte Wendung „sich mit Geduld wappnen", sachlich das gerade Gegentheil von wirklichen Waffen. Auch das beliebte „sich zur Reise rüsten" weist auf die Zeit, wo man zur Fahrt über Land Waffen und Rüstung brauchte (vergl. oben die Bemerkungen vom Landfrieden); ist doch Reise selber in alter Zeit nichts als Heerfahrt, Kriegsfahrt, daher noch der Reisige, obschon sich jetzt niemand mehr so nennt. Merkwürdig ist eine Redensart mit Harnisch: „in den Harnisch gerathen", d. i. in Zorn, besonders solchen, der thätlich werden will. Ich kann mir das nur erklären aus der Zeit, wo, wie noch im 16. Jahrhundert, der Bürger seinen Harnisch und Waffen bereit halten mußte und selbst dem Rathe dafür verantwortlich war, der von Zeit zu Zeit danach sehen ließ. Das gerathen bleibt aber merkwürdig, weil es klingt, als ob der Zornige in den an der Wand hängenden Harnisch käme, ehe er es eigentlich merkte und wollte. Merkwürdig ist mir auch seit lange: „den Spieß umkehren", das für gewisse Fälle als bezeichnendes Kraftwort unentbehrlich bleibt. Der genaue Sinn ist: von der Abwehr zum Angriff übergehen. So wenn jemand beim Anblick einer Gans in der Bratpfanne sagte: „Es ist doch gut, daß nicht die Gänse uns braten, wenn sie einmal Rache übten und den Spieß umkehrten", wie ja in der verkehrten Welt der Ochse den Metzger schlachtet, was man auf Jahrmärkten in Bildern sieht. Die Entstehung der Wendung wäre am begreiflichsten, wenn man sich denkt, daß einem Angreifenden der Spieß im Handgemenge vom Gegner entrissen und nun gegen ihn gekehrt wurde, denn ein und derselbe Spieß muß es ja sein. Für die Schule ist in diesen Dingen auf

alle Fälle eine treffliche Denkübung gegeben, daß die Schüler über das kahle logische Denken hinaus zum Denken der lebendigen Welt übergehen lernen.

IV.*)

1. Zunächst ein Nachtrag zu dem „sich erholen" im alten Rechtsgebrauch oben S. 118, ein Nachtrag, der dort seine rechte Stelle gehabt hätte. Es lebt nämlich jetzt noch wolerhalten, nur leicht verdunkelt, in sich Raths erholen. Die Redensart ist, wenn ich nicht ganz irre, noch jetzt im Leben hauptsächlich von Rechtsfragen im Gebrauch, daß man in einer vor Gericht anhängigen Sache, wo Schwierigkeiten eintreten, „sich Raths erholt" bei einem Advocaten oder Rechtsanwalt, wie er nun heißt. Man spricht wol auch von einem verstorbenen väterlichen Freunde u. ä., bei dem man sich in schwerer Lage oft Raths erholt habe, aber jener erste Gebrauch steht noch im Vordergrunde, glaube ich. Er reicht denn auch dem Rechtsgebrauch des 13. und 14. Jahrhunderts fast unmittelbar die Hand.

Vorerst aber noch eine Frage an das Sprachgefühl des freundlichen Lesers, ob er nämlich sich als Dativ oder Accusativ nimmt oder fühlt? Das nhd. sich läßt ja die Wahl frei, indem es, seltsam genug, mit in den Dativ eingetreten ist (es ist eigentlich genau wie berlinisch mich für mir), bei erster und zweiter Person kommt man, wenn man sich nicht ohne grammatisches Denken gehen läßt, in Verlegenheit, ob mich oder mir, dich oder dir zu sagen ist. Ich glaube aber, wenn man das dunkle Sprachgefühl unbewußt walten läßt, wird man sich eher als Accusativ, denn als Dativ empfinden. Und so ist es richtig, einer der vielen Beweise, welche Treue dem sich über die Jahrhunderte hin vererbenden Sprachgefühl inne wohnen kann, auch wenn das Verständniß für die überlieferte Wendung längst verloren ist. So wäre hier dem bewußten Denken der Dativ willkommener: ich habe mir Raths erholt — ja aber das Sprachgefühl mag den Genetiv nicht fahren lassen, den es doch nicht mehr versteht. Bei J. Grimm im Wörterbuche unter erholen**) steht ein Beispiel aus Tiedge: „Da kannst du dir am besten Raths erholen" — aber ich glaube, niemand kommt darüber ohne Anstoß hinweg.

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 120 ff.

**) Die der Sache dort zu Theil gewordene Behandlung ist, ich muß es leider sagen, recht unzulänglich; erklärt doch J. Grimm die Wendung in der That als = „sich Rath holen"; eine besondere Rücksicht auf den Rechtsgebrauch als Quelle fehlt, ich konnte das Röthige nachholen unter kobern (s. besonders 1, d ff.), das dazu den erwünschtesten Anlaß bot.

Es ist aber das oben besprochene alte, rechtliche sich erholen, dort von einem Eide, bei dem man sich versprochen und ihn nun aufnimmt, hier von einer Angabe oder Aussage oder einer Rechtsbehauptung vor dem Gericht, bei der man sich versehen hat oder unsicher ist. In dem Falle erbat man vom Gericht die Erlaubniß, sich erst noch zu besprechen, entweder mit dem Rechtsanwalt (Fürsprech hieß er, was noch in der Schweiz in Geltung ist) oder mit der Sippe, die im Hintergrunde des Gerichtsraumes oder in einem Nebenraume dem Verlaufe des Verfahrens beiwohnte, um als Helfer zur Hand zu sein, auch z. B. als „Eideshelfer". Da ward denn mit den Helfern Raths gepflogen, um mit besserer Rede und sicherer wieder in das Verfahren einzutreten. Das ist das sich erholen, entlehnt vom Waffenkampfe, wenn man nach einem Falle wieder in den Kampf trat. Der Genetiv râtes ist recht gut altdeutsch aus der Zeit, wo unser Genetiv in hoher Blüthe war, ganz anders als jetzt: râtes, mit Berathung, mit Rathschlag.*)

2. Altes anziehendes Leben führt auch eine andere Redensart mit „Rath" anschaulich vor, sobald man näher zusieht: mit sich zu Rathe gehen. Wir fühlen in dem „gehen" gar keine Bewegung mehr, wie bei vielen Wendungen dieses Wortes, z. B. wenn man sagt: meine Meinung geht dahin, daß u. s. w., wo doch ein wirkliches Gehen noch ziemlich nahe dahinter liegt. Die Wendung gehört noch jetzt hauptsächlich in das parlamentarische Leben, das in unserer Vorzeit, als die Schreibstuben noch nicht alles öffentliche Leben in Pacht genommen hatten, reich entwickelt war mit einer ebenso entwickelten Kunstsprache. Die Wendung geht eigentlich auf die Abstimmung, zu deren Behuf die Theilnehmer entweder dahin oder dorthin, links oder rechts giengen.**) So gieng der Herr in allen wichtigeren Fällen mit seinen Mannen (den mâgen unde man ist die volle Wendung) ze râte, zur Berathung, wie er denn nichts Wichtigeres that als nâch râte sîner man, wie es in den Gedichten so oft heißt, nach und gemäß einer Berathung mit den Seinen. Ich sehe dabei im Geiste die Mannen und den Herrn über den Burghof gehen, um sich etwa im sal zu versammeln.

Aber mit sich heißt es jetzt, d. h. eigentlich „mit seinen Gedanken zu Rathe gehen"; an die Stelle der Mannen sind die Gedanken getreten, die schon mittelhochdeutsch deutlich in dieser Rolle erscheinen, z. B. bei Reinmar in einem Kreuzliede von den Gedanken, die ihm nicht mehr

---

*) Vergl. z. B. rings, eigentlich im Ringe, flugs, im Fluge, mit Flug.

**) Entsprechend dem römischen in partes ire, itio in partes, was ja auch noch bei uns, durch das Französische vermittelt, nachlebt in Partei, franz. parti, eigentlich Getheiltes, von der Zweitheilung beim Abstimmen her.

zu Willen sind in dem beschwerlichen Gottesdienste, sondern nach der Heimath streben:

Noch füere ich aller dinge wol,
wan daz gedanke wellent toben (wie närrisch geworden).
dem gote, dem ich dâ dienen sol,
den helfent si mir niht sô loben,
als ich bedörfte u. s. w.

Minnes. Frühl. 181, 23 ff.,

völlig das Verhältniß wie zwischen dem Herrn und den Mannen, die ihm helfen und dienen sollen. Lebt doch diese Vorstellung noch jetzt ganz deutlich, mit hübschem Humor, in der Redensart seinen Gedanken Audienz geben, wie ein Herr, der sich herbeiläßt seine Diener anzuhören, mit ihnen „zu Rathe zu gehen". Und in derselben Vorstellung Schiller von Moses in der Wüste (Sendung Moses): „Hier in dieser romantischen Wüste, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, sucht er Hülfe bei der Vergangenheit und Zukunft und bespricht sich mit seinen stillen Gedanken."

3. In das Mittelalter führt auch die Redensart einem einen Korb geben, zugleich einer der merkwürdigsten Fälle, wie eine vergehende Sitte sich in einer Redensart niederschlägt, die nun halb dunkel doch fortgeführt wird und von dem lebensvollen Vorgange des Ursprungs nur die allgemein begriffliche Spitze beibehält.

Der Korb stammt aus dem modischen Minneleben des Mittelalters.*) Dazu gehörten nächtliche Besuche bei der umworbenen vrouwe (entsprechend dem noch heute im Alpenlande geltenden Fensterln oder wie es sonst landschaftlich heißt) oder Versuche dazu, auch mit Gefahr auf gewagtestem Wege; aber Unternehmungen, bei denen Leib und Leben eine Gefahr durchzumachen hatten, wie doch die Turniere auch, gehörten zur Lebenslust der Zeit, wie heute noch einen rechten Knaben jedes gefährliche Unternehmen reizt, womit die Lehrer oft genug zu thun haben, da sich das auch in der Schule geltend macht. Zu dem Gelingen des Wagnisses, bei dem es meist eine Burg zu ersteigen galt (man denke an Kunz von Kaufungen und das Altenburger Schloß), war ein Entgegenkommen der Frau nöthig, wie uns ein aus dem Leben entnommenes Beispiel aus dem 15. Jahrhundert genau geschildert überliefert ist in den Geschichten und Thaten des Wilwolt von Schaumburg (von G. Freytag benutzt in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit). Die Frau, wol nicht

*) Genaueres und Deutlicheres in Grimms Wörterbuch unter Korb, hier nur die Hauptpunkte.

ohne Hülfe der Dienerin, ließ an einem Seil einen Korb hinab, in dem sie dann den Ritter hinanzog; man denkt an den Wäschkorb in Shakespeares Lustigen Weibern von Windsor, in dem Falstaff beim Liebesabenteuer sich verbirgt.

Aber — und das ist das Erfreuliche bei dem Ganzen: die Frauen wehrten sich oft gegen das modische Minnewesen (wovon auch in den Minnesängern sichere Zeugnisse genug vorliegen), und zwar so oft, daß eben unsere Redensart daraus entstehen konnte. Sie giengen wol auf das Abenteuer ein, weil es eben Mode war, schlugen aber dieser und dem Abenteurer ein scharfes Schnippchen. Die Frau ließ nämlich einen Korb hinab, der einen losen Boden hatte, und der liebeathmende Ritter fiel dann in einer gewissen Höhe hindurch (wobei es auf ein Bischen Beinbruch oder doch ein geschundenes Bein nicht eben ankommen mochte.*) So gab ihm die Frau eine deutliche Antwort, ohne daß er ihren bösen Willen gerade beweisen konnte.

Die Sitte änderte sich aber später und gieng aus der derben in eine zahmere Form über, behielt aber den Korb und seinen Sinn bei (ich verweise auf Grimms Wb.). Im 17. Jahrhundert erscheint es als Sitte, daß die umworbene Frau zur Abweisung dem Verliebten einen Korb zuschickt, auch mit Blumen und Kräutern geziert, die abweisende Bedeutung haben (z. B. Schabab, d. i. Schafgarbe), aber mit der Weisung, sich hineinzusetzen (wol auch in Gegenwart der Botin als Zeugin); der Korb hatte aber auch einen losen Boden, nur daß das Durchfallen, wenn der Liebende närrisch genug war, dem Begehren ritterlich nachzukommen, nun ohne Gefahr blieb.

Noch später schrumpfte das zum bloßen Korbgeben zusammen. Anfangs wurde ein wirklicher Korb gegeben oder geschickt, aber zuerst noch ohne Boden, jetzt ist (außer hier und da in volksmäßiger Sitte) von dem Korbe nur das Wort übrig. Wenn von einer spröden Schönen zu sagen ist, daß sie schon viele Bewerber um ihre Hand abgewiesen habe, kann man dem Ausdruck kaum entgehen, der der Sache einen gewissen heitern Anstrich gibt: Sie hat schon viele Körbe ausgetheilt. Einen galanten Anstrich dagegen gewinnt es in Gesellschaft, wenn man einer Dame einen Wunsch oder ein Angebot vorträgt mit der Bemerkung dabei (in galantem Tone gesprochen): Sie werden mir doch keinen Korb geben, d. h. es klingt darin unbewußt immer noch etwas von dem ritterlichen Minnewesen nach in starker Verdünnung.

Auch ein gewisses bildliches Durchfallen findet, wie gleichfalls schon

*) In Mundarten ist bei der Redensart noch von einem „blauen Schienbein" u. ä. die Rede.

S. 118 erwähnt, hier seine Erklärung. Wenn einer bei einer Wahl, bei Bewerbung um ein Amt u. ä. durchfällt, also das erstrebte hohe Ziel nicht erreicht, so dachte man auch dabei noch im 17. Jahrhundert an jenen Korb, denn es hieß da durch den Korb fallen. Auch einen abfallen lassen, mit einer Bewerbung u. a. abweisen, erklärt sich wol aus jenem Korbe, da es aus dem vorgeführten Bilde völlig deutlich wird.

V.*)

1. Auch die Turniere, diese ritterlichen Kampfspiele, welche die glanzvollsten Tage der alten Zeit und etwa fünf Jahrhunderte lang die Höhepunkte des Lebens darstellten, haben in der Sprache bis heute ihren Niederschlag hinterlassen, und zwar recht deutlich und unverdunkelt. Noch sind Wendungen ganz geläufig und für gewisse häufige Fälle geradezu unentbehrlich, wie für einen in die Schranken treten, oder auch für einen Grundsatz u. ä., um ihn zu verfechten. Es sind die Schranken, die den Kampfkreis umhegten und von den Zuschauenden trennten, wie das noch in dem sogenannten Circus zu sehen ist, wo Kunstreiter ihre Künste zeigen, denen das, was man in den Turnierschranken sah, zum Theil geschichtlicher Anstoß und Vorbild ist.

Doch war der Kampfkreis der Turniere weit geräumiger, als er in einer Bereiterbude sein kann**), oft ein ganzes großes Feld umfassend. Neben den Schranken ist übrigens Arena in Gebrauch, das Manchem vornehmer klingt, „in die Arena treten für einen" u. ä., d. h. aus dem Leben des alten Rom, wie Circus. Aber der Gedanke an die Gladiatoren, den das hervorruft, ist doch wahrlich kein erquicklicher: im Turnier traten Ritter, Herren und Fürsten zu Roß gegen einander, um den Preis der Tapferkeit zu kämpfen, in der römischen arena sind es gewerbsmäßige, in besonderen Anstalten gezüchtete Klopffechter, die zum rohen Ergötzen der römischen Männer und Frauen einander zerfleischten, d. h. auf der Höhe des antiken Lebens die widerwärtige Entartung eines ursprünglich edlen Thuns, des Kampfspiels der edlen Jugend unter den Augen der Gemeinde. Auch unsere Turniere haben denselben Ursprung und entwickelten manche üble Schattenseite, sind aber nie auch nur annähernd zu solcher Entartung vorgeschritten.

Anstoß kann übrigens das treten geben, das vom Ritter zu Roß nicht passen will. Es zeigt sich aber auch in eintreten für einen oder

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 199 ff.

**) Bereiterbude war der Name, den der Circus in meiner Kindheit führte, aus älterer Zeit her, denn in Buden ward ja auch in der Meßzeit Theater gespielt, die Künstler hießen aber eigentlich „englische Bereiter", dann kurz Bereiter.

ihn vertreten, auch einstehen für einen, mhd. einen verstân, mit dem stehen gleich treten, sich stellen, wie in abstehen von etwas, eigentlich weg treten, aufstehen, sich aufstellen u. s. w., einstehen, auch noch mit der Vorstellung des Kampfes. Das stammt aber aus dem Rechtsleben, wie noch jetzt von Vertretung vor Gericht die Rede ist, die ein Rechtsanwalt, ein Vormund u. ä. für einen Andern übernimmt. Das reicht aber in die älteste Zeit zurück und geht gleichfalls vom Kampfe aus, in dem ver ist ursprüngliches für enthalten in flüchtiger Aussprache (wie oft), der „Vertreter" trat für den andern vor Gericht. Im 13. 14. Jahrhundert heißt er der fürspreche, aber dann auch vorspreche, und beide, für und vor, waren von Haus aus richtig, denn der Vertreter trat ursprünglich dicht vor den, der ihm seine Vertheidigung übertrug, sodaß vor dem Richter beide wie eine Person galten.*)

Die Vertretung galt aber auch für den gerichtlichen Zweikampf (von dem oben schon ein paarmal die Rede war); wer sich dafür nicht fähig fühlte, konnte einen Andern für sich eintreten lassen (in die Schranken), einen „Vorkämpfer", wie dort einen „Vorsprechen", mit vor statt für (in verfechten meint das ver- aber auch für und ist daraus geworden), er heißt im Sachsenspiegel kempfe, niederd. kempe, eigentlich Kämpfer vom Fach, von Gewerbe, was dann in der Zeit der Ritterromane wieder aufgefrischt und darum wohlbekannt ist in Kämpe (s. Grimms Wörterbuch). So scheint denn bei der Wendung „in die Schranken treten" die Vorstellung des Turniers mit der des gerichtlichen Zweikampfes sich vermischt und seinen Ausgangspunkt im letzteren zu haben.

Ganz deutlich aber hat man den Turnierritt vor Augen bei Redensarten mit Lanze und Sattel, die gleichfalls noch völlig lebendig und allgemein gebraucht sind, gerade als hätten unsere Väter die Sache noch gesehen, die doch schon vor dem großen Kriege des 17. Jahrhunderts in Abgang kam. Besonders eine Lanze brechen für einen oder für etwas ist beliebt, mit dem für wieder als stände der gerichtliche Kampf dahinter; im Turnier trat einer allenfalls für die Ehre seines Landes oder der Landesritterschaft ein, der er angehörte, oder für eine Dame, die ihn zu ihrem Ritter bestellt hatte. Auch für eine Sache eine Lanze einlegen, recht genau aus der Sache selber heraus, denn wie man die dafür eingerichtete Waffe vor dem Ritt in die rechte Lage in der Hüfte brachte, darauf kam viel an. Ganz deutlich blieb auch das Bild vom unterliegenden Gegner (er kam ja wirklich zu liegen), von dem man noch sagt, er sei

---

*) Merkwürdig und mitbeweisend ist es, daß im altfranzösischen Rechte der Fürsprech sowol pourparlier als avantparlier heißt, d. h. für und vor einfach übersetzt.

aus dem Sattel gehoben (oder entsattelt) und auf den Sand gesetzt. Auch vom Visier ist noch gern die Rede, besonders in gewissem Zeitungsdeutsch, wo einer „mit offenem oder geschlossenem Visier" kämpft (die Waffe ist nun die Feder), d. h. seinen Namen nennt oder nicht. Übrigens ist zur Lanze zu bemerken, daß es das französische Wort ist, das sich neben dem deutschen und selbst dafür eingeschlichen hat (lance), das deutsche war Speer, mittelhochd. sper (n. und nicht m.), und noch heute besteht Speerbrecher als Name, den z. B. in Leipzig ein Schneidermeister trägt.

Ein hübsches Restchen und unmittelbaren Niederschlag des alten Turnierwesens zeigt die Kindersprache z. B. in Leipzig; da heißt, was der Erwachsene französisch eine Partie nennt, z. B. im Karten- und Billardspiel, beim Tanz ebenso eine Tour (mit falschem Geschlecht), bei den Kindern gut deutsch ein Ritt: ein Spiel besteht aus mehreren Ritten oder wird in mehreren Ritten wiederholt. Auch auf Andres übertragen etwas z. B. „auf einen Ritt" abthun, d. h. in einem Zuge, mit einem Anlauf. Da sieht man denn deutlich, wie einst die glänzenden Kampf- und Heldenspiele auf die Kinder, auf die Knaben wirkten, die ja für ihr Spielen immer auf Nachahmung des ernsten Treibens der Erwachsenen aus sind. Sie spielten offenbar selbst Turnierens, wie ja im 16. Jahrhundert Ritter, die mit eingelegtem Speer gegen einander rennen, als Kinderspielzeug vorkommen. In der Schweiz heißt dieser Ritt eine Kehr (s. d. in Grimms Wb.), franz. un tour, engl. a turn, Partie im Spiel und Tanz, es ist aber auch alles eben vom Turnierritt entnommen, eigentlich das Umwenden mit dem Rosse (vergl. franz. tourner, deutsch kehren), wenn das erste Rennen keinen Erfolg gehabt hatte, zu einem neuen Ritt und dann der Ritt selber, nach derselben Denkweise wie im Post- und Eisenbahnwesen Station, eigentlich ein Haltepunkt, dann die damit beginnende neue Strecke bezeichnet. Ja, das ganze Turnier, franz. tournoi, ist nach diesem tour, tourner zum neuen Anreiten benannt. Wer denkt bei den heutigen Touren im Cotillon, im Contre noch ans Turnier, und doch hängen beide geschichtlich zusammen an einem Faden.

2. In das alte Hausleben, zugleich aber in älteste religiöse Vorstellungen führt der Ölgötze, in einer häuslichen Redensart fortlebend, die noch weit verbreitet ist, fast in ganz Deutschland (s. Lexer in Grimms Wb. unter d. W.), in Thüringen und Sachsen z. B. du stehst ja da wie ein Ölgötze, d. h. steif, hölzern, regungslos. Das Wort, auch in dieser Wendung, ist bis ins 16. Jahrhundert zurück bezeugt, aber sicher weit älter. Im 16. Jahrhundert erscheint es auch schon in verdunkelter Anwendung, auch schon mit falscher Auslegung, als wäre mit Öl Ölfarbe gemeint, und eben dieß Misverständniß ist schon ein Beweis viel höhern

Alters. Das rechte Licht aber gibt Seb. Frank in den Sprichwörtern 2, 51[a] Ut Bagas stas, du stehst wie ein Klotz, Ölgötz, Tielmann, Leuchter (s. Grimms Wb. unter dilmann). Der Leuchter ist im eigentlichen Sinn ein leuchtender Mann, d. h. ein Bild als Mann, dadurch wird ja der gemachte Vergleich möglich. Dasselbe ist aber der Dilmann, Tilmann, d. h. der eine tille oder dille (s. d. bei W. Grimm) trägt, eine Röhre, um ein Licht darein zu stecken, und ebenso Ölgötze, der eine Lampe trägt. Der Vergleich lag um so näher, weil zum Leuchten auch Menschen selbst dienen mußten, was denn freilich ein ganz niedriger Dienst war, z. B. bei B. Waldis:

Der schwache wird vom starcken gschlagen,
Der kränckest (schwächste) muß das Liecht auch tragen.
Esop I, 65, 18,

wobei man sich nicht das bloße Licht, sondern die ganze leuchtende Vorrichtung denken muß; so noch im 17. Jahrh.: und Du alter Lecker hast die Sporn verloren und mußtu, wann andere tanzen, das Liecht halten. Kunst über alle Künste, h. v. R. Köhler S. 84. Daher ebenso den Ölgötzen tragen, häufig als Zeichen des Mannes, der unter dem Pantoffel steht (s. Grimms Wb.), wie z. B. einer unbeweibt bleiben will,

daß ich mich nit thu überweiben
und müßt auch den Ölgötzen tragen.
H. Sachs 5, 65, 23 K.,

d. h. der Frau als Leuchter dienen, wenn sie z. B. in den Keller, auf den Boden geht, der Mann trat damit in das Licht eines Schwächlings. Der Vergleich mit dem Leuchter oder Ölgötzen und der im Leben gegebene natürliche Anlaß dazu ist schon im 13. Jahrh. zu erkennen (aber sicher weit älter) im Jüngling des Konrad von Haslau, einem Gedicht, das die Unarten der männlichen Jugend geiselt:

swer sich lenket (biegsam, gewandt ist) als ein stoc,
des dienst kan ich geprüeven nieht (er dient zu nichts),
wan daz er stê für daz lieht.
swâ alsô erstarrt ein jungelinc,
der gebe mir einen pfenninc. Haupts Zeitschrift 8, 554;

daz er stê für daz lieht, d. h. anstatt des Lichtes, als Leuchter dastehe, wenn die Andern spielen. Mir wurde daran eine Redensart aus unserm Knabentreiben klar, die wir unverstanden so fortführten; wenn wir spielten und es kamen fremde Kinder hinzu und traten hin als neugierige Zuschauer

und unbewegt, da wurde ihnen abgewinkt mit den Worten: „Wir brauchen keine Lichter".

Die eigentliche Bedeutung kannte noch Reinwald, Schillers Schwager, aus dem Leben, in der Hauptsache richtig, wenn er in seinem Hennebergischen Idiotikon 1, 112 angibt: „Ölgötze, ursprünglich und noch in einigen hennebergischen Gegenden ein Pfosten, an dem man die Lampe aufhängt."*) Etwas deutlicher bei Spieß, Beitr. zu einem Henneb. W. S. 177: „Ölgötz, ursprüngliche Benennung des hölzernen, auf einem runden oder viereckigen Fuße stehenden, oft schlangenförmig gewundenen (dieß nach der sog. gewundenen Kerze, s. d. W. in Grimms Wb.) Pfostens, an welchem die Öllampe hängt", also noch jetzt zu finden. Aber der gestaltlose Pfosten ist nicht ursprünglich, sondern eine heruntergekommene bequemere Form. Die Mannesgestalt, wenn auch nur angedeutet, gehört dazu und ist das Ursprüngliche. Es sind auch alte Leuchter der Art erhalten, z. B. in den Sammlungen des Germanischen Museums in Nürnberg. Abbildungen davon sind ein paar gegeben in dem Anzeiger des Museums in einem Aufsatz „Einige Leuchter für den Profangebrauch", 15, 119 ff., der aufs neue die erstaunliche Fülle von Erfindungen und ihren Grundgedanken zeigt, die unser altes Kunstgewerbe auszeichnet. Da sieht man auf Sp. 120 auf einem vierfüßigen Gestell einen Mann, wie in Pagentracht, der die Arme aushält (nicht gestreckt, sondern in natürlicher Haltung gekrümmt), die zwei kunstvoll gebildete Tillen für Kerzen tragen; das Bild (dessen Größe und Stoff leider nicht angegeben sind, es scheint Erzguß) wird dem 14. Jahrhundert zugewiesen. Ein anderes aus dem 16. Jahrh. zeigt Sp. 123, auf einem runden Gestell einen Mann in Landsknechttracht, der mit den steif ausgestreckten Armen zwei Tillen trägt, die in der Form unsern einfachsten Leuchtern gleichen.**) Hieraus erklärt sich denn auch unser Armleuchter und daß der Leuchter Arme hat, es ist ja ursprünglich ein leuchtendes Mannsbild.

*) Er kennt auch Ölmo, d. h. Ölmann, also wie Tilman oben.

**) Die beiden Stücke aus dem 14. und 16. Jahrh. zeigen in der Kunst und dem Grundgedanken einen lehrreichen Unterschied, den man umgekehrt erwarten sollte und den ich doch nicht unangedeutet lassen möchte. Die ältere Bildung ist mehr lebensvoll, die jüngere mehr in Maschinenform übergehend, die ältere zeigt eine lebendige Gestalt, so daß das Werkzeug ganz in der Menschengestalt aufgeht, die jüngere geht mehr in den Gedanken des Leuchters, des Werkzeugs über, das zugleich noch an einen Menschen erinnert; der ältere Künstler dachte in erster Linie an die Menschengestalt, die zugleich als Werkzeug diente, der jüngere umgekehrt an das Werkzeug, das er zugleich in Menschengestalt kleidete. Der Unterschied ist am deutlichsten an der verschiedenen Haltung der Arme und des Kopfes. Da begreift man, wie aus dem Ölgötzen zuletzt ein bloßer Pfosten werden konnte, sieht aber auch wol, daß weiter rückwärts die lebendige Auffassung ihren Ursprung hat, wie oben deutlicher werden wird.

Aber der Götze? Der enthält die Hauptsache. Wenn man solche Gestalten, wie die im Anz. des Germ. Mus. abgebildeten (s. das. Sp. 122) für altgermanisch und für heidnische Götzenbilder hielt, oder wenn Reinwald a. a. O. meint, man habe in den ersten Zeiten des Christenthums alte abgenutzte hölzerne Götzen als Lampenträger benutzt, so ist in beiden Meinungen ein richtiger Kern enthalten. Der Gedanke des Ölgötzen ist altgermanisch, vorchristlich. Der Gedankenkreis, dem er angehört, kann einem am Kobold klar werden (s. d. W. in Grimms Wb.). Das ist ursprünglich, noch jetzt ganz deutlich erkennbar, ein Hausgott als Hüter und Helfer des Hauses, wie in Rom die penates und lares. Er wurde auch als Bild dargestellt, wie die alte Zeit in kindlichem Sinn ihre Phantasiebilder auch außer sich sehen wollte. Von den Diensten, die er seinem Herrn that, war ein besonders wichtiger, dessen Wohlstand zu fördern. Noch jetzt ist unter den Bauern z. B. in Sachsen der Glaube nicht ausgerottet, wenn eines Bauern Wohlstand auffallend wächst, der „hat den Kobold." Der ist denn auch jetzt noch als Bild zu sehen, nur ins Derbe gezogen, es ist der sog. Ducatenknacker (s. d. in Grimms Wb.), auch derber im Wort (s. eben da unter geldsch—), oder zahmer Ducatenmacher, Ducatenmännchen. Er war früher beliebt als Weihnachtsgeschenk, mit dem Sinn: mögest du im nächsten Jahre viel Geld einnehmen, ich schenke dir dazu den Geldkobold ins Haus.*) Auch andere Figuren, oft seltsamer Gestalt, erklären sich daher, wie J. Grimm sah (s. im Wb. unter geldsch—), und wenn sie ihren Platz auf dem Sims des Kamins haben, so hat auch das seinen Grund in der vorchristlichen Zeit und zeugt dafür, denn der Kobold wohnte unter dem Herde, der heiligen Stelle des Hauses. So ist denn auch der Ölgötze eigentlich ein Kobold, ein helfender Hausgeist, der den Hausleuten bei der Arbeit und beim Spiel leuchtete. Er war sicher im germanischen Hause so unentbehrlich, daß ihm auch die Bekehrer nichts anhaben konnten, wenn auch der Name Götze von ihnen herrühren mag; konnten sie doch den Kobold überhaupt nicht ausrotten, der bis heute noch nicht todt ist.

3. In vielen Fällen, ja den meisten sogar ist aber das alte Leben, von dem ja die ganze Sprache in ihrem Hauptbestand ein Zeugniß gebender Niederschlag ist, doch jetzt so versteckt, so verwachsen gleichsam im langen Lauf der Zeiten, daß es schwer ist auf den Grund zu sehen, oft unmöglich. Ein hübsches Beispiel, wie nahe doch auch da oft das

*) Ich weiß nicht, ob man der Gestalt in ihrer vor der Bildung unmöglichen Haltung, die doch in meinen Kinderjahren harmlos mit unter dem Weihnachtsbaum erscheinen konnte (nebst dem Nußknacker, auch koboldisch), alles Üble vollends benehmen darf mit der Annahme, daß die alte Zeit sich die Gottheit so dachte, daß, was bei Mensch und Thier Koth war, bei ihr zu Gold wurde.

schaffende alte Leben noch unter der Oberfläche liegt, wenn man nur richtig einschlägt, bietet vornehm; daß das aus dem alten Kampfleben stammt, fühlt schon lange niemand mehr, und ist doch leicht wiederzugewinnen.

Noch ist die ältere Form nicht ganz vergessen, in alterthümelndem Stil ist fürnehm noch brauchbar, es hieß in mhd. Zeit vürnæme, eine von den hübschen Bildungen von Verbaladjectiven, die zum Theil noch jetzt im Gange sind, wie genæme, gæbe, flügge, nütze u. s. w.; vürnæme ist ein solches Adj. zu sich vür nemen. Die dahinterliegende eigentliche Bedeutung ist uns leichter erreichbar in dem eigentlich gleichbedeutenden, noch geläufigen sich ausnehmen. Ein Zeug, eine Tapete u. ä. „nimmt sich gut aus" bedeutet zwar auch bloß: es stellt sich gut dar, ist sehr ansprechend, aber noch das jetzige Sprachgefühl kommt leicht einen Schritt weiter, wie mir gemachte Proben bei Andern gezeigt haben, daß es nämlich eigentlich heißt: es zeichnet sich aus, thut sich hervor vor den andern, tritt aus der Menge heraus als besonders schön u. s. w., wie das noch ganz deutlich ist in ausnehmend als Adverb, z. B. ausnehmend schön u. s. w. Und nun braucht es nur einen Sprung ins 12. Jahrh., da ist alles klar:

Olivier der edele man
ûz den sînen er sich nam,
vor der schar er in (den Gegner) erreit,
vil sêre er in versneit (verwundete).
Rolandslied 209, 9 ff., auch 203, 25 u. ö.,

er sprengte seiner Schar voraus, aus ihr hinaus, um den Kampf mit dem gegnerischen Fürsten allein aufzunehmen (wie das noch in der Zeit des Landsknechtswesens vorkam); die Wendung wird aber schon im 13. Jahrh. in diesem genauen Sinne abgenutzt und veraltet gewesen sein, da sie der Stricker in seiner Erneuerung des Gedichtes im Geschmack seiner Zeit fallen läßt, in der ersteren Stelle aber durch heben ersetzt:

er huop sich von den sînen
hin gein den Sarrazînen. Karl 6907.

Doch ist ûzgenomen da noch geläufig, ausgezeichnet, vorzüglich und bürgt für allgemeinen einstigen Gebrauch jenes sich ûz nemen. Das einfache, unscheinbare nemen mit solchem Inhalt braucht niemand zu wundern, ist es doch jetzt noch in der Kriegssprache in Gebrauch, wenn es z. B. in einem Schlachtbericht heißt, ein Bataillon mußte weiter vor, eine Batterie mußte zurückgenommen werden. Auch im 12. Jahrh. schon für sich auszeichnen überhaupt:

Salemôn der was aleine ûz getân,
der sih ûzir allen kuningen nam u. s. w. Alex. 66.

Ganz entsprechend ist übrigens bei den Römern eximius zu eximere ausnehmen, es muß auch se eximere gegeben haben.

Ebenso dann sich vür nemen, noch im 13. Jahrh., z. B.:

dô ersâhen die sînen
manegen schilt schînen
und liute vil gegen in komen,
die heten sich (Acc.) dâ vür genomen,
daz si wolden strîten. Mai und Beaflor 158, 4,

waren den Ihrigen vorausgeeilt, um rascher an den Feind zu kommen; daher denn sich auszeichnen überhaupt, z. B. sich mit prîse vür nemen (s. die Wb.), was den Ausgangspunkt noch deutlich erkennen läßt. Von Alexander dem Großen in Bezug auf alle Herrschertugenden in Krieg und Frieden:

nu hôret, wie er sih fure nam. Alex. 181.

Auch sich ûz tuon muß so gegolten haben, obwol vor der Hand nur in dem ûz getân oben im Alexanderliede 66 bezeugt (mhd. Wb. 3, 141^{b}), aber auch trefflich gestützt durch das heutige sich hervor thun vor den Andern.

Also vornehm eigentlich ein Held, der vor den Seinen und für sie streitet, dann auf alle Tugenden überhaupt erstreckt, wie es von Alexander d. Gr. heißt in dem Bericht von seiner Erziehung, in der die ritterlichen Tugenden vorausgestellt werden: des wart er ein vil vornême man. Alex. 200 (es ist die mitteld. Form). Von vornehm ist jetzt wieder recht vornehmlich die Rede, als hätte man daran das rechte höchste Ziel alles Strebens. Ich kann daran keine reine Freude haben, denn man meint damit gewöhnlich nur, daß sich der oder das Vornehme abhebe von der Menge, die dann bloß dazu da ist, um das Vornehme eben glänzen zu lassen. Ursprünglich aber ist es, wie die Geschichte des Wortes zeigt, ein Held, d. h. einer, der seine hervorragende Kraft nicht für sich, sondern für die Seinen, für das Ganze einsetzt, an sich selbst aber zuletzt denkt. Das könnte man im deutschen Unterricht schon an dem Ursprung des Wortes der Jugend einprägen, die für solch hohe Empfindungen und große Gedanken noch ganz offen ist, was manche Lehrer doch nicht wissen.

VI.*)

1. Anziehend und lehrreich ist „einem die Brücke treten", ähnlich dem oben besprochenen „einem die Stange halten" und wie dieses aus dem mittelalterlichen Leben stammend. Es rührt vom Burgbau her, der für die Knaben ohnehin so außerordentliche Anziehungskraft hat, wie alles was mit dem Ritterthum zusammenhängt, das ihnen das ihrem Seelenleben ganz unentbehrliche Heldenthum in glänzendster Erscheinung darstellt, und zwar in der Nähe des eignen Lebens, nicht in buchvermittelter Ferne. Jeder weiß aus seiner Knabenzeit, wie es das junge Herz hebt, gleichsam hoch und weit macht, in einer vielleicht mit Mühe erstiegenen Burgruine zu stehen, die zugleich die Landschaft beherrscht, jetzt noch für den Blick und die Gedanken, wie einstmals für den Ernst des Lebens. Und wie schweifen da die Gedanken und Empfindungen in die Vorzeit zurück, wie tastend nach dem da geahnten herrlichen Leben, dessen letztes Ende man eben in den Trümmern mit Umgebung gleichsam in der Hand hält.

Mir scheint es mit in den Aufgabenbereich des deutschen Unterrichts zu fallen, daß diesem tiefgehenden und hochberechtigten Sehnen des jugendlichen Gemüths die rechte Nahrung und Befriedigung werde, natürlich nicht in der Ferne abschließender Vollständigkeit und steifer Systematik, die sich nun einmal gleich als erste Forderungen der Wissenschaft einstellen wollen und an sich so trockene, kalte, lebenerstickende Gesellen oder (als Feminina) alte Jungfern sind; lasse sich kein Lehrer, der sich noch das Gefühl für volles Leben bewahrt hat, durch sie ins Bockshorn jagen, auch nicht wenn es etwa ein Director von seiner kühlen Höhe verlangen sollte auch da, wo es nicht am Platze ist. Hier handelt sichs nur um Anregung, d. h. daß in der jungen Seele durch den Lehrer etwas rege und in seiner Bewegung gerichtet werde, damit es dann aus eigenstem Triebe tüchtig und richtig weiter arbeite. Nicht Kenntniß, Gedächtniß und Wissen sind hier das Ziel, sondern eine andere, in der Seele von selbst schon thätige Kraft ist hier zu pflegen, wie ein anzubauendes Gebiet, d. h. die freie, fröhliche innere Anschauung, die auszubilden, nicht verkümmern zu lassen so unendlich wichtig ist als Schulaufgabe, weil sie auch allen andern Kenntnissen und allem Wissen erst ihr Leben gibt. Die Phantasie und, was von gleicher Wichtigkeit ist und damit zusammenhängt, den Geschmack zu bilden, das ist auch Aufgabe des deutschen Unterrichts, mehr als anderer, weil sein Gegenstand die Aufgabe öfter stellt, und auch da kommen Vollständigkeit und Systematik

---

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 260 ff.

von selbst vollständig in Wegfall. Dem Lehrer selber wird ja wunderwohl, wenn er in den kahlen Räumen, in denen sonst die sogenannten Kenntnisse, die trockenen kleinen, so gleichförmigen Dinger die gespenstigen Herren sind, einmal die freie innere bunte Anschauung kann arbeiten oder vielmehr spielen lassen, z. B. wenn er von einer Burgruine erzählen kann, die er selber kennt, womöglich auch von der nöthigsten Zuthat, von ihrer Landschaft und Geschichte als bedeutsamem Rahmen.

Aber auf die Brücke zu kommen, von der ich so weit ausschweifte: es ist die Zugbrücke, die in ihrer gar künstlichen Herstellung sich beim Burgbau entwickelte. Das scheint noch Adelung aus dem Leben gegenwärtig gewesen zu sein, wenn er die fragliche Redensart erklärt mit „die Zugbrücke niedertreten". Uns ist es ja sehr erschwert, von der merkwürdigen Einrichtung, die da in der Sprache verdunkelt nachlebt, einen deutlichen Begriff zu gewinnen, denn man sieht Zugbrücken nur noch an Festungen, wo sie aber in Friedenszeiten wol auch in steter Ruhe sind*) und wol hie und da an einem alten Schlosse, das noch bewohnbar erhalten oder wiederhergestellt ist, aber die Brücke wird ja da nicht mehr aufgezogen und niedergelassen, sie ist gleichsam todt, hat ihr Leben verloren. Auf eine Schilderung der Einrichtung, soweit sie mir mit Mühe hat klar werden können, kann ich hier natürlich nicht eingehen.**) Nur um das treten zu erklären, sei gesagt, daß sie in der Hauptsache auf dem Grundgedanken der Bewegungsgesetze beruht, den der Wagebalken am einfachsten darstellt, die eigentliche Brücke im Grunde als der eine Arm einer künstlich zusammengesetzten Wage gedacht, der freilich in seiner tiefsten Lage eben nur wagerecht liegen muß. Am leichtesten ist alles an dem sog. Schlagbaum klar zu machen, auf den sich der Lehrer nun freilich auch nicht mehr beziehen kann, da die Schlagbäume, die bis vor wenigen Jahren an jedem Chausseehaus als Einnahmestelle für Chausseegeld zu sehen waren, nun verschwunden sind (doch an Eisenbahnübergängen finden sie sich noch ähnlich); werden doch bald die nachwachsenden Lehrer selbst davon keinen anschauenden Begriff mehr haben (ich möchte diesen hübschen Ausdruck des 18. Jahrh. warm halten), sodaß der Schlagbaum, wie das Stadtthor und so manches nun auf einmal zu den gelehrten aber jüngsten Alterthümern gehört. Mir scheint es, als wäre

*) Die Münchner Allg. Zeit. sprach dieser Tage (wie es schien, nach einer Äußerung Bismarcks) von dem Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland, das doch nicht immer in dem Stand „der aufgezogenen Brücken" bleiben könne, d. h. in der Erwartung eines Krieges.

**) Eine Abbildung findet man bei Schulz, höfisches Leben im Mittelalter 1, 31. 32, andere bei Viollet-LeDuc, dictionnaire de l'architecture française u. s. w. 7, 364. 241. 358. 360.

es auch mit eine Sache des deutschen Unterrichts (und wahrer Freude für Schüler und Lehrer), die Jugend über diese Dinge klar zu machen, deren Entwickelung, die sich so unter der Hand vollzieht, sie selber erleben oder die dicht hinter ihnen liegt. Damit wird ihnen der Culturfaden deutlich, an dem ihr eignes Leben sich mit abspinnt, und damit wird für ihren Geist das Hochwichtige gewonnen, daß sie ihr Leben und ihre Zeit unter dem höheren Gesichtspunkt der Entwickelung sehen lernen, was dann zugleich der rechte Ansatz ist zum Verständniß der Geschichte und dem Sinn dafür, wie es für die Erdkunde die Heimatskunde geworden ist.

Um aber endlich auf das treten zu kommen: die Zugbrücke lag oder stand so genau berechnet im Gleichgewicht, daß ein geringes Übergewicht genügte, um sie nach der einen oder andern Seite in Bewegung zu bringen. Gerade das war am Schlagbaum recht deutlich zu sehen. Er bestand aus zwei sehr ungleichen Armen, einem langen, der, wenn niedergelassen, die Straße in ganzer Breite sperrte, und einem ganz kurzen, dem sein Gleichgewicht durch aufgeheftete große Steine ergänzt war. Regiert aber wurde die ganze wuchtige Einrichtung durch den Einnehmer von seiner Stube aus. Vom Ende des langen Armes gieng eine Leine unter einer Rolle hinweg zu dem Einnehmer hinein, der nur einen Zug daran brauchte, daß der Baum gemächlich niedergieng. Diesem Zug an der Leine des Schlagbaums muß denn das Treten der Zugbrücke entsprochen haben, indem es ihr zum Niedergehen das Übergewicht nach vorn gab. Wie das freilich vor sich gieng, ist mir keineswegs völlig deutlich und ich enthalte mich, es aufs Gerathewohl auszumalen. Es gibt übrigens die Einrichtung noch in voller Geltung auf Flüssen, wo zum Durchlassen der Schiffe eine Brücke hergestellt ist, die aus zwei beweglichen Theilen, eben Zugbrücken besteht, welche, auf beiden Ufern je eine, niedergelassen sich zu einer einzigen Brücke ergänzen. Da sieht man, wie mir z. B. von einer Oderbrücke bei Stettin erzählt wurde, beim Niederlassen die Leute, die auf den Übergang warten, so bald als möglich auf die Brücke hinauf laufen, um das Niedergehen zu befördern.

Übrigens wird zur völligen Klarheit Beobachtung der Redensart in ihrer Geschichte nöthig sein. Der jetzige Sinn ist: einem in schlimmer Lage überhelfen, oder auch: einem über die Folgen eines Unrechts hinweghelfen. Wenn z. B. eine Mutter dem Sohne Vorhalt macht wegen eines unrechten Thuns und die Schwester redet zu seinen Gunsten, dann sagt wol die Mutter zu ihr: „Ja du trittst ihm auch immer die Brücke." Da nun nachweislich solche längst vom Leben losgerissene Redensarten doch die ursprüngliche Farbe des Lebens, der bestimmten

Sachlage und ihre Grundstimmung merkwürdig festhalten, so mag hinter jener Anwendung ursprünglich der Fall stehen, daß ein Flüchtling vor einer Burg erschien und der Thorwächter oder wer sonst ihm hülfreich die Brücke zum Übergang fertig machte. Das mochte in den ewigen Fehdezeiten des Mittelalters oft genug vorkommen, daß die Redensart daraus entstehen konnte.

2. Ein Bild aus dem ältesten Leben, ziemlich deutlich, kann Vortheil heraufrufen; es kommt von der Theilung der Beute nach dem Siege, einem wichtigen Vorgang im alten Leben, der überhaupt in der Sprache tiefe und weite Spuren eingedrückt hat, noch heute oft leicht erkennbar.

Bei dem Kriegs- und Fehdeleben, das von Alters her die Zeit und Gedanken unserer Vorfahren fast erfüllte, war neben der Ehre und dem Ruhm, ein Held zu sein, begreiflich auch der Gewinn des Sieges, den die Habe des besiegten Theils bot, ein oberstes Ziel der Gedanken, zugleich die höchste Ehre, die Rüstung eines namhaften Helden so zu erobern. So war beim Zweikampfe die Rüstung des Gegners ein Ziel der Gedanken (lat. spolia, griech. ἔναρα), deutlich ausgesprochen z. B. im alten Hildebrandsliede. Als es endlich zum Kampfe geht, den der Heldentrotz des Sohnes unvermeidlich macht, in Hildebrands Munde, nun solle sichs entscheiden (V. 6 ff.),

hwedar sih hiutû dero hregilo hruomen muottî
edo disero brunnôno bêdero waltau,

wer von beiden sich heute der Kriegsbeute rühmen könne oder dieser Brünnen beider Herr sein; dazu V. 55 ff., wo Hildebrand als letztes Mittel den Kampf abzulehnen, den Sohn mahnt, er könne ja leicht an sonst einem hohen Helden brustî giwinnan, rauba birahanen, die Rüstung erobern.

Dieses Gewinnen der Rüstung durch Sieg und sie selbst hieß auch roup m. und rouba f., wie eben im Hildebrandsliede, gar noch nicht mit dem wilden rohen Klange des heutigen Raub, sondern als ein allgemein gültiges Recht des Siegers, ja als Heldenehre; es ist ein treffliches Beispiel dafür, wie die veränderte Sitte einem Begriffe andere Farbe gibt, ja sie ins Gegentheil verkehren kann.*)

---

*) Ein Nachklang des ursprünglichen Sinnes mit seiner heldenhaften Färbung ist noch in dem Spruche des 15. 16. Jahrhunderts zu erkennen, wo es doch schon scharf auf der Kippe zum Schlimmen steht:

Reiten und rauben ist keine Schand,
das thun die Besten im ganzen Land,

reiten, wie mhd. rîten, noch für ein Reiter- oder Ritterleben führen (aus dem Stegreif).

Das Wort hat aber in den romanischen Sprachen seine Spur hinterlassen, in ganz anderem Sinn entwickelt, im merkwürdigsten Gegensatz zu unserm Raub. Denn es ist außer allem Zweifel, daß im franz. robe f. jenes rauba nachlebt, wie im ital. roba u. s. w., als fränkisches, gothisch-langobardisches Erbe, robe als stattliches, festliches Kleid für Männer und Frauen. Wie diese Bedeutung entstehen konnte? Die eroberte Rüstung muß in alter Zeit, vom Sieger getragen, mehr Ehre und Glanz gegeben haben, als jede selbstbeschaffte. Nur das ist mir denkbar als Ansatz zur Entwickelung jener andern Bedeutung.

Eine neue, besondere Seite der Sache that sich aber auf bei diesem Beutegewinn, wenn eine ganze Gefolgschaft, eine Schar oder ein Heer nach dem Siege zum Beutemachen kam. Da mußten Theile gemacht werden, und gerade daran hat sich das Wort Theil mit theilen u. s. w. in alter Zeit besonders entwickelt. Begriff und Wort wurden auch weiter erstreckt auf Verwandtes, z. B. im Bergbau hießen die Kuxe auch teile und von Ausbeute ist da heute noch die Rede, Austheilung der Beute. Auch die Erbtheilung ward unter demselben Gesichtspunkte gesehen, wie schon gothisch der Antheil eines Erben dails heißt, das Theilen disdailjan, s. Luc. 15, 12 vom verlorenen Sohn, der vom Vater sein Erbtheil verlangt. Diese Theilung der Beute war aber eben so schwierig als wichtig, da es galt, alle zufrieden zu stellen, was ohne schweren Streit meist nicht abgieng. Denn eine Verschiedenheit war nicht zu umgehen, und wenn von gleichen Theilen ausdrücklich die Rede ist, so bestätigt das eben die Ausnahme. Wenn z. B. Joh. Rothe im Ritterspiegel ums J. 1400 über Ritter klagt, die mit Räubern gemeinsame Sache machen, indem sie

> dîbe und morder haldin,
> mit den si bûte und glîchin teil nemen.
>
> Bartsch mitteld. Gedichte S. 125,

so ist es eben Vertragssache zwischen beiden Theilen, daß keiner bevorzugt würde. Ebenso von den Seeräubern Störtebeker und Michael im Anfang des 16. Jahrhunderts:

> Störtebeker und Gödeke Michael
> Die roveden bede to glikem del;

daher sie auch die Likedelers hießen, d. h. die beiden Führer arbeiteten zusammen auf die Bedingung, daß bei der Beute immer zwei gleiche Theile gemacht wurden für sie und ihre Leute.

Die Regel aber war, daß die Beute nach dem verschiedenen Verdienste verschieden getheilt wurde, wobei der Tapferste, der Beste, wie

er auch einfach hieß, der welcher daz beste getân hatte, auch den besten Theil erhielt, wie es vom jungen Helmbrecht heißt, der in seinem Raubritterleben bald der Schärfste und Keckste ist:

sînes muotes wart er geil
dâ von daz im der beste teil
ie geviel an gewinnen. Helmbr. 688.

Für die älteste Zeit, die Zeit der Gefolgschaften, von denen schon Tacitus berichtet, denke ich mir gern, daß der Herr und Held aus der Beute freie Wahl hatte, eine Art Vorwahl vor der eigentlichen Theilung. So denke ich mir schon lange auch im altrömischen Leben princeps entstanden, eigentlich qui primum capit, der zuerst nimmt, nach Wahl, und auch praecipuum, in der Rechtssprache noch gangbar für ein gewährtes Vorrecht, ein Vortheil vor Andern, läßt sich so entstanden denken. Vielleicht haben wir ein solches Beutestück, das als bester Theil dem obersten Führer und Helden zufiel oder zukam, noch unter uns in dem sog. Hildesheimer Silberfunde, der vor einigen zwanzig Jahren gemacht wurde, einer Sammlung kostbarer Geräthe für Küche und Tisch aus Silber, die bei Hildesheim in einer Sandgrube gefunden wurde, jetzt in Berlin aufbewahrt. Die Kenner waren gleich damals rasch einig, daß die Sachen aus Rom stammten aus der Zeit des Kaisers Augustus. Auch trat gleich damals die Meinung auf, daß da ein Beutestück aus der Varusschlacht nach so langem Versteck ans Licht gekommen sei. Diese Schlacht bot in der ganzen Zeit die einzige Gelegenheit zu solcher Beute. Das Geräth ist aber fürstlich, es bleibt eigentlich nur der römische Heerführer selbst übrig, der solches Tischgeräth mit ins Feld nehmen konnte. Von der reichen Beute war es dann sicher der beste teil, und es bleibt nur der germanische Heerführer und Held der Zeit, Arminius übrig, dem es als praecipuum zufiel und zukam. Das wäre denn eine ganz außerordentliche Merkwürdigkeit aus unserm Alterthum, wol die größte, die wir haben, und so wahrscheinlich als möglich.

Dieses praecipuum hieß aber auch der Vortheil, z. B. in einem Vertrag zwischen dem Grafen Fritz von Zollern und dem schwäbischen Städtebund v. J. 1411, worin der Graf zum Hauptmann des Bundes bestellt wird, in den Monumenta Zollerana 1, Nr. 532 (Lexer mhd. Wb. 3, 482): wenn der obgenant unser herre grafe Fridrich von Zolr unser vorgenanten stette oberster houptman ist und so er mit sin selbs lybe uff dem veld were, da name (Beute) genommen würde, so sol im von der houptmanschaft wegen zwen tail voruß volgen und werden zu sinem tail ... wenn er aber mit sin selbs lybe da by nicht were, so

sol im der vorgeschriben (d. h. vorhin erwähnte) vortail nicht volgen noch werden.

Übrigens mag Vortheil noch einen andern Einfluß erfahren haben. Es ist nämlich ein alter Kriegsausdruck, daß bei einem Treffen der eine Theil im Vortheil ist, den andern „in den Nachtheil setzt" u. ä., d. h. daß er bessere Vorbedingungen für den Sieg hat, die ihm Gelände, Wind und Sonne u. dgl. geben, auch bei Gleichheit der Streitkräfte. Das geht wol auf das mhd. spil teilen zurück, d. h. daß bei Kampfspielen und Spielen aller Art, wo zwei Parteien zu bilden waren, zuvor die Spielbedingungen für beide Theile festgesetzt wurden, wobei dem Einzelnen frei blieb, seine Partei zu wählen. Da lag denn Wert und Begriff Vortheil vom Beutetheilen her nahe genug, um auf die Theilung hier angewandt zu werden.

3. Eine eigenthümliche Probe, wie rasch bei einem Worte schlimmer Hintergrund und Ursprung vergessen werden kann, wenn die Zeitsitte sich ändert, bietet credenzen. Es ist von italienischem Ursprung und muß schon in mhd. Zeit nebst der entsprechenden Sitte und ihrer Bedeutung mit über die Berge gebracht worden sein, da es schon im Ring des Wittenweiler auftritt, wo es nicht einmal auf den Hof beschränkt zu sein scheint (s. in Grimms Wb. u. d. W. credenzen):

das wasser, das man trinken schol,
das schol man vor credenzen wol,
und auch die frömden speis da bei,
wil man wesen giftes frei. Ring 50ª, 22,

vor wol credenzen, vorher gut (genügend) verdachtfrei machen gegen Vergiftung, indem man selbst zuvor davon genießt unter den Augen dessen, dem man es bringt, ital. credenzare, von credenza Glaube, Vertrauen. Dieser uns jetzt unheimlich häßlich anmuthende Gebrauch ist wol von höchstem Alter, schon früh, wie so viel Cultur und Übercultur, in Asien entwickelt, von wo Europa beeinflußt war. Ich weiß nicht, ob auch bei unserm freundschaftlichen Zutrinken, das im 15. 16. Jahrhundert Anlaß zu wüster Schlemmerei gab, ursprünglich jener Einfluß betheiligt ist. Man findet die Sitte hie und da noch auf dem Lande oder fand sie noch vor nicht langer Zeit, z. B. auf der Schwäbischen Alp, im Odenwalde, in der Magdeburger Gegend, daß der Wirth das Glas Bier, das er bringt, dem Gaste mit einem „Wohl bekomms!" nippend zutrinkt. Auf alle Fälle wurde der Gebrauch mit seinem bösen Sinn von Italien aus als neu eingeführt, und zwar bei Hofe. Man weiß, wie dort besonders im 14. 15. Jahrhundert Gift und Dolch in dem schwer entarteten politischen Leben eine wichtige Rolle spielten.

Wie weit bei uns dazu Anlaß war, daß ein Herr auch dem Nächsten gegenüber so mißtrauisch auf der Hut hätte sein müssen? Ich weiß es nicht.

Wie bald aber der schlimme Hintergrund dabei im Bewußtsein zurücktrat, daß er wol im Leben nicht viel Anhalt haben konnte, das ist z. B. daran zu sehen, daß das Wort schon bei Luther für feierlich überreichen überhaupt gebraucht ist, von Schriftstücken (s. in Grimms Wb. u. d. W. kredenzen): Darnach ist der Fiscal herfürkomen, und eine große Citation herfür gezogen, dieselbe credenzet und einem Notari geben. Luther 3, 417[b]. Auch wenn auf Speise und Trank bezogen im 16. Jahrhundert eine Schale, um Früchte aufzutragen, Credenz heißt, ebenso das ganze jetzt sogenannte Buffet (auch Credenztisch u. ä.), so ist doch an Gift dabei nicht mehr gedacht. Der Begriff, der übrig geblieben ist, ist die zierliche, feine, höfische Form, in der etwas zum Genuß dargereicht wird, auf das Gefäß, wie auf die Haltung des Darreichenden bezogen. Und so lebt das Wort noch heute, wenn auch selten, aber für gewisse Fälle mit seiner eigenthümlichen Klangfarbe noch nicht ersetzt, wenn es z. B. bei Tische in gewählter Gesellschaft heißt, daß die Wirthin selbst noch einen seltenen Wein credenzte oder daß der Sohn des Hauses Cigarren credenzte; es führt zugleich eine Art galanten Humors mit sich. An Gift denkt niemand mehr.

Dabei fällt mir übrigens ein und scheint erwähnenswerth, daß auch umgekehrt das Italienische aus unserer Trinkersprache eine eigenthümliche Entlehnung zeigt. Ein Zutrinken mit Trinkspruch heißt da un brindisi (zufällig mit der heutigen Form für das alte Brundusium völlig zusammenfallend). Das ist aber das deutsche „ich bring dirs", ein in der Schlemmersprache des 16. Jahrhunderts beim Zutrinken viel gebrauchtes Wort, das in Italien durch Landsknechte und Kaufleute bekannt wurde und sich dann so einbürgern konnte.

VII.*)

1. Einen eigenthümlich lehrreichen Werth für nähere Kenntniß des alten Lebens hat die Redensart: einem ein Schnippchen schlagen. Das ist, obschon nunmehr in Worte umgesetzt, ein Restchen der alten wortlosen Zeichensprache, die in der Vorzeit außerordentlich entwickelt war. Jetzt sind davon nur schwache Reste übrig, während in Italien z. B. auch die Gebildeten sie meistens noch wol in der Gewalt haben, um damit auch z. B. einer unruhigen Menge sich verständlich zu machen. Der Verfall dieser Zeichensprache bei uns hat nahen Zusammenhang

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 307 ff.

mit dem Einschrumpfen der äußeren, die Rede und das innere Leben begleitenden Beweglichkeit, die das Natürliche ist, aber seltsamer Weise mit der wachsenden Bildung in Widerspruch zu stehen scheint und daher unter ihrem Einfluß immer mehr ins Absterben kam, wie das lebhafte Betonen gleichfalls, das den Inhalt des Gesprochenen gleichsam farbig ausmalt. Die Schuld daran trägt die Überschätzung des Schreibens, an der ja die Schule noch so leidet. Sprache war nun, was man schreiben konnte (während doch das eigentlich Lebendige an der menschlichen Rede der Handvoll kahler Schriftzeichen ewig unzugänglich bleibt). Die Geberdensprache aber, die im Leben so lebhaft waltete, hatte keine Schriftzeichen. Da aber alle Bildung sich immer mehr auf das zuspitzte, was in Bücher faßbar war, so wurden die Worte die Herren auch im lebendigen Verkehr, da sich zumal der leidige Grundgedanke still entwickelte, die gesprochene Sprache sei doch nur ein Ersatz und eine Dienerin der geschriebenen*), während das Umgekehrte das einzig Richtige ist. Ich halte es für unsern wahren Fortschritt als durchaus nothwendig, daß die Schüler sich darüber klar werden, es ist ein Punkt, der auf verschiedenen Bildungsstufen der Schüler von neuem, in neuer Beleuchtung vorgebracht werden müßte. Setzt nur erst das jetzt vielfach verkümmerte Leben wieder in sein volles Recht ein, so wird allerhand Übles, mit dem jetzt zu kämpfen ist, allerlei Mühe, die im Grunde verschwendet ist, ganz von selbst in Wegfall kommen, wird verschwinden wie die Winterdünste und Schatten, wenn die Frühlingssonne wieder leuchtet und wärmt.

Um aber von dem Abschweif wieder auf das Schnippchen und die Geberdensprache zu kommen: jeder weiß z. B. noch, daß man mit bloßem Kopfschütteln ein Nein, mit Nicken ein Ja sagen kann, obschon gewöhnlich die Kopfbewegung mit einem gesprochenen Nein oder Ja begleitet wird, dem die Bewegung als ausmalende Bekräftigung dient. Die Bewegung hat übrigens verschiedene Abstufungen von lebhaftester Form zu bloß andeutender, je nach Stimmung oder Gewohnheit des Sprechenden. Es gibt aber wol Leute, die auch diesen Rest von redender Bewegung abgestoßen haben, der Bildung zu Liebe. Eine Beobachtung der Sache wäre schon der Mühe werth, die Schüler würden sich mit Eifer darauf werfen. Eine wortlose Bewegung, die unter Umständen doch allein viel sagt, ist das Achselzucken, das wol noch niemand als bildungswidrig meidet, das übrigens doch auch mit Worten begleitet werden kann. Es

*) „Er spricht wie ein Buch" ist ein zweifelhaftes Lob. Niemand ermüdet leichter den Hörer, als ein solcher Redner, selbst wenn er sonst zu den gewandten gehört.

bedeutet, je nach dem Inhalt des Gesprächs: ich weiß es nicht, oder ich kann mich nicht darum kümmern, oder ich kanns nicht ändern, kann nicht helfen u. s. w., immer eine Art Ablehnung erklärend. Ob es nicht mit der Redensart „etwas auf die leichte Achsel nehmen" zusammengehört? es würde dann eigentlich bedeuten: das kann ich nicht auf mich, auf meine Schultern nehmen, ich schüttle es ab.

Das Schnippchen dagegen ist dem Worte nach noch jedermann bekannt, nicht aber, was es sachlich ist. Es ist ein Stückchen alter Fingersprache, das, obschon wortlos, doch klingt, ein Schnalzen mit dem Mittelfinger, den man mittels des Daumens auf die Handfläche schnellen läßt, daß es eine Art knallenden Klang gibt. Und die Bedeutung? „Ich sage Dir hiermit, was mir Du (oder Deine Meinung o. ä.) werth bist, d. h. so viel wie dieser Schnalzer, der so laut klingt und doch nichts ist." Solche wortlose und doch sprechende Zeichen mit der Hand gerade, doch auch mit den Mienen ausgeführt, gab es einst viel, ja eine ganze Sprache, man nannte es deuten (s. W. Grimm im Wörterbuch u. d. W.). So erzählt Kaisersberg in den Sünden des Munds 78[a] von einem Franciscaner, der das Gelöbniß des Schweigens auf sich genommen hatte und „wan er beicht, so beichtet er mit deuten und nit mit worten". Fischart im Gorgontua in dem Cap. von Spielen nennt eines „des deutens on reden spielen". Sogar von einer Disputation mit bloßem Fingerdeuten ist im 16. Jahrh. die Rede, wenn auch nur schwankweise, s. Pfeiffers Germ. 4, 482 ff., Pauli Schimpf und Ernst in Österleys Ausg. S. 38.*)

Das Schnippchen heißt oder hieß übrigens auch Knippchen (und Knipp, Knippe) und Klippchen, Klipplein, s. Grimms W. B. besonders unter Klipplein, wo alles deutlich wird; so wenn Luther 3, 46[a] von seiner Unterredung mit Carlstadt in Jena, die zu einer heftigen Auseinandersetzung wurde, u. a. erzählt: „wand er das Maul (verächtlich) und schlug mir ein Kliplein und sprach: umb euch ist mir nichts", d. h. ich gebe nichts um euch (wenn es euch zu kaufen gälte), ihr seid mir so viel werth als dieser Schnalzer; es heißt auch ein Knippchen u. ä. um oder auf etwas geben, d. h. als Preis, der etwas scheint und doch nichts ist, also ein malerisches Nichts, deren die alte Sprache und

*) Ein paar literarische Nachweise, die ich eben zur Hand habe, will ich doch auch nicht zurückhalten: (S. Groschuff) Kurze Abhandlung von der Händesprache Cassel 1750 Versuch über die im fränkischen Kreise bekannte sog. Fingersprache Nürnb. 1796. In neuerer Zeit ist die Sache von Rud. Kleinpaul eingehend behandelt, Sprache ohne Worte Leipzig 1888. Schon aus dem 12. Jahrhundert wies Mone Anz f. Kunde der deutschen Vorzeit 8, 94 eine lateinische Schrift de signis loquendi nach.

noch die Volksrede so viele hat. Das Schnippchen ist zugleich ein klingendes Nichts.

Erwähnenswerth ist dabei eine Wendung, die noch in aller Deutlichkeit steht; um ein Geringes zu bezeichnen, sagt man auch: ich gebe nicht so viel drum (wenns zu kaufen wäre), ich habe nicht so viel dabei verdient u. dgl.; das so viel wird aber deutlich gemacht durch Fingerzeichen, indem man am obern Zeigefinger der linken Hand (als wäre es ein Maßstab, eine kleine Elle) mit zwei Fingern der rechten ein Maß zeigt. Das ist ja auch nicht mehr recht gebildet, man überläßt es den Kindern und dem sog. gemeinen Mann. Daß es aber einst auch im gewähltesten Tone Geltung hatte, zeigt z. B. Walthers Gebrauch in dem hochernsten Spruche von der Welt, die er nicht mehr leiden und doch nicht lassen kann:

Ich hâte ein schœnez bilde erkorn,
und owê daz ichz ie gesach
ald ie sô vil zuo zime gesprach u. s. w.

Noch viel kräftiger und recht malerisch ist eine andere Verdeutlichung des „nicht so viel", die ich gesehen habe; man hebt den Daumen an den Mund und bläst über den Nagel hin: „nicht so viel!" d. h. was man vom Nagel blasen könnte, nicht ein (oft kaum sichtbares) Fäschen. Und das fällt denn mit dem lat. nihil zusammen, eigentlich ni hilum, nicht einmal ein Fäschen. Dem Wortlaut nach entspricht lat. vel tantillum, auch nur so viel (wenig), aber auch mit der Geberde wie sie nihil voraussetzt o. ä.

2. Ein hübsches, farbenreiches und bedeutsames Bild aus dem alten Leben ist in Vorboten nur leicht versteckt. Es ist vorzugsweise noch gebräuchlich, aber auch allgeläufig in den Vorboten des Frühlings, Sommers, Winters, die schon den Kindern so bald bekannt werden, daß sie schon in den ersten Klassen in keinem Aufsatz fehlen, in dem Jahreszeit zur Sprache kommt. Doch auch von den Vorboten eines Gewitters spricht man, zur See von den Vorboten eines Sturmes. Auch in Bezug auf die Vögel ist das Wort unter den Leuten noch geläufig; wenn z. B. die ersten Staare im Frühjahr anlangen, sagt man, es seien die Vorboten der eigentlichen Schar, die nachkommt, jene, wie im Kriegsleben, als Quartiermacher gedacht. Man hört sogar sagen, wenn sie die Witterung noch zu winterlich fänden, kehrten sie zurück, um die Hauptschar zu warnen. Das Bild und die entsprechende Vorstellung ist aber ununterbrochen aus alter Zeit fortgeführt. Wir sehen sie im Minnesang, so weit er sich an volksmäßige Sitte anschließt; z. B. ein Frühlings-Lied Neidharts beginnt:

Ich gesach den walt und al die heide
nie vor manegen zîten in sô liehter ougenweide.
die hât der Meie vür gesant,
daz si künden in diu lant
sîne kunft u. s. w. Neidh. 22, 38 ff.

D. h. der Mai kommt wie ein hoher Herr ins Land und meldet sein Kommen durch Boten vorher, damit er einen würdigen Empfang finde, wie denn die entsprechende Frühlingsfeier bezeichnet ward: wir suln den Sumer emphâhen (auch den Winter); hier sind die Vorboten das junge Laub des Waldes, die ersten Blumen der Flur. Es ist auch so gedacht, daß der Mai seinen Holden vor seinem Kommen neue Kleider vorausschickt, eben zu seinem würdigen Empfang:

Heide, anger, walt in vröuden stât,
die habent sich bereitet mit ir allerbesten wât,
die in der Meie hât gesant. Neidh. 5, 8 ff.

Schouwet an den walt, wie 'r niuwes loubes rîchet,
wie wol er sîniu grüeniu kleider an sich strîchet.
der hât im der Meie
vil gesant. 19, 7 ff.

Auch so, daß der Mai bei seinem Einzug den Frühlingswald geführt bringt:

der Meie der ist rîche,
der füeret sicherlîche
den walt an sîner hende,
der ist nu niuwes loubes vol. 3, 22 ff.

Aber auch der Mai selbst als Vorbote des Sommers, der dann der eigentliche Herr ist:

der Sumer hât den Meien
frœlich vür gesant u. s. w.

Konrad v. Altstetten, Hagens Minnesinger 2, 65[b] (Bartsch Liederb. Nr. 91).

Vorboten des Winters:

Winter kalt, nu wiltu aber komen,
du hâst boten vür gesant,
die hân ich vil wol erkant (gemerkt, gefühlt), mich vriuset.
Meister Raumsland in Hagens Minnes. 2, 371[a];

Winter hât vorboten ûz gesendet u. s. w. Hadlaub das. 2, 292[a],

es sind scharfe Luft, Reif, Schnee.

Das Ganze ist aber nicht etwa eine dichterische Erfindung, sondern aus dem alten Leben entnommen. Hohe Herren, die ins Land kamen, ließen sich durch Vorboten, die voraus eilten, anmelden, damit am würdigen Empfang nichts fehle; so z. B. die Burgunden, da sie in König Etzels Land kommen. Es dienten dazu auch Läufer, die das Laufen als Kunst üben lernten, daher Vorläufer genannt. Die hat man noch tief in unserer Zeit gesehen als zu einem fürstlichen Haushalt gehörig, z. B. in Dresden. Ich selbst habe als Kind einen in Leipzig gesehen, der mir denn bei der Sache unvermeidlich vors Auge tritt, in hellblauem Kleide, mit goldigen Tressen besetzt, auch mit Tressenhut, in der Hand einen Stab mit goldnem Knopfe schwingend, kam er leicht, fast tänzelnd, daher gesprungen aus der Vorstadt auf den Augustusplatz; König Anton kam nämlich zum Besuch aus Dresden. Dieß Stückchen altes Leben lebt denn auch im Bilde noch nach, wenn z. B. Johannes der Täufer Christi Vorläufer heißt, Joh. Hus ein Vorläufer Luthers, d. h. der als Vorbote den nach ihm kommenden Größeren voraus anmeldete. Bemerkenswerth ist die alterthümliche Form Vorlauf, die ich aus Leipzig kenne, ein wilder Gesell heißt oder nennt sich selbst „Teufels Vorlauf“, daß also, wo er erscheint, der Teufel selber nicht mehr fern ist.

3. Tief in längst versunkenes Alterthum zurück führt die Wendung: einen Kreis schlagen mit dem Zirkel. Warum denn schlagen? fragt man sich und will daran Anstoß nehmen, wie ich denn von Lehrern gehört habe, die es in der Schule als widersinnig verfolgen. Aber es sitzt nun einmal so fest im Gebrauch und Gefühl, daß, wer die Art des Sprachlebens einigermaßen näher kennt, sich sagen muß: es muß zuletzt in der Vorzeit seinen guten Grund und Anlaß haben. Einen Kreis „ziehen“, das ein Verfolger von schlagen vorschlug, versagt sich eben so bestimmt dem Gefühl, wo es sich um den Gebrauch des Zirkels handelt und um die strenge Kreisform, wenn auch ohne dieses ziehen wirklich vorkommt, z. B. der Schwan zieht seine Kreise im Teiche. Von Dingen, die sich in Kreisform bewegen, ist „beschreiben“ in Gebrauch, d. h. ohne daß ein sichtbarer Kreis zurückbleibt. Schlagen aber stammt wieder einmal aus dem alten Rechtsleben, das wird aus dem Folgenden wenn nicht gewiß, doch höchst wahrscheinlich werden.

Wenn da ein Gericht „gehegt“ wurde, wie der Ausdruck war, d. h. der Raum abschließend umhegt wie mit einem Hag und damit aus dem übrigen Grund und Boden ausgeschieden (das Gericht wurde ursprünglich durchaus unter freiem Himmel gehalten, wie unter den Augen der Gottheit), so war dafür die herkömmliche Form ein Kreis, d. h. nach der ursprünglichen Vorstellung eine heilige Form, denn diese gebührte dem Walten der Gottheit, das ursprünglich bestimmt dabei gedacht war, den

ganzen Vorgang in eine überlieferte, feste Form schloß und alle Willkür, Gewalt und unruhig wildes Gebahren Einzelner ausschloß. Diese eigenthümliche Bedeutung des Kreises als eines gebannten Raumes ist unserem Gefühl noch leicht zugänglich, eigentlich auch wolerhalten im Zauberkreis, der ja sonst nur noch als bildliche Redensart geht, uns aber wenigstens aus Webers Freischütz auch in seiner vollen alten Bedeutung bekannt wird, als ein Bannkreis, der alle feindlichen Mächte sicher ausschließt und fern hält.

Diese hohe Bedeutung des Kreises mit seiner heiligen Gewalt setzte aber wol von selbst voraus, daß es auch ein wirklicher Kreis in genauer Form war, der von Allen als solcher anerkannt wurde. Und zu der Annahme stimmt bestätigend eine Angabe über Herstellung des Gerichtskreises oder Ringes, wie er auch hieß, die sich in Weisthümern findet (s. in Grimms WB. unter Kreis II, 2, b). Danach wurde ein Roß, mit dem Halfter an den Gerichtspfahl oder Baum gebunden, um diesen herumgeführt, um den Bereich des Ringes zu bestimmen, der dann auch noch auf andere Weise bezeichnet und umhegt wurde. Also das Roß wie ein lebendiger Zirkel gebraucht, und die Spuren der Hinterhufe als Vorzeichnung des Kreises. Nun heißen aber die Spuren von Pferdehufen Schlag, Hufschlag (mhd. slâ auch Spur überhaupt), das führt denn auf den Gedanken, daß das „Kreis schlagen" dort seinen Ursprung haben mag, von den Mathematikern nachher aus dem Leben auch in die Schule übernommen.

4. Einen Beweis, bis zu welchem geradezu wunderbaren Alterthum sprachliche Dinge von heute hinauf greifen können, bietet bestens Buchstabe dar. Die Sache ist zwar wolbekannt*), verdient aber doch hier im Zusammenhange kurz gefaßt ein Plätzchen. Ist sie doch höchst anregend für die Gedanken der Schüler, die mit Buchstaben so viel zu thun, auch Noth haben als mit der engen dunklen Pforte, durch die sie die Schule in den Garten der Bildung führen will.

Wir haben aus der ältesten Zeit, aus der uns überhaupt deutliche Nachrichten von unsern Vorfahren zugekommen sind, bei Tacitus in seiner Germania Cap. 10 einen Bericht über eine Art, wie man damals die Götter um ihren Willen fragte. Der Priester, wo es sich um eine Gemeindesache handelte, in häuslichen Dingen aber der Hausvater, der ja im Hause eine Art Priesterstellung hatte, schnitt einen Zweig, von einem Fruchtbaume genommen, in Stückchen (surculi), die er mit gewissen Zeichen versah, jedes mit einem andern, schüttete sie auf ein reines Tuch und nahm sie dann aufs Gerathewol einzeln auf, je drei auf einmal

---

*) S. z. B. W. Wackernagels Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl. S. 11 ff.

(ter singulos). Die Zusammenstellung, die sich da durch den Zufall ergab, und ihre Ausdeutung wurde als Erklärung des göttlichen Willens angesehen. Denn der alten Zeit galt, was Schiller seinem Wallenstein in den Mund legt:

Es giebt keinen Zufall.
Denn was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.

Da haben wir denn in dem Bericht des Römers, der, wie es scheint, selbst Germaniens Boden betreten hat, ganz deutlich die Vorfahren und Anfänge unserer sogenannten Buchstaben. Auch das Wort darf man der Zeit des Berichtes schon zutrauen, darf es sich wol noch älter, mit der Sache selbst entstanden denken. Bezeugt ist es begreiflicher Weise erst um Jahrhunderte später, ahd. buohstab, agſ. bôctäf, altn. bôkstafr u. ſ. w. Die Zeichen (notae), die zu deuten waren, sind die Vorfahren der sog. Runen; das sind eigentlich geheime Zeichen, deren jedes ursprünglich ein ganzes Wort bedeutete.

Fraglich spricht uns darin das buoh- an. An unser Buch ist noch nicht zu denken, denn von den einzelnen Stäbchen mit Schriftzeichen bis zu einem solchen Ganzen, das den Namen Buch verdiente, war noch ein weiter Weg. Er läßt sich auch noch jetzt ungefähr übersehen, besonders mit Hilfe des Gothischen, wenn da von einem Buche der Plural in Gebrauch ist, bôkôs, d. h. Buchstaben, denn der Sing. bôka f. bedeutet da noch den einzelnen Buchstaben (γράμμα, ſ. besonders 2. Cor. 3, 6). Die Erscheinung wiederholt sich bei mêl n. (hd. mâl), das im Plur. mêla die Schrift bedeutet, also im Sing. auch für Schriftzeichen gegolten haben muß. Das ist also wie lat. literae, ein Brief (ebenso auch goth. bôkôs), eigentlich Buchstaben, eine recht kindliche Bezeichnung, die denn auch aus der Schule stammen mag. Daneben erscheint aber Pl. stabeis für στοιχεῖα, elementa, von der ersten Bildung durch Lesen und Schrift ausgehend, offenbar auch Schulausdruck, also stabs Sing. Buchstab. So ist es, als wäre das unserm Buchstab entsprechende Wort, das doch wol auch gothisch schon vorhanden war, der Bequemlichkeit halber in seine beiden Bestandtheile zerlegt worden. So galt altnordisch neben bôkstafr das einfache stafr für Buchstab, noch isländisch stafa buchstabiren. Auch bei den Angelsachsen erscheint neben bôc f. Buch noch der Plural bêc vom einzelnen Buche, gewiß das Ältere. Und auch im Althochdeutschen ist neben dem schon herrschenden Sing. puoh u. ä. der Plural in jenem Gebrauch zu erkennen. puah literae, Buchstaben, auch Briefe, thiu puoch chunnan, lesen können führt deutlich auf die Schule zurück, eigentlich die Buchstaben können.

Das Wort Buchstab gehört vielmehr zu Buche, und wenn Tacitus von einem fruchttragenden Baume überhaupt spricht, so mag, ob schon damals oder erst später, die Buche aus irgend einem Grunde den Vorzug gehabt haben. Auch sie trägt ja Früchte, wenn auch nicht jährlich; die Buchecken waren in alter Zeit sehr geschätzt. Der Baum muß eine wol für den Zweck besonders geeignete heilige Bedeutung gehabt haben. Später dachte man bei buochstab freilich nicht mehr an den Baum, sondern an das Buch, der Name wurde aber treulich fortgeführt, daß er dem geschichtlichen Denken so leicht wieder ganz durchsichtig werden konnte, obschon auch das Stab darin seinen Sinn verlor. Zufällig kehrte er aber eigentlich wieder durch die Erfindung Guttenbergs, zumal in der ersten Darstellung der Typen aus Holz. Noch jetzt heißt in der Druckerei das Stäbchen aus Blei, wenn man so sagen darf, mit dem Schriftzeichen auf dem Kopfe ein Buchstab, aber ebenso das davon abgedruckte Zeichen, das daran die ganze Hauptsache ist. So ist das Wort eins der merkwürdigsten Beispiele, welch hohes Alterthum noch heutzutage in der Sprache sich deutlich finden kann.

Daß übrigens auch unser lesen in jenem bei Tacitus beschriebenen Orakel seinen Ursprung habe, wie manche gewichtige Stimme gesagt hat, z. B. auch Wackernagel a. a. O., das ist wol auf den ersten Blick sehr ansprechend, stößt aber bei näherem Zusehen auf größere Bedenken. Das „lesen" müßte dann wol älter und allgemeiner sein, als es ist. Es fehlt noch bei den Gothen, wo lisan eben nur auflesen, zusammenlesen bedeutet, das Lesen der Schrift aber gakunnan heißt, d. h. das stille Lesen, das laute siggvan, d. h. singen. Auch bei den Angelsachsen ist es gar nicht entwickelt, wie noch das Englische es nicht hat. Dafür steht engl. to read, ags. rædan, d. h. unser rathen; der geringe Unterschied in der Flexion zwischen rædan rathen und rædan lesen (dieses schwachförmig, jenes reduplicirend) ändert nichts an der Einheit beider Wörter. Ganz eins sind beide im Altn., râda sowol rathen als lesen. Und das wird das altgermanische Wort sein. Das Auflesen der Runenstäbchen war noch nicht das Lesen selber, erst das Ausdeuten (interpretari bei Tacitus) und das war mit rathen treffend bezeichnet, das von der Gottheit gegebene Räthsel lösen; so galt altn. râda auch vom Ausdeuten der Träume, die ja auch von der Gottheit kommen. So ist es wie mit dem Wort für schreiben, das germanisch sich im Norden erhielt, altn. rîta (für vrîta), ags. wrîtan, noch engl. to write, sicher auch goth. vreitan nach vrits m. Strich, eigentlich ritzen, kritzen, genau unser reißen, das auch in jener Bedeutung noch nachlebt in Reißbret, Reißzeug, Riß, Grundriß, Abriß eines Baues. Als bei uns die römische Bildung im Lande einzog, konnte sich das alte mehr unbehülfliche Schreibverfahren vor dem fremden

kunstgerechten nicht halten und nahm denn auch die fremde Bezeichnung an, scribere, ahd. scrîban. Schreiben und lesen aber gehören zusammen, sind beide zusammen in kunstgerechter Form von den Römern (oder römisch gebildeten Barbaren) gelernt worden, und so wird auch unser lesen, ahd. lesan eine Übersetzung vom lat. legere sein (wie man lat. penna als Schreibfeder nicht entlehnte, sondern in vedara übersetzte), dies aber wird eigentlich das Buchstabiren meinen als ein Zusammenlesen der Buchstaben zum Worte. Wenn altn. neben râda auch lesa erscheint, so wird das samt skrîfa schreiben neben rîta gelehrtes Lehnwort sein unter deutschem Einfluß.

5. Endlich noch eine Probe von solch erstaunlicher Alterthümlichkeit der heutigen Sprache aus einem andern Gebiete, dem des alten Glaubens oder Aberglaubens, der doch aber auch zugleich ein Stück des alten Lebens ist. Allbekannt, wenn auch für die Schriftsprache nicht gewählt genug, ist die Redensart „es schwant mir", d. h. ich habe eine Ahnung. Daß dies, wie man kaum noch dunkel fühlt, auf den Vogel Schwan zurück geht, wird deutlich aus einer ausführlicheren Wendung, die sich hie und da noch findet. In Leipzig z. B., mir aus der Kindheit her wolbekannt: „mir wachsen Schwansfedern", auch „ich kriegte Schwansfedern", mir ahnte etwas (beides auch in Weimar, Gotha); oder „ich habe schon lange Schwansfedern", merke es schon lange (auf den Dörfern bei Leipzig). In Zeitz: er hat Schwansfedern.*) Am werthvollsten ist die Wendung in Bernburg, mit dem Artikel: „mir wachsen die Schwansfedern".

Das stammt denn so gewiß als möglich unmittelbar aus dem Munde eines Mädchens, die sich zu Zeiten als Schwanjungfrau fühlte. Denn wie das Ahnen noch jetzt vornehmlich Sache der Frauenseele ist und in unserer Vorzeit den Frauen etwas Priesterliches, also ein Zusammenhang mit der Gottheit beigelegt wurde (die mittelalterliche Verehrung der Jungfrau Maria ist zugleich gut altgermanisch), so begegnete sich dies mit dem Glauben, daß der Schwan (d. h. der wilde) vor andern Vögeln, bei denen sie sich auch findet, die Kraft der Wahrsagung hätte (daher auch als Bild für den Dichter, d. h. im edelsten Sinne) und beide Vorstellungen rannen zusammen in dem wundersamen Glauben, daß es Jungfrauen gäbe, die zeitweise zugleich Schwäne wären, mit Kraft des Ahnens und Weissagens, also wie der sog. Werwolf in der Männerwelt, der wechselnd Mann und Wolf war (alt wer gleich Mann). Solche Doppelwesen sind z. B. die Wasserfrauen (merewîp) im Nibe-

*) Aus Zeitz gibt mir Bech auch die Redensart: Sie hat vom Schwane gegessen. Aß man etwa wirklich gebratenen Schwan, um Ahnungsgabe zu erwerben?

lungenliede, die Hagen in der Donau badend findet, indem sie auf der Flut schweben wie Vögel, und die ihm dann wahrsagen, was den Burgundern bei den Heunen bevorsteht. Ebenso in der Gudrun der Engel, der in Vogelgestalt auf den Wogen schwebend der Gudrun erscheint, um ihr die nahe Rettung zu verkünden. Hier zeigt sich das halbgöttliche Doppelwesen in christliche Fassung gesetzt, in den Nibelungen aber noch in altheidnischer. Und da wird auch die Schwanennatur deutlicher, indem Hagen ihnen die abgelegten Kleider nimmt, um sie zum Wahrsagen zu zwingen, was sie denn thun, nachdem sie die Kleider wieder haben, während sie vorher, noch ohne ir wunderlich gewant, ihm Falsches verkündet hatten. Denn die Kraft der Wahrsagung haftete an dem sog. Schwanenhemd, was noch in unserer Redensart von den Schwansfedern ganz deutlich ist.

Aber merkwürdig nicht bloß, wie sich das so lange erhalten, mehr noch, wie es entstehen konnte. Die Redensart stellt näher und schärfer als etwas sonst die Frage vor uns, wie solche Dinge im Seelenleben unsrer Ahnen entspringen und so tief und fest Wurzel fassen konnten. Haben wir schon Schwierigkeit, zu begreifen, wie jemand ernstlich angeben konnte, einen Geist oder Gott (z. B. den Kobold) gesehen zu haben, so ist hier die Frage, wie einer bei gesunden Sinnen dazu kommen konnte, sich selbst als solchen zu fühlen, was wir ja nur aus dem Irrenhause kennen. Ich verzichte hier auf den Versuch, auf die bedeutsame Frage, zu der sich doch das Ganze zuspitzt, eine Antwort zu geben, wollte aber doch die Gelegenheit nicht versäumen, sie scharf herauszustellen.

17.

Zu Fausts Glaubensbekenntniß, dabei von einer bedeutsamen Eigenheit in Goethes Denk- und Sprachweise.*)

Das Glaubensbekenntniß, das Faust vor Gretchen ablegt, als Antwort auf ihre Frage: Glaubst du an Gott? nimmt in unserer Geisteswelt wol unbestritten eine ganz hervorragende Stelle ein und verdient sie auch. Aber eben bei seiner eigenen Bedeutung, da es sich mit der tiefsten und brennendsten Lebensfrage unserer Zeit, der Frage nach Gott**),

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 369 ff.

**) Ich will doch gestehen, daß ich schon „Gottesfrage“ geschrieben hatte, wie es der Zeitgebrauch wol mit sich brächte, aber ich werde bei der Fassung eine Art frivoles Gefühl nicht los, warum soll ich mir das nicht sparen?

so eng berührt, bedarf es auch besonderer Vorsicht, um Misverständnisse abzuwehren, zu denen es doch Anlaß gibt. Auch lernt man es meist wol ziemlich früh kennen und meint leicht damit fertig zu sein. Unsere Primaner kennen den Faust schon alle und arbeiten bewußt oder unbewußt für sich an den da auftauchenden schweren Fragen. Auch vom Lesen des Faust in Prima als förmlichem Lehrstoff, woran in meiner Schulzeit noch nicht zu denken war, hört man nun oft. So mag denn, was ich zu sagen habe, auch hier seine Stelle finden.

Dabei kann es auch nicht zweifelhaft sein, daß Goethe eigentlich selber und aus sich selber in ganzem Ernste redet, nicht bloß Faust als dramatische Gestalt. Das zeigt der ernste Grundklang des Ganzen, der wiederholte Anlauf, den eigenen Standpunkt, der so weit vom gewöhnlichen abweicht, zu Klarheit und Geltung zu bringen, und wol auch der Umstand, daß das Ganze eigentlich für Gretchens Gesichtskreis doch nicht paßt, sondern ihn hoch überfliegt. Fausts Erklärung geht gleichsam über Gretchens Kopf hinweg in die Zeit überhaupt hinaus: das fühlt auch jeder, der die Scene list.

Um aber dem Ganzen gerecht zu werden, darf man vor allem nicht vergessen, daß da nicht der reife Dichter mit abgeklärtem Geist und Gemüth redet, sondern der Geist der Sturm- und Drangzeit.*) Das Ganze geht denn auch wie eine Art Sturmwind oder hoher Luftschwall über einen hin, der zu scharfem Auffassen des Einzelnen mit klarer Besinnung nicht Zeit läßt. Man spürt in sich etwas von der Erregung oder Aufregung nach, in der das Ganze geschrieben ist, wie so vieles in der Genieperiode, eine Erregung, die freilich auch wieder den Gewinn bringt, die Hauptsache wirksam herauszustellen, die eben mehr dem erregten Gemüth, als dem ruhig arbeitenden Geiste angehört.

Es ist hier nicht Zeit und Ort, für das ganze Glaubensbekenntniß eine durchgehende Erklärung zu versuchen, sie müßte zudem tief und weit in Goethes eigenste Gedanken- und Erfahrungswelt sich einlassen. Nur einen Punkt wollte ich näher beleuchten, der allerdings im Ganzen der Hauptpunkt ist und darum auch zum hauptsächlichsten Misverständnisse Anlaß gibt, nämlich den, daß Goethe mit dem Ablehnen des Namens Gottes Gott selbst ablehne und bei Seite setze. Daß Fausts Antwort in diesem Sinne wenigstens eine künstlich ausweichende sei, die die gestellte Hauptfrage umgehe, das ist vielfältig der Eindruck, den die Worte machen,

*) Das Stück steht schon, mit ganz unwesentlichen Abweichungen, in dem sog. Urfaust, d. h. dem, was Goethe vom Faust schon mit nach Weimar gebracht hat, erst kürzlich entdeckt und von Er. Schmidt herausgegeben.

wie mir Mancher gestanden hat. Das ist aber durchaus irrig angenommen, wie sich sicher nachweisen läßt.

Ich schlage einen Umweg ein, der leichter zum Ziele führen wird. Goethe macht von dem Worte sogenannt zuweilen einen Gebrauch, der für uns etwas Überraschendes hat; z. B. im 7. Buch von Wahrheit und Dichtung, nicht weit vom Eingang, wo er von Rabener handelt, heißt es auch: „Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Absichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie die Welt sein sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter" u. s. w. Er denkt nicht daran, die Laster und Thorheiten mit dem sogenannt etwa in besseres Licht zu stellen, wol gar gelten zu lassen, nur die Namen sind ihm nicht die geläufigen, während sie es in Rabeners Zeit durchaus waren. Er behält sich gleichsam vor, die Sache für sich befriedigender zu benennen, wie denn das „Fehler und Mängel" nachher, das für Rabener freilich zu mild und schwach ist, es gleichsam versucht.

Alles wird klar bei Äußerungen in der Italienischen Reise, die er da gegen die Weimarer Freunde fallen läßt und die sein rastloses Arbeiten in sich und an sich offenbaren. Am 5. Juli 1787 schreibt er aus Rom von seinen Kunststudien als von ihrem Kern: „Nun dringe ich nur darauf, daß mir nichts Name, nichts Wort bleibe; was schön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eigenen Augen sehen und erkennen"; und am 28. Aug.: „In der Kunst muß ich es so weit bringen, daß alles anschauende Kenntniß werde, nichts Tradition und Name bleibe." Das ist denn schon völlig klar der Standpunkt, den er viel später so ausspricht als immer noch geltend (Zahme Xenien, 7. Buch a. E.):

Gern wär ich Überliefrung los
Und ganz original.
Doch ist das Unternehmen groß,
Und führt in manche Qual,

wobei ich für original doch erinnern möchte, daß man es in seiner ganzen ursprünglichen Frische und Kraft nehmen muß, wie es in den Siebziger Jahren aufkam, ungefähr mit der Bedeutung: wie eben erst aus dem Schoße der Natur entsprungen (lat. origo, Ursprung), noch unberührt von allen Trübungen der Welt. Es ist eigentlich der Kern des Geniewesens, der darin ausgesprochen ist: Bruch mit aller Überlieferung, die im Menschenwesen das von Gott und Natur Gewollte entartet und verzerrt zeigt, und Anfang eines neuen Lebens ganz von vorn aus den eigenen eingebornen ewigen Lebensquellen, aus dem „Ursprung" des Lebens heraus (Goethe nennt es auch „ursprünglich"), d. h. der innerste Kern

und Trieb der ganzen Geistesbewegung des 18. Jahrhunderts, seit namentlich Goethe davon die Führung übernahm, die er so zu sagen aus den Händen Herders erhielt.

Die Überlieferung stellt sich aber in der geistigen Welt vor allem in der Sprache dar, daher die Abwendung des Geniewesens von den überlieferten Worten, und zwar um so mehr, je mehr sie wichtige Kernbegriffe wiedergeben sollen. Diese mußten vor allen andern neu und frisch aus der Sache selbst gewonnen werden, wenn man sich vor der Täuschung der Überlieferung sichern wollte. Daher auch das umständliche Beschreiben von hohen Begriffen, die doch längst in feste Worte gefaßt als Gesammteigenthum umgiengen, z. B. fromm in der berühmten Stelle der Trilogie der Leidenschaft (Elegie):

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißens: fromm sein! Solcher selgen Höhe
Fühl ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe;

freilich würde ohne die Umschreibung niemand das fromm so tief gefaßt haben, als da Goethe, sodaß man sie nicht entfernt etwa als überflüssig ansehen wird.*) Goethes Sprache ist aber auch sonst ganz durchzogen von dem Bestreben, die menschlichen Dinge von abgenutzten, nichtssagenden Worten zu befreien und nur sachgemäß darzustellen. Wie er sich überhaupt gegen Worte als bloße Worte streitend und abwehrend verhielt sein Leben lang, das wäre der Gegenstand eines besonderen Capitels und wahrlich wichtig genug, nicht am wenigsten für den Lehrer, der naturgemäß aus der Gefahr nicht herauskommt, das Wort zu überschätzen und dem Teufel des sog. Verbalismus anheim zu fallen, der in der geistigen Welt das Schwergewicht und Wesen vom Inhalt weg in die Form, vom Kern weg in die Schale verlegt. Auch im Faust gibt es Äußerungen genug in dieser Richtung, wie denn da auch die trocknen Philologen als Wortkrämer mehrmals ihr Theil bekommen; z. B. wie Faust, gleich im ersten Monologe, der Wissenschaft den Rücken kehrt und es mit der Magie versucht, thut er es:

Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß,

---

*) Der Inhalt des Ganzen fällt übrigens zusammen mit den Schlußworten des Faust und ist wie eine verdeutlichende Ausführung davon: Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.

Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält ...
Und thu nicht mehr in Worten kramen.

Nun steht wol die Ablehnung des Wortes Gott dort im Glaubensbekenntniß im rechten Lichte: sie geschieht nicht, um Gott selbst aus dem Wege zu gehen, sondern um ihn hoch über das unzureichende, abgenutzte Alltagswort hinaus zu erhöhen. Ja sein Wesen ist so überschwänglich über alles, auch das höchste menschliche Denken hinaus, daß es in Worte fassen zu wollen von selbst zu einem Spott wird. Das ist der Sinn, der in den ersten Worten Fausts freilich mehr versteckt als ausgesprochen ist:

Mein Liebchen, wer darf sagen,
Ich glaub an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Über den Frager zu sein.

Die gedachte Frage an die Theologen und Philosophen kann ja unmöglich bloß sein, ob sie an Gott glauben, sondern mehr: was sie von Gott glauben oder denken und wissen? Freilich ist das, wo zudem unter der Aufregung des Denkens die Klarheit des Vortrags gelitten hat (in der Geniezeit nichts Seltenes), für Gretchen ganz unverständlich und gar nicht für sie geschrieben, wie das Nächstfolgende auch. Auf Gretchens Frage, die sie aus den dunklen Worten nimmt: So glaubst du nicht? wird dann Fausts, Goethes Standpunkt deutlicher, und doch zunächst auch so, daß ein Ergänzen und Zurechtlegen durch den mitdenkenden Leser nicht entbehrlich ist:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: ich glaub ihn nicht?

d. h. in einfachste Form gesetzt: wer sich beim Bekenntniß mit dem bloßen Namen begnügt, der sagt und bekennt eben *nichts*; wer aber über den Namen hinaus sein Wesen *in sich empfindet*, dem ist es unmöglich, das Bekenntniß zu versagen. Im ersten Satze sind Gedanke und Wort sehr künstlich zugespitzt, dazu grammatisch mit einem kleinen Wagniß (das doppelte *wer*, das nur einfach gemeint ist), genau: wer hat den Muth, in den bloßen Worten „Ich glaube an Gott" ein Bekenntniß auszusprechen? Ernstlich gemeint kann ja nur sein nicht: wer überhaupt, sondern wer

von den Wissenden, den Eingeweihten, die über das abgelebte Herkommen hinaus sind, wie ich — wie viele sind oder waren das aber? Gretchen sicher nicht.

Dieß Betonen des Empfindens ist denn die Hauptsache, sowol in Goethes Denkwelt, nicht damals bloß, sondern auch an sich, für die hohe Sache wie für uns, ja für unsere Zeit im höchsten Sinne. Das Folgende, der Allumfasser u. s. w. bis zu dem ewigen Geheimniß, ist denn auch ein Versuch, die Empfindung des Göttlichen als des übergewaltigen Höchsten und Tiefsten gleichsam von allen Seiten andringend wach zu rufen, aus der Weite bis zu den Sternen, wie aus der nächsten Nähe, von außen wie von innen.

Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann wie du willst,
Nenns Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.*)

Da werden so zu sagen die stärksten Hebel angesetzt, um Gott und das Göttliche aus dem Bereich des menschlichen Waltens herauszuheben und zu ziehen und sie ganz und völlig für sich allein zu gewinnen. Dem Menschen zugänglich ist es aber so nur durch das Gefühl, nach Goethes durchgehender Denkweise eine unmittelbare Fühlung mit Gott und dem Göttlichen selber. Wo bleibt da auch der Schein eines Verdachtes, als ob das Bekenntniß der Hauptsache hätte ausweichen, ja gleichsam entgehen wollen?

Wie sehr übrigens das Ganze in Goethes Seele gleichsam wurzelte, mit einer von außen und innen auf ihn wirkenden Nothwendigkeit sich geltend machte, das lassen spätere Äußerungen, um ein halb Jahrhundert später, erkennen, die den Gegenstand berühren. Z. B. gegen Eckermann spricht er einmal davon, am 31. Dec. 1823 (Gespräche 3, 22), wie so viele den göttlichen Namen empfindungslos brauchten und misbrauchten;

*) Vergleichenswerth ist eine Stelle im ersten Brief an Auguste von Stolberg vom 26. Jan. 1775, der in höchster Aufregung geschrieben ist, auch mit Entschuldigung wegen des aufgeregten Stils: „Ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt, und was ist das anders als Liebe" u. s. w., man müßte das Ganze nachlesen. Da haben wir in Goethes Innenleben einen bestimmten Fall der Art, wie sie in öfterer Wiederholung reicher Erfahrung Fausts Auslassung hervorgerufen haben, hier mit einer gewissen bewußten Abklärung.

er hörte das fortwährend und empfand es offenbar verletzend. „Er (der Name Gottes) wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn aus Verehrung nicht nennen mögen." Sehr bemerkenswerth ist, wie er etwa in derselben Zeit das bloße Bekenntniß des Glaubens nicht nur gelten läßt, sondern löblich findet, aber doch nicht davon befriedigt ist, weil er sich ein Höheres weiß: „Ich glaube einen Gott. Dieß ist ein schönes löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden." Sprüche in Prosa Nr. 569.

Man fühlt wol aus der kurzen Zusammenstellung weniger Zeugnisse, wie die Abneigung gegen das Wort Gott nur der Ausdruck des hohen Ernstes ist, mit dem er Gott selbst gegenüber trat — wol jedem, der sich ihm nach zu diesem Ernst erheben kann, nur der versteht ihn auch — auch da, wo er ihn nicht bloß als unnennbar, sondern auch als unerkennbar bezeichnet. So noch in der oben angeführten Stelle aus der Trilogie der Leidenschaft v. J. 1823; da heißt er noch ein Unbekanntes (denn als Neutra sind die Worte gemeint), dann der ewig Ungenannte, aber — in der gläubig treuen Hingebung an ihn ist doch der Weg zu ihm geöffnet, sie ist das Mittel, das ewige Räthsel wenn nicht zu lösen, doch zu lüften. Man sieht, wie das, etwa 50 Jahre später, als das Faustische Glaubensbekenntniß, aber wie dieses von leidenschaftlich bewegter Seele dictirt, mit ihm im letzten Grunde zusammentrifft; hier wie dort ist es die rein empfindende Seele allein, die Gott finden kann, sei es wie dort in der Fülle des wogenden Gefühls oder wie hier in der frommen Hingebung des Gemüths, die ja auch eine Äußerung des tiefsten Empfindens ist.

Erwähnenswerth ist wol noch, daß da überall an einen Gott in pantheistischer Fassung nicht zu denken ist, in welcher Gott in der Welt ganz aufgeht und nichts außer und über ihr ist. Bloß Göttliches, und wärs die ganze Welt, konnte Goethen nicht genügen, dazu war er selbst durch und durch, ja in erster Linie, zu sehr ein rechtes volles Ich. Er braucht einen oder den lebendigen Gott, wie er z. B. als Epimenides ausspricht (des Epim. Erwachen II, 6):

> Denn wo der Mensch verzweifelt, lebt kein Gott,
> Und ohne Gott will ich nicht länger leben.

Natürlich ist das alles weit entfernt von einer tiefgehenden oder gar erschöpfenden Behandlung von Goethes Gott. Aber eins ist wol damit gewonnen für den Empfänglichen — denn das ganze Gebiet setzt

für eintretende Wirkung entgegenkommende Empfänglichkeit voraus — ich meine ein ganz wesentlicher Beitrag zu dem Capitel von der Bedeutung des Empfindens oder Fühlens, dieses zugleich zartesten und fruchtbarsten Thuns oder Geschehens in unserm Seelenleben, ein Capitel, das aufs deutlichste und nachdrücklichste zu schreiben recht an der Zeit wäre, wie man denn mit Freude bemerken kann, daß sich immer mehr treffliche und gewichtige Stimmen in dieser Richtung hören lassen, sodaß sich mir der Eindruck verstärken will, als wäre in dieser hochwichtigen Frage ein rettender Durchbruch des Rechten vor der Thür. Wie kann Goethe dazu helfen! und alle unsere großen Dichter und nicht sie bloß! Schiller z. B. trägt die Sache eigentlich in einer Art beweiskräftig abschließenden Form vor in dem Schlußworte des 8. ästhetischen Briefes, die schon der Primaner recht nachdrücklich eingeprägt mit aus der Schule fortnehmen müßte: „Nicht genug also, daß die Aufklärung des Verstandes nur in sofern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfließt, sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden."

Das ist geradezu eine Offenbarung aus dem Tiefsten und Besten heraus, das unsere Großen und Guten damals für sich und für uns erworben hatten. Darauf dann die Mahnung: „Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfniß der Zeit" u. s. w. Und so steht es denn jetzt wieder, zumal so viel echtes und gesundes Empfinden, das oft dem Augenblick allein seine rechte Färbung und seinen Werth geben könnte, sich durch das Wort sentimental in seinen stillen Grund zurückscheuchen läßt, das die Durchschnittsmenschen wie einen Popanz gleich zur Hand haben, um einer Störung ihres verstandestrocknen Schlendrians zu entrinnen. Schiller spricht von Ausbildung und dachte sich sie durch den Dichter als ästhetischen Erzieher geschehend; sie gehört aber vor allen in die Schule, wo Gelegenheit dazu in Fülle geboten wird, nicht erst in den obersten Classen. Ich habe wol in meiner Schrift über den deutschen Unterricht ein paarmal versucht das deutlich zu machen.

Der Erwähnung werth ist doch auch eine Berührung von Goethes Gedanken von Gott mit denen Klopstocks; sie durchziehen all sein Dichten, sind aber auch einmal in mehr akademischer Entwickelung vorgetragen in einem Aufsatz „von der besten Art über Gott zu denken", der zuerst in Cramers Nordischem Aufseher erschien und Goethen doch wol bekannt war (zumal ihn Herder in den Fragm. 3, 308 ff. gegen Lessings Kritik im 49. Literaturbrief in Schutz nahm): Klopstock unterscheidet da dreierlei Arten über Gott zu denken, eine kalte metaphysische Art, die Gott beinahe nur als ein Object einer Wissenschaft ansieht, wie etwa die Begriffe von

Zeit und Raum (mit eingehender Ausführung, die recht sehr zum Nachlesen und Beherzigen zu empfehlen wäre). Eine zweite, etwas höher greifende Art nennt er die betrachtende, die aber schwer darüber hinauskomme, Gott nach sich (dem Betrachtenden) zu beurtheilen. Die höchste Stufe des Denkens über Gott aber (das von der Empfindung gar nicht getrennt werden kann) ist begleitet und geleitet von einem Erstaunen über Gott, das ist das Höchste, wozu, außer der Liebe zu Gott, ein endlicher Geist fähig ist: „Sich auf der obersten Stufe dieser Erhebung zu Gott lange zu erhalten, ist in diesem Leben unmöglich, aber sich ihr ... nähern ist auch hier möglich und die höchste aller Glückseligkeiten. Sich der obersten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt (und wen denkt sie?) so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte ... zugleich und zu einem Endzwecke denken" u. s. w. Es kann eigentlich gar nicht da abgebrochen werden, aber das Ausgehobne wird genügen, nahe zu legen, wie da sachlich Goethes Denken und Empfinden mit dem Klopstocks zusammentrifft; auch das Erstaunen, bei Klopstock auch sonst ein wichtiger Begriff, hat in Goethes Denkwelt eine gleich wichtige Stelle. Veranlaßt ist Goethes Faustbekenntniß von Gott gewiß nicht durch Klopstock, ist aber vielleicht nicht ohne seinen Einfluß. Man weiß ja, wie Goethe gerade in seiner ersten Faustzeit mit ganzer Seele hingegeben an Klopstock hing, daß er ihn brieflich mit Vater anredete. Auch die Unzulänglichkeit der Sprache ist bei Klopstock zu finden, z. B. in der Ode „Dem Allgegenwärtigen" vom Jahre 1758 gegen Ende: Du, den Worte nicht nennen.

Endlich ist wol auch erwähnenswerth, wie diese Gedanken schon bei unsern Mystikern des Mittelalters entwickelt erscheinen, mit denen Goethe überhaupt allerlei Berührung zeigt, ohne daß eine Benutzung derselben seinerseits bekannt wäre. Z. B. von der Unaussprechlichkeit des göttlichen Wesens: diu rîcheit gotes ist daz er niht enhât noch niht enist allez, daz man geworten (in Worte fassen) mac. Haupts Zeitschr. 8, 246, vgl. 35, 217.

18.

Olymp und Himmel, dabei etwas von hohlen Bergen und vom Echo.*)

Schillers Gedicht das Ideal und das Leben v. J. 1795, in dem er seine ästhetisch-ethische Weltanschauung tief symbolisch in antike Formen eingekleidet zum Vortrag bringt, beginnt:

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 433 ff.

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin —

im Olymp, nicht auf dem Olymp, und man ist daran so gewöhnt, daß man nicht entfernt daran Anstoß nimmt. Es ist nämlich immer so bei Schiller, z. B. im Eleusischen Fest v. J. 1796, das sich ganz in antikem Wesen bewegt (fängt aber doch mit unserm Erndekranze an) im fünften Verse:

Find ich (Ceres) so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen wohlgestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?

Auch in Prosa, z. B. in dem Aufsatz über Anmut und Würde (nicht weit vom Eingang): „Der Grieche führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hause ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es hingehen lassen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte." Und im 15. ästhetischen Briefe: „Aber dieser Satz (von der Bedeutung des Spieles für die Vollendung der Menschheit) ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet: längst schon lebte und wirkte er in der Kunst der Griechen, nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden." Wie das in verräth, ist da überall beim Olympus nicht eigentlich der Götterberg gedacht, sondern der Götterhimmel. Anderwärts ist wol der Berg selbst gedacht, z. B. in der Theilung der Erde v. J. 1795:

Nehmt hin die Welt, rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu, nehmt, sie soll euer sein.

Er nennt dann aber selbst seine olympische Wohnung seinen Himmel in der begütigenden Erklärung an den Poeten am Schlusse:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

So hatte sich der Dichter vorher damit entschuldigt wegen seines Fehlens bei der Vertheilung der Erde:

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;

vergl. das Ideal und das Leben am Schlusse, wo Hercules in den Olymp aufgenommen wird:

Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal.

Auch ein „Himmel voll Götter", in den vier Weltaltern vom Sänger:

Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Das gilt aber nur vom Olymp, die andern geringeren griechischen Götterberge haben das in nicht, es heißt nur: die Musen auf dem Parnaß, auf dem Helikon, auf des Pindus Höhn bei Schiller am Schluß der Götter Griechenlands. Auch Wohnungen der Götter, Königsburgen ähnlich, waren auf dem Olymp gedacht, am häufigsten wird die des Zeus erwähnt, bei Schiller gut deutsch mit Saal bezeichnet, vgl. vorhin „in Kronions Saal" aus dem Schlusse des Gedichtes das Ideal und das Leben; und so öfter z. B.:

Die Freude, sie wohnt nur
in Jupiters Saale (Dithyrambe),

wo aber Göttersaal überhaupt gemeint sein wird, wie in der 2. Scene der Semele mit dem „fröhlichen himmlischen Saal". Auch in Prosa, in der Recension von Bürgers Gedichten (nicht weit vom Eingang): „sie (die Dichtkunst) wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient". Man sieht, daß man die Worte und Begriffe nicht auf den Leisten der jetzt beliebten alltagsmäßigen Deutlichkeit pressen darf (die viele nun als den einzigen Boden ansehen, auf dem die Kunst auftreten dürfe), wie bei Homer und den Griechen eben auch nicht.*) Bei dem „im Olymp" kann denn diese Vorstellung des Saales mitgewirkt haben, „in Jovis Saal" und „im Olymp" fallen in eins zusammen. Aber auch, was uns noch näher liegt, die Vorstellung des Himmels überhaupt ist dabei wirksam, und auch das tritt schon im Alterthum auf, daß Olymp und Himmel ganz als eins behandelt werden, indem zuerst der Olymp mit als der Himmel, nachher der Himmel mit als Olymp genannt wird**), wie denn schon bei Homer die Götter sowol die olympischen, als die himmlischen heißen, welche sowol *Ὄλυμπον ἔχουσιν* als *οὐρανὸν εὐρὺν ἔχουσιν*.

*) Wer der immerhin und besonders für den Lehrer werthvollen Betrachtung weiter nachgehen will, den bäte ich auch, oben Nr. 6, S. 42 eine entsprechende Beobachtung beim Kinderliede nachzulesen. Es ist ein Frevel, wenn ein Lehrer die Schüler in diese kahle, fahle Nüchternheit einzuweihen für gut oder gar für Pflicht hält; die Jugend muß davor bewahrt bleiben; auch der Mann stößt sie ja wieder ab, wenn er weiter kommt.

**) S. Paulys Realencyklopädie 5, 927.

Ein Blick in die entsprechende Vorstellung unseres Mittelalters liegt aber zu nahe, um übergangen zu werden. Gottfried von Straßburg im Tristan V. 4806 spricht vom Berg Cithäron,

dâ diu gotinne Minne
gebiutet ûf und inne —

denn der Berg ist wie ein Herrensitz mit einer Burg gekrönt gedacht; aber auch inne und zwar hier ganz ernstlich gemeint: die Wohnung der Göttin ist auch im Berge, es ist die Vorstellung vom Venusberge, die in unserer Sage so seltsam Fuß fassen konnte. Die Vorstellung von dem von Geistern bewohnten Innern eines Berges greift aber weiter und ist alt; uns ist ja noch nahe genug Kaiser Karl im Untersberge bei Salzburg, Kaiser Friedrich im Kyffhäuser wohnend und ihrer Stunde wartend, wo sie wieder in das deutsche Leben eingreifen könnten. Das sind aber nur hervorragende und darum gebliebene Reste einer allgemeinen Vorstellung der Vorzeit, nach der, wie noch im 12., 13. Jahrhundert für den scandinavischen Norden bezeugt ist, die Seelen Abgeschiedener in Bergen ihre Heimat fanden, sodaß sogar ein bestimmter Berg einer Sippe in diesem Sinne angehören konnte. Die tiefgemüthliche Seite dieser Vorstellung können noch wir leicht nachempfinden, wenn wir nur an die Empfindung denken, mit der wir an die Gruft oder das Grab großer Männer oder unserer Lieben und Vorfahren treten: es ist für uns kein bloßer Moder oder kein Nichts da unten, vielmehr etwas vom Leben der da Ruhenden, ja ihr schönstes innerstes Leben spricht uns an. Die alte Zeit war zweifellos der Meinung, daß den Abgeschiedenen doch noch ein Empfinden, also ein gewisses Leben bleibe, wie das ja aus der Griechenwelt in schönster Deutlichkeit vor uns steht im Bilde der Unterwelt im 11. Buch der Odyssee. Machen wir doch von dieser Vorstellung noch ganz arglos, wenn auch ohne deutliches Bewußtsein, gemüthlich ernsten Gebrauch in der Wendung aus der römischen Zeit, womit ein Redner eine Grabrede beschließt: sit tibi terra levis, d. h. mögest du den Druck der Erde auf dir nicht oder wenig empfinden, von Haus aus der Ausdruck eines wahrhaft innigen Mitgefühls mit dem Geschiedenen, so kindlich und so ansprechend. So reden wir mit gehobener Empfindung von den Manen Verstorbener, die noch am Orte ihres einstigen Lebens still verweilen und haben dabei gar kein Gefühl von Aberglauben, weil die Manen römische Färbung haben. In unserer Leonorensage, freilich nicht gerade in der Gestalt, die ihr Bürger gegeben hat, ist die Vorstellung hoch dichterisch verwerthet und ist doch auch nichts als volksmäßiger Aberglaube. Ich denke, das ist auch für die Schule recht brauchbar.

Fragt man nach den Gründen, die eine solche Vorstellung von

Geistern, die in Bergen wohnen, möglich machten, so möchte ein Nachklang aus der Urzeit im Spiele sein, wo nachweislich, auch in Deutschland, Berghöhlen als Wohnungen benutzt waren, wovon z. B. in der sog. Fränkischen Schweiz noch sichere Spuren übrig sind. Dem gut geschulten Deutschen sind diese sog. Höhlenbewohner als Troglodyten bekannter, wenn auch nicht deutlicher. Aber einen andern und sicher erkennbaren Anstoß zu jener Vorstellung gaben Berge mit Echo. Es ist ja verdrießlich, wie wol da beiläufig erinnert werden darf, daß wir für die eigenartige Erscheinung keine andere gebildete Bezeichnung haben, als das verballhornte griechische Echo — verballhornt, denn bei den Griechen war die Echo (ἠχώ) eine Wald- und Bergnymphe, die dem Rufenden antwortete, wie denn das Wort im 17. Jahrhundert von unsern gelehrten Dichtern eingeführt wurde; wir haben nun aber glücklich die hübsche Vorstellung zum Begriffe des bloßen Halles zusammenschrumpfen lassen und kennen nur das Echo.

Die Ursache des merkwürdigen Widerklanges war nämlich noch nicht erkannt, man brauchte ja aber eine und suchte sie im Innern des Berges, aus dem die Stimmen riefen. Man hatte auch eine Art guter Begründung dafür, denn volle Fässer, hieß es, gäben beim Klopfen keinen Klang, wohl aber hohle.*) Also solche Berge mit hohlem Innern gedacht, von Geistern bewohnt, auch als Götterwohnung, wie der Venusberg, das wird alles besonders deutlich an dem Loreleyfelsen, dem berühmtesten klingenden Berge damals wie jetzt; s. die nach vielen Seiten lehrreiche Abhandlung von der Loreley von W. Hertz in den Sitzungsberichten der Münchener Akad. d. W., phil.-hist. Cl., 1886 1, 217 ff. Da sieht man auch, wie der Fels von einer heiligen Scheu umgeben war, daß sich z. B. in Kriegszeiten Bedrängte unter seinen Schutz flüchten konnten. Die geisterhaften Vorstellungen wurden übrigens durch die ganze Lage und Umgebung genährt, denn man sieht sich, vor der Loreley stehend, in einer nach allen Seiten menschenverlassenen öden wilden Steinwelt, nur durch den rauschenden Strom belebt. Auch der Nibelungenhort war in ihm geborgen gedacht. Merkwürdig ist uns besonders, wie man die Antworten des Felsens auf rufendes Fragen auch als Orakel behandeln konnte, da sie doch nur die Frage wiederholten, es waren ja aber Geisterstimmen. Das auch den Schülern einmal vorzubringen hat mehr Werth, als bloß ihr Wissen

*) Genaueres s. in Grimms WB. unter gellen (2, e), wie man das Widerhallen nannte, den Hall selbst galm, widergalm; ein solcher Berg hieß ein gellender stein, gellender fels u. ä.; s. auch unter gällig (wo mir die Sache noch nicht klar war) und gellig. Wahrscheinlich erklären sich so auch Namen wie Klingenberg (eigentlich Klingendberg, klingender Berg), Holnstein in Baiern (nicht Holstein, das auf Misverständniß beruht).

zu bereichern, wo es nicht einmal nöthig ist. Es müßte ihnen daran zugleich klar gemacht werden, wie unser heutiges Wissen und Können, das ihnen mühelos als Geschenk in die Hand geht, von den Vorfahren mühsam nach und nach erworben ist für uns, aus unvermeidlichen Irrthümern heraus. Diese muß der Schüler nicht mit Spott, sondern mit Achtung ansehen lernen.

Schließlich aber noch etwas von unserm Olymp des 18. Jahrhunderts. Es wäre schon der Mühe werth, der Sache genau nachzugehen, als Probe der eigenartigen damaligen Welt, in der sich das griechisch-römische Wesen und Denken so weit und tief in die überlieferte eigene Gedankenwelt eingenistet und sie theilweis umgestaltet oder doch umgefärbt hatte, ohne daß doch, wie von vorn herein unmöglich, ein gesundes und dauerndes Ganzes daraus werden konnte. Die Zeit ist gekommen, daß wir dieser eigenartig gemischten Gedankenwelt gegenüber, in der wir zum Theil noch aufwachsen, nun die rechte freie Stellung einnehmen können, um sie geschichtlich zu begreifen, an ihr für höhere Zwecke zu lernen, aber auch sie zu sichten und über das Ganze gleichsam Inventur zu halten, daß wir von unnöthigem Ballast befreit, weiter steuern können. Die Sichtung ist schon lange von selbst in stillem Gange, muß aber nun bewußter geschehen. Gar Manches, was sich noch mit fortschleppt, durch lange Gewöhnung als richtig gedeckt, sieht recht besehen in Wahrheit gar wunderlich aus. Es ist eine eigene Schickung, daß die letzte Höhe unserer Literaturbewegung gerade mit der Höhe des neuen deutschen Griechenthums zusammenfällt. Wir sind aber im Grunde schon längst auf dem Punkte der Entwickelung im Ganzen angelangt, auf dem sich schon Goethe selbst später sah, Goethe, den man so gern als sichere Stütze für die Unentbehrlichkeit der antiken Welt auch für unsere Bildung ansieht, wenn er vor dem zweiten Buch der Zahmen Xenien die Erklärung abgibt (aus d. J. 1821):

Wir sind vielleicht zu antik gewesen,
Nun wollen wir es moderner lesen.

Um aber vor der Hand beim Olymp zu bleiben, so zeigen sich da doch Unterschiede im Gebrauch. Bei Klopstock z. B. erscheint er der heimischen höhern Welt ganz einverleibt, während er bei Schiller doch wieder nach Griechenland versetzt ist, freilich in das Griechenland, das er als Gewand seiner eigensten Ideenwelt brauchte. Klopstocks Ode Friedrich der Fünfte v. J. 1750 beginnt:

Welchen König der Gott über die Könige
Mit einweihendem Blick, als er geboren ward,
Sah vom hohen Olymp, dieser wird Menschenfreund
Sein und Vater des Vaterlands.

Da ist Griechisch und Deutsch, Heidnisch und Christlich ganz in eins gearbeitet, der Gedanke von dem einweihenden Blick des Gottes ist Horaz entlehnt und bringt in der Luft oder Stimmung, aus der er stammt, den Olymp mit sich, der nun da — als Wohnsitz des Christengottes geht, sodaß dieser eigentlich mit Zeus oder Jupiter in eins gesetzt ist — aber man dachte sich das, glaub ich, gar nicht so deutlich, wie wir nun dazu neigen. Und doch klingt es recht deutlich gedacht, wenn er seinen Schutzengel vom Olymp herabsteigen läßt in der Ode Salem v. J. 1748:

Einen festlichen Abend stieg mit dem Schimmer des Mondes
Salem, der Engel der Lieb' und mein Schutzgeist
Vom Olympus herab, ich sah den Göttlichen wandeln u. s. w.

Ganz griechisch gedichtet ist es, wenn in der Ode Die Braut v. J 1749 seine Muse Urania, die ihm eine Mahnung zu geben kam, zum Olymp steigt:

Also sprach sie und stieg zu dem Olymp empor.

Und noch 1789 vom sichtbaren Himmel, in der Ode das Bündniß gegen Ende:

Wenn nach Wettern (Gewittern) mein Blick zu des Olymps
Hohem Bogen sich hebt.

Aber auch von dem überweltlichen Himmel, wo alles Höchste wohnt, in der Ode Kennet euch selbst v. J. 1789:

Frankreich schuf sich frei, des Jahrhunderts edelste That hub
Da sich zu dem Olympus empor.

Uns ist das nun alles mehr befremdend, als unmittelbar zu genießen, sobald wir uns nicht mit einem gewissen classisch romantischen Klang begnügen, der den Worten von der Schule her anhaftet. Auch Folgendes steht eigentlich in demselben Lichte, obschon im Inhalt uns ganz nahe gehend. Heinrich Voß, der älteste Sohn von Joh. Heinr. Voß, damals in Weimar Gymnasiallehrer und Hausfreund in Schillers und Goethes Hause, berichtet im April 1805 an einen Freund Niemeyer von Schillers Ende, das er selbst als Freund und Helfer gleichsam mit durchgemacht hatte, dabei von Goethe, der zu gleicher Zeit selbst schwer krank gewesen war: „Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden, und ich hoffe, Dein Wunsch ist schon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt sei."*)

*) Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß, herausg. v. Abr. Voß, Heidelb. 1834, S. 62. (Jetzt im Neudruck vorliegend: „Goethe und Schiller im persönlichen Verkehre". Stuttgart bei Cotta 1895, besorgt von G. Berlit. S. 96.)

Also Goethe und Schiller als Heroen oder Halbgötter, im altgriechischen Sinne, die ihr Leben im Olymp fortsetzen, wie Herakles, den die Götter so in den Olymp aufnahmen (Schillers Ideal und Leben schließt damit), der Gedanke aber so fortgebildet, daß sie auch aus dem Olymp gekommen und zu den armen Menschenkindern herniedergestiegen waren. Das würde ja jetzt, nach noch nicht hundert Jahren, niemand wol mehr so fassen und sagen, aber dort in der griechischen Luft, in welcher der deutsche Geist da athmete, war es natürlich und schön, ja der beste knappe Ausdruck des tiefsten Empfindens, das aus Schreck und Schmerz heraus seine Erhöhung suchte, und auch wir können das noch vollauf nachempfinden, daß wir an dem, wie es da steht, nichts geändert wünschten oder denken könnten. Der tiefste Ernst des Augenblicks findet da seinen schönsten, beruhigenden und befriedigenden Ausdruck. So haben auch diese Dinge, die der veränderte, gesündere Geschmack von selbst beseitigt, doch ihr Recht an rechter Stelle und können es behalten, sobald damit dem Innern, der Innigkeit genug gethan wird, auf die es doch ankommt.

19.

Deutschland grammatisch, zur Geschichte seiner Form.*)

Die Worte Deutsch und Deutschland, die uns nun wie neu aufgefrischt die Träger der reinsten und tiefsten Innigkeit in unserer Gedankenwelt sind, und nun auch von oben her, von Staatswegen so anerkannt — man muß zu den Alten gehören, die es noch mit erlebt haben, wie sie da vielmehr mißliebig, ja verdächtig waren und von Amtswegen möglichst gemieden wurden, um an ihnen ganz nachempfinden zu können, was diese Anerkennung von höchster Stelle aus bedeutet und was in ihnen gewonnen ist, auch nur im Vergleich mit der Zeit unserer Väter — diese wichtigen Worte bieten sprachlich und grammatisch mehrfachen Anlaß zu lehrreicher Betrachtung. Daß sie sich durch Wolklang nicht eben auszeichnen, bemerkt wol jeder einmal, der sein Ohr an das Hören von Wolklang und Übelklang der Sprache gewöhnt, mit einem Verdruß, an dem er dann eine Zeit lang zu kauen hat. Wie viel wolklingender sind das französische allemand, l'Allemagne, das englische german, Germany, auch das ital. tedesco, das unserm Deutsch entspricht, d. h. danach gebildet ist.**) Eigen ist auch, daß es in unserer Sprache reimlos

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 513 ff.

**) Ursprünglich todesco, nach dem älteren tiutisch, diutisc, genauer nach lat. theodiscus.

dasteht, wie Goethe einmal spöttelt (in den Musen und Grazien in der Mark):

Ob sich gleich auf Deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.

Ich wollte aber nicht auf das Adjectiv und seine gar lehrreiche Geschichte eingehen, auch nicht, was das Substantiv mit träfe, auf das Jahrhunderte lange Schwanken zwischen D und T im Anlaut, das ja nun glücklich in der rechten Richtung überwunden ist (es ist noch gar nicht lange her), sondern von Deutschland, das selber genug zu betrachten gibt.

Was ich meine, wird durch folgenden Satz Herders v. J. 1769 angedeutet sein. Er erwähnt in den Kritischen Wäldern, im ersten Wäldchen Cap. 24 die Ermordung Winkelmanns: „Winkelmann ist nicht mehr! Durch die Hand eines Mörders auf die entsetzlichste Weise der Welt, Rom und seinem Deutschlande entrissen! (Suphans Ausg. 3, 187) — Deutschlande! jetzt vollkommen unmöglich, ebenso wie Englande, Schottlande, Irlande, Hollande, Jütlande, Rußlande, Livlande, Kurlande, Esthlande u. s. w. unmöglich sind. Die Namen haben der Form nach keinen Dativ mehr, sie sind starr und steif geworden (vom Gen. abgesehen, s. nachher). Dagegen wäre bei Griechenland noch jetzt nicht ganz unmöglich: „im alten Griechenlande"; das wäre wie: im Baskenlande, im Hessenlande, auch im Rheinlande, im Osterlande, im Voigtlande — warum? Da ist überall „das Land" (der Griechen u. s. w.) noch als besonderer Begriff gedacht und hebt die Namen aus dem Kreise der Eigennamen im engeren Sinne heraus. Diese gelten nun einmal als über das grammatische Leben starr hinausragend, während der alte, natürliche Stand noch bei den Bauern zu erkennen ist, z. B.: ich habe es Baumanne gegeben, ich wills Bernharde sagen u. s. w., vor dem städtischen Sprachgefühl ein Bildungsgreuel, dem einigermaßen offen werdenden Blick aber — beneidenswerth. Werden doch nun auch die Dative und Accusative Goethen, Luisen, Bernharden u. dgl. immer mehr altfränkisch, sodaß man sich damit eine Bildungsblöße zu geben fürchtet, während doch Fälle immer vorkommen, wo der bezeichnete Dat. oder Acc. schon der Deutlichkeit wegen recht brauchbar oder nöthig wäre. Es ist wie mit „Gott", das auch im Dativ nun bloß so kahl, ohne Endung und Abzeichen möglich ist, was doch nicht ohne bedenkliche Folgen ist (s. z. B. oben Nr. 2, S. 15 f.). Niemand wagt mehr den Dativ „Gotte" trotz des biblischen Wortes „Gebet Gotte was Gottes ist" u. s. w. Und doch ist Gott noch nicht soweit erstarrt, als Deutschland u. s. w., denn dem Sprachgefühl noch ganz gemäß und ohne Anstoß ist in Schillers Gang nach dem Eisenhammer:

Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Triffst du ihn auf dem Weg.

Auch „beim großen Gotte, beim gerechten Gotte" ist, wenn auch nicht geläufig, doch noch nicht unmöglich, weil auch da „Gott" durch den Artikel und das Adjectivum noch außer dem Kreise der starren Eigennamen gehalten wird. So wunderlich geht es mit dem e, diesem dünnsten Laute unserer Sprache zu, das doch zugleich so wichtig und so launenhaft behandelt wird.

Um aber wieder auf Deutschland zu kommen, den Genitiv hat es doch noch mit Abzeichen, aber doch auch nicht mehr in alter Reinheit und Schönheit, denn er hat auch das e hergeben müssen, wie der Dativ, und nur das —s übrig behalten, es heißt nur noch Deutschlands, wie Englands, Hollands u. s. w. Das ist eigentlich um so auffallender, als sonst in Bezug auf grammatische Formen seit mehr als einem Menschenalter eine Bewegung im Gange ist, welche eifrig darauf ausgeht, frühere bequemere Formen in ihrer älteren Gestalt wiederherzustellen, eine Bewegung, die an sich seit Jahrhunderten wirksam und für die Formgeschichte unserer Sprache von der größten Bedeutung ist, freilich oft auch fehlgegriffen hat. Es handelt sich dabei besonders um verschluckte e; so will man Gleis nicht mehr dulden, nur noch oder wieder Geleis, und selbst „entgeleisen", worin das rhythmische Gefühl einen Stoß erhält, soll nun allein richtig sein, man wird auch noch auf „vergenügen" als das allein Richtige verfallen. Besonders auch, und ganz löblich auf das gen. —es ist es dabei abgesehen, und wenn man z. B. wol noch länger sprechen wird: „Wir fuhren im letzten Wagen des Zugs", wird man doch in der Schrift „Zuges" vorziehen. Aber vor der starren Mauer der Eigennamen macht die Bewegung schen Halt, Deutschlandes ist unmöglich, während doch des Rheinlandes, des Osterlandes in der Schrift nun wieder das herrschende ist, obwol man vor der Hand Rheinlands u. s. w. weiter spricht.

Und doch ist auch das noch gar nicht alt, wie der Dat. ohne e; man liest z. B. in den Briefen die neueste Literatur betreffend 22, 177 Berl. 1765 (Resewitz ist der Verfasser): „Wenn bei uns Deutschen ein neugebackener Schriftsteller nur nicht vergißt, zwölf Exemplare seines Werkleins an zwölf Zeitungsverfasser zu senden, so kann er gewiß seyn aus zwölf Städten Deutschlandes die angenehme Nachricht zu hören, daß der Herr Magister*** ein treflich gründliches und angenehmes Werkgen geschrieben habe" — Deutschlandes, jetzt so ganz unmöglich, wie Herders „seinem Deutschlande" oben. Die Eigennamen sollen und müssen wie gesagt nun einmal so unbeweglich starr als möglich sein. Gut, es ist

nun einmal nicht anders, man muß sich fügen, aber, wie in vielen ähnlichen Fällen auch im Leben, das Gefühl darf sich dawider auflehnen und das einfach Rechte sich im Stillen vorbehalten.

Den Schülern würde ich übrigens den Fall vorlegen, so daß sie sich selbst an der Lösung der Frage versuchen müßten, warum im Osterlande, aber nur in Deutschland, warum im Frankenreiche, aber nur in Frankreich. Die Kleinigkeit ist trefflich geeignet, um ihr eigenes Denken auf den Weg des Suchens und Findens zu bringen.

Diese grammatische Erstarrung ist aber nur der Endpunkt einer Entwickelungslinie, die in aller Lebendigkeit und Beweglichkeit begann; es wird lehrreich sein, auch für Verständniß des Sprachlebens überhaupt, die Entwickelung in raschem Überblick zu verfolgen.

Von Anfang erscheint sogar Plural und Singular zur Wahl, beides z. B. im Annoliede:

> si hiezen in vehtin wider diutsche lant.
> Wackernagels Leseb. 1, 179, 5 (1830),

d. h. die Römer den Caesar; daneben aber:

> mit zorne her (Caesar) duo wider wande
> ci diutischimo lande. 182, 22,

schon ohne den Artikel, denn gemeint ist: das Deutsche Land, wie vorher die Deutschen Lande. Wenn W. Grimm im Wörterbuch unter Deutschland aus der Kaiserchronik beibringt: daz mære in Dûtiskland kam 102[d], dô kârte er in Dûtiskland widere das., so ist das mit dem heutigen „Deutschland" noch nicht gleich zu setzen, gemeint ist dûtisk lant, das deutsche Land. Im 13. Jahrhundert z. B. bei Walther:

> owê waz êren sich ellendet tiuschen landen!
> 13, 5 Lachm.;

dâ hin dâ her wart nie so wert in allen tiuschen landen. 107, 10,

jetzt: in ganz Deutschland, wo die Erstarrung auch das Adj. mit ergreift, denn „im ganzen Deutschland" wäre wider den Gebrauch.

Walther behandelt es doch auch als Singular, z. B. in dem Willkommenliede:

> tugent und reine minne,
> swer die suochen wil,
> der sol komen in unser lant. 57, 13.

In demselben Liede zeigt sich auch, daß tiutsch auch sonst den Artikel nicht bedurfte, um bestimmt zu sein:

tiusche man sint wol gezogen. 57, 13;
tiuschiu zuht gât vor in allen. 56, 37,

d. h. die deutschen Männer, die deutsche Bildung; ebenso 117, 5 werdent tiusche liute wider guot, die Deutschen. Das haftet dem Worte bis heute zum Theil an, denn man spricht z. B. von deutscher Geschichte, deutschem Gebiete, deutscher Erde auch in Fällen, wo man den verschwiegenen bestimmten Artikel mit meint.

Der Plural mag übrigens das ältere sein, er ist lebendiger, indem er die Größe des gemeinten Gebietes mehr ausgemalt sehen läßt, während der Singular das Ganze mehr auf einen Begriff einschrumpfen läßt. Die Einheit litt beim Plur. keinen Schaden, da sie durch tiutsch vertreten war. Es hängt aber auch mit dem ursprünglich engern Begriff von Land zusammen. Wenn z. B. beim Kürenberger davon die Rede ist, der Dichter müsse einer Frau diu lant rûmen, weil er ihre Minne verschmähe (Minnes. Frühl. 8, 7. 9, 32), so handelt es sich wol höchstens um eine Grafschaft, die so pluralisch gefaßt wird: lant ursprünglich, was man mit dem Auge oder mit den Gedanken als ein Ganzes für sich umspannen konnte, unser Landschaft wird ihm ungefähr gleichen. Übrigens hat sich der Plural ähnlich erhalten in den Vierlanden bei Hamburg, in den Niederlanden, denen gegenüber in der ältern Zeit auch von „den obern Landen" (am Rhein) die Rede ist.

Der Plural erhält sich noch weit hinaus übers Mhd. lange neben dem Sing., z. B. (mehr bei W. Grimm im Wb. unter deutsch):

ich bin ein pot vom pabst gesant
von Rom in dise teutsche lant.
Fastnachtsp. 29, 13;

in alemangna (so), in teutschen landen. Ital.-deutscher Vocob. Bologna 1479 e 3[b], also der Plur. selbst neben dem ital. Singular; also bleib er in tutschen landen. Closener 56, 25; Wilhelm, ein Fürst von deutschen Landen. Steinhöwel Boccaccio 2, 189; gemeiner nutz diser ganzer dutschen lande. Janssen Frankfurts Reichscorr. 2, 154 (v. J. 1461), in amtlichem Reichsstil; ich wolte ein sack vol exempel bringen allein aus deutschen landen. Luther das schöne confitemini 1540 E 4[a]; wenn es so sol in deudschen landen gehen, so ist mir leid das ich ein Deudscher geboren bin. Luthers Schriften (Jenaer Ausg.) 5, 185[b]; find ich, das in Germanien und teutschen landen regirt hat könig Swab. Aventin Chron. (1566) 37[a], also gleichfalls neben Sing. Auch das obere und niedere Deutschland werden so unterschieden, z. B.: Graven, Freien, Ritter, Herren und Edelknecht von hohen und nidern Teutschen landen. Zim-

merische Chron. 1, 71; nun war zu denen zyten Herzog Albrecht von Oesterreich ... heruff von Österland in Schwaben (acc.) und hochdeutsche landt kumen. Georg v. Ehingen 7, hier im genauesten Sinne, das eigentlich hohe deutsche Land, das Hochgebirgsland, Tirol, des Verfassers Heimat. Besonders auch verbunden „deutsche und welsche Lande", als ungefähre Umfassung des Bereiches, dem damals das Tagesinteresse angehörte, z. B.: es ist ein gewonheit fast überal in Teütsch und Welschen landen. J. Pauli Schimpf u. Ernst S. 414 (Österleys Ausg.), dahinter steht schon das einfache „Teutsch- und Welschland". Noch tief im 17. Jahrhundert: vor allen Dingen soll er (der Deutsche) die Teutsche Geschichte und Sprache lernen ... und die Teutsche Land durchzogen haben, ehe er sich in frembde Lande begebe. Moscherosch Philander Frankf. 1644 S. 804.

Daneben geht aber gleichbedeutend der Singular, wie vom Anfang an. Der voc. incip. teut. y 4ª gibt „tutsch land, Alemania" u. s. w. d. h. „deutsches Land", mit entbehrlichem Artikel (s. oben). Doch steht dieser auch, z. B. bei Dasypodius 88ª „Das teütsch land", Alemannia u. s. w.: Germanus, einer uß dutschem lande. Diefenbach gloss. 26ª; dadurch dann ... das Teutsch lande in im selbs sogar verirret ist, das es von andern nacion ... ganz verachtet u. s. w., kurz vorher: das in dem heiligen Römischen reich und bevoran in Teutschen landen es leider ... übel gestanden hat. Janssen Frankfurts Reichscorr. 2, 149 in einer Eingabe des Erzbischofs von Mainz und Genossen v. J. 1461, an den Kaiser über die verderblichen Zustände des Reiches;

sie sind aus teutschem land geborn. Laurin (Schade) 1625;
geboren aus dem Teutschen Land. Eyring Sprichw. 1, 170;

Luther an die Radherrn aller Stedte Deutsches lands, das sie christliche schulen aufrichten sollen. Wittemb. 1524; von des Teutschen lands art. S. Frank Germ. Chron. (1538) 2ᵇ; in das wüste teutsch lande ziehen. 3ª; ein schwarm volks kam aus Engelland und Brittannia in Teutsch lande. 221ª; da diser könig Gampus in teutschem land herrscht. Aventin Chron. 126 Lexer.

Aus Welschland, Spanien, Frankreich, Flandern,
Aus Schweiz und ganzem deutschen Land.
Rollenhagen Froschm., Nn 3 (Goedeke 2, 125).

Nun bleibt Leipzig noch wol ein stat,
weil sie den preis behalten hat
in teutsch und welschem lande.
Lied von der Belagerung Leipzigs i. J. 1547
b. Liliencron hist. Volksl. 4, 406.

Der Drang nach Einheit und Einfachheit lag aber dem zusammengesetzten Namen schon lange in den Gliedern und kam seit dem 15. Jahrhundert zum Durchbruch, seit dem 17. zum Siege: Dütschelant wart betwungen. Königshofen, Chron. 335, 21. Der Drang mußte ja unterstützt werden durch die lat. Alemannia, Germania, Teutonia. Im 15. Jahrh. z. B. in Vocabularien: Germania, nider tütschland. Diefenbach nov. gloss. 191[c]; Hochteutschland, Norica, Teutonia. voc. inc. teut. k 2[b], es ist aber noch „hoch Teutschland" gemeint, wie noch S. Frank im Weltbuch (1567) 41[b] „das ober (oder) hoch Teutschland" und „das nider Teutschland" schreibt; diese Zusätze ober, hoch, nieder mußten übrigens das Zusammenschreiben „Deutschland" befördern.

Dann würd es übel umb uns stan
Und alls Teütschland zu scheitern gan.
S. Brant bei Zarncke S. XXXVII[a].

Sonst im 16. Jahrh.: wenn Deutschland alle auf ihre knye fielen. Luther vom bapstum 1520 A 4[a], sehr merkwürdig das Land unmittelbar als das Volk selbst gedacht; Teutschland ist wie ein schöner weidlicher Hengst, der Futter und alles genung hat, was er bedarf, es fehlet ihm aber an einem Reuter. Tischreden, 1571 395[b]. Thomas Platter erzählt aus seinem Knabenleben als Geißhirt im obern Wallis: under andren wünschten wir, das wir kenden fliegen, so wolten wir uß den land in Tütschland fliegen, so nennet man in Wallis die eidgnoschaft. Platters Leben 12 (Boos).*)

Sol ich von wunder sagen,
so ist ir das wol eis (eins),
daß auf dem loblichen Tage (Reichstag)
Deutschland ist worden eis.
Liliencron hist. Volksl. 3, 62[b], v. J. 1512.

*) Dieß in mit dem Acc. bei Länder- und Ortsnamen ist jetzt verboten, nur noch der Dat. ist erlaubt, ein Grund ist schwer zu sehen; das in, wie es da Platter braucht, hat bis ins 18. Jahrh. gegolten. Zu dem engeren Sinn übrigens, den Deutschland da hat, ist das Gegenstück, wenn die Engländer das Holländische dutch, den Holländer Dutchman nennen. Auch sonst kommt solche Verschiebung oder Einengung des Begriffes vor, z. B. wenn im 17. Jahrh. Elberfeld und Deutschland getrennt sind: „Ein Elverfeldische war in Teutschland gewesen, und als sie zu Haus kam, lud ihr Mann, sie desto besser zu willkommnen, etliche gute Freund zu Gast; deren einer fragte sie, wo ihr der Wein am besten schmeckt, verstehend in Teutschland oder zu Elverfeld, dem antwort sie: auf der Zungen im Mund. Teutscher Nation apophthegmatum dritter Theil durch J. L. Weidnerum, Amsterdam 1653, S. 413; ist das Rheinland gemeint? Dunkel ist mir auch folg.: „so bald es dahin ist kommen, das man ganze Künigreich, wie Bayern, Engelland, Elsaß, Teutschland auf einmal hat einhellig zum glauben bracht. S. Frank, paradoxa (1558), 292[a]."

Auch der alte Plur. und der neue Sing. nahe bei einander, z. B. bei Hutten in dem Sendschreiben an Friedrich den Weisen, v. J. 1520: „Die Westphalen, so in vorzeiten .. Teutschen landen den Arminius geben haben ... welcher gantz Germanien und Teutschland aus den Händen der Römer erlediget."

Zu diesem einfach gewordenen „Deutschland" (deutsches Land) gehören als Gen. und Dat. anfangs deutsches landes, deutschem lande, aber es tritt doch bald auch selbst als Dativ auf, man mochte sich der gewonnenen Einheit freuen, z. B.: Der Wal Campanus, da er in Deudschland gewesen und an die grentze des welschen landes wider heim kam u. s. w. Luther wider das bapstum (1545) B 3[b]. Übrigens auch mit dem Art.; da ja „das deutsche Land" darin nachklingt: Ich rede nach der sechsischen canzeley, welcher nachfolgen alle fürsten und könige im Deutschland. Luther Tischreden Cap. 69; das ich mich vom Italienischen Gebürg ins Teutschland ... hab herab begeben. Fischart Bienenkorb (1588) 230[b]; des Teutschlands langwehrendes Elend und Trübsal. Weckherlin Vorr. zu den weltl. Ged.

Merkwürdig ist dabei, wie eine Zeit lang das Alte und Neue sich mischen und nicht rein aus einander zu sich kommen können, ein werthvoller Beitrag zu der Art, wie die Sprache sich bildet. Z. B. getrennt, doch das Adj. nicht mehr beweglich: Ich red nach der sächsischen cantzeley, welcher nachfolgen alle fürsten und könige im teutsch lande. Luthers Tischreden Frankf. 1574 412[a] (Dietz Wörterb. zu L.s Schriften 1, 369[a]). Auch zusammengeschrieben bei flectirter Form: denn Nürnberg leucht warlich in gantz Deudscheslaud wie eine Sonne under Mond und Sternen. Luthers Schriften 5, 471[b];

Aus Schweiz und gantzem Deutschenland.
Froschmeuseler Braunschw. 1637 Nn 7[a].

Selbst im Plural: Das mir ... des Türken regiment ... unleidlich sein solt in Deudschenlanden. Luthers Schriften 4, 414[b]; aufrur in teutschlanden. S. Frank Germaniae chron. 221[b]; solt Titus Livius und Julius Cesar ietzt Germanien sehen, sie möchten freilich sich irer schriften schemen und Teutschlanden ein widerruf thuen. 3[a]; weil der Allmächtige ... die alleredelste Kunst der Buchdruckerei auch in Teutschlanden ... hat offenbaren wollen. Moscherosch, Philander 2, 804. Ebenso: Zeitungen aus Welschlanden u. s. w. o. O. 1546.

Man sieht, der Name unsres großen Vaterlandes hat ein Schicksal hinter sich so bunt, ja theilweis wirr, wie das Land und Volk selber. Auch er geht von einer Mannigfaltigkeit aus, die im Einzelnen vollberechtigt war, strebt und drängt aber im Lauf der Zeit, eben durch den

größten Wirrwarr hindurch, nach Einfachheit, um damit zur Einheit zu kommen. Nöthig ist es aber, daß die Erstarrung des grammatischen Deutschland, in die diese Einfachheit ausgelaufen ist, diesem selbst fern bleibe. Sie ist aber auch nicht zu fürchten, die Einheit, die heiß ersehnte, verträgt sich nun aufs beste mit der Vielheit, die der deutschen Eigenart gemäß ist. So lebt auch der grammatische Plural in der Volkssprache nach, wie man in Bremen niederdeutsche Auswanderer beim Einschiffen hat klagen hören, wie schwer es sei, „von dütschen Landen" Abschied zu nehmen*); da ist doch die Innigkeit, die an der großen Einheit hängt, völlig fühlbar neben der im Plural vorgestellten Mannigfaltigkeit. Und auch in gebildeter Sprache ist es oder wird wieder beliebt, in gewissen Fällen von „deutschen Landen" zu reden; es geschieht in einer gehobenen Stimmung, in der man Luft und Duft der alten Zeit durch die alte Sprachform herbeizuführen sucht, was denn jetzt wieder meist wolthuend empfunden wird, eine ganz gesunde Regung, welche die klaffende Lücke unsres deutschen Bewußtseins ausfüllen hilft.

20.

Zum Wesen des Reims, auch des Stabreims, dabei eine Berichtigung W. Scherers.**)

Daß vom Reim, zumal von seinem Wesen und Begriff noch etwas zu sagen sein sollte, das nicht längst wolbekannt und anerkannt wäre, das sollte man nicht für möglich halten, und doch ist dem so. Genauer zu reden ist, was ich meine, auch nicht eigentlich unbekannt, denn jeder, dem man es sagt, erkennt es sofort an als längst vorhanden, aber es ist nicht ins Licht des Bewußtseins gehoben, daher eigentlich bekannt und unbekannt zugleich.

Worum es sich handelt — ich bin wirklich darauf aus, den Leser etwas ungläubig neugierig zu machen — das mag ein Schulgeschichtchen zeigen, das ohnehin das Aufheben verdient. Ein Volksschullehrer erzählte mirs, der meine Vorlesungen über deutsche Metrik und Rhythmik gehört hatte, als werthvollen Beleg für den da oft ausgesprochenen Satz, daß die Grundsätze der metrischen Kunst uns von der Natur gegeben, also unbewußt in jedem vorhanden seien. Er hatte in einer untern Knaben-classe bei einem Schüler ein Zettelchen ertappt, auf dem dieser zur

*) Weinholds Zeitschrift für Volkskunde 1, 25.

**) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 577 ff. (siehe auch weiter unten den Nachtrag, Seite 206 ff.).

Erholung von der Arbeit des Aufpassens einen Versuch auf dem Pegasus gemacht hatte, etwa so:

Unser Freund der Jacob Berger
Trinkt sein Glas Johannisberger.

Der Lehrer las das Reimpaar vor, zur Strafe für den Sünder, es wurde gelacht; aber einer, der vermuthlich nicht zu den Freunden des Dichters gehörte, bemerkte dazu: das reimte sich ja nicht!

Ich legte das Geschichtchen einmal einem Doctorcandidaten vor, den ich in Metrik prüfte, um damit die Erörterung über den Reim zu eröffnen; er stand oder saß völlig rathlos davor, nämlich vor dem abfälligen Urtheil des kleinen Kritikers, d. h. er suchte in seinem Wissen, wo er nichts fand, anstatt sein Fühlen zu fragen, das es ihm gesagt hätte. Jetzt wüßte ich gern auch von meinen Lesern, ob es ihnen und wie vielen es geht wie jenem Candidaten, den ich als wol begabt recht gut kannte, oder ob ihnen (soweit sie es nicht längst wissen) dämmert, worum es sich handelt, daß ich es nicht zu sagen brauchte.

Eine Frage bringt gewöhnlich das eigene Erkennen in Gang: welcher Reim gefällt Ihnen besser, welcher wirkt befriedigender, Kreis auf Greis, oder Gleis auf Greis? Die Antwort ist immer bald da: Gleis auf Greis, und damit ist das Eis gebrochen: nicht der gleiche Klang allein macht den rechten Reim, sondern Gleichheit und Ungleichheit zusammen, und zum Reim gehört nicht bloß das gleich Klingende vom Vocal an, sondern ebenso das verschieden Klingende, das dem Tonvocal als Ansatz vorhergeht. Also, könnte man sagen, Reim und Unreim verflochten bilden den rechten Reim. In Greis und Kreis ist die Ungleichheit kleiner als in Gleis und Greis, daher entscheidet sich das dunkle Gefühl rasch für das zweite. Fragt man das Gehör weiter — und es ist ein wahres Vergnügen im Unterricht das zu thun — so stellt sich heraus unter allgemeinem Beifall, daß der Reim an Schönheit zunimmt in dem Maße, wie dem Gleichen darin ein Ungleiches, dem Einklang ein Zwieklang gegenübertritt, und nun erst, wenn das Gefühl das erfaßt, kommt uns der wahre Begriff vom Reim, nun erst sieht man ihn unter dem Gesichtspunkt des Kunstschönen; davon zuletzt noch ein Wort. Man führe dem Schüler weiter vor z. B. tragen und ragen, bringen und dringen, Kranz und Glanz, blau und grau, springen und verschlingen, Stein und Rhein, Spur und Flur, Berg und Zwerg, in denen das Ungleiche durch Ähnlichkeit hindurch zu völliger Verschiedenheit fortschreitet, und lasse die Schüler in freiester Weise ihr Gefühl dabei äußern, die Übung ist wahrhaft fruchtbar für Geschmacksbildung, die für die höchsten Erziehungszwecke so wichtig ist und wofür

doch die Schule so wenig thut. Es wird sich aber dabei herausstellen, daß das Ohr auch an Ungleichheit bei Ähnlichkeit oder einem gewissen Entsprechen ein eignes Gefallen hat, z. B. an dringen und bringen, grausen und brausen, grasen und blasen (r und l sind ja klang- und artverwandt), daß aber die Höhe der Schönheit doch bei der vollsten Ungleichheit bleibt, weil durch sie die ausklingende Gleichheit vom Vocal an um so wirksamer und befriedigenden Abschluß gebend wird. Vergleicht man z. B. die Reime Schrein und rein, Schrein und klein, Schrein und Wein, so fühlt man leicht, wie der Reim zu größerer Ungleichheit aufsteigend immer mehr Reim wird. Das Gefühl dafür, als freieste Äußerung des Innern, ist sicher vorhanden, hat nur geschlummert und wird auf einmal wach, einer der reinsten Seelengenüsse, die uns gegönnt sind. Merkwürdig aber, wie jener Knabe ohne alle Lehre wußte — denn man kanns doch wissen nennen — daß Berger und Johannisberger sich nicht reimen. Wer ihm das gesagt hatte? Doch nur die Natur.

Allerdings kommen auch Reime vor, wo das ganze Wort sich im Reim wiederholt, theils wirklich dasselbe Wort, ein Fall, der hier bei Seite bleiben muß, denn er ist, allerdings bei neueren Dichtern, durchaus auf ungewöhnliche Ausnahmefälle beschränkt*), theils aber derselbe

*) Der gleiche Reim (z. B. sagen auf sagen) ist fürs Gefühl kein Reim, zu viel Reim ist uns kein Reim mehr. Ausnahmen sind doch lehrreich, z. B. im Eingang des Ritters von Toggenburg ist ein werthvoller Fall:

Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz;
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.

Da ist doch sachlich keine volle Gleichheit, denn die Liebe wird durch die Zusätze (auf die der Ton fällt) anders gefärbt, sodaß der Fall, obwol gleicher Reim, sich dem rührenden Reim nähert. Erwähnenswerth und anregend ist auch der Fall, wo ein Reimwort mit seiner ganzen Zeile wiederholt wird, wie ganz trefflich-wirksam in einem Liede von Hagedorn „die Empfindung des Frühlings" im dritten Buch der Oden und Lieder:

Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neu-begrünte Flur!
Sey stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur.
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neu-begrünte Flur!

Hagedorns poet. Werke, Hamb. 1764 3, 68.

und so durch drei Verse. Das ist dann musikalisch, die bloßen Worte führen musikalischen Klang mit sich. So wird in einem Tongebilde ein Tongang oder Satz zwei, drei Mal wiederholt, allemal mit verstärkter Wirkung oder in neuer Färbung.

Wortlaut, doch mit verschiedenem Sinne, der sogenannte rührende Reim, wie er in der Kunst der Meistersinger hieß. Wenn bei der ersten Art das besprochene Wesen des Reimes wirklich ganz bei Seite gesetzt wird, so ist es in der zweiten Art nicht vergessen, nur ist die Ungleichheit aus dem Bereich des Klanges in den des Gedankens, aus dem Äußern ins Innere versetzt. Auch in der mittelhochdeutschen Kunst, die gern davon Gebrauch macht, erscheint dieser Reim doch als Ausnahme oder als ein gesuchtes Kunstspiel. Die reine Schönheit ist eben damit beschädigt, daß das Ungleiche aus dem Bereich des Klanges entfernt ist, daß mans nicht mehr zu hören hat, nur noch zu denken.

So hat denn die neuere Kunst ganz recht gethan, diese Reimart wieder abzustoßen, es kommen nur ganz vereinzelte Fälle noch vor, z. B. bei Zachariä in den Verwandlungen 2, 131 ff.:

Doch hatt' er ihr noch nie so angenehm geschienen,
Als in dem Jagdgewand, und selbst sein Haar gefiel,
Ob es gleich halbversengt in schlechte Locken fiel.

Und bei A. W. Schlegel, in einem Sonett, doch auf Grund von Bekanntschaft mit dem mhd. Gebrauch:

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen;
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollos goldner Tag nicht mit ergötzen.

Athenäum (1800) 3, 343.

Wie mit dem Endreim, ist es aber auch mit dem Stabreim, natürlich, da er ja völlig unter den Begriff des Reimes fällt.*) Nur ist das Verhältniß hier umgekehrt, gleichsam umgelegt gegen den Endreim; das Gleiche gibt der Consonant, das Ungleiche der Vocal, d. h.

*) Daher ist auch Alliteration keine gute Bezeichnung, weil das Wesen der Sache, eben der Reim, dabei unbezeichnet bleibt. Zudem ist das Wort ohne geschichtlichen Hintergrund und wird erst im vorigen Jahrhundert geprägt sein nach annominatio (dieß nach griech. παρονομασία), mit welcher der Stabreim doch nur ganz ungefähre Ähnlichkeit hat. Die Annomination ist wesentlich eine Spielerei in Prosa, der Stabreim aber der wahre Träger der Kunst und des Gedankens in der Dichtung. Noch Morhof im Unterricht von der teutschen Sprache (3. Ausg. 1718) S. 373, der von der Alliteration in der Poesie der Finnen spricht, nennt sie nicht so, sondern lamdacismus, d. h. griech. λαμβδακισμός, d. h. eine Häufung des l; er kannte wol das andere Wort noch nicht, sonst hätte es der gelehrte Herr gewiß mit verwendet. Man sieht denn auch, trotz der noch lange nicht überwundenen blinden Anziehungskraft gelehrt lateinischer Namen, wie Stabreim im Gebrauch im Vordringen ist.

der Stammvocal, der Tonträger des Wortes. Beim Endreim ist dieser zugleich der eigentliche Träger, gleichsam die Seele des Reimes, beim Stabreim aber gibt er dieß Amt an den vorhergehenden Consonanten ab, der dort der Träger des Unreimes ist, und tritt (d. h. der Vocal) selbst in die Stelle des Unreimes.

Daß nicht die Gleichheit der Consonanten allein den Stabreim herstellt, das ist jedem noch im Gefühl gegeben, daß er es sofort anerkennt, das Gesetz gleichsam wiedererkennt, sobald mans ihm zu Gehör bringt. Auch an der Menge stabreimender Formeln, die jetzt noch in frischem Gebrauch sind, ist das zu hören, z. B. Mann und Maus, Land und Leute, Haus und Hof, Kind und Kegel, Stock und Stein, Herz und Hand, Haut und Haar, Wind und Wetter, Roß und Reiter, Tod und Teufel, Gut und Geld, gut und gern, frank und frei, frisch und froh, nagelneu u. s. w. Und wer sich etwa noch sträuben wollte, die Verschiedenheit des Vocals mit zum richtigen Stabreim zu rechnen, der wird die Waffen strecken, wenn man fragt, welches die befriedigendsten, die schönsten Stabreime sind? es sind die, bei denen die Verschiedenheit der Vocale am größten ist, z. B. Schimpf und Schande, mit Zittern und Zagen, dieß und das, niet- und nagelfest, blitzblank, Glück und Glas, mit Stumpf und Stiel, Schutz und Schirm, nun und nimmermehr. Man hört und sieht, auch hier ist es Einklang und Zwieklang in engster Verflechtung, was die Schönheit herstellt, was dem Ohre das Gefühl schönen Lebens gibt, nur wie gesagt, gerade umgekehrt als beim Endreim.

Aber Zwieklang ist hier nicht einmal der rechte Ausdruck oder Begriff, denn der Wechsel der Vocale hat etwas Musikalisches, nähert sich dem, was im Tonleben Accord heißt, am deutlichsten in der schönsten der Ablautsreihen, der mit i a u, die denn zu Stabreimform gern benutzt wird, auch zugleich mit Endreim, womit denn alles, was die Sprache an Wolklang bietet, ausgenutzt ist, wie in piff, paff, puff; auch zur Bildung von Substantiven dient der musikalische Klang von i und a zu tonmalender Wirkung, wie in Mischmasch, Schnickschnack, Singsang, Tiktak, Krikelkrakel, Gigag (die Gans), in voller Spielerei mit den angenehmen Klängen vielfach im Volksmunde, z. B. wenn man die Tabulatur der Meistersinger ausweitet zu Tippeltappeltur, es muß alles „nach der Tippeltappeltur" gehen, nach genauer Ordnung. Schon im 13. Jahrhundert wird in einem unechten Neidhart geben und haben so spielend ausgeweitet:

frouwe, daz wil ich iu gippen-gappen.
herre, daz sult ir iu hippen-happen.
Haupts Neidhart XLV, 27.

Am schönsten mit dem Accord i a u a in dem Kehrreim eines Liedes von Gottfried von Neifen, der die Bewegung der Wiege malt:

wigen wagen, gugen gagen,
wenne wil ez tagen?

Und so denn auch in dem Stabreim, den unsere alte Dichtung zur Kunstform ausgebildet hatte, der Natur unserer Sprache gemäß wie irgend etwas, weit mehr als der Endreim. Man hat als Reim zu bezeichnen nicht wie herkömmlich, garutun u. s. w., sondern:

garutun se iro gûdhamun,
gurtun sih swert ana. Hildebr. 5;
welaga nu, waltant got,
wêwurt skihit 49;
ih wallôta sumaro
enti wintro sehstic 50;
dâr wirdit diu suona,
dia man dâr eo sagêta. Muspilli 68;
sô dâr manno nohhein
wiht pimîdan ni mac. 90;
sô inprinnant die pergâ,
poum ni kistentit
einik in erdu,
ahâ artruknênt. 51.

Zu dem letzten Falle ist zu erinnern, daß da nur die verschiedenen Vocale erscheinen, also der Unreim bloß, nicht der ergänzende Reim dabei. Aber nur fürs Auge, nicht fürs Ohr. Thut man nur das Ohr auf*), so hört man aus eignem Munde in allen drei Reimwörtern vor dem Vocal einen Laut klingen, einer Art farblosem Stoß gleich, den man leicht verstärken kann, daß er auffallend hörbar wird (als eine Art Räuspern); es ist im Lautsystem der Bruder des h, wie das p der Bruder des f, und ist in der Rede ganz unentbehrlich vor jedem mit Vocal (d. h. in der Schrift) anlautenden Worte, sobald man das nicht im Innern eines Satzes an das vorige Wort und seinen schließenden Consonanten anschließt. Die Griechen hatten auch ein Zeichen dafür,

*) Ich bitte die Wissenden um Entschuldigung für die breite Ausführung; aber die Sache, ohnehin nicht gar lange erst entdeckt, ist doch immer noch für Viele ein offenbares Geheimniß. Den Schülern muß man einmal ordentlich das Ohr dafür aufthun, und das kann schon in der untersten Classe geschehen, sie haben ein ganz eignes lebhaftes Gefallen daran; in höheren Classen wären sehr wesentliche Erörterungen daran zu knüpfen von anregendster Art.

den sog. spiritus lenis. Und dieser ist denn in jenen Reimen das eigentliche Reimende, dem aber auch erst die Verschiedenheit der Tonvocale seine Schönheit gibt.

Erwähnenswerth ist dabei, wie sich das erhaltene Lehrbuch der nordischen Skaldenkunst, die sog. jüngere Edda, über die Sache äußert (vergl. Zachers Zeitschr. 7, 14): „Wenn der Hauptstab (der dritte Reimstab) ein Vocal ist, so müssen die Stollen (die beiden andern Reimstäbe) auch Vocale sein, und es ist schöner, wenn jeder von ihnen ein anderer Vocal ist." Da war also merkwürdiger Weise schon vergessen oder dem Bewußtsein entrückt (aber trotzdem noch wirksam), was da das eigentliche Reimende war, der spiritus lenis; werthvoll ist dafür die Bemerkung von der größeren Schönheit verschiedener Vocale, eine willkommene Bestätigung unsres Fühlens aus dem alten Kunstbewußtsein heraus.

Wenn übrigens Snorri gleiche Vocale nicht verbietet, wie sie denn in der Dichtung ziemlich oft vorkommen, tritt nicht damit der Stabreim auf die Stufe des gleichen Reims, der beim Endreim so gut wie verboten ist? Nein, der im Vocal ausbleibende Unreim schiebt sich nur einen Schritt weiter vor auf die folgende Consonanz, und z. B. im Hildebrandsliede V. 18 ist nicht ôstar und Ôtachres gereimt, sondern (wenn ich den des Zeichens entbehrenden eigentlich reimenden Laut mit zu bezeichnen versuche, was ja eigentlich nothwendig ist):

forn her **'ôst**ar giweit,
flôch her **'Ôt**achres nîd. Hildebr. 18.

Da tritt eigentlich der Stabreim zugleich wie mit einem Fuße auf den Weg zum Endreim, der sich ja wirklich schon in der Stabreimdichtung entwickelte. Wenn übrigens jemand auf den Gedanken geriethe, daß auch sonst bei verschiedenem Vocal der Unreim auf die ganze Silbe zu erstrecken wäre, daß man also in dem Verse 50 des Hildebrandsliedes als Reime empfunden habe ih **wall**ôta **sum**aro enti **win**tro **sel**stic, so hätte ich eigentlich nichts dagegen. Dieß wie noch Anderes wird weiterer Erwägung unterliegen müssen. Auch in noch umgehenden Formeln findet sich gleicher Vocal, wobei der nöthige Unreim von der folgenden Consonanz vertreten wird, z. B. in ganz und gar, vergeben und vergessen, Schiff und Geschirr.

Wie fest aber die alte halbwahre Ansicht vom Stabreim noch sitzt und wie schädlich und irreführend sie werden kann, das läßt sich daran sehen, wie ihn W. Scherer in seiner Literaturgeschichte behandelt. Da heißt es S. 13: „Die Allitteration giebt dem Verse nicht Melodie, aber sie verleiht ihm charakteristischen Klang, sie macht ihn nicht schöner, aber

derb und stark, sie entspringt einem frühzeitigen Drange germanischer Art, der uns alle Kunst erschwert, wir schätzen Charakteristik mehr als Schönheit, Gehalt mehr als Form. Schon unserer Sprache ist dieser Zug aufgeprägt. Sehr früh hat sich der Accent auf die Stammsilbe gezogen und alle Formelemente des Wortes dem Untergange geweiht. Unser „Mensch“ hieß einst mennisko, aus drei Silben ist eine geworden, und welche Einbuße an Wohllaut war damit verbunden!*) Nur die Anfangslaute der Stammsilben kommen für die Allitteration in Betracht und alle Vocale werden einander gleich geachtet, sodaß recht sichtlich den Consonanten die Herrschaft übertragen ist. Man hat die Consonanten wohl das Knochengerüste der Sprache genannt, den Vocalen fällt dann die Rolle des Fleisches zu, sie geben Blüthe und Farbe. Für Blüthe und Farbe demnach ist der altgermanische Sinn nicht offen.“

Ob es nicht der Sache und dem Verfasser, auch dem werthvollen Werke gegenüber Schuldigkeit wäre, die Stelle noch jetzt zu entfernen oder zu ändern? Auch das Schelten des deutschen Geistes wäre doch besser zu entfernen.

Es ist wol nicht oft vorgekommen, daß eine so scharfe und so weit gehende Behauptung, zumal eines so hochstehenden Gelehrten, wie Scherer war, so fehlgeschossen hat. Es war ihm wol auch mehr um weitere willkommene Bestätigung einer Überzeugung zu thun, die sich in seiner Gedankenwelt beherrschend festgesetzt hatte, daß die deutsche Geistesart an einem Naturfehler kranke, wie er ihn bezeichnet. Auch die Festlegung des Tones auf der Stammsilbe, die mit der Entwickelung unsres Stabreims eng zusammen hängt, leitet er aus solch krankhafter Neigung her, die Schuld trägt „jene Überschätzung des Gehaltes und Unterschätzung der Form, zu welcher die Germanen überhaupt neigen und welche von Zeit zu Zeit poesieverheerend sich zu einer nationalen Krankheit steigert“ (Zur Gesch. der deutschen Sprache, 2. Ausg. S. 88). Aber, den trefflichen Mann mit seinen Vorzügen und auch die gute Meinung dieses Standpunktes in allen Ehren, man sieht ihn da doch selber an einer alten nationalen Krankheit leiden, d. h. an der Neigung, die eigene angeborene Art in ihrer Berechtigung zu verkennen, wol gar zu verachten, sich anders zu wünschen als man ist, und um zu wissen, wie mans machen müßte, nach den Andern zu schielen, wie die es machen. Daß man damit die einzige wahre gottgegebene Lebensquelle, die man hat, verschüttet

*) Vielleicht hätte das Scherer doch nicht geschrieben, wenn er nur an französische Fälle der Art gedacht hätte, wo z. B. (mensis) augustus zu août geworden ist, d. h. im Leben gesprochen ou (kurz), also vom vollen augustus nur der Tonvocal übrig, nicht einmal der Stammvocal.

oder trübt, das ist doch wahrlich nachgerade zur Erkenntniß gekommen und ist die Bürgschaft des neuen rechten Lebens, das wir beginnen wollen. Wie viel hat nicht Goethe seine Deutschen gescholten, den Scherer und die Seinen sonst so unbedingt zum Führer nehmen, und wie hat er sich später entschieden zu dieser Erkenntniß bekehrt, die zuletzt Herders Gedankenwelt zur Quelle hat: „Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern. Es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln" u. s. w. Goethes Sprüche in Prosa Nr. 512.

Zur Sache ist noch zu erinnern, daß der Reim in beiden Formen mit seiner Art und Natur recht eigentlich ins Musikalische einschlägt, wie denn alles metrische und rhythmische Wesen zuletzt unter den Gesichtspunkt der Musik fällt. Es ist wie im Tonleben die Mischung oder der Wechsel vom Einklang und Zweiklang, von Consonanz und Dissonanz, was dem Reime seine Schönheit gibt, wie dem Rhythmus überhaupt auch, ein Umstand, der zu tieferen, ja tiefsten Betrachtungen anregen kann, wie schönes Leben mit all seinem Glanz und Segen aus einem Streit zweier gegnerischer Mächte entspringt, die um Beherrschung des Lebens ringen, sie heißen Gesetz und Freiheit.

Übrigens bleibt noch zu bemerken, daß es sich nicht nur um den deutschen Reim handelt, sondern der Reim überhaupt, wo er erscheint, zeigt diese Art. Um nur aus dem Alterthum ein paar Proben zu geben, der Reim in einem Fragment der Sappho *δεῦρο, δεῦρο μοῖσαι, χρύσεον λιποῖσαι* hätte denselben Anlaß zu den obigen Betrachtungen gegeben; ebenso altlat. z. B. der Saturnius bicorpores Gigantes magnique Atlantes. Und nicht anders ist es mit dem Anreim (wie man die Alliteration auch genannt hat), z. B. in der lat. Wendung in succum et sanguinem vertere oder in der Segensformel quod felix, faustum fortunatumque sit, wo sich hinter dem gleichen Anlaut auch ein ganzer vocalischer Accord abspielt, hier fern von bloßem Klangspiel, zu religiöser Wirkung, wie in unserer Vorzeit gewiß auch.

21.

Zur Metrik des Nibelungenliedes.*)

Die Nibelungen gehören der Schule schon so weit an und erobern sich immer weiteren Boden, daß auch ein Wissen von den da befolgten metrischen und rhythmischen Gesetzen, nicht bloß ein ungefähres Fühlen

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 657 ff.

(für welches übrigens Arbeit genug bleibt), dem Schulbetrieb als unumgänglich näher rückt. Ist doch selbst Simrocks Übersetzung, wie andere auch, ganz ohne ein solches Wissen metrisch nicht zu fassen. Man kann aber dieses metrisch-rhythmische Wissen auch höher nehmen, nicht bloß als unvermeidliche Zugabe, sondern als besten Anlauf und Ansatz, um in Schülern und Schülerinnen das Gefühl und Bewußtsein der rhythmischen, d. h. musikalischen Eigenart unsrer Muttersprache wach zu rufen, welche von der der antiken Sprachen oder der französischen so stark abweicht, und dieses, ich meine dies Bewußtwerden, das eigentlich nur einer leichten, aber richtigen Anregung bedarf, stehe ich nicht an als eine Forderung an den nun höher strebenden deutschen Unterricht aufzustellen. Ja es steht ein noch höheres, hohes Ziel hinter dem vorhin genannten Gewinn, den die Einführung in unsere alte Metrik und damit in die natürlichen Gesetze unserer Metrik überhaupt bietet, d. h. die beste Gelegenheit, um den jungen Seelen eine gesunde Ausbildung des Geschmacks angedeihen zu lassen, für die auf der Schule so wenig geschieht, während sie von höchster Wichtigkeit ist bei der nahen Verwandtschaft des Schönen mit dem Guten, die in uns eigentlich eine Wurzel haben, sodaß die Ausbildung des natürlichen, uns angeborenen Gefühls für das Schöne der des angeborenen Gefühls für das Gute unmittelbar und am besten vorarbeitet. Aber das wäre ein ganzes großes Capitel für sich.

Für den Betrieb der Metrik auf der Schule kommt es nur darauf an, daß man auf alle gelehrte Zuthat verzichte, dafür alles lebendig halte, was bei allem Metrischen darin besteht, daß man höre, worum es sich handelt, alles muß da in ein hören und immer wieder hören aufgehen, nicht in abstracte Begriffe und Formeln, die kahl und fahl über dem lebendigen Klange schweben und ihn scheinbar unnöthig machen. Dabei ja kein systematischer Vortrag, sondern alles beim Lesen, wie sich die Gelegenheit gibt, unmittelbar an die lebendige Erscheinung der sprachlichen Kunstform angeschlossen; auch die allgemeinsten Grundsätze lassen das zu, und dabei ist fortwährend Gelegenheit, die Schüler mit ihrem angebornen Sprachgefühl zur Mitarbeit, zum Selbstfinden heranzuziehen. Ich will zunächst an einem der anziehendsten Fälle in der Metrik der Nibelungen zu zeigen versuchen, wie man, über alle Gelehrsamkeit hinweg, zur vollsten Erkenntniß und Kunde davon kommen kann, auch die Schüler schon.

Es handelt sich um eine rhythmische Erscheinung im Nibelungenliede, die, auch ohne Melodie beim bloßen Lesen, auf das wir ja leider angewiesen sind, ins Ohr fällt (hätte bald gesagt ins Auge fällt) und es bedeutsam beschäftigt, ein beliebter Schluß des kleinen strophischen

Kunstgebäudes, die achte Halbzeile mit ihren vier Hebungen oder vollem rhythmischen Rahmen. Z. B. am Schluß des Ganzen (in A und B):

mit leide was verendet des küneges hôhzît,
als ie diu liebe leide ze aller jungiste gît.
2315 Lachm.

Auf jeder Seite kann man Beispiele haben, z. B.

dô sprach der künic Gunther wer sol schifmeister sîn?
366, 4.

daz sach der künic Etzel, dô was im leide genuoc.
2310, 4.

er (Siegfried) wart von gedanken dicke bleich unde rôt.
284, 4.

Das Eigenartige des rhythmischen Verlaufs wird dadurch herbeigeführt, daß eine Senkung gespart ist an besonders hervortretender Stelle, nämlich die zweite, die mittlere. Bartsch in seinen Untersuchungen über das Nibelungenlied S. 142 ff. ist der Erscheinung genau nachgegangen und äußert sich über ihren Kunstwerth S. 155: „Es ist keineswegs willkürlich, daß die Senkung nur (?) an dieser Stelle fehlt, sondern der Dichter ward dabei von einem feinen rhythmischen und musikalischen Gefühle geleitet. Man kann sich leicht überzeugen, wenn man den Versuch macht, einen Schlußvers mit ausgefüllter und einen mit fehlender Senkung zu singen. Der letztere hat durch das doppelte Anhalten der Stimme auf der Silbe, nach welcher die Senkung fehlt, etwas feierlicheres, langsam verhallendes, indem die drei übrigen Silben nachklingen" u. s. w., vergl. auch S. 359.

Bartsch hat den rhythmischen Reiz der Versform gut herausgefühlt, aber es läßt sich der Sache weiter auf den Grund kommen. Der Dichter der Nibelungen, den sich Bartsch dachte, hat sie auch keineswegs eingeführt, wie man nach obigen Worten denken könnte, sondern sie ist um Jahrhunderte älter, war für die mhd. Dichter ein Stück alt überlieferten Stiles schon aus der Zeit der Stabreimdichtung her.

Hier müßte freilich zuerst genauer von der Umlegung des Rhythmus die Rede sein, von der die Erscheinung herrührt; aber ich muß mir das versparen, ich denke auf das nächste Heft; hier nur so viel. Die natürliche Bewegung der rhythmischen Welle ist eine absteigende; es wird aber unter Umständen davon abgewichen in der Weise, daß sie geradezu in eine aufsteigende verwandelt wird, wobei denn der Rhythmus wie umgelegt erscheint, so wie man ein Tuch auf die linke Seite umlegt; so in alter und neuer Zeit. Z. B., um in der Nähe anzufangen,

woran man gut thut bei solchen Dingen — ich bemühe mich, den Unterschied recht scharf fürs Auge zu bezeichnen, um das fehlende Hören möglichst zu ersetzen, wobei es darauf ankommt, die Haupthebungen, die die rhythmische Bewegung bestimmen, hervorzuheben, während die zurücktretenden Nebenhebungen sich mit dem Gravis begnügen müssen (ich nehme Grimmsche Schreibung, um das Ganze in eine Art objective Ferne zu rücken):

In èinem thál bei àrmen hírten
erschìen mit jédem jùngen jáhr,
so báld die èrsten lérchen schwìrrten,
ein mǽdchen schȍn und wúnderbàr —.

wo übrigens, gegen das regelrechte Verfahren, mit dem umgelegten Rhythmus begonnen wird, der erst nachher in den geraden umschlägt, während das Umgekehrte der genauen Regel entspricht.

Dieser Wechsel in der Bewegung des Rhythmus ist nun von je her in Gebrauch und eine Hauptquelle für die lebendige Schönheit der gebundenen Rede, obgleich man sich der Sache jetzt nicht eigentlich oder auch gar nicht bewußt ist, selbst die Dichter wol nicht (sie wird in keinem Lehrbuch erwähnt). Aber die alte Zeit, die alte Kunst muß wol ein Bewußtsein davon gehabt haben, worauf das Folgende schließen läßt.

Für die Ausgestaltung des viertaktigen rhythmischen Rahmens war in alter Zeit die verschiedene Behandlung der Senkungen bestimmend (der Auftakt als gewöhnlich gleichgültig nicht mitgerechnet). Eine besondere Stellung unter den drei Senkungen innerhalb des rhythmischen Rahmens nimmt die zweite, die mittlere ein, die durch ihre Stellung zum Bande zwischen den beiden Gliedern des Satzes wird. Verse, wo bloß die mittlere Senkung gespart ist, bei gewöhnlichem Gang des Rhythmus, sind ganz selten. Z. B. im Schlummerliede*) im zweiten Satze folgender Periode (ich bezeichne zugleich die Glieder durch einen Strich):

slâfês unza | **mo**rgane, **ma**nnes trût | **su**nilo.**)

An diesem mannes trût sunilo nimmt noch unser Ohr leicht Anstoß, vermißt den befriedigenden rhythmischen Wellenschlag, wenn man

*) Das ist beiläufig so echt als irgend etwas, alle für eine Fälschung zusammengesuchten Beweise sind, genau besehen, windig, obschon sie so gut wie in allgemeiner Geltung sind, es sieht sie aber eben niemand mehr unbefangen genau an.

**) Wegen der Bezeichnung des Stabreims, die den Vocal mit in den Reim herein zieht, s. oben S. 177.

sich einigermaßen eingelesen hat. Der rhythmische Satz, das kleine Kunstganze, erhält nämlich durch die fehlende Senkung wirklich eine Lücke und fällt damit in zwei Stücke ohne Band auseinander und zwar in zwei sich gleiche Stücke, was eine Aufhebung lebendiger Gliederung einschließt, für die der goldene Schnitt im allgemeinen das Maßgebende ist, auch in Metrik und Rhythmik. Was z. B. dem Alexandriner als Hauptfehler anhaftet, ist, daß seine Glieder einander zu gleich, bei männlichem Reim ganz gleich sind, daher der eintönige Eindruck, der sich auf die Länge einstellt. Das muß denn auch das alte Kunstgefühl, um nicht gleich zu sagen Bewußtsein, klar gegenwärtig gehabt haben. Ähnlich und doch zugleich anders sind folgende Fälle mit gesparter mittlerer Senkung:

wélaga nù, | **w**áldand gòt, **w**êwurt | skihit.
Hildebr. 49*);

mit dem hüpfenden oder beschleunigten Rhythmus in welaga (es ist doch wol so zu fassen) ist die Gleichheit der beiden Glieder doch aufgehoben; der Stabreim vertritt das Band, das in mannes trût sunilo zwar auch nicht fehlt, aber außerhalb des Satzes fällt. Ähnlich im folg. Verse aus der Psalmenübersetzung bei Müllenhoff u. Scherer Denkm. XIII, 29, die den Endreim braucht, sonst aber sich in den rhythmischen Formen des Stabreims bewegt, auch diesen selbst noch benutzt:

die **w**ider dir | **w**ellent tuon, die **w**illih fasto nîdôn;

die Gleichheit ist durch den Auftakt gemieden, das Band durch Stabreim hergestellt; nicht unmöglich aber scheint mir, daß dir und tuon die Haupthebungen tragen, wonach der Fall zum folgenden gehörte.

Hauptsächlich aber ward Abhülfe geschafft durch ein anderes durchgreifendes einfaches Mittel, durch Umlegung des Rhythmus, z. B.:

dâr ist **lip** | âno tôd, **lio**ht âno finstrî. Musp. 14,

bei Otfried I, 18, 9, der den umgelegten Rhythmus zugleich durch seine Accente kennzeichnet (ich setze nur sie):

thar ist lib ana tód, lioht ána finstri.

Dieß dâr ist lip | âno tôd ist dem äußern Bestand nach ganz gleich mannes trût | sunilo und doch durch den andern Gang des Rhythmus zugleich ganz anders: es tritt damit die erste Haupthebung, zugleich die Trägerin des Hauptgedankens, maßgebend in die Mitte des Ganzen und

*) Daß got noch zum ersten Satze zu ziehen ist, zeigt schon äußerlich der prosaische Zusatz in der Hs. quad hiltibrant, der nach got steht.

dicht an die Lücke heran, die sie mit ihrem Tongewicht gleichsam übergreift, gewiß auch in der melodischen Fassung im Gesang; kurz, noch für unser Gefühl ist damit jeder Anstoß beseitigt und sogar ein eigner rhythmischer Reiz gewonnen.

Und in dieser Gestaltung ist denn die sonst gemiedene Versform vielmehr so angebaut und beliebt geworden, daß sie mit anderen entsprechenden Formen aus der Stabreimkunst her in die des Endreims übergieng und Jahrhunderte lang in Geltung war, z. B.:

ni laz dir zit | des ingán, theist sconi vérs | sar gidán.
laz iz thús | thuruhgán. I, 25, 11; Otfried I, 1, 48;
leh in líb | inti gúat. II, 15, 12; u. s. w.,

wo uns zugleich die vom Dichter gesetzten Tonzeichen (die ich allein auch setzte) sichernd zu statten kommen und in sein bewußtes rhythmisches Denken hineinsehen lassen;

in dero hello
dâ ist dôt | âne tôt.
Müllenhoff u. Scherer, Denkm. XXX, 117;
clàga, **wúoft** | âne trôst,
wê âne **wolun**. 133;
dùo si dés | wùrdin sát. Meregarto 2[a], 13,
ùnte gíe mit àn die stát,
dâ er ê | éino làg. 32,

wo das eino den Hauptton fordert, das zweite Glied also seinen geraden Rhythmus behält, während das erste, dà er é, ihn umlegt (über diese Mischung nächstens mehr), die beiden Haupttöne nehmen also die Lücke in die Mitte;

Ich hàben fléisc | ùnde béin.
Friedb. Christ, M. u. Sch. Denkm.[2] S. 82;
dèro hélidi iegelîch
drùoc sîn swért | ùmbi sích. Lob Salomonis, S. 100;
unt loben dich, trehtîn, uber al
pèidiu pérch | ùnte tál. XLV, 3, 6,
ich sage iu, lieben süne mîn,
iun wahset kórn | nòch der wîn.
Spervogel Minn. Frühl. 25, 14*);

*) Man kann auch den alten Spervogel ruhig bei seinem überlieferten Namen lassen. W. Scherer hat sich da mit Verneinen übereilt, wie bei der Alliterationspoesie mit dem Behaupten (s. S. 179).

dô bèiz er schâf | ùnde swîn. 37, 32;
beidiu süez unde sûr. 29, 22;
in liebte den hof | unde den lîp
manec maget unde wip. Iwein 45;
Keiî legt sich slâfen
ûf den sal | under in. 78;
ouch gienc der walt | wildes vol,
swâ daz gestuont | an sîn zil,
des schòz er ûz der mâze vil. 3272 u. s. w. u. s. w.
als si dô dem stolzen
sîniu béin | het gekléit. Helmbrecht 225;
èr sprach: sún, vil lìeber knábe,
lâ dich nóch | rìhten ábe. 440;
èr nam (raubte) **rós**, | èr nam **rínt**. 670 in b,

in a ist gleich gemacht er nam daz ros, er nam daz rint, s. auch V. 549 den Unterschied der beiden Handschriften.

Ich habe viel Beispiele gegeben (es ist doch nur eine kleine Auswahl), um das Ohr dafür zu stimmen, das damals von Kind auf dafür gestimmt war. Und damit hat denn auch die beliebte rhythmische Form im Schluß der Nibelungenstrophe ihren Hintergrund, z. B.:

er wart von gedanken dicke bleich unde rôt. 284, 4,

es ist noch, nach Jahrhunderten, genau derselbe rhythmische Tongang wie dâr ist lîp âno tôd. Und so weiter z. B.:

der reken ieclîcher in (ihnen) sînen dienst her enbôt. 1584, 4;
si (die Frauen) wâren hübsch unde clâr. 1594, 4;
(Volker) ein degen küene und gemeit. 1612, 4.
si schamte sich der vrâge, sô manic meìt hât getân. 1622, 4 u. s. w.

Zu bemerken ist noch, einmal daß dazwischen doch wol auch noch Fälle vorkommen, wie mannes trût sunilo, z. B. bei Spervogel:

in himelrîche ein hûs stât . . .
dâ enkumpt | nieman in,
ern sî vor allen sünden alsô reine. Minn. Fr. 28, 32.

Dann, daß die Form mit Endreim beider Glieder, die die Lücke gerade recht fühlbar machen, doch sehr beliebt wurde, bis in die Gegenwart besonders als Eingang eines Liedes oder Spruches; ein vortreffliches Beispiel ist glücklich aus dem 12. Jahrhundert erhalten:

du bist mîn, ich bin dîn,
des solt du gewis sîn u. s. w. Minn. Fr. 223;

aber das kleine rhythmische Gebäude schlägt mit dieser Form ganz neue Wege ein.

Aber die fragliche Form erscheint noch in einer anderen Gestaltung, die ihr mit einer geringen Änderung noch höheren Reiz gibt und noch fleißiger gebraucht war. Da wird, bei gleichfalls umgelegtem Rhythmus, in oder richtiger über die Lücke ein Wort gesetzt, das die beiden Hebungen, welche die Lücke einfassen, Haupthebung und Nebenhebung, als Hochton und Tiefton in sich vereinigt; z. B.:

fòrn her **ô stàr** giwéit, flôch her **Ò tàchres** nît. Hildebr. 18;
Híltibrànt gi**má**haltà, hèr was **hê rôro** **mán** 7.

Da ist die Lücke verdeckt, besser überbrückt, ist aus einem bedenklichen Stück in eine Schönheit verwandelt; die künstlerisch mißliche Form mánnes trût súnilo ist da durch zwei kleine Mittel zu einem kleinen Kunstwerk erhoben, an dem noch unser Ohr leicht einen besonderen Reiz empfindet, sich daran zu weiden. Auch in der alten Zeit ist diese Form noch häufiger, also beliebter als die Zwischenform dâr ist lîp âno tôd, sie ist so zu sagen das rhythmische Cabinetsstückchen unserer alten Dichtkunst. Also:

sórgên màc diu **sêlà**, unzì diu **súo** nà argêt. Muspilli 6;
sórgên (mac) drâtò dèr sih **súnt ìgen** wéiz. 24;
Elìàs strîtìt pì den **ê wîgon** lîp. 41;
prìnnit **mít tìlagárt**. 54;
sô dâr **mán nò** nohhéin wìht pi**mî** dàn ni **mák**. 90.

Und ebenso in den andern germanischen Dichtungen mit Stabreim, z. B. altsächsisch:

thèmo **hê** rôston kûd. Hel. 4951;
ags. gif ic þät ge**fríege** òfer **flô** dà begáng Beow. 1827.
sêcan **déo** flà ge**dräg**. 757.
altn. ok gèfit **sít** jöndum **sígr**. Sigrdrifumál 3, 6;
heil sjà in **fjöl** nỳta fóld. 4, 3,

von Simrock genau nachgebildet: und gebt uns Sitzenden Sieg — Heil dir, fruchtbares Feld (d. h. sitzènden, frúchtbàres).

Die Form haftete so fest im Kunstohr und Kunstsinn, daß sie, wie übrigens die anderen Formen zumeist auch, mit in die Kunst des Endreims übergieng, immer noch und lange als besonders beliebt, z. B. bei Otfried (ich schreibe nur die von ihm gesetzten Tonzeichen):

so er es é rist bigan, er sar zi Pé truse quam. IV, 11, 29;
iz ist gifúagit al in éin selb so hél phantes béin. I, 1, 16;
líndo liobo druhtin mín, laz thia kés tiga sin. III, 1, 31;

in thiz írdisga dál. V, 23, 102;
thaz er bi ún sih irstarb. V, 6, 21,
dâ ist daz gotes zorftel,
dèr unén dìge tág. Himmel und Hölle, Denkm. XXX, 11;

dâ ist daz zíe riste hére. 65;
sô ist daz hellerîche
èinis téi lìs getân. 190;
manig michiler sê. Merigarto 1ª, 5;
des selben dages er irskein
sînen jungeren zwein Friedberger Christ, Denkm.² S. 81;

wer sol nu ûf Steinberc
würken Wérn hàrtes werc? Spervogel 25, 28;
zwên bruoder die gezürnent
und ùnderzíu nènt den hóf. 26, 18;
ez sol der gransprunge man
bedenken sich enzîte. 26, 23.
ein wolf und ein witzic man
sazten schâchzabel an. 27, 21;
ez mac der man sô vil vertragen,
hôrt ich Kerlingen sagen. 27, 35.
daz er ouch tihtennes pflac. Iwein 25;
ir werdet unwert dervon. 170;
die geviengen manlîchen sin. 3722 u. s. w.
lieber sun .... belîp
unt nim ein ê lîchez wîp. Helmbr. 360;
ich weiz wol, ez wil geben dir
der meier Rúoprèht sîn kint. 281.

Da klingt denn auch der beliebte Schluß der Nibelungenstrophe in seinem geschichtlichen Zusammenhange und auf seinem alten Hintergrunde:

als ie diu liebe léidè z'àller jún gìste gît. 2315, 4.
dô si die rede vernâmen, leit was in wærliche daz. 938, 4.
sô sprach der küene recke: ir sult es Sîfride sagen. 150, 4.
in hât mîn bruoder Gunther her ze Rîne gesant.
514, 4 u. s. w. u. s. w.

Und ebenso schon im rhythmischen Gebäude des Kürenbergers*), dem Vorläufer der Nibelungenstrophe, z. B.:

*) Auch der ist von W. Scherer zu rasch ins alte Eisen geworfen worden.

er huop sich ûf vil hôhe und floug in anderiu lant. Minn. Fr. 9, 4;
si muoz der mîner minne iemer darbende sîn. 9, 36;
jone meine ich golt noch silber: ez ist den liuton gelîh. 6, 32.

Schließlich wird eine Nutzanwendung am Platze sein. Ein classischer Philolog, der von altdeutscher Metrik reden hörte, wobei auch von Feinheiten die Rede war, warf ungläubig verwundert die Frage ein, ob es denn da auch „Finessen" gebe? Er lebte offenbar des Glaubens, daß solche ein für allemal der antiken Metrik vorbehalten seien. Die neuere deutsche Metrik sieht man ja in diesen Kreisen, wenigstens wer in ihnen befangen bleibt, als einen nothdürftigen Abklatsch der antiken Metrik an. Wir haben eben für unsere Eigenart noch zu kämpfen, seltsam genug gegen die eignen Landsleute, die von ihr noch nichts Rechtes wissen, und das ist eigner Weise am entschiedensten gerade auf dem Gebiete der Metrik der Fall, also der Kunst, der das Köstlichste, was wir als Nation haben, unsere Sprache in der Erscheinung ihrer vollen angeborenen Schönheit als Stoff zufällt. Ein anderer Gelehrter, dessen Arbeitsfeld Deutschland war, aber nicht die Sprache, äußerte, als von unserer alten Metrik die Rede war, er dächte sich das, wie wenn jetzt ein sechzehnjähriger Junge darauf verfiele, Verse zu machen. Wie scheinbar klingt das und wie anders ist es! Wie uns die Sprache leicht gerade da, wo sie uns zuerst entgegentritt, in einer formalen Vollendung erscheint, der gegenüber alles Weitere wie Verfall aussieht (der Standpunkt, nicht unrichtig, ist doch auch nicht ganz richtig, müßte aber von jedem einmal durchgedacht werden), so ist es mit der Metrik, der Sprache in ihrem schönsten Gewande. Wenn unsere neuere Metrik über die Eigenheiten der deutschen Sprache wie mit einem gleichmachenden Kamme nicht ohne Schaden dahinfährt, ist die alte Metrik und Rhythmik ihr wie auf den Leib gepaßt oder unmittelbar darauf gewachsen. Das zeigt gerade der besprochene Fall recht deutlich. In der rhythmischen Form her was hêrôro man ist das hêrôro in seiner grammatischen Art für die Versstelle wie gemacht und bestellt und ebenso die Versstelle für die grammatische Form mit ihrem Hochton und Tiefton.*) Und dies Verhältniß tritt uns gleich in den ältesten Zeugnissen als fix und fertig entgegen, sodaß es im Nibelungenliede wie ein spätes Nachleben erscheint, freilich immer doch lebensfrisch genug. Auch ist hier, wie in dem zaller

*) Wie tief dies Verhältniß unsrer Sprache eingewachsen ist, kann man noch an Simrocks „Heil dir, fruchtbares Feld" oben empfinden. Heutzutage haben die Dichter ihre liebe Noth, Formen wie fruchtbare, von denen unser Deutsch wimmelt, im Vers gut unterzubringen. Man mache nur die Probe, womöglich in der Classe mit den Schülern, für die das höchst anregend ist.

júngìste git und dort in her was hêrôro man die schöne Form aus dem Leben selbst, so wie sie da war, unmittelbar in Vers und Gesang herübergenommen, nicht aus fein erkünstelten Regeln fremder Herkunft. Das ist denn doch wol ein wahrhaft beneidenswerthes Verhältniß und es ist ja wol jenen Urtheilen aus gebildeten und gelehrten Kreisen gegenüber recht an der Zeit, wie eine Schuldigkeit gegen uns selbst, daß von der Schule aus das Bewußtsein und Gefühl des Richtigen angebahnt werde.

22.

Vom umgelegten Rhythmus.*)

Im Leben des Rhythmus, also in der Bewegung der dichterischen Rede hat die Umlegung desselben, wie ichs nenne und wovon schon im vorigen Aufsatz ungefähr die Rede war, eine große Bedeutung, eine größere, als man zur Zeit weiß.**) Es hat damit folgende Bewandtniß.

Die Bewegung der rhythmischen Welle — das Bild ist nicht ganz treffend, wir haben aber kein besseres — ist an sich eine absteigende, nicht eine gleichmäßig oder eben verlaufende, wie das Bild genau mit sich brächte.***) Wer sich z. B. Schillers Lied an die Freude vorsagt, setzt mit „Freude" in der Höhe ein und steigt abwärts, so daß „Elysium" am tiefsten zu liegen kommt. Das beruht zugleich darauf, daß auch bei sog. prosaischem Vortrag, ohne Gesang, eine Bewegung der Stimme mitwirkt, die, wenn man nur genau hinhört, eigentlich auf der Tonleiter auf und abgeht, wie der Gesang, nur nicht mit der strengen Ausprägung und Gliederung wie dieser. Man kann kein Wort aussprechen, ohne damit auf eine Stufe der Tonleiter zu treten, an welche dann die ganze Bewegung der Stimme gebunden bleibt, nur wie gesagt, nicht mit der Strenge wie der Gesang.

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 730 ff.

**) Die Sache ist nicht unbemerkt geblieben, aber man hat sie noch nicht am rechten Ende angefaßt und daher nicht in ihrer ganzen Bedeutung gesehen. Ich kann darauf hier nicht näher eingehen, erwähnt sei nur, daß sie schon von Voß in der Zeitmessung der deutschen Sprache (1802) gestreift wird; er spricht S. 174 von der Freiheit, „aus einer Taktart in die andere auszuweichen" und verweist auf Emanuel Bach in der Musik, auch auf Horaz und Pindar. Die altgriechische Metrik sprach von einer μεταβολὴ ῥυθμοῦ, die doch anders gemeint ist, wie der Taktwechsel bei Voß zum Theil auch.

***) Eine ganz falsche Vorstellung gibt und nährt vollends die Art, wie man, nach Überlieferung aus dem sinkenden Alterthume her, den Gang eines Verses nur mit lang und kurz zu bezeichnen pflegt, – ◡ ◡ – ◡ u. s. w. in einer Linie, schon für die antike Metrik unpassend oder ungenügend, geschweige für unsere.

Alles prosaische Reden ist im Grunde eine Art verwaschenes Singen. Bei Gedichten zumal stellt sich auch im prosaischen Vortrag von selbst etwas wie eine verwaschene oder unentwickelte Melodie ein. Das ist den Schülern schon der untersten Classen leicht zugänglich und ist zu wissen von hohem Werthe und hochanregend, worauf ich jetzt nicht eingehen kann. In Schillers Liede tritt das letzte Wort des ersten Satzes, „Elysium", man mag es anfangen, wie man will, in eine Art Grundton (bei jedem nach seiner Stimmlage anders), während „Freude" hoch einsetzt, ungefähr in der Quinte oder Quarte, je nachdem man den Gang des Vortrags (im Grunde die begleitende Empfindung) mehr oder weniger lebhaft nimmt. Zwischen den beiden Enden aber bewegt sich der Vortrag in einer Art absteigender Welle, genauer in Zickzackform.

Und das ist nicht Kunst oder Schule, sondern Natur, genauer zu reden eine Art natürlicher oder Naturkunst, die neben der Kunst im engern Sinn, der bewußten oder Schulkunst, überhaupt eine hochwichtige Stelle einnimmt. Die Kinder bringen sie schon in die Schule mit, nicht von den Eltern, sondern aus sich selbst, sie bricht von selbst fix und fertig aus dem Grund der Seele hervor, sobald diese zuerst mit dichterischer Rede zu thun bekommt. Das ist ein Vorgang so merkwürdiger Art, daß er zu den tiefstgehenden Betrachtungen vom Wesen der Seele Anlaß gäbe. Was aber da ausbricht aus der Kinderseele als Naturgegebenes, mit ihr Geborenes, das ist das aller Äußerlichste, die bloße Form der gebundenen Rede, ganz ohne Mitwirkung des Inhaltes, außer soweit das äußerste, rein begriffliche Verständniß in Frage ist.

Also, um ein einfacheres Beispiel zu nehmen, als das schon sehr künstliche Lied an die Freude, Schillers Gedicht der Alpenjäger:

Willst Du nicht das Lämmlein hüten?
  Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
  Spielend an des Baches Ranft.

Das Kind, welches das in der sog. Declamationsstunde zum Vortrag bringt, thut das, ganz sich selbst überlassen, in einer wahrhaft kunstvollen Form. Es setzt mit Willst in der Höhe und mit Nachdruck ein, am tiefsten kommt Ranft zu liegen, dazwischen aber bewegt sich ein wechselndes Absteigen und Wiederaufsteigen, sodaß der Ansatz jeder Zeile höher und kräftiger ist als der Ausklang, innerhalb aber eine zweite Erhöhung mit Nachdruck, doch unter der ersten liegend, z. B. in der ersten Zeile wird Lämmlein wieder höher genommen, aber doch tiefer und weniger kräftig als Willst. Dabei stellen die vier Ansätze selbst wieder ein Absteigen dar, aber auch das in Wellenform, sodaß die dritte Zeile höher eingesetzt

wird als die zweite (aber tiefer als die erste), die vierte auch tiefer als die zweite und es ist mit den Ausgängen der Zeilen dasselbe. Die Beschreibung ist aber zu mühsam und doch nicht ausreichend, wenn nicht im Leser die eigene Erinnerung wachgerufen wird, sodaß ihm die Sache aus den Kinderzeiten her in den Ohren nachklingt, aber das geschieht ja wol auch. Es ist ein wahres Kunstwerk, was das Kind da zur Erscheinung bringt, d. h. die Darstellung des reinen rhythmischen Rahmens, von allem Inhalt abgesehen, übrigens nie zu reiner Ausprägung gebracht immer nur erstrebt, aber doch immer mit Gewalt maßgebend. Über die Kinderjahre hinaus tritt da eine Änderung ein, die den lebendigen Inhalt der gewissermaßen todten, wenigstens starren Form gegenüber zur Geltung bringt. Geschieht das z. B. bei Schillers Alpenjäger, so nimmt in der ersten Zeile „Lämmlein", nicht mehr „Willst" die höhere Stelle mit Nachdruck ein. Wie langsam sich aber dieser Umsatz vollzieht, wissen die deutschen Lehrer wol, denn manchen Schülern hängt die erste Art noch bis in die oberen Classen an.*)

Ich wollte diese Erscheinung, die an sich eine weit genauere Erörterung und Verwendung brauchte, zunächst nur als Beweis benutzen, daß die Bewegung der rhythmischen Welle eigentlich eine absteigende ist. Noch einen Beweis für etwaige Zweifel. Eines Spruches von Gellert erinnere ich mich aus der ersten Kinderzeit, in der Schule hergesagt (ich hebe die maßgebenden Tonstellen scharf hervor):

Nicht zu reich und **nicht** zu arm,
Nicht zu kalt und **nicht** zu warm,
Nicht zu groß und **nicht** zu klein,
Keins von beiden **möcht** ich sein.

Der Gedanke verlangt ja und der Dichter muß gemeint haben

Nicht zu **reich** und nicht zu **arm,**
Nicht zu **kalt** und nicht zu **warm** u. s. w.;

aber die Kinderseele war so beherrscht vom Gefühl der Form an sich, so in der Gewalt des ursprünglichen Rahmens aller rhythmischen Bewegung, daß sie das Ganze wider oder ohne den Gedanken, der nur schattenhaft

*) Das ist es wol, was Gottsched in der critischen Dichtkunst 4. Ausg. S. 407 meint mit „Verse herbeten oder wohl gar hersingen, wie ungeschickte Comödianten thun." Die Schüler selbst nennen es, wol vom Lehrer gelernt, leiern, herleiern, und ich erinnere mich, wie in Quarta in der Zwischenstunde vor dem Declamiren, wo ein Schüler halb angstvoll sein Gedicht, das er „declamiren" sollte, sich noch eilig vorsagte (mit zugehaltenen Ohren), wie sich da ein anderer dicht neben ihn setzte und that, als hätte er einen Leierkasten vor sich, dessen Kurbel er drehte.

vor sie trat (die Erfahrung gibt ja erst den Inhalt), in die kahle Form preßte, und das war insofern doch wieder richtig, als sich in der Seele zunächst die reine Form fest einnisten und sicher Herrin werden muß, ehe es Zeit wird zu den Freiheiten, welche der Inhalt und das Leben mit sich bringen. Denn wie es auch mit diesen Freiheiten sei, die reine Form muß doch zuletzt das Ganze beherrschen, muß oder sollte namentlich eigentlich am Anfang und Ende das Wort haben.

Auch die Dichter verfahren im allgemeinen demgemäß, sie beginnen in der Regel mit geradem, absteigendem Rhythmus, wenn sie auch meistens bald in Abweichungen fallen, z. B.:

Lenore fuhr, ums Morgenroth
  Empor aus schweren Träumen:
Bist untreu, Wilhelm oder todt,
  Wie lange willst du säumen?

Ritter, treue Schwesterliebe
  Widmet Euch dieß Herz;
Fordert keine andre Liebe,
  Denn es macht mir Schmerz.

Seht ihr dort die altersgrauen
Schlösser sich entgegen schauen,
  Leuchtend in der Sonne Gold?

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir an dieß und das u. s. w.

Ahnungsgrauend, todesmuthig
  Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne, kalt und blutig,
  Leuchtet unsrer blutgen Bahn;

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind u. s. w.

Nicht anders in älterer Zeit, z. B. Walther:

Ich sáz ûf èinem stéinè u. s. w.

Dietmar von Aist:

Es stúont ein vròwe aléinè
und wárte ùber héidè
und wárte ìre líebè
so gesàch si válken vlíegèn.
sô wòl dir válke dàz du bíst u. s. w.

Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mähr u. s. w.;

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

Freilich ist der Fall häufig genug, daß der Dichter gleich mit umgelegtem Rhythmus anhebt, aber das muß als Ausnahme, als Freiheit geltend bleiben, z. B.:

Wer slèht den léwen, wer slèht den rísen? Walther;

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns itzt hat betroffen;

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, über dir
Bin gesessen für und für;

Wie schlug mein Herz, geschwind zu Pferde,
Es war gethan fast, eh gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hieng die Nacht;

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein;

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten;
Ein Mädchen schön und wunderbar;

Lieber, Mond du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin,

wo zugleich die Melodie den Gang des Rhythmus angibt und damit im Einklange steht, was doch keineswegs immer der Fall oder die Regel ist, auch nicht im Volksliede des 16. Jahrhunderts; die Melodie bewegt sich dort gern in der strengeren Gangart und streicht damit über den freieren Gang der Worte hin. Doch bedürfte dieß, wie Anderes, noch

besonderer genauer Untersuchung, wie denn der ganze Aufsatz mehr nur eine Anregung zu weiterer Beobachtung sein kann und soll.

Seine rechte Stelle hat der umgelegte Rhythmus, nachdem das Ohr geraden Rhythmus genug gehört hat und damit gleichsam gesättigt ist. Ein hübsches Beispiel davon gibt Walthers schon angeführter Spruch:

Ich saz ûf eime steine
und dahte bein mit beine.
darûf sazt ich den ellenbogen,
ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange.
dô dâhte ich mir vil ange,
wie man zer welte solte leben.
deheinen rât kond ich gegeben,
wie man driu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe u. s. w. —

also sechs Zeilen lang mit geradem Rhythmus, da löst ihn umgelegter ab auf eine kurze Strecke, darauf folgt ein ziemlich freier Wechsel und Mischung beider Gangarten. Ein lehrreiches Beispiel bietet auch Schillers Ritter von Toggenburg in seinem Verlauf. Der schon vorhin angeführte Anfang bewegt sich in geradem Rhythmus, fällt aber schon in der vierten Zeile in den anderen, der dann auch durch gemischten abgelöst wird (s. weiter unten), aber durchs ganze Lied dann doch vorherrscht:

Fordert keine andre Liebe,
  Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich Euch erscheinen,
  Ruhig gehen sehn,
Eurer Augen stilles Weinen
  Kann ich nicht verstehn.

Es ist der Mühe werth, den Verlauf noch weiter zu verfolgen:

Und er hörts mit stummem Harme,
  Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
  Schwingt sich auf sein Roß u. s. w.

Große Thaten dort geschehen
  Durch der Helden Arm,
Ihrer Helme Büsche wehen
  In der Feinde Schwarm u. s. w.

Ruhe kann er nicht erjagen
  Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppes Strande,
  Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
  Wo Ihr Athem weht u. s. w.

Ach und mit dem Donnerworte
  Wird sie aufgethan:
Die Ihr suchet, trägt den Schleier,
  Ist des Himmels Braut,
Gestern war der Tag der Feier,
  Der sie Gott getraut.

Und er baut sich eine Hütte,
  Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
  Düstrer Linden sah u. s. w.*)

Ich muß doch abbrechen, um nicht zu ermüden. Aber das ist wol klar, daß Schiller da an dem andern Rhythmus ein besonderes Behagen empfunden und sich darin ein Gütchen gethan hat, selbst mehr als gut ist, dürfen wir sagen; denn man empfindet leicht, wenn die umgelegte Strömung einmal durch die andere Bewegung unterbrochen wird, daß das wieder mit Behagen auf uns wirkt wie das erste Eintreten der Umlegung.

Denn das ist der Grund und der Werth der ganzen Erscheinung, daß sie dem Ermüden vorbeugt, dem Gefühl des Einerlei, für das der natürliche Kunstsinn, sich selbst überlassen und nicht etwa durch eine bewußte Theorie gebannt, äußerst empfindlich ist. Wenn aber dieß Gefühl des Einerlei, der eintönigen Leier sich geltend macht, leidet darunter sofort der Inhalt, das eigentliche Leben, dessentwegen das Ganze da ist.

---

*) Es ist dienlich, besonders im Unterricht, ja fast nothwendig, einmal oder wiederholt eine umgelegte Stelle im geraden Rhythmus zu sprechen, z. B.

Und er baut sich eine Hütte
  Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
  Düstrer Linden sah —

das klingt unerträglich kindisch, hat aber die Wirkung, daß daran das Gefühl zum völligen Durchbruch kommt, was es mit den beiden Gangarten auf sich hat. Es ist ein ordentlicher Umschwung von einer zur andern, ähnlich wie wenn im Rundtanze ein Paar plötzlich sich links herum schwingt und dann wieder rechts.

Die schönsten Verse mit schönstem Inhalt entgehen diesem Eindruck des Leirigen nicht, wenn sie zu lange fortgesetzt in strenger Regel verlaufen. Man kann dafür die Probe z. B. an vielen Stellen in Goethes Tasso machen, dessen Verse recht nach der Theorie des sog. Jambus zusammengezimmert sind und darüber auf die Länge einer gewissen Eintönigkeit nicht entgehen. Man hört die Form, die bloße Form immer deutlicher vorklingen und der lebendige Inhalt tritt darüber hinter sie zurück. Er muß die Form irgendwie durchbrechen, um wieder in den Vordergrund zu kommen. Das thut hier die Umlegung des Rhythmus, die übrigens immer zugleich durch den maßgebenden Gedanken und seinen Ausdruck veranlaßt ist. Mit dem Wechsel hin und her ist zugleich die Mannigfaltigkeit gegeben, welche die Bedingung alles frischen Lebens ist. Die Form leidet übrigens durch den Umschwung nur scheinbar Abbruch, denn, wie bei dem erwähnten Umschwung eines tanzenden Paares, die Verhältnisse der Bewegung bleiben so und so ganz dieselben, nur in umgekehrter Lage, wie die Zeichnung auf Schmetterlingsflügeln, dem rechten und dem linken.

Aber die Mannigfaltigkeit wird noch größer dadurch, daß die Umlegung oft nur eine theilweise ist und das wieder in verschiedener Weise, z. B. noch nicht im ersten Gliede des Satzes, erst im zweiten:

Ruhig mag ich | Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn;

Wir stammen unser | sechs Geschwister
Von einem wundersamen Paar.
Die Mutter ewig | ernst und düster u. s. w.
Schiller (Räthsel);

Im Felde schleich ich | still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Goethe (Jägers Abendlied).

Und ebenso in der alten Kunst, z. B.:

Es het der künic Artûs
ze Karidôl | in sîn hûs
zeinen pfingesten geléit
ein alsô schœne hôchzît u. s. w. Iwein 32;
ouch wart diu vrowe | an im baz
gerochen dann im | wære kunt. 1544 ff.;
ich weiz daz | als mînen tôt. 3407.

Bei Otfried wird es mit seinen Accenten verdeutlicht:

Er zéigota in | in ala wár thio sino éwinigi thár. III, 19, 21.

Oder das erste Glied wird umgelegt und das zweite nicht:

Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes | Lustgesang. Schiller (Alpenjäger);

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus | Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint.
Kraniche des Ibykus;

auch gìenc der wált | wíldes vòl. Iwein 3292,

dieser Rhythmus ist wahrscheinlich nach dem Anklang der beiden w.

unte gie mit an die stat,
dâ er ê | éino lag. Meregarto 2[a], 32;

joh quam von hímile óbana. Otfried II, 1, 12;

hèr furlæt | in **lántè** lúttìla síttàn u. s. w. Hildebr. 20;

suma hápt | héptidun,
suma héri | lézidun. Merseburger Zauberspruch.

Der Unterschied dieser beiden Formen ist groß, denn im zweiten Falle treten die beiden Haupthebungen, die ja den Charakter des Ganzen bestimmen, beherrschend in die Mitte nahe aneinander, im ersten stehen sie möglichst weit auseinander und fassen das kleine rhythmische Ganze am Anfang und am Ende ein.

Merkwürdig aber, die Verlegung der Haupthebungen geschieht auch so, daß beide in ein Glied nebeneinander zu stehen kommen, in das erste oder zweite, sodaß das andere Glied sich mit den beiden Nebenhebungen begnügen muß, ein Bau, den man von vorn herein für nicht möglich halten möchte, weil er mit der Wellenform nicht verträglich scheint:

Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich | immerdar. Schiller (Räthsel);

Mir ist es, denk ich | nur an dich,
Als in den Mond zu sehn. Goethe (Jägers Abendlied);

Nur nicht lesen, immer singen
Und ein jedes | Blatt ist dein. Goethe (an Lina);

Da (am Clavier) sitz ich und melancholire,
Wenn mir der Kopf die Quere steht,
Bis ich an meiner | Faust verspüre,
Daß mir die Traurigkeit vergeht.
Chr. Weise, curiöse Gedanken von deutschen
Versen (1693) 1, 400.*)

Und in der alten Kunst, bei Otfried wieder durch seine Accente erkennbar:

héizit iz scóno gótes sún frono. I, 5, 46.
thaz éin ándremo fúazi wasge gérno. IV, 11, 50.
er sé joh hímil wurti joh érda ouh so hérti. II, 1, 3.

So sorgt die Freiheit, den genau verlaufenden rhythmischen Wellenschlag ganz oder theilweis umzukehren, aufs schönste für die Mannigfaltigkeit, die gegenüber der eintönigen strengen Regel die Bedingung lebendiger Schönheit ist. Diese tritt einem aber erst dann in ganzer Fülle entgegen, wenn man statt der einzelnen Fälle ein Ganzes übersieht, vielmehr überhört. Da hört man, wie sich das Ganze in einem Wechsel der verschiedenen Formen bewegt, welcher der wahre Träger des schönen Lebens wird, das dem Geheimniß des Rhythmus entquillt. Die verschiedenen Formen sind doch nur verschiedene Darstellungen der einen Grundform, die im Hintergrunde gleichsam als Herrin still fortklingt. Um also das ganz deutlich zu machen, müßte freilich eine längere geeignete Stelle zu Gehör gebracht werden, was denn doch dem Einzelnen überlassen werden muß; im Unterricht aber ist es vom Lehrer leicht zu bewirken und wird die freudige Krönung der ganzen Ausführung. Ein kurzes mhd. Beispiel kann aber als Andeutung genügen (im Unterricht wäre Hartmanns Iwein zu empfehlen), ein Spruch des alten Spervogels, wobei der verschiedene rhythmische Wellenschlag scharf hervorzuheben ist:

Ein wolf sîne sünde flôch,
in ein klôster er sich zôch,
er wolte geistlîchen leben.
dô hiez man in der schâfe pflegen.
sît wart er unstæte,
do beiz er schâf unde swîn.
er jach, daz ez des pfaffen rüde tæte.

*) Ein hübsches Beispiel: jede der vier Zeilen ist rhythmisch anders gebaut (s. nachher).

Es kostet wenig Zeit, um bei weiteren Versuchen in diesem Rhythmuswechsel einen ganz neuen Reiz zu entdecken, der zwar im Gefühl immer schon keinem entgangen ist, aber nun erst zu vollem Genuß sich aufdeckt; nun erfaßt man die ganze volle Schönheit der dichterischen Rede, wobei auch der Endreim in die zweite Linie rückt, die ihm gebührt. Und das ist im Wesentlichen noch jetzt nicht anders, obschon der Reiz der Mannigfaltigkeit in Behandlung der Senkungen, die im Grunde musikalischer Natur ist, nun schon längst in Wegfall kommt. Irgend ein Gedicht von Schiller, Goethe, Uhland u. s. w. gibt Anlaß zum Beweis und zu einer reinen Kunstfreude, wie sie da dem Schüler ganz neu entgegentritt. Das müßte im deutschen Unterricht geübt werden, beim sog. Declamiren; wenn das die Schüler gewöhnlich mit Verdruß abstößt, kann damit statt dessen das Gefühl eintreten, daß der declamirende Schüler augenblicklich wie künstlerisch schaffend, genauer nachschaffend thätig ist. Denn das Gelingen setzt voraus, daß er in den Inhalt lebendig eindringe, sich in das Denken und Empfinden des Dichters versetze, und das ist doch ein Höchstes, was auf der Schule erreicht werden kann. Der Schüler ist dann von dem kahlen, starren Rahmen, mit dem er als Kind begann, vorgedrungen zur Fülle des schönen Lebens mit seiner Freiheit, hat Besitz ergriffen vom Gebiet der Kunst da, wo sie sich jedem, auch dem Geringsten, zum Vollgenuß leicht dargibt, in der Sprache in ihrer höchsten Erscheinung. Es wird übrigens beim Declamiren für den Lehrer allerlei zu berichtigen bleiben, wird aber auch an streitigen Fällen nicht fehlen, deren Besprechung in der Classe zur schönsten und fruchtbarsten Anregung gereichen kann.*)

Aber über der ganzen Ausführung schwebt wol dräuend eine kritische Frage: waltet da nicht der Zufall? der bloße Zufall, dem ich solche Bedeutung beilege? Nun, ein Zufall, der solche Wirkungen zeitigt und solche Gesetze verräth, kann kein bloßer blinder Zufall sein. Die damit gestreifte Frage gebührend zu erledigen, ist hier nicht möglich. Es handelt sich um Kräfte oder Triebe im dunklen Grunde des arbeitenden oder schaffenden Kunstsinnes, die durchaus keines hellen Bewußtseins bedürfen, wie man leicht wähnt; gleichen sie doch bis auf einen gewissen Grad den Kräften oder Trieben, die in der Pflanze so gesetzmäßig und schön wirken. Der Wechsel der rhythmischen Wellenform wird allerdings auch durch den wechselnden Gedanken und seinen Ausdruck bestimmt, aber ein Kunstgefühl ist mit thätig dabei. So ist es gewiß kein blinder Zu-

*) Ich hätte manchen Fall der Art mit anführen können, es hätte aber zu viel Zeit und Raum gekostet, sie befriedigend zu erledigen, zumal noch ganz andere Gesichtspunkte dabei in Frage kommen.

fall, wenn unter den wenigen oben angeführten Fällen verhältnißmäßig häufig der auftritt, daß in zwei Zeilen gleich hintereinander nur das eine Glied, aber wechselnd, umgelegt ist, wie ich erst nachträglich bemerkt habe, also der Fall, wo die beiden Formen zu einander am schärfsten einen Gegensatz oder Wechsel darstellen; so in den Stellen aus Schillers Alpenjäger, aus den Kranichen des Ibykus, aus Chr. Weises Lied an sein Clavichordium. Schillers Glocke fängt sogar so an:

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.

Merkwürdig aber: der ganze Wechsel muß der alten Zeit bewußter gewesen sein, als der neueren, das zeigen so gut wie sicher bei Otfried seine Accente, in der Stabreimdichtung die wechselnde Stellung der Reimstäbe, die den Wechsel des Rhythmus als klar bewußt bezeichnen. Für ein deutliches Kunstbewußtsein zeugt besonders auch, was im vorigen Aufsatze vorgetragen ist, wie man die Form mannes trût | sunilo mied und durch Änderung des Rhythmus ins Schöne berichtigte.

Wirft man die Frage auf, wie das möglich war und ob nicht das Umgekehrte das Rechte wäre, so ist darauf wieder nicht kurz zu antworten. Aber man bedenke nur, daß die alte Zeit eigentlich nichts las, daß der Sinn darum viel sicherer bei sich selbst blieb und sich in sich ausbilden konnte. Wie ist jetzt alle Erziehung darauf aus, wenn auch unbewußt, uns aus uns selbst hinauszuweisen und läßt uns so spät zu eigenstem Denken und Empfinden kommen. Wie hätte denn die alte Sprache ein solches schönes Ganzes werden können, so rein und folgerichtig in sich gegliedert und ausgebaut, ein solches durchgebildetes Kunstwerk, wenn nicht neben dem gesunden Gefühl auch ein gutes Kunstbewußtsein daran gearbeitet hätte? Die Metrik aber ist in dem Garten der Sprache das schönste Beet.

Ich habe mich übrigens im Ganzen auf den vierhebigen Vers beschränkt. Wie sich die Sache bei verkürzter oder erweiterter Versform darstellt, wäre eine Untersuchung für sich, die aber vom vierhebigen Vers auszugehen hätte, welcher die Grundlage aller Metrik und Rhythmik ist.

23.

Zu der sogenannten Inversion nach und.*)

Zu den syntaktischen Eigenheiten und Schwierigkeiten unserer Sprache gehört die Wortstellung in ihrem Wechsel, der so verschieden ist und

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5, 793.

dabei an so bestimmte Regeln gebunden, daß Ausländer damit ihre liebe Noth haben, während in unserer Schule davon nur wenig, allenfalls beiläufig die Rede ist, weil die Schüler die wechselnde Wortstellung im Satze mit ihren Regeln (diese doch unbewußt) schon völlig fertig in die Schule mitbringen.

Auch von der sogenannten Inversion braucht nicht eben die Rede zu sein, weil sie jedem schon ganz eingewachsen ist, also z. B.: „Mein Reiseziel für diese Ferien sollte der Thüringer Wald sein, auch wollte ich wo möglich einen Abstecher ins Mainthal machen." Die Inversion — oder warum soll man nicht von einer Erscheinung deutscher Grammatik, die es im Latein gar nicht gibt, endlich auch deutsch reden, statt lateinisch? — also die Umkehr von „ich wollte" in „wollte ich", von dem vorangestellten auch herbeigeführt, hat die Aufgabe, den zweiten Satz näher an den ersten heranzuziehen, enger an ihn anzuknüpfen, als es ohne das geschähe, also „ich wollte auch u. s. w."

Dagegen ist von dieser Inversion in einem bestimmten Falle viel die Rede und lebhafter Streit darum oder richtiger dagegen, d. h. wo sie nach und eintritt, also in obigem Falle: „Mein Reiseziel für diese Ferien sollte der Thüringer Wald sein, und wollte ich auch wo möglich einen Abstecher ins Mainthal machen." Dieser Gebrauch der Umkehr von Subject und Zeitwort begegnet so entschiedenem und heftigem Widerspruch gerade in neuerer Zeit, als wäre sie ein wahrer Fleck auf dem Gewande der Muttersprache, und ist doch nach allem nicht auszurotten, worauf die heftigsten Stimmen hindrängen, ohne daß sie einen eigentlichen Grund dafür anzugeben wüßten.

Da ist es denn recht an der Zeit und mit bestem Dank zu begrüßen, daß die Erscheinung, was noch nicht geschehen ist, einer gründlichen wissenschaftlichen Behandlung unterzogen worden ist, durch Prof. Dr. Pöschel in Grimma in einem Aufsatz: „Die sogenannte Inversion nach und, Anregung zu einer sprachgeschichtlichen Untersuchung" in der Einladungsschrift der Fürsten- und Landesschule Grimma zu der Einweihung des neuen Schulgebäudes am 21. September 1891, S. 71 bis 83. Leider ist von der Arbeit nur der Anfang aufgenommen, sie bricht plötzlich ab mit Hinweis auf Platzmangel (in einer Festschrift solcher Art!), sodaß wir vom Ganzen nur eine Art Stummel vor uns haben. Aber der Verfasser wird sicher der Sache und dem ziemlich allgemeinen lebhaften Antheil, den man daran nimmt, den Dienst thun, das Ganze bald leicht zugänglich mitzutheilen Es handelt sich darum, dem Streite einen sicheren wissenschaftlichen Untergrund zu geben, der ihm noch fehlt, und das ist hier geschehen.

Prof. Pöschel ist der Erscheinung bis in die erreichbar ältesten Zeiten

nachgegangen, hat sich übrigens dabei auf die Prosa beschränkt, um dem Einwand zu begegnen, daß bei der Umstellung dichterische Freiheit oder Bedürfniß des Metrums wirksam sei, und da stellt sich denn heraus, daß die Erscheinung gleich mit da ist, wo uns deutsche Sprache zuerst entgegentritt, daß sie also sicher noch weit über die Zeugnisse hinaus in die Vorzeit zurück reicht, während die heftigen Gegner sie gern als eine Laune neuerer Unbildung, als eine Verletzung des rechten Sprachgeistes, der verloren sei, behandeln.

Selbst über die eigentlich deutsche Zeit zurück und hinaus ist die Erscheinung ganz entwickelt, wie im Gothischen und, was freilich der Zeit nach nicht beweisend ist, wol aber der Sache nach, auch im Altnordischen, wie Pöschel beibringt (S. 83). So z. B. in der Eyrbyggjasaga Lpz. 1864: í þessu kómu þeir þórarinn eptir ok varð Nagli kjótastr (23, 26), indem kamen (liefen) sie dem Thorarinn nach und ward (war) Nagli der schnellste; en er Snorri godi spyrr þetta, reið hann út undir Hraun, ok sátu þeir Snorri ok Styrr enn allan dag (49, 1), als aber Snorri der Priester das erfuhr, ritt er hinaus nach Hraun (wo Styrr Hof hielt), und saßen sie, Sn. und St., den ganzen Tag (in Verhandlung). Ebenso gothisch bei Ulfilas (Pöschel S. 83), z. B. Luc. 4 in der Versuchung Jesu: jah qvaþ du imma diabulus: jabai sunus sijais guþs u. s. w. (V. 3.), jah andhôf (antwortete) Jêsus viþra ina quiþands u. s. w. (V. 4), jah qvaþ du imma sa diabulus (V. 6) u. s. w. Belege aus althochdeutscher Prosa gibt Pöschel reichlich S. 80 ff. (und muß damit abbrechen), z. B. im Tatian in der Verkündigung an den Zacharias: thîn quena Elysabeth gebirit thir sun, inti nemnis thû sînan namon Jôhannem. II, 5; Elisabeth gibar irâ sun, inti gihôrtun thaz thô irâ nâhiston u. s. w. IV, 9. 10.

Damit ist aber, glaub ich, die leidige Streitfrage erledigt. Ich meine so: es bleibt jedem unverwehrt, für sich die Umkehr nach und zu verwerfen, und wenn ihm das Genugthuung gibt, zu schelten, aber er kann nicht im Namen der Sprache oder des Sprachgeistes reden, wie man gern thut.

Übrigens erhält die Erscheinung in der alten Zeit eine neue Beleuchtung, die der Frage eine ganz andere Wendung gibt, dadurch, daß die umgekehrte Stellung da auch ohne ein „und" auftritt, also von diesem ganz unabhängig (auch von Pöschel S. 80 ff. beobachtet und aus der Prosa belegt), z. B. im Tatian an letzterwähnter Stelle V. 11: uuard thô (geschah es da) in themo ahtudon dage u. s. w., in der lat. Vorlage et factum est etc. Dann: antlingôta (erwiderte) thô sîn muoter inti quad, im Latein et respondes mater ejus dixit. Nicht anders im dichterischen Stil, z. B. bei Otfried vom Erzengel Gabriel bei der Verkündigung an Maria:

Thô quam bóto fona góte, éngil ir (aus) himile,
bràht er therero uuórolti diuri àrunti (Botschaft).
Floug er sunnun pad (Pfad), sterrôno stràza u. s. w.
Giang er in thia palinza (Burg, Pfalz) u. s. w. I. 5, 3 ff. 9.

Im Hildebrandsliede 18, wo der Sohn angibt, was er vom Vater gehört habe:

forn her ôstar giweit, flôh her Ôtachres nîd,

also: vor Zeiten er nach Osten gieng, floh er Otachers Haß, d. h. die Umstellung im ersten Satze nicht, wo wir sie jetzt verlangen, im zweiten Satze gerade umgekehrt. Und nachher V. 33, wie der Vater den Sohn durch goldne Gabe umstimmen will:

want er dô ar arme wuntane bougà u. s. w.,

wo also die Umkehr auch von dô unabhängig ist, an das wir sie jetzt binden (da wand er u. s. w.). Es braucht nur eine kurze Übung und Gewöhnung, da findet man Gefallen an dieser Umstellung und fühlt, daß sie etwas Bezeichnendes mit sich führt, das zum Ganzen wesentlich gehört. Was das ist? Die Umstellung bewirkt allein, ohne jedes weitere Bindemittel, ein äußeres Anknüpfen des neuen Gedankens an den vorigen, es ist fast, wie wenn ein Band an dem einen Ende umgelegt wird, um es an ein vorhergehendes anzuschlingen. In der Stelle aus Otfried vorhin schlingt sich die Darstellung mit dem bràht er, floug er, giang er fast wie eine Kette fort, daß man sichs nicht hübscher denken kann.

Und das haftet der Umstellung jetzt noch an, obschon nun verdeutlichend und dazwischen tritt, wie sonst auch u. a., von denen sie anscheinend herbeigeführt wird. Wenn man aber das und da nicht zulassen will, während man nach auch, bald, da, dann, übrigens u. s. w. die Umstellung fordert und ihr Ausbleiben barbarisch empfinden würde („nachher wir kamen zu einem See" u. ä.), so ist wol nur das der Grund, daß man das und nicht als gewichtig genug fühlt. Dem gegenüber ist aber zu erinnern (denn im Gefühl hat es jeder), daß nicht nach jedem und die Umkehr eintritt, sondern nur nach einem besonders kräftigen, wie auch schon bemerkt ist (s. Grube bei Pöschel S. 71). Bei Pöschel ist z. B. an die Spitze des Ganzen gestellt ein Fall von höchster Reichsstelle: „Der Reichstag wird berufen, am 6. Mai dieses Jahres in Berlin zusammenzutreten, und beauftragen Wir den Reichskanzler mit den dazu nöthigen Vorbereitungen", kais. Verordnung v. 8. Apr. 1890. Und in der Reichsverfassung selbst Art. 8 (gleichfalls von Pöschel beigebracht S. 73): „In jedem dieser Ausschüsse werden außer dem Präsidium

mindestens vier Bundesstaaten vertreten sein, und führt innerhalb derselben jeder Staat nur seine Stimme". Da würde mit der Umstellung etwas verloren gehen, was zur Kraft und Deutlichkeit des Ganzen gehört, d. h. die engere Anknüpfung des neuen Gedankens an den vorigen, zu dem er eine weitere nothwendige Ausführung, eine Fortsetzung bringt, die eigentlich nur einen Theil desselben darstellt.*) Man kann in beiden Fällen deutlicher und zwar setzen (im ersten auch: demgemäß o. ä.), und alles ist in Ordnung; das ist aber immer noch derselbe Fall, wie z. B. dort im Hildebrandsliede: flôh her Ôtachres nîd, und zwar entwich er u. s. w., was zum vorher Gesagten noch von selbst gehört als Verdeutlichung. Ähnlich in dem köstlichen Falkenliede des Kürenbergers (Minnes. Frühl. 9, 9):

sît sach ich den valken schône fliegen:
er fuorte an sînem fuoze sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere al rôtguldîn u. s. w.,

wo man die Umkehr und was im s. g. nicht missen möchte, die Kraft des Ausdrucks und der Empfindung hängt daran.

So ist das Ganze wol auf rechten Fuß gestellt, geschichtlich und gedanklich in seine rechte Stelle eingewiesen. Ich darf dabei vielleicht erwähnen, daß ich selber durchaus nicht für die Umkehr schwärme und von ihr vielleicht noch nie Gebrauch gemacht habe; ich sehe davon freilich auch keinen Grund ein, es mag Folge einer frühen Warnung in der Schule sein, und wenn ich die Umkehr angefochten fand, regte sich bei mir allemal ein Widerspruch gegen diese Anfeindung. Es ist übrigens wahrhaft unterhaltend, bei Pöschel S. 71 ff. nachzulesen, wie sich (doch erst in unserm Jahrhundert eigentlich) die Stimmung dagegen äußert, bis zu einer Leidenschaftlichkeit des Hasses, als handelte es sich um einen schweren sittlichen Verderb. Mir ist es, als müßte nun darüber Beruhigung eintreten können, ohne daß der Einzelne in seiner Freiheit beschränkt würde. Wünschen wir aber vor allem, daß der Verfasser sich vollends den Dank der Freunde unserer Muttersprache verdiene durch Ergänzung des jetzt vorliegenden Bruchstückes.

---

*) Daher auch das Ausbleiben der Umkehr nach aber, sondern, die den Gedanken nicht eigentlich fortsetzen, sondern einen selbstständigen Widerspruch bringen, also einen neuen Ansatz darstellen.

24.

Noch einmal zum Wesen des Reims.*)

Ich habe mich bei dem Aufsatze einer Unterlassung zu zeihen, mir ärgerlich genug, doch der Hauptsache nicht abträglich, eher zuträglich, auf alle Fälle dafür eigenthümlich lehrreich. Ich dachte nämlich dabei gar nicht an die Lehrbücher der Dichtkunst, nur an das gegenwärtige Bewußtsein von der Sache in den Kreisen der Bildung. Daß aber da das Bewußtsein von jener andern Seite des Begriffes vom Reim, die man die negative nennen kann, jetzt nicht eigentlich vorhanden ist, zeigen mir auch die Äußerungen erfreuter Zustimmung, die mir zugekommen sind, auch von Fachgenossen.

Es findet sich aber doch in den Lehrbüchern, aber in einer Weise, die eben eigenthümlich lehrreich ist. Die Hauptsache steht schon beim jungen Opitz in der Poeterei im 7. Cap.: „Über diß, die letzte Sylbe in den männlichen und letzten zwo in den weiblichen Reimen sollen nicht an allen Buchstaben gleiche sein, als in einem weiblichen Reim:

Wir sollen Fremdlingen gar billig Ehr erzeigen,
Und so viel möglich ist, ein willig Hertze zeigen."

Deutlicher bei Chr. Weise, curiöse Gedanken von Deutschen Versen Lpz. 1693 1, 7 in dem Cap. von Reimen (ohne Bezugnahme auf Opitz): „Vor eins siehet man zwar auff die Syllben**), die einen gleichen Thon von sich geben, doch der erste Buchstabe vor der Syllbe muß anders seyn. Drum werden wir mit diesem Verse nicht fortkommen:

Wirstu die Losung geben,
So will ich mich ergeben."

Einfacher im Register S. 4: „Die letzte Syllbe muß wol gleich, aber nicht einerley seyn."

Noch ausführlicher, selbst etwas breitspurig nach seiner Art, schon Schottelius, ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache Braunschweig 1663, S. 860: „Die Reimung bestehet eigentlich nur recht darin, wenn der Reimlaut vornan (nach vorn, vor sich) die Mitlautern (Consonantes) verändert. Als wenn man sagt: Land, Hand, Band, Brand 2c. Allhier ist der Reimlaut Ant (so), solcher Reimlaut Ant nun kann und

---

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 1 ff. Nöthiger Nachtrag zu Nr. 20, S. 172 ff. oben.

**) Diese Schreibung Syllbe soll das lateinische syllaba möglichst festhalten.

muß gereimet (d. h. zum wirklichen Reime) werden durch Veränderung der vornstehenden Mitlautern" u. s. w.*)

Ganz entschieden und bündig hatte auch schon Buchner, Opitzens Freund, die Sache vorgetragen im Anschluß an Opitz. In August Buchners Anleitung zur Deutschen Poeterey, herausg. von Othone Praetorio Wittenb. 1665 wird S. 158 ff. von der französischen Art gehandelt, völlig gleiche Reime mit verschiedenem Sinn zu gebrauchen, er verwirft das aber entschieden für das deutsche Dichten: „Und gründlich von der Sache zu reden, so dürffen mehr nicht als die Lauter und Doppellauter (Vocale und Diphthonge) neben den nachfolgenden Consonanten . . . zusammenstimmen und übereinkommen, was aber denselben vorhergehet, muß durch und durch anders beschaffen seyn."

So war die Sache dem 17. Jahrhundert genau und sicher bekannt, die im 18. wieder ins Dunkel zurücktreten sollte.

Anfangs zwar pflanzt sich jene Angabe noch fort, z. B. bei Gottfr. Ludwig, teutsche Poesie dieser Zeit Leipz. 1703 S. 3: „Die Buchstaben, ein oder mehr, welche vor dem Reim-Vocali hergehen, müssen unterschieden und nicht einerley sein." In einer Schrift Wohlinformirter Poet Leipz. 1705 S. 12: „Bald Anfangs muß man bey den Reimen wissen, daß allemahl die gleichlautenden Sylben einen unterschiedenen Buchstaben vorher haben müssen." Und noch später bei Andr. Köhler, Deutliche und gründliche Einleitung zu der reinen Deutschen Poesie Halle 1738 S 62: „Wo der Reim eigentlich angehet, davor muß zum wenigsten ein Buchstabe verändert seyn."

Aber schon in einem gleichfalls in Halle 1724 erschienenen Lehrbuche: Anfangs-Gründe zur reinen teutschen Poesie von J. G. Neukirch ist S. 27 die Rede von Reimen als von „den letzten Sylben, welche auf einen gleichen Klang oder Reim ausgehen," der ergänzende Gegensatz, der bisher so bestimmt betont worden war, scheint oder ist vergessen oder doch verdunkelt. Ebenso dann in den tonangebenden Werken der Zeit. In Breitingers Critischer Dichtkunst Fortsetzung Zürich 1740, die S. 460 ff. eingehend vom Reim handelt, ist dessen Begriffsbestimmung vorausgesetzt. In Gottscheds Versuch einer critischen Dichtkunst 4. Aufl. Leipz. 1751, S. 73 erscheint er nur als der „Gleichlaut der letzten Sylben in zwoen Zeilen", wie in seinem Wörterbuch der Wissenschaften und freyen Künste, Lpz. 1760 Sp. 1381 als „der übereinstimmende Klang der letzten Sylbe in verschiedenen Zeilen eines Gedichtes." Auch in Sulzers Theorie der schönen Künste Lpz. 1794, 4, 80 ist der Reim nur „der gleiche Laut der

*) Diese Stelle, wie auch die meisten der folgenden, hat mir Herr Privatdocent Dr. Witkowski treulich zugetragen, da er die aufgetauchte Frage zugleich zu seiner eigenen machte.

letzten oder der zwey letzten Sylben in zwey Versen." Bei Adelung steht noch das Richtige im Wörterbuch unter Reim: „im engsten Verstande sind es solche ähnlich klingende Wörter, wo auf einen gleichlautenden Selbstlaut gleiche Mitlauter folgen und verschiedene vorhergehen, wie nimm, Grimm, fehlen, stehlen, zum Unterschiede von den so genannten reichen Reimen, wenn auch gleiche Mitlauter vorhergehen, wie in daraus und heraus."

Auch im 19. Jahrhundert setzt sich das Schwanken fort, welches das 18. zeigt. Nur einige Proben. Nach J. S. Schütze, Versuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form Magdeb. 1802, S. 16 ist der Reim „das Zusammentreffen zwei verschiedener Vorstellungen in zwei gleichklingenden Wörtern", aber S. 100: „Der Anfang in der Reimsilbe darf und muß einzig und allein verschieden sein" und: „je verschiedener der Anfang beider Reimsilben ist, desto mehr gewinnt der Reim an Reiz und Schärfe", wo denn das, worauf es ankommt, mit einer Entschiedenheit ausgesprochen ist, wie ichs sonst nicht kenne, daß also der verschiedene Klang zur Schönheit des Reims gehört und sogar ihr Maß bestimmt. Nur verwaschen und unklar bei Clodius, Entwurf einer systematischen Poetik 2. Theil Lpz. 1804 S. 365: „Da der Reim in einer Ähnlichkeit des Schalls besteht, so muß auch eine Art Einklang sein, weil sonst der vorausgesetzte Zweck nur halb erreicht wird. Nun ist es zwar nicht allemal nöthig, daß die Consonanz des Klanges ganz vollkommen sei, dieß ist bei den sogen. reichen Reimen der Fall: allein eine gewisse Reinheit und Harmonie wird doch auch gefordert." Bei Ludw. Hörstel, praktischer Versuch einer deutschen Verskunst Leipz. 1805 ist auch das Wenige, was bei Clodius noch durchscheint, wieder vergessen, nach S. 11 ist der Reim nur „die Wiederkehr einer oder zwei gleichklingender Silben am Ende des Verses." Doch wieder bei Helfrecht, kurze Anleitung zur deutschen Dichtkunst Hof 1809 S. 27: „Reime sind gleichlautende Wörter mit verschiedenen Buchstaben beim Anfange des Wortes, welche auch verschieden ausgesprochen werden."

Auch in den Zwanziger, Dreißiger Jahren dasselbe Schwanken. J. J. Dilschneider, Verslehre der deutschen Sprache Köln 1823 S. 160 gibt das Rechte, aber in einer recht gelehrten Definition des Reims, bei der doch die Hauptsache nicht deutlich genug wird: „Der Reim ist die Verbindung der Assonanz mit der Alliteration, also der vollkommenste Gleichklang", da ist mit Assonanz der bloße Vocalreim, mit Alliteration der bloße Consonantreim gemeint (dieß zugleich am Schluß der Silbe), beides wunderlich genug.*) Darauf S. 161: „Zu einem schönen Reime

*) Diese Erweiterung der Begriffe von Assonanz und Alliteration ist eigentlich ungeschickt, denn dann müßten auch nah und da, See und Weh, treu und neu

reicht es vollkommen hin, wenn die Consonanten, welche nach den ersten assonirenden Vocalen folgen, in einerlei Ordnung und Silbenabtheilung mit einander alliteriren." Kurz und gut bei K. W. L. Heyse, kurzgefaßte Verslehre der deutschen Sprache Hannover 1825 S. 151: „Der Reim entsteht, wenn sich mehrere Wörter von ihrem letzten accentuirten Silbenlaute an völlig gleichen." Dann S. 160: „Reiche Reime sind im Deutschen von keiner besondern Wirkung und müssen weder gesucht noch brauchen sie vermieden zu werden." Dagegen wieder in der falschen Einseitigkeit bei K. A. Böttiger, praktische Anleitung zur Dichtkunst Dresden 1829 S. 36: „Der Reim besteht im Übereinklang verschiedener Wörter, welche zwei oder mehrere sich aufeinander beziehende Verse beschließen." Auch in einem Buche, das einen Anlauf nimmt, den Reim mit philosophischer Gründlichkeit zu behandeln: Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge mit besonderer Rücksicht auf Goethe, ein Versuch von Casp. Poggel, Recklinghausen 1834, fehlt doch jeder Versuch, den Begriff des Reimes festzustellen, er wird einfach als gleicher Klang, Gleichlaut behandelt, „aus der Assonanz und der Alliteration entstanden" (S. 32), „verbindet verwandte Vorstellungen durch Gleichheit des Klanges".

Auch in den neuesten Lehrbüchern fehlt das Rechte doch nicht, so weit sie mir bekannt geworden sind, nur ist es dort nicht mit der Entschiedenheit ausgesprochen und unter den Gesichtspunkt gestellt, die der Sache erst ihren Werth geben. Z. B. bei Werner Hahn, Deutsche Poetik Berl. 1879, wo vieles in neues wahrhaft geistreiches Licht gestellt erscheint, ist S. 84 der Reim „der Anklang, den ein Wort durch Wiederholung eines seiner Klangbestandtheile in einem andern Wort findet", S. 86 der „Endreim oder kurzweg Reim der Anklang, der durch die Übereinstimmung des Auslautes gebildet wird und zwar vom Vokal der letzten betonten Silbe des Wortes an". Bei Dan. Sanders, Abriß der deutschen Silbenmessung und Verskunst Berl. 1881 S. 60 (§ 67) tritt der Begriff des Reims noch in jenem gelehrten Mäntelchen auf, das wissenschaftlich so bestechend die Sache doch mehr verkappt als enthüllt: „Hergebrachtermaßen

nur Assonanzen sein, keine Reime, ja auch Treue und Reue, selbst Weihe und Reihe u. dgl. Und Alliteration meint an sich gar nicht nothwendig Consonanten überhaupt, wie denn litera nicht Consonant, sondern Buchstab überhaupt bedeutet; auch in Eins und Alles liegt ja Alliteration vor. Zur Assonanz gehört Verschiedenheit der Consonanten nach den gleichen Vocalen, ebenso zur Alliteration Verschiedenheit der Vocale nach den gleichen Consonanten. Es ist aber für manche Geister so verführerisch, gerade von heimischen Dingen recht schulmäßig gelehrt zu reden, und dabei wird den vornehm gelehrten Wörtern meist gar nicht scharf auf die Finger gesehen, was gerade bei ihnen recht nöthig ist, eine gewisse heilige Scheu aber schützt sie davor.

heißt die Übereinstimmung in den Vokalen Assonanz (Binnen-, Halbreim), die in den Konsonanten Alliteration (Stabreim), unterschieden in: Anfangs- und End-Alliteration. Die Verbindung der Assonanz oder des Halbreims mit der End-Alliteration bildet den eigentlichen oder vollständigen Reim", wobei denn die Hauptsache eigentlich ungesagt bleibt. Umständlich ohne volle Deutlichkeit auch bei C. Beyer, Deutsche Poetik Stuttg. 1882 1, 424: „Bezieht sich der Gleichklang nicht auf einzelne Konsonanten oder Vokale, sondern auf ganze Silben, die dem Tone nach übereinstimmen und sich gleichsam decken, so heißt er Reim u. s. w. Er ist eine Verbindung von Assonanz mit End-Alliteration oder die Übereinstimmung des betonten Vokals und der demselben folgenden Konsonanten und Vokale." Kurz und gut bei Gottschall, Poetik 5. Aufl. Berl. 1882 S. 217: „Der Reim, als der volle Gleichklang der Silben und Wörter bei verschiedenen Anfangsbuchstaben." Bei O. Schmeckebier, Deutsche Verslehre Berl. 1886 S. 45: „Der Reim ist die Übereinstimmung verschiedener Wörter im Selbstlauter ihrer Hauptsilbe und in allen folgenden Lauten." Aber noch in dem Brockhaus'schen Conversationslexikon 11. Aufl. (1867) ist der Reim nur „der zwei oder mehrere Wörter verbindende Gleichklang".

Die Anführungen werden ermüdet haben, zumal bei den unvermeidlichen Wiederholungen. Aber ich mochte nicht mehr kürzen, als ich doch gethan habe, weil sonst die Lehre, die das Ganze gibt, nicht so deutlich heraussspränge. Die Lehre ist eine mehrfache. Einmal, wie eine Erkenntniß auftreten und wieder verloren gehen kann, und wieder auftauchen und doch auch wieder versinken; denn wenn sie auch jetzt in den Büchern meistens zu finden ist, fehlt sie doch noch oder wieder im gewöhnlichen Bewußtsein. Wie das möglich ist? Es handelt sich um eine Erkenntniß, die niemand braucht und die sich selbst gleichsam im Hintergrunde versteckt hält. Denn neben dem Gleichklang, der das Ohr und den Sinn so voll auf sich zieht und in Beschlag nimmt, entgeht dem Beobachter leicht, wie damit Hand in Hand geht der Gegensatz, der verschiedene Klang, der doch zur Schönheit genau eben so nöthig ist, wie in einem Bilde der dem Auge sich mehr versteckende Schatten zum Licht und den hellen Farben, die sich dem Auge aufdrängen. Dabei empfindet doch jeder jene versteckte Schönheit, ohne daß sie ihm ins Bewußtsein tritt, und das ist eine andere werthvolle Lehre des Ganzen. Ist doch auch unter den angeführten wissenschaftlichen Beobachtern nur einem die eigentliche Wahrheit aufgegangen, nämlich Schütze (S. 208, oben), während alle Andern, die den theilweisen Mangel des Gleichklangs bemerkt haben, ihn doch nur als Thatsache hinnehmen, ohne das Auffallende daran in seinem Grunde zu erkennen.

Und noch eine Lehre: es ist eine Erkenntniß, die man, wie gesagt,

nicht braucht, wobei das Nichterkannte doch wie ungesehen vollauf seine Wirkung thut. Was unsere Dichter davon gewußt haben? Wenn ihre Leistungen der Einsicht in das Wesen des Reims entsprechen sollten, müßte ja wol unsere große Zeit des 18. Jahrhunderts in den Leistungen hinter dem 17. Jahrhundert zurückstehn? Wozu es also so breit vortragen? Wir haben allen Grund, das liebe sogenannte Bewußtsein nicht über das nothwendige Maß hinaus zu steigern. Es ist ein verhängnißvoller Irrthum, in ihm alles Heil zu suchen. Das könnte man nachgerade genügend aus Schiller und Goethe wissen, die es mit Schmerzen so zu sagen für uns an sich selbst gelernt haben. Ja, aber falsche Theorien, die auf halbe Erkenntniß gebaut werden, machen es doch nöthig, wie hier der Fall mit W. Scherer und seinem halben Verkennen des Stabreims vorliegt. Außerdem ist es doch auch der Mühe werth, den Sinn für das Schöne zu schärfen, zumal in unserer Zeit, wo dem echten Schönen eine so wichtige Rolle im Leben und Kämpfen des Ganzen zufällt, wie nur je. Und dafür ist und bleibt die rechte Pflanzstätte die Schule. Es kostet kaum eine Stunde Zeitaufwand, um die Schüler und Schülerinnen höherer Klassen für diese versteckte Schönheit mit Wärme zu gewinnen, daß sie dann darüber selbst weiter denken und beobachten, ohne auf ein Gebot der Schule zu warten.

25.

Noch etwas zur Metrik des Nibelungenliedes.*)

Unter dem kürzlich aufgestellten Gesichtspunkte des umgelegten Rhythmus (s. oben S. 190 ff.) tritt auch eine Erscheinung der Nibelungenmetrik oder besser Rhythmik in das rechte Licht, die sich sonst als das aller Fraglichste, ja im höchsten Grade auffallend darstellt. Ich meine den ungewöhnlichen Reimschluß, den die erste Hälfte des rhythmischen Ganzen, die zwei ersten Langzeilen oft zeigen, z. B. gleich im Eingang von Lachmanns erstem Liede:

Den troum si dô sagete ir muoter Uoten.
sin kunde in niht bescheiden baz der guoten:
der valke, den du ziuhest, daz ist ein edel man.
in welle got behüeten, du muost in schiere vloren hân. Nib. 14 L.

Oder von dem Auszug der Burgunden nach Etzels Lande, dessen böses Verhängniß Ute ahnt:

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 104 ff. siehe auch oben S. 180 ff.

Dô sprach zuo zir kinden diu edele Uote:
'ir soltet hie belîben, helde guote.
mir ist getroumet hînte von engestlîcher nôt,
wie allez daz gefügele in disem lande wære tôt.' 1449.

Später in den bittern Kämpfen klagt Hagen dem ihm gegenüber stehenden Rüdiger, wie ihm die Heunen den Schild, den ihm Frau Gotelint beim Abschied als Ehrengabe mitgegeben, von der hant zerhouwen hätten:

'Daz des got von himele ruochen wolde,
daz ich schilt sô guoten noch tragen solde,
sô den du hâst vor hende, vil edel Rüedigêr!
so bedorfte ich in dem sturme deheiner halsperge mêr.'

''Vil gerne wære ich dir guot mit mînem schilde,
getörst ich dirn gebieten vor Kriemhilde.
doch nim du in hin, Hagene, unt trag in an der hant,
hey soldest du in füeren in der Burgonden lant!'' 2132 ff.

Der Nibelungenvers arbeitet sonst nur mit stumpfen Reimen, abgesehen von den Reimen in der Cäsur, die aber der ursprünglichen Kunst durchaus fremd sind und eigentlich beim Schein des Fortschrittes in der Kunst vielmehr den beginnenden Verfall darstellen, wie er dann im Hildebrandstone sich vollendet. Hier aber, in der ältesten oder ursprünglichen Kunst, klingende Reime, wie es scheint! und zwar beschränkt auf die zwei ersten Langzeilen, während in der aus der Nibelungenstrophe als Fortbildung erwachsenen Gudrunstrophe gerade die zweite Hälfte, die dritte und vierte Langzeile mit klingenden Reimen versehen werden.

Aber jenes Uoten: guoten, schilde: Kriemhilde, wolde: solde u. s. w. sind noch keine klingenden Reime (vergl. Lachmanns Anm. zu den Nib. 1362, 2), sie stehen vielmehr noch auf dem Wege vom Reim mit zwei Hebungen (ohne Senkung) zum klingenden Reim, der nur eine Hebung hat mit nachklingender Senkung, stehen aber mehr noch bei dem erstern, als bei diesem.*) Nur dadurch wird ihre eigenartige Verwendung,

*) Sind doch solche Reime mit zwei Hebungen (d. h. einer Haupt- und einer Nebenhebung) noch jetzt völlig lebendig in musikalischem Gebrauch, besonders im Volksliede und Kirchenliede, auch im Kinderliede, z. B. (aus Leipzig):

báuer, bàue késsèl, níx ìn der grúbè,
mórgen wìrd es bèssèr u. s. w. bíst ein boèser búbè u. s. w.

der ábt ist nìcht zu háusè,
er íst auf èinem schmáusè u. s. w.

Es sind Tanzliedchen, wo die Tritte den Rhythmus begleiten und sogar sichtbar machen, dabei erhalten kessel und besser, grube und bube, hause und schmause je zwei Tritte.

wie hier, möglich, denn die zweiten Silben, obwol nur Endungen mit dem allgemeinen schwachen e, tragen doch noch eine Hebung, die im Rahmen eigentlich sogar eine Haupthebung ist. Aber gerade darin liegt der Reiz dieser rhythmischen Form, daß da eine Haupthebung unerwartet den Platz tauscht mit einer Nebenhebung.*) Denn der regelrechte Verlauf, wie ihn der rhythmische Rahmen an die Hand gibt, ist:

Ez troumde Kriemhilte in túgenden dèr si pflác,
wie si einen valken wilden zűge mànegen tác. 13, 1, 2;
der valke, den du ziuhest, daz íst ein èdel mán. 14, 3.

So ist denn im Rahmen, der im Hintergrund des Kunstgefühls immer maßgebend und die Erwartung bestimmend still erklingt, eigentlich auch gegeben:

Den troum si dô sagete ir múoter Ùotén.
sin kunde in niht bescheiden báz der gùotén.

Es ist dasselbe, wenn für den scheinbar klingenden ein dreisilbiger, gleitender Reim eintritt, wie sehr oft, z. B.:

der küene videlære rief über die menege:
der sal ist wol beslozzen, vriunt, her Hagene. 1916, 1. 2,

wo der Rahmen eigentlich mènegé, Hàgené verlangte.

Aber die Worte thun dem Rahmen gegen die Erwartung, die er mitbringt, plötzlich Zwang an und legen ihn um, die Welle springt gleichsam um und zwar gerade am Schluß: ir múoter Úotèn, báz der gúotèn. So bleiben zwar dem Rahmen seine drei Hebungen, die dieses Versglied fordert, aber in eigentlich gestörter Ordnung, mit der nun die zwei Haupthebungen nahe neben einander treten**) und die Nebenhebung in die Stelle rückt, die eigentlich die hervortretendste sein soll, d. h. die den Reim trägt, der aber nun seinerseits auch wie halb abgesetzt in seinem递Haupttheil auf die zweite Hebung zurückspringt. Und diese zweite Hebung, die nun den Platz der tieferen Nebenhebung einnimmt, wird sogar von selbst gewichtiger und höher als die erste Haupthebung, der sonst die Führung der ganzen Bewegung zukommt.

So ist das Ganze, mit dem maßgebenden Rahmen verglichen, wie in sich verschoben. Es ist der Fall, der im Leben des Rhythmus in verschiedener Form auftritt, daß sein regelrechter Verlauf einmal gleich-

*) Das Verhältniß zwischen Haupthebung und Nebenhebung ist im Grunde dasselbe, wie zwischen Hebung überhaupt und Senkung.

**) Vergl. oben, S. 197 ff. dieselbe Erscheinung in andern Fällen bei umgelegtem Rhythmus.

sam durch einen Sprung unterbrochen wird, der diesen vorübergehend in Frage stellt, daß dem strengen Gesetz, das in leirigen Tonfall zu gerathen droht, von der Freiheit gleichsam ein Schnippchen geschlagen wird.

Das sind um wenig Worte viel Worte gemacht! Aber es gilt das Kunstbewußtsein und Kunstgefühl unserer alten Zeit ins Licht zu setzen, das ja einst in diesem Gebiete für barbarisch galt und vielfach eigentlich noch jetzt so angesehen wird. Daß das dichterische Kunstbewußtsein unserer Vorzeit ein ganz selbständiges ist von eigner Art, wie die Sprache, deren Blüthe es ist, das ist noch durchaus nicht völlig durchgefochten.

Der Fall ähnelt der Erscheinung im antiken jambischen Trimeter, wo der letzte Fuß plötzlich aus jambischem Rhythmus in trochäischen umgelegt wird, im sogenannten Hinkjambus, Choliambus oder Skazon. Auch das ist, und zwar auch am Schlusse, ein unerwarteter Umschwung, ein Umspringen der rhythmischen Welle, wobei denn auch zwei Hebungen neben einander und zwar dicht neben einander treten, nicht wie hier, durch eine Senkung getrennt. Z. B. bei Catull*):

Misèr Catúlle, désinàs inéptíre
Et quòd vidés perìsse, pérditùm dúcas.
Luxére quòndam cándidì tibí sóles etc.

Um aber auf unsern Vers zurück zu kommen, die fragliche Erscheinung ist keineswegs auf den Nibelungenvers beschränkt, sondern findet sich auch sonst, wie längst bemerkt ist, in mhd. Zeit**), sie reicht aber, was noch nicht bemerkt ist, bis in die Gegenwart.***) Viel Gebrauch davon macht schon vor dem Nibelungenvers der Kürenberger, dessen rhythmischer Rahmen mit dem des Nibelungenverses durchaus eins ist, auch in Bezug auf die fragliche Erscheinung; denn wenn man sich da

*) Ich erlaube mir, den antiken Vers in erster Linie unter das rhythmische Gesetz zu stellen, das unsern Vers regelt. Es kann bei keiner Versart wieder so deutlich sein, daß die Quantität dem Rhythmus dient, nicht umgekehrt. Da gibt es denn aber auch Hebung und Senkung, und Haupthebung und Nebenhebung, bei diesen aber auch umgelegten Rhythmus. Hat der antike Vers so lange unserm Vers seine Kappe übergeworfen (freilich nur die Schulkappe), ganz unpassend, so kann er sich nun auch einmal in unserer Kappe sehen lassen, durchaus nicht unpassend.

**) S. Bartsch Untersuchungen S. 6.

***) Ob die Form auch, wie die kürzlich besprochene (als ie diu liebe leide zaller júngìste gît) in die Stabreimdichtung zurückgeht? Eine Zeile in dem einen Merseburger Zauberspruche würde damit rhythmisch klar und gut:

thô wart themo Balderes volon
sîn vúoz birénkìt,

rhythmisch völlig gleich ir muoter Uoten u. s. w.

abgemüht hat, für das zweite Glied der ersten und zweiten Langzeile vier Hebungen herauszudrücken, wie das auch für den Nibelungenvers versucht worden ist*), so wird damit der Grundriß des kleinen Kunstgebäudes, das von Haus aus auf eine Gliederung durch musikalische Pausen mit gesparten Hebungen aufgebaut ist, aufs schlimmste gestört und ihm eine Giebelzierde geraubt. Das wäre nicht geschehen, wenn man den Umsprung der rhythmischen Welle bemerkt hätte, der eben der Reiz des unerwarteten Schlusses ist. Also beim Kürenberger z. B.:

Ich stuont mir nehtin spâte   an éiner zínnèn.
dô hôrt ich einen ritter   vil wól singèn u. s. w. Minn. Frühl 8, 1;
leit machet sorge,   liebe**) wünne,
eines hübschen ritters   gewán ich kúndè u. s. w. 7, 19;
sît sach ich den valken   schône vliegen,
er fuort an sînem fuoze   sîdîne riemen u. s. w. 9, 5;

Dann bei Dietmar von Eist in dem merkwürdigen ersten Tone, der wie der Kürenberger Ton, auf die Langzeile gebaut ist und sie aufs künstlichste ausbaut; in dem festen Gefüge und geschlossenen Schritte des Rhythmus ist da für Gedanken an mehr als drei Hebungen in der fraglichen Form gar kein Platz:

„Waz ist für daz trûren guot,   daz wîp nâch lieben manne hât?
gerne daz mîn herze erkande,   wan ez sô bedwungen stât.“
alsô redete ein frouwe schœne   „gerne ichs an ein ende kœme,
wán diu húotè,
selten sîn vergezzen wirt   in mînem muote. 32, 17;
alsô redeten zwei geliebe,   dô si von einander schieden:
ówê mínnè,
der dîn âne möhte sîn,   daz wæren sinne. 32, 7 ff.;
Sô al diu werelt ruowe hât,   sô mag ich eine entslâfen niet.
daz kumet von einer frowen schœne,   der ich gerne wære liep,
an der al mîn fröide stât.   wie mac des iemer werden rât?
jô wæne ich sterben.
wes lie si got mir armen man   ze kâle werden?***)

*) So Simrock, Holtzmann, zum Theil auch Müllenhoff, vergl. Bartsch Untersuchungen 163, vom Kürenbergervers noch neuestens A. Heusler zur Geschichte der altdeutschen Verskunst. Bresl. 1891 S. 99, vergl. 112.

**) Das gedankenlose vil vom Schreiber (vil liebe), das nur zum Adjectiv passen würde, muß man doch streichen.

***) d. h. mir zur Qual geboren werden.

Von einer abhängigen Anlehnung an das Gebäude des Kürenbergers ist da so gar nichts zu sehen, daß auch die fragliche rhythmische Form nicht wol dorther entlehnt sein kann, sie wird älter sein, als beide rhythmische Gebäude.

Der Zeit nach wäre hier die Nibelungenstrophe einzureihen. Auch andere Gedichte im Nibelungenton zeigen die Form, z. B. Alpharts Tod 454*):

Dô sagte man Rienolden dô diu mære,
wie Sibeche und Ermenrîch entrunnen wære. Berl. Heldenb. 1, 52.

In dem Minnesang der höfischen Kunst tritt die Form zurück oder verschwindet ganz. Doch bietet z. B. ein Ton Walthers (die zwîvelære sprechent u. s. w. 58, 21—59, 36) einen Anklang, der so entschieden ist, daß man ihn erwähnen muß:

kumpt sanges tac, man hœret singen unde sagen:
man kan noch wunder.
ich hôrte ein kleine vogellîn daz selbe klagen,
daz tet sich under:
„ich singe niht, ez welle tagen“ 58, 25 ff.

Ein sicheres Urtheil freilich, das in anderen Fällen durch die entsprechenden Zeilen mit stumpfem Reim gegeben wird, bleibt hier ohne die Melodie unmöglich, ob wunder, under als zweitönige oder klingende Reime behandelt waren. Mir ist doch das erste glaubhafter.

Sicher aber in einem Liede Gottfrieds von Neifen 44, 20 ff., das nicht in höfischem, sondern volksmäßigem Tone gehalten ist, von einem landfahrenden büttenære, Bötticher, dessen Handwerk in schlechtem Doppelsinn aufgefaßt ist:

Ez fuor ein büttenære
sô verne in frömdiu lant.
der was sô minnebære,
swâ er die vrouwen vant,
daz er dâ gerne bant.

Dô sprach der wirt mære
zuo zim (fragte ihn), waz er kunde.
„ich bin ein büttenære,
swer mir des gunde,
sîn vaz ich im bunde.“

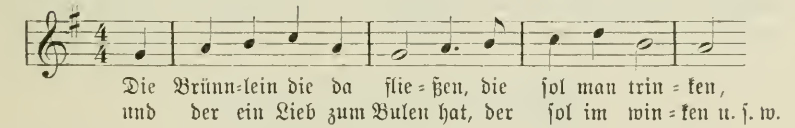
*) In der Gudrun nicht, deren Strophe doch mit der der Nibelungen übereinkommt, weil da dem (wirklichen) klingenden Reim die dritte und vierte Langzeile eingeräumt sind.

So in der Handschrift C und bei Haupt. Aber die Überlieferung kann nicht rein sein. Nur die Zeile swer mir des gündè fügt sich genau in die Form, rhythmisch dem Rahmen nach gleich swâ ér die vróuwen vànt in der ersten Strophe. Die zwei andern entsprechenden Zeilen sind zu voll, während weder an vier Hebungen noch an doppelten Auftakt zu denken ist. Bartsch (Germ. 13, 240) wollte deshalb ändernd herstellen zim waz er kunde und sîn vaz ih'm bunde.

Später, am Ausgang der mhd. Zeit, tritt uns die Form in volksmäßigen Liedern entgegen, auch mit überlieferter Melodie, die denn alles glücklich sicher stellt. Zwar erst aus dem 16. Jahrh. überliefert, aber sicher weit älter ist ein Bulerliedlein. (Uhland Nr. 29):

Die brünnlein, die da fliessen,   die sól man trinkèn,
und wer ein lieben bulen hat,   der sól im winkèn;
ja winken mit den augen   und treten auf ein fusz;
es ist ein harter orden,   der seinen bulen meiden musz.

Das ist denn, noch im 16. Jahrh. in lebendigem Gesang, der reine Bau der Kürenbergerlieder oder der Nibelungen. Die fragliche Form aber stellt sich im Gesang so dar*):



Becker gibt statt der letzten halben Note nur eine Viertelnote, er nahm es aus einer andern Quelle als Böhme und Liliencron. Damit nähert sich der Reim, auf den es hier ankommt, dem klingenden, wird aber noch keiner, die letzte Silbe, zwar nur Endung, erhält doch einen Ton, der eigentlich nur einer Haupthebung zukommt, wie die vorletzte halbe Note im Takte als Haupthebung auftritt an einer Stelle, der eine Nebenhebung zukommt. Das ist eben der umgelegte, meinetwegen verkehrte Rhythmus mit seiner Freiheit, die sich einmal gegen das Gesetz auflehnt und dem ganzen Verlauf doch den Reiz der Schönheit gibt. Wenn also Heusler S. 113 daran Anstoß nimmt, daß die Endsilbe -ken

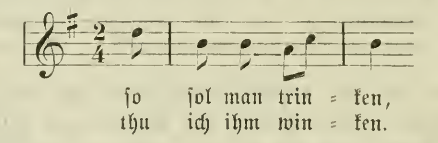
*) S. bei Böhme Altd. Liederbuch S 230, Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530 S. 272, C. F. Becker, Lieder und Weisen vergangener Jahrhunderte, Leipzig 1853 3,8. Die Umschreibung aus der alten in die neuere Notirung nimmt sich in jeder der drei Darstellungen etwas anders aus, sodaß ich sie selbst über eine rasch lesbare Einheit bringen muß. Aber die Verschiedenheiten sind nur nebensächlich und äußerlich, namentlich im Ausgang, auf den es hier ankommt, ist gar kein wesentlicher Unterschied.

auf den guten Taktheil fällt und darin einen auffallenden Mißklang in dem sonst rein $^4/_4$taktigen Liedchen findet, so wird damit gerade das weggewünscht, worauf es im Ganzen und in allen entsprechenden Fällen ankommt. Weitere Bestätigung jener melodischen Fassung, auch noch aus der Gegenwart, folgt nachher.

Das Liedchen von den Brünnlein u. s. w. lebt übrigens ziemlich wolerhalten bis heute besonders im Westen, s. bei Böckel Deutsche Volkslieder aus Oberhessen S. 83 (mit den reichen Nachweisungen S. 119), auch mit dem alten Rhythmus (doch in einem schlesischen Liede bei Hoffmann S. 171 geändert):

Wo alle Bächlein fließen,
Da soll man trinken.
Wer seinen Schatz nicht rufen darf,
Der soll ihm winken u. s. w.

Da ist es denn der Mühe werth nach der Melodie zu sehen, die L. Erk Liederhort S. 235 aus dem Odenwald u. s. w. gibt (Wenn alle Brünnlein fließen u. s. w.); sie hat freilich von der alten nichts mehr, aber die uns hier angehende Stelle zeigt doch noch den alten Charakter, nur daß die halbe Note in der Reimsilbe als geschleifte zwei Achtel (weil überhaupt statt der alten Viertel Achtel auftreten), also aufgelöst erscheint:



Ein geistliches Lied von der Jungfrau Maria, das daher gehört, mit Melodie bis ins 15. Jahrhundert zurück bezeugt, bewegt sich durchaus im Tone der Nibelungen, ja des Kürenbergers, wie denn auch das Falkenliedchen darin benutzt ist (Uhland Nr. 337):

Es flog ain klains waldvögelein
aus himmels trone,
es flog zu ainer junkfrau ein,
ain maget frone u. s. w.

Eine Melodie dazu aus dem 15. Jahrhundert ist da, deren Mittheilung von hohem Werth wäre, sie ward aber vor der Hand versagt, s. Böhme Altd. Liederb. S. 709.

Die Form war aber an den Nibelungenton nicht gebunden, wie sich im Folgenden darstellt. Ein volksmäßiges Weihnachtslied von der Flucht nach Egypten zeigt sie, das bis ins 15. Jahrhundert zurück bezeugt,

aber ohne Zweifel älter ist. Es ist niederländisch aus einer Hdschr. des 15. Jahrh. mitgetheilt von Hoffmann v. Fallersleben in seinen horae belgicae 10, 59 ff., aber schon da in einer Gestalt, die als mehrfach zersungen zu erkennen ist, mit gestörten Reimen, Verstellung von Strophen, ja aus zwei verschiedenen Liedern zusammengeschweißt (V. 8 ist deutlich der Anfang eines besonderen Liedes). Es fängt an:

Wildi (wollt ihr) horen singhen
  enen (l. een) soeten sanc?
van Jesus ic*) gheerne songhe,
  al wordet (würde es auch) lanc**),
ende hoe (wie) hi in der eersten nacht
in eenre cribben wert ghelacht (ward gelegt)
  al ónverbórghèn.
die (der) een reine hertken heeft,
  die en dérf niet sórghen.
Ende doe heer Jesus gheboren wert,
  doe wasset cout (war es kalt) u. s. w.

Hochd. ist es erhalten in einer Klosterneuburger Hs. aus dem Anfang des 16. Jahrh. (Mones Anz. 1839, Sp. 347 ff.):

Da Jesu Krist geboren wart,
  do war es kalt,
in ein kleines krippelein
  er geleget wart.
Da stunt ein esel und ein rind,
Die atmitzten über das heilig kint,
  gar unverborgen.***)
Der ein reines herze hat,
  der darf nit sorgen.
Joseph der nam sein eselein
  wol bei dem zaum,
er fueret es under
  ein tadelpaum.

---

*) Hs. die ic g. s.

**) Der Anfang zeigt deutlich, daß es kein Kirchenlied ist, sondern ein Volkslied, das ein Sänger der Menge sang, auch mit der von Sängern oft ausgesprochenen Besorgniß zu lang zu werden, daß den Hörern die Geduld verging; daran wäre ja in einem kirchlichen Liede nicht zu denken.

***) d. h. das ungeborgen, offen da lag.

„Eselein, du sollt stille stan,
Maria die wil gernet han,
sie ist gar muede."
Da neiget sich der tadelpaum
zu gotes guete u. s. w.

Das Lied hat sich bis in unser Jahrhundert erhalten, im Text meist in sehr abweichender Form, aber oft auch mit dem alten Rhythmus des Schlusses, der eben auch sonst noch volksmäßig ist; aus dem Kuhländchen steht es bei Meinert 262, aus Hessen im Wunderhorn 3, 374 (Ausg. von Birl. u. Crec. 2, 782), mit verkürzter Strophe, von der Eifel bei Schmitz Sitten und Sagen des Eifler Volkes 1, 116, doch in theilweis andrer Strophenform.

In gut erhaltner Form hab ich es selbst einmal (i. J. 1854) aus Thüringen aufzeichnen können, es rührte von einem Schuhmacher her, der es zur Weihnachtszeit bei der Arbeit zu singen pflegte:

Joseph nahm Mariam
Bei der Hand
Und führte sie bei Mondenschein
Bis nach Egyptenland.
Was dorten an dem Wege stand?
Das war ein Feigenbaum genannt,
Der war so süße.
Da neigten sich die Zweigelein
Für ihre Füße.

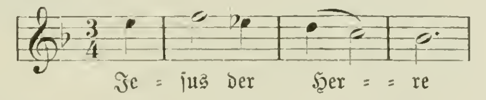
Maria brach ein Zweiglein ab
Und legt's in ihren Schoß.
Joseph war gar ein alter Mann,
Wie sehr ihn das verdroß
„Maria, laß die Zweiglein stan,
Wir haben noch dreißig Meilen zu gan
Bis an den Morgen
Wer Gottes Wort im Herzen hat,
Der darf nicht sorgen" u. s. w.*)

*) In der niederländischen Fassung:
Maria las die dattelen
in haren schoot.
Joseph was een out man,
dats hem verdroot:
„Maria, laet die dattelen staen,
wi hebben noch veertich milen te gaen,
het wort seer spade u. s. w.

Leider hatte die Verwandte, die mir es in die Feder sagen konnte, nur die Worte im Gedächtniß (mit Lücken), nicht die Melodie, auf die es hier ankäme. Aber eine Melodie v. J. 1570 ist glücklich überliefert, s. bei Böhme S. 628, 630, doch mit einer Änderung des Baues, indem die letzte Zeile zu vier Hebungen erweitert ist:

Als Jesus Christ geboren ward,
  da war es kalt;
er ward gewickelt in Tüchelein
  in einem Stall,
Und für ein Esel und für ein Rind
Da ward gelegt Marien Kind,
  Jesus der Herre;
und wer dem dient auf diser Erd,
  Dem lohnet Gott der Herre.

Die drittletzte Zeile, auf die es hier ankommt, zeigt denselben rhythmischen Charakter. Die Melodie bewegt sich nämlich in Dreivierteltakt so, daß auf den guten Takttheil und die Tonsilben eine halbe Note (nebst dem Ictus), auf den schlechten Takttheil und die Nebensilbe nur eine Viertelnote kommt. In der fraglichen Zeile aber liegen die Noten umgekehrt, sodaß die Umlegung des Rhythmus hier besonders deutlich ist:



Auch ein Landsknechtlied aus dem 16. Jahrhundert zeigt unsre Form (Uhland Nr. 195):

Unser liebe frawe
vom kalten brunnen
bescher uns armen landsknechten
ein warme sunnen u. s. w.

Die Melodie, aus Forster bei Böhme S. 525, zeigt denselben Charakter, daß „brunnen" mit der Tonsilbe auf den schlechten Takttheil fällt, mit

---

Dagegen in der Klosterneuburger Fassung:

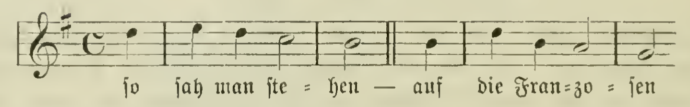
Maria prach die tadeln
  wol in ir schoß.
Joseph derselben weile
  doch nit verdroß.
„Eselein, du solt fürpaß gan,
wir haben noch dreißig meil zu gan,
  es wird zu spate u. s. w.

einer halben Note, auch die Endung aber eine halbe Note für sich erhält; in „sunnen" ebenso, nur daß der schlechte Takttheil mit seinem hervortretenden Tone (Ictus) durch zwei Viertel vertreten ist.

Endlich aus neuerer Zeit noch ganz ebenso in volksmäßigem Gesang. So in Soldatenliedern aus den Freiheitskriegen, z. B. in einem preußischen Liede v. J. 1814, in den Schlesischen Volksliedern von Hoffmann v. F. und Richter Nr. 260:

Frühmorgens als der Tag anbrach
Und als man über die Felder sah,
  So sah man stehen
Bei fünfmal hunderttausend Mann,
Die fingen schnell zu feuern an
  Auf die Franzosen u. s. w.,

gesungen:



Und so durch das ganze Lied:

Bei Namür war die erste Schlacht,
Die Napoleon mit den Preußen gemacht,
  Mit Infantristen.
Auf einmal waren die Felder so roth
Von lauter lauter Franzosenblut,
  Die mußten sterben u. s. w.

In gleichem Ton ein Lied auf die Schlacht bei Waterloo (Soltaus hist. Volksl. 2. Hundert S. 482), darin z. B.:

Als Napoleon früh erwacht
Und die vielen Völker sah
  Beisammen stehen,
Ei da waren ja auf einmal so viel hunderttausend Mann,
Die fingen ja alle auf einmal zu feuern an
  Auf die Franzosen.
General Blücher das ist so ein tapferer Held,
Er streicht wie ein Adler wol über das Feld,
  Vorn an der Spitze u. s. w.*)

*) In einem Liede, das im Bau und Inhalt den obigen ganz nahe steht, bei Hoffmann S. 298 (s. auch Soltaus 2. Hundert S. 466):

Wir Preußen ziehen in das Feld
Fürs Vaterland und nicht fürs Geld u. s. w.

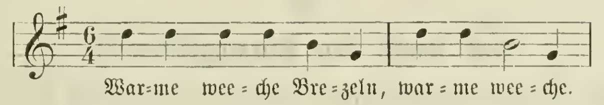
In Leipzig sangen noch vor nicht langen Jahren die Nachtwächter ein Lied allabendlich zum Antritt ihres nächtlichen Amtes, das mir noch in den Ohren liegt, als hätte ich es eben erst gehört:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
S' hat zehne geschlagen,
Bewahrt das Feuer und auch das Licht,
Daß kein Schade geschicht,
Lobt Gott den Herren —

gesungen in dem umgelegten Rhythmus, wo auf den schlechten Takttheil der Hauptton fiel*):



Und noch ein Fall aus dem Straßenleben, ganz tief unter aller Kunst und Kunstpflege, liegt den ältern Leipzigern noch in den Ohren, von Kind auf eingeprägt. Vom Hohen Neujahr bis Fastnacht erschollen die Straßen von dem Ruf oder Gesang der Brezelweiber und Brezeljungen:



Ich habe Jahre lang, erst undeutlich, dann immer deutlicher an dem rhythmischen Klang des Schlusses herum gefühlt und gegrübelt, weil da etwas auffallend Ungewöhnliches reizte, hinter das ich nicht kommen konnte, bis mir's einmal zusammen mit den eben so fraglichen rhythmischen Wendungen in den Nibelungen unter einem Gesichtspunkt erschien und so deutlich wurde. Das wárme wéechè ist rhythmisch völlig gleich báz der gúotèn, wie lobt gótt den hérrèn gleich ir múoter Úotèn, und mit an éiner zínnè, die sóll man trínkèn, vom kálten brúnnèn, auf díe Franzósèn, vorn án der spitzè u. s. w. geht also ein einziges rhythmisches Bauglied oder Kunstmittel, und zwar ein ziemlich künstliches, einheitlich

erscheint als Schluß dieselbe rhythmische Wendung: und er soll leben, auf die Franzosen, vor so viel Leute u. s. w., aber doch melodisch anders gehalten, d. h. die Hauptsilbe (leben u. s. w.) zwar als halbe Note (neben sonst lauter Achteln), aber im Beginn des Taktes, nicht als Schluß, dabei die ganze Wendung lang ausgesponnen.

*) Wie oben in den Soldatenliedern. Richard Wagner hat in den Meistersingern von diesem Leipziger Nachtwächterliede Gebrauch gemacht, hat aber die letzte Wendung rhythmisch und melodisch geändert.

durch den volksmäßigen Gesang von acht Jahrhunderten hin oder noch länger, wenn sein Erscheinen schon in der Stabreimdichtung sich bewähren sollte, wie ein so lange fortgesponnener Faden im Kunstbewußtsein des Volkes. An sich freilich könnte der Faden auch zu Zeiten abgerissen und neu angeknüpft, das Kunstmittelchen neu gefunden sein; aber er liegt aus dem späteren Mittelalter bis in die Gegenwart unabgerissen durchgehend deutlich vor in den Liedern von den Brünnlein und der Flucht nach Egypten, Beweis genug für die Möglichkeit einer solchen durchgehenden Einheit im Kunstgefühl oder Bewußtsein, dem doch alle höhere Pflege abgieng. Das gibt dann schönen Stoff zu höher gehenden Betrachtungen, ist aber auch für die Schüler schon trefflich brauchbar. Ihr Ohr faßt ja rasch, mit Lust, worauf es ankommt und kann daran aus einem bloß hörenden zu einem denkenden Ohre werden (der Ausdruck wird ja wol brauchbar sein). Der Blick aber über die langen Jahrhunderte hin hat etwas eigenthümlich Kräftigendes und Hebendes, das der jugendliche Geist auch schon mit Freuden faßt.

26.

Zur Logik des Sprachgeistes.*)

Eine Logik des Sprachgeistes, also eine andere, als was man gewöhnlich Logik nennt, für die doch sonst die Sprache eben die rechte Domäne ist? Allerdings ist es so gemeint, ich will mich aber nicht gleich auf eine begriffliche Erörterung einlassen, wie sie das akademische Herkommen wol verlangte, da sich der Begriff leichter und sicherer aus Beispielen von selbst herausstellen wird. Auch was mit Sprachgeist gemeint ist, wird sich da besser von selbst aussprechen. Es tritt uns eigner Weise näher und gewichtiger vor Augen in der lateinischen Wendung Genius der Sprache, wie der Franzose vom génie de la langue, der Engländer vom genius of language spricht. Dieser Begriff, im vorigen und noch in diesem Jahrhundert vor nicht langer Zeit in frischer Geltung und Anerkennung, ja unentbehrlich, begegnet jetzt, wenigstens nach der vorherrschenden Stimmung der Geisteswelt, kritischen Blicken und wird allenfalls wol noch als poetische Wendung in höherem Stil gelten gelassen, kaum aber als Ausdruck mit ernstem Inhalt. Auch auf diese Frage wird, denke ich, aus den Beispielen ein klärendes Licht fallen.

*) Nr. 1—3, Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 198 ff.

1.

Im Sprachgebrauch ist Auge im Singular allgemein geläufig in Fällen, wo doch nicht bloß ein Auge gemeint ist. Z. B.: „Er hat nun einmal kein Auge für die Vorzüge seiner Frau", nicht „keine Augen". Oder: „Wer in einer schönen Landschaft aufgewachsen ist, sieht als Kind doch ihre Schönheit nicht, erst fremder Besuch oder eine Reise kann ihm das Auge dafür öffnen." Oder: „Man muß mit einem Künstler umgehen, um die Welt wirklich sehen zu lernen, daß das Auge sich bilde, um die Schönheit und das Eigenleben der Dinge in der Erscheinung fassen zu können."

Warum der Singular? Man sagt doch richtig und genau: das liegt vor Augen; in der Welt draußen mußt du die Augen hübsch offen halten; du wirst Augen machen, wenn du die neue Wohnung siehst! Warum dort so ungenau?

Es ist aber nicht ungenau, es ist vielmehr genau geredet, das wird gleich deutlich, wenn man Blick dafür setzt: ich hatte als Kind keinen Blick für die Schönheit meiner Heimath u. s. w.; die beiden Augen wirken ja mit oder zu einem Blicke, sie sind in ihrem Wirken doch wie nur eins. Von innen gefaßt fühlen wir denn auch nur eins, nur das Außen zeigt uns zwei Augen als Werkzeug des einen Blickes.

Es ist dasselbe mit dem Ohr, z. B. er hat kein Ohr für meine Bitten; sie hat kein musikalisches Ohr; das Ohr muß ihm erst aufgehen, wenn er den Wolklang freundlicher Rede hören soll. Es ist das eine innere Hören gemeint, gleichsam das tiefer innerliche Ohr, wie man dort von tiefer innerlichem Auge reden kann; das ist der innere Ort, wo das Thun des Auges und Ohres in ein Denken und Empfinden übergeht, ohne das Schauen und Hören zu verlieren. Der Plural dagegen dient der äußern Fassung, z. B.: „Seine zornigen Worte klingen mir noch in den Ohren; die Ohren klingen mir noch von dem Lärm." In äußerlicher Fassung dagegen, wo sie das Rechte gibt: Es liegt mir so vor den Ohren (sie klingen, brummen u. ä.); die Melodie liegt oder klingt mir noch in den Ohren, wo doch auch ein Ohr möglich ist. Beides in genauem Unterschied, z. B.: Sie liegt ihm täglich in den Ohren mit ihren Klagen, aber: er hat kein Ohr für ihre Klagen, d. h. die äußern Ohren klingen genug und sind gefüllt von den Klagen, aber das innere Ohr, das in ein empfindendes Verstehen übergeht, bleibt ihnen verschlossen.

Übrigens wird der Unterschied nicht streng durchgeführt, schon darum nicht, weil es Fälle gibt, die wie auf der Schwelle von innen und

außen stehen, so daß beide Fassungen möglich sind. Das genauer zu verfolgen, wäre wol eine sehr dienliche Denkübung, kann aber hier nicht geschehen.

Erwähnt sei doch noch, daß bei der lieben Nase, die doch auch im Bau eine gedoppelte ist und mit zwei Kräften arbeitet, der Unterschied nicht gemacht und ein Plural nicht gebraucht ist, wie doch im Latein nares neben nasus.

Und käme die Sache einmal in der Schule zur Sprache, so wäre wol auch die Frage nach Hand und Fuß nicht zu umgehen, zumal diese Gelegenheit zur Denkübung von hohem Werthe ist, da es sich dabei darum handelt, nicht in sogenannten Begriffen zu denken, die wie bloße Schatten der Dinge sind, sondern sich in die Welt der lebendigen Dinge hinaus zu denken und sie in ihrem Geiste fassen zu lernen. Auch bei Hand ist der Singular viel gebraucht, denn man sagt zwar die Hände fleißig rühren, etwas mit Händen greifen, es ist noch viel Vorrath vorhanden, d. h. vor den Händen, zum Greifen nahe, aber: er hat eine geschickte Hand, wir müssen endlich Hand anlegen, einem zur Hand gehen, auch das ist nahe zur Hand — aber der Fall ist anders, als bei Auge und Ohr, denn es ist da die bevorzugte rechte Hand, die führende Arbeitshand gemeint, wie die Schüler leicht finden würden. Ähnlich ist ohne Weiteres klar, welcher von den zehn Fingern gemeint ist, wenn in der Redensart „mit dem Finger winken" doch nur einer erwähnt wird.

Um aber auf Auge und Ohr zurückzukommen: da liegt doch eine doppelte Art zu denken vor, die eine, kann man sagen, erfaßt die Wirklichkeit (denn wir haben ja in Wirklichkeit zwei Augen und Ohren), die andere aber die Wahrheit, denn die zwei Augen sind in Wahrheit doch wie eins. Die eine Art zu denken faßt das Ding in seinem Außen, die andere in seinem Innen, die eine von der den Sinnen vorliegenden Oberfläche, die andere in seiner den Gedanken sich erschließenden Tiefe. Dieser Unterschied des Außen und Innen in ihrer Verschiedenheit für das Erfassen und Denken ist aber überhaupt von der höchsten Wichtigkeit für die letzten Ziele unseres Daseins und dem jugendlichen Geiste schon kann an den gegebenen Beispielen der Zugang zu dieser Erkenntniß leicht eröffnet werden. Das ist um so brauchbarer oder nöthiger, als der Zeitgeist von heute, in dessen Luft sie doch nun einmal aufwachsen, einseitig dem Außen zugekehrt ist und dem Innen, in dem doch alles wahre Leben wohnt und wurzelt, gern den Rücken kehrt oder es gar zu läugnen gestimmt ist und zwar alles das in dem Wahne, endlich den rechten Weg der Wahrheit gefunden zu haben.

2.

In meinen jungen Jahren beschäftigten mich die Sprichwörter, die man damals noch mehr hörte, als jetzt, in ihrer oft seltsamen Fassung vielfach kritisch, weil ich nur den Schulverstand, der ja allein ausgebildet wurde, als Werthmesser anzulegen wußte. So z. B. „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht" — der Krug geht zu Wasser? Was haben sich doch die alten Leute in ihrem Bildungsmangel zusammen phantasirt! Das ergab sich mir aus diesem und vielen anderen Fällen als ärgerlicher Gedanke. Wir können aber das Beispiel hier brauchen, um über die Wirklichkeit, der das Schuldenken nachgeht, hinaus zu kommen zur Wahrheit, wie sie der Sprachgeist gefaßt hat. Freilich „geht" in Wirklichkeit nur die Magd, die den Krug trägt. Aber sie wird damit nicht die Hauptperson bei dem Gange, denn heute trägt den Krug die Grete, morgen die Adelheid, übermorgen die Käthe u. s. w., und immer bleibt bei dem Gange der Krug die Hauptsache, nein mehr als Sache, die Hauptperson kommt der Wahrheit wirklich näher, als Hauptsache. So ungefähr ist das Denken des sogenannten gemeinen Mannes, der da ohne kritisches Schulbewußtsein nur den Sprachgeist aus sich reden läßt, der zugleich wie der Sachgeist selber ist. Denn das „Gehen" wird man doch dem Kruge bei seinem täglichen Gange nicht kritisch verdenken wollen, ist doch seine Bewegung ähnlich der eines Herrn, der sich von Rossen fahren läßt, statt sich selbst zu bewegen.

Kurz auch hier liegt in der vom Volksgebrauch in Jahrhunderten abgestempelten Wendung eine Art zweites Denken vor, das über die nüchterne Wirklichkeit hinaus die lebendige Wahrheit erfassen will und damit freilich die kahle äußere Thatsächlichkeit gleichsam überspringen muß. Denn es greift zugleich in das Bereich des Humors über, Humor in seinem weitesten und edelsten Sinn genommen, wie er der echten Poesie angehört, aber auch der rechten Erfassung des Lebens unentbehrlich ist.

Von gleicher Art ist die Wendung „wenn die Sichel zu Felde geht", d. h. in der Ernde, gebraucht z. B. von Bürger in des Pfarrers Tochter von Taubenhain: „Und als die Sichel zu Felde gieng". Die Sichel hat oft schon dem Vater gedient, die Kinder kennen sie von Kind auf, sie nimmt eine bestimmte, wie lebendige Stelle in ihren Gedanken ein, sie ist im Hause mehr als ein kaltes todtes Werkzeug geworden. Das fühlt auch jeder so in ähnlichen Fällen, wenn er die Natur in sich ungestört walten läßt — wie weit ist da bis zu der Vorstellung, daß sie gleichsam selber „zu Felde geht", wie dort der Krug, ja der Ausdruck wird wol natürlich und unersetzlich.

3.

Wirklichkeit und Wahrheit können auch im grellsten Gegensatz auftreten, z. B. im folgenden Falle, wo die gegebene Thatsächlichkeit vom Ausdruck und Gedanken in keckster Weise harmlos übersprungen wird. Es wohnt z. B. eine Familie zur Miethe einem Gartenhause gegenüber, dessen Wand nach dem Nachbarhause zu mit einem Rosenstock bekleidet ist, der köstlich entwickelt im Sommer lange Zeit die Wand im herrlichsten Schmuck glänzend zeigt und Auge und Sinn aufs schönste beschäftigt. Das hat so Jahre lang gedauert, da wird bekannt, daß das Gartenhaus verkauft und zum Abbruch bestimmt ist. „Ach, unser Rosenstock!" klingt es in der Familie des Nachbarhauses, unser in allem Ernst und Leid gesagt. Ja, sie haben ihn vielleicht mehr gesehen und dankbar genossen, als der Besitzer selber, wonach sie wol auf das „unser" sogar mehr Anrecht hätten als dieser. Vor Gericht freilich nicht, aber im innern Leben, von dem doch eigentlich die Seele lebt. Der Rosenstock ist in den Jahren in die Gedankenwelt, besonders der Kinder, so eingewachsen gleichsam, daß er davon wie einen unentbehrlichen Theil darstellt, das „unser" vom Rosenstock ist in ihrem Munde so berechtigt, wie von ihrem Spielzeug, denn den Rosenstock nimmt ja auch sein Eigenthümer nicht in die Hand. So widerspricht das „unser" zwar der Wirklichkeit, spricht aber die tiefere innere Wahrheit richtig aus.

Dieß harmlos unbewußte Inbesitznehmen fremder Gegenstände geht aber viel weiter in der Rede, die sich frei und arglos gehen läßt, um der im Grund der Seele waltenden Stimmung Ausdruck zu geben. Wir machten z. B. einen Tagesausflug und begegneten gleich früh einer Heerde Ziegen, die ein Händler im Lande zum Verkauf umherführte. Wir mußten an den Ziegen vorbei, zum Theil durch sie hindurch, das gab zu sehen und zu bemerken und zu reden in Scherz und Ernst, denn der Städter sieht ja in seinem Stadtleben das Thier selten oder nie. Gegen Abend aber begegnete uns dieselbe Heerde wieder: „Da sind unsere Ziegen wieder!" hieß es mit einer gewissen Freude des Wiedererkennens — unsere Ziegen! jedermann würde, glaube ich, in dem Falle so sagen. Die Thiere waren uns durch die nahe Berührung mit ihnen wie ein Stückchen der Gedankenwelt geworden, die im Geiste eben vorwaltete wie ein Stückchen stilles Besitzthums; freilich nicht im äußerlichen, ernstlichen, nur im innerlichen, frei spielenden Sinne, das drückte sich in dem unser ganz unwillkürlich, unbewußt, gemüthlich aus.

Die Wendung, die man als Deckung zur Hand hat, wenn man in ähnlichen Fällen ernsterer Art (in diesem wird das ja nie vorkommen) zur Rede gestellt wird, ist: „ich habe mir nichts dabei gedacht", und

gerade das sagt das Rechte. Denn eigentlich „gedacht" ist das Gesagte gar nicht, es kommt vielmehr aus dem innern Grund des Gemüthes, das da als freier Herr mit den Dingen, die aus der Welt an uns kommen, frei waltet und schaltet mit einem andern Thun, als was eigentlich denken heißt. Aber gerade diese Stelle unsres Seelenlebens — man nennt sie das Unbewußte in uns, womit ich doch gar nicht zufrieden sein kann, weil der Ausdruck nur negativ ist für etwas, das vielmehr im höchsten Sinne positiv ist, ja das Positivste in uns — gerade diese Stelle, wo in uns das Schöpferische wohnt, das auch die Quelle aller rechten Kunst ist, für den Schaffenden wie für den Genießenden, ist zugleich die Quelle des rechten Sprachlebens, das ja eben selbst im Wesen ein rechtes Kunstleben ist und Kunstarbeit thut. Das bewußte Denken des hellen Verstandes, das man ja sonst Logik nennt, kann an dem aus dieser Tiefe Dargebotenen wol nachträglich feilen und richten und sichten, das ist seine Aufgabe, kann aber nichts darbieten, nichts schaffen! Damit wird wol auch deutlicher, was mit Logik des Sprachgeistes gemeint war, nur daß da Logik nicht mehr der genaue Ausdruck ist. Denn wenn die eigentliche Logik wesentlich eine formale Arbeit ist, so waltet hier durchaus die Sache selber, der Inhalt, das Leben, die uns von außen kommen und sich in uns so zu sagen selber weiter verarbeiten, wenigstens ohne unser bewußtes Zuthun.

Noch ein Fall, den jedermann aus eigner Erfahrung anerkennen wird, an sich eben so wunderlich, aber noch deutlicher. Für die großen Schulferien, die goldenen Hundstage, haben ein paar Kameraden eine Wanderung vor in den Thüringer Wald oder Harz oder wie. Das Ziel und die Richtung im Ganzen stehen fest, nun ist mit der Karte in der Hand die Frage zu beantworten, welche Punkte man in die Wanderung hereinziehen, welche man auslassen will. Da kommt denn auch unfehlbar der Ausdruck z. B.: „Ilmenau und die Schmücke müssen wir doch m i t n e h m e n", und wie eigentlich das noch vorgestellt ist, nicht bloß so verblaßt und verwaschen, wie viele solcher Bilder, das zeigt der entsprechende Ausdruck: „Suhl freilich müssen wir links l i e g e n l a s s e n!" Darin waltet durchaus die spielende Vorstellung, als ob man die Orte, die man besucht, sieht und verweilend kennen lernt, gleichsam einstecke und so mit sich nehme, andere aber uneingesteckt „liegen lasse". Und das ist durchaus nicht humoristisch, nicht als Witz gemeint, der bloß ein Lachen zum Ziel hätte, sondern als sachlicher Ernst, nur mit dem weiten allgemeinen Humor gefärbt, der mit den Dingen der Außenwelt nach eignem Bedürfniß frei und sicher vor aller Verantwortung spielend gebart, ohne in dem Spiel auf die Wahrheit zu verzichten.

Allerdings ist der Ausdruck nicht eigentlich für diesen Fall gemünzt,

sondern von anderer Entstehung und auch sonst im Leben in vielfach bildlicher Anwendung unentbehrlich. Wenn man z. B. in einer Stadt mit gutem Theater zu Besuch ist und um die Zeit der festgesetzten Abreise da noch eine werthvolle Vorstellung angekündigt wird, heißt es: „Den Faust müssen wir doch noch mitnehmen und bis morgen bleiben". Die Entstehung wird im Geschäftsleben zu suchen sein, daß z. B. auf dem Wochenmarkte ein Dienstmädchen, das schon mit gut besetztem Korbe dahergeht, von einer Hökerin angesprochen wird: „Köchin, nehmen Sie doch noch eine Reihe Zwiebeln mit!" Das ändert aber nichts an der für den ersterwähnten Fall angenommenen Vorstellung. Freilich bleiben Stadt und Gegend liegen wie sie sind, gehen nicht mit wie die Zwiebeln; aber ein Bild davon geht mit dem Wanderer fort, und das ist gegenüber der Wirklichkeit, die unnahbar in sich beruhend bleibt, für ihn die Wahrheit, die er daraus gewinnen kann. Am Abend eines gelungenen Wandertages ist die Seele des Wanderers voll solcher Bilder und sie werden sein Besitz, unter Umständen bleibender werthvoller Besitz für Lebenszeit; er hat sie doch aus dem Lande „mitgenommen", als hätte er die Gegenden selber für sich, soweit es möglich und nöthig war, als Besitz mitgenommen. —

Ich gedenke, die da aufgeworfene Frage noch weiter zu beleuchten, da sie sich als ziemlich vielseitig herausstellt, es wird sich auch die und jene sprachliche Erscheinung hier gut einreihen lassen, die nicht genau unter den Gesichtspunkt gehört, wol aber zu dem unbewußten Denken, wie mans nun einmal nennt. Mir ist, als wäre das Ganze eine für die Schule hoch erwünschte Denkübung, um das formal logische Denken, das doch wol dort noch zu einseitig gilt, durch lebendiges zu ergänzen, gleichsam zu unterbauen. Das um so mehr, als das Denken der Jugend an sich noch meist in den Geleisen geht, wie sie oben in Proben vorgelegt wurden. Wenn daher der Lehrer auf die jungen Geister wirklich tief greifend wirken will, muß er jenes andere Denken ordentlich kennen und ordnend da hinein greifen können, womit sich denn auch für formale Logik förderliche Arbeit genug finden würde.

4.*)

Zunächst noch etwas nachträglich zu dem „unser Rosenstock, unsere Ziegen" im vorigen Aufsatze. Dieß „unser" spielt im Leben überhaupt eine rechte Rolle zum Ausdruck innerer, innerster Verhältnisse ähnlicher Art. Wem fällt z. B. dabei nicht „unser Fritz" ein, wie der dann so tragisch unglückliche Kaiser Friedrich als Kronprinz vertraulich genannt

*) Nr. 4—6, Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 309 ff.

wurde? War auch der Ausdruck wol von einem engeren Kreise ausgegangen (es klang wie aus der Familie oder dem nächsten Freundeskreise stammend), so war er doch bald allgemein geworden, auch den Franzosen nicht fremd. Er war damit wie von der ganzen Nation als lieber Besitz gemüthlich in Beschlag genommen, es lag darin zugleich die ganze Fülle von Hoffnungen, die man auf den seltenen Mann setzte, wie im Keim angedeutet.

Da gebührt es sich aber auch, Schillers zu gedenken und wie ihn Goethe „unser" nannte in den tiefgefühlten, schmerzerfüllten Worten, die er ihm am 10. Aug. 1805 übers Grab nachrief in dem Epilog zu Schillers Glocke, deren Aufführung als Feier für den Verschiedenen diente. Da kehrt dreimal wieder „denn er war unser", an zweiter Stelle, in der vierten Strophe:

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!

Unwillkürlich setzt sich beim theilnehmenden Leser der Gedanke fort: er wars doch nicht bloß, er ist ja noch heute unser und bleibt es. Konnte das nicht Goethe schon als besten Trost brauchen? Es kommt denn auch nachgetragen in der am Ende hinzugesetzten Strophe bei der Wiederholung der ganzen Aufführung am 10. Mai 1815, nun auch auf die Nation und Nachwelt erweitert, während in der ersten Fassung zunächst an den Weimarischen Lebenskreis gedacht war:

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sinds — von uns sich weggekehrt:
Wir alle haben segensreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt.
Schon längst verbreitet sichs in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört —

womit denn das „unser" zugleich eine Art verdeutlichendes Ausmalen, erhält, zugleich aber so, daß das innerste Besitzen wie ein gegenseitiges erscheint: Schiller ist immer noch *unser*, und unsere Welt ist zum guten Theil in ihrem Besten *seine* Welt, wie das bei jedem Großen sich wiederholt, in der Kunst, wie im Leben: die Menschenwelt, unsere Welt wird ja wesentlich durch die Großen, die geistigen Führer auf- und ausgebaut.*) Wie erklingt nicht in diesen Tagen (es ist Anfang April

*) Hier ist es doch auch am Platze, an Goethes Äußerung gegen Eckermann am 1. April 1827 (Gespräche 3,99) zu erinnern, durch ein Gespräch über die Antigone des Sophokles veranlaßt: „Ein großer dramatischer Dichter, wenn er zugleich productiv ist und ihm eine mächtige edle Gesinnung beiwohnt, die alle

geschrieben) vieltausendfach mit innigster Fühlung „unser Bismarck" und wie kann er „mein Deutschland" sagen!

Beim denkenden Schüler taucht da wol aber die Frage auf: was heißt und bedeutet da eigentlich unser oder mein? Ja die Frage ist gar wichtig und tiefgreifend, wäre der Anstoß zu einer hochbedeutsamen Denkübung, die man im Unterricht nicht ungenützt vorüber lassen sollte. Wie verschieden ist nicht z. B. das Verhältniß, das durch „mein" als ein Besitzen oder Angehören bezeichnet wird, in meine Hand, mein Geldbeutel, meine Bücher, meine Mutter, meine Vaterstadt, mein Vaterland, mein Lieblingsdichter, mein Gott — wie verschiebt sich der Begriff, greift vom Nächsten ins Weitere, Weiteste und steigt vom Äußersten stufenweise immer mehr ins Innere, Tiefe, Hohe, sodaß ein genaues Verfolgen des Gedankens geradezu ein gutes, rechtes Stück Philosophie im einfach besten, nicht im Fachsinne ergäbe, einen tieferen Einblick in das Wesen der Verhältnisse, in denen der Schüler, der Mensch mitten inne steht und darin wirken soll, an der Hand der Sprache geboten. Was könnte die Schule Tieferes, Höheres, Wichtigeres leisten? So bleibt immer die Sprache das unerschöpfliche Schatzhaus der edelsten Bildung. Der Lehrer müßte den Schülern davon wenigstens einen Vorschmack geben, unter fünfzig wären wenigstens zehn, bei denen es zündete zu weiterer bleibender Wirkung. Das wäre Lebensbrot statt der Spreu, mit der die jungen Geister guten Theils gequält werden, wenn man z. B. Fragen wie die mit wichtigem Ernst behandelt, ob man andere oder andre, unsere oder unsre zu schreiben habe! Die armen Schüler! ja und die armen Lehrer, die nichts Besseres wissen und zur Hand haben!

Um aber den eigentlichen alten Faden wieder aufzunehmen, ganz geläufig ist „unser Held" in Romanen und Geschichten aller Art, brauchbar und wirksam, sobald der Held einigermaßen für die Leser oder Hörer

---

seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volkes wird." Schillers wird dabei nicht gedacht, obschon es wie auf ihn gemünzt klingt, sofern er wenigstens den nächsten Beleg für den Satz darbot. Vergl. aber aus dem Jahr 1827 eine herzliche Äußerung Goethes an Schillers Sohn Karl von dem Segen, den sein Vater über das Vaterland gebracht hat, im Goethe-Jahrb. 1, 277 und aus dem Jahre 1807 im Briefwechsel mit einem Kinde 1, 280 die schmerzlich-merkwürdige sehnsüchtige Auslassung Goethes über Schiller, die Bettine aus seinem Munde niedergeschrieben haben will (aber recht glaubhaft im Zusammenhange, es war bald nach dem Tode der Herzogin Amalia), dabei: „Wenn man ihn nicht so reich und so ergiebig achtet, so wars, weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit und weil jeder durch ihn genährt und gepflegt war", sodaß, muß doch gemeint sein, die Allgemeinheit seiner Wirkung dem klaren Bewußtsein davon Eintrag that, wie Goethe von Herders Ideen einmal ähnlich äußerte.

so nahe gerückt ist, daß er nun für ihre Gedanken einen bestimmenden Mittelpunkt bildet, der noch mehr, womöglich Großes in Aussicht stellt. Es bildet sich da eben auch zwischen den Theilnehmenden und der Heldengestalt ein tieferes inneres Verhältniß aus, das in dem unser seinen rechten Ausdruck findet, die Logik tritt so zu sagen auch hier von der äußeren Oberfläche in die stillen Tiefen des Gemüths über.

Das unser oder mein wird aber auch angewendet in Fällen, die gerade entgegengesetzt aussehen und wo von dem Helden eben nichts Rühmliches ausgesagt wird. Es ist z. B. von einem Fritz die Rede, der nichts weniger als ein Musterknabe ist, dafür aber viel zu erzählen gibt, was die Musterknaben gewöhnlich nicht thun. Da ist z. B. ein Sommerfest für die Kinder gewesen, mit Spielen im Garten, im Gartensaal aber war schon eine Tafel mit Kuchen und Bemmchen aufgebaut, die nach den Spielen genossen werden sollten. Alle waren eifrig und freudig beim Spielen und freuten sich dabei schon auf den gemeinschaftlichen Imbiß. „Aber mein Fritzchen dachte anders. Ihm schmeckte das Essen besser als Spielen: die schönen Bemmchen stehen dort und warten doch nur auf den Esser, also —" mein Fritzchen (auch unser Fritzchen, aber mein ist kräftiger), das ist in dem Falle so wesentlich, daß ohne das mein dem Ganzen der rechte Duft fehlen würde. Was meint es eigentlich? Ja der Fritz ist durch seine Streiche, die er schon zum Besten gegeben hat und immer neu zum Besten gibt, für den Erzähler oder den ganzen Kreis doch wie eine Art Besitz geworden, ein ergötzlicher Besitz, gleichsam ein Werthstückchen des Haushalts der Seele, wie im wirklichen Haushalt etwa eine lustige Koboldsfigur, die mit auf dem Sims des Kamins steht. Der sittlich ernst Gestimmte, der Geschichtchen vom Fritz erzählte, wird das mein nie brauchen, es gibt sofort dem Ganzen launige Färbung. Ob es sich aus älterer Zeit und wie alt nachweisen läßt? Die Sache ist auch mit dem Obigen nicht erschöpft, es kommen verwandte Fälle vor, die noch weiterer Erklärung bedürften.

5.

Im November 1870 traf L. v. Ranke in Wien mit Thiers zusammen, der auf einer Rundreise bei den europäischen Höfen begriffen war, um Theilnahme und Beistand für das bedrängte Frankreich zu suchen. Die beiden Männer, die einander längst kannten und schätzten, beide Geschichtsschreiber ihrer Nation, die auch beide als Vertreter ihrer Nation gelten konnten, kamen natürlich auf die Lage der Dinge in Frankreich zu sprechen, wo Deutsch und Französisch, seit Jahrhunderten in Spannung gegen einander, nun in blutigem Ringen zur endlichen entscheidenden

Auseinandersetzung kamen. Die Rede führte auch auf das Schicksal der ehemaligen deutschen Länder, Elsaß und Lothringen. Der Deutsche äußert dabei:*) „Als wir sehr schwach waren, habt Ihr uns eine und die andere unserer westlichen Provinzen entrissen, und Ihr könnt Euch nicht wundern, wenn wir sie, nachdem wir Euch von dem vermeintlichen Kaiserthum befreit haben, zurückfordern."

„Was ist nun da weiter?" Gut, zunächst nichts, aber warts nur ab, Lieber.

In einer Familie kommt das Gespräch auf überwundene Verhältnisse, die es einst Vater und Mutter sehr schwer gemacht hatten, durchzukommen. Man verweilt dabei und ein Nachgefühl des Druckes von damals bleibt nicht aus. Da wirft die Jüngste, etwa zehn Jahr alt, tröstend ein: „Wir hatten aber da auch noch nicht die ganzen Kinder!" Darüber ist dann weidlich gelacht worden: sie selbst war damals noch nicht dabei gewesen und sprach doch von „wir".

Dieß „wir" ist zum Lachen reizend, wie nur ein köstlicher Scherz, und jenes „wir" in Rankes Munde ist doch ganz dasselbe, und dieß würde jedermann brauchen ohne eine Spur von heiterm Hintergrund. Und fragt man sich nur: wie sollte denn das Kind anders sagen? Etwa Ihr? oder den Namen der Familie nennen, also in dritter Person von den Ihrigen reden? Beides unmöglich als unerträglich altklug oder fremd, völlig unkindlich. Es bleibt auch bei kühlem Überlegen nur das „wir" übrig, worauf das Kind aus dunklem Triebe kam und das doch der gemeinen Logik so grob ins Gesicht schlägt.

Aber Rankes „Als wir sehr schwach waren" u. s. w. ist doch wie gesagt genau dasselbe, und jedermann erkennt es als das Rechte an auch für seinen Gebrauch. Fragt man näher nach, so erweist es sich beim Geschichtsforscher als nicht eben wunderlich, denn er hat ja die Zeit vor seinem Leben im Geiste gleichsam nachgelebt, so deutlich und nahe, als hätte er selbst in der Zeit gestanden; die Dinge von damals sind ihm für Wissen und Fühlen so gegenwärtig, als hätte er sie mit erlebt, wie die Ereignisse seiner Zeit. Daß aber das nicht bloß ein wissenschaftlich künstlicher, sondern zugleich ein natürlicher Vorgang im Leben der Seele ist, erweist sich dadurch, daß jeder gebildete Deutsche, der in Rankes Falle gewesen wäre, dem Franzosen gegenüber dieses „wir", wie das entsprechende „ihr" gebraucht hätte. Die Seele erweitert damit ihren Lebenskreis, dem sie und der ihr angehört, über ihr leibliches Leben hinaus und rückwärts, als wäre sie älter als ihre leibliche Erscheinung. Und auch das ist nicht etwa erst eine Pflanzung der Cultur, sondern

*) L. v. Ranke, zur eigenen Lebensgeschichte (Werke 53/54. Band) S. 588.

eine Wirkung angeborener Natur, das beweist die Heldensage der Völker, diese Schöpfung der Volksseele vor aller wissenschaftlichen Pflege des Geisteslebens; sie ist doch nicht bloß der getrübte Niederschlag des wirklich in der Vorzeit Erlebten, sondern in ihrer Ausgestaltung zugleich eine Wirkung des Bedürfnisses, das höhere Bewußtsein, ich sage lieber die tiefere Fühlung, warum nicht kurz sich selbst in der Vorzeit zurückzuführen, ich möchte sagen zurückzuschieben so weit als möglich, womöglich bis auf die gedachten Uranfänge, daher sie sich im Hindergrunde fortsetzt in der Göttersage, womöglich bis zur Weltentstehung. Tritt dann das wissenschaftliche Bewußtsein dazwischen (das geht langsam genug), so wandelt und verkürzt sich das alte liebe Bild der eignen Vorzeit, aber das Bedürfniß und der Drang der Seele, ihre Wurzeln dort einzuschlagen so tief als möglich, bleiben dieselben, müssen sich nur mit mehr nüchterner Kost begnügen, die doch nahrhafter ist.

6.

Wenn da in dem „wir" die einzelne Seele sich in bewußter höherer Logik in eine Gemeinschaft stellt, als ihr zuhörig, die weit über ihre wirkliche Erscheinung hinaus reicht, sich also aus einer Vielheit, die ins Grenzenlose geht, eine Einheit herstellt, die eben in ihr selbst dazu wird, so kommt es umgekehrt vor, daß eine gegenwärtige Gemeinschaft oder Vielheit, die zusammengehört, sprachlich gleich als Einheit behandelt wird, was denn gleichfalls aufs grellste alle gemeine Logik oder die gegebenen Thatsachen überspringt. Die versammelten Kaufleute als Vertreter der Gilde heißen in alter Zeit einfach „der Kaufmann", s. in Grimms Wörterbuch unter kaufmann 1, b, noch jetzt in Hamburg im amtlichen Stil mit fortgeführt die Körperschaft „des ehrsamen Kaufmanns"; auch der gemeine kaufmann, die Kaufleute als Gemeinde gedacht (15. Jahrh.). Auch noch schärfer gefaßt der ganze kaufmann, s. a. a. O. aus Micrälius von einer Satzung des Rathes zu Alten-Stettin, die geschehen ist mit willkürlicher (freier) beliebung des ganzen kaufmanns, der Kaufmannsgilde; mit dem ganz ist eigentlich gemeint, daß in der Versammlung kein Einziger fehlen durfte, damit so die reine Einheit hergestellt wäre (s. mehr in Grimms Wörterbuch IV, 1290 unter ganz).

Ebenso in der Amtssprache der Volksgerichte, der sog. Weisthümer, z. B. der scheffen J. Grimms Weisth. 2, 13 ff., der scheffen und höfer 6, 539, der lehenman 2, 395, der landmann 1, 577 ff., immer die in aller Form versammelten Schöffen, Lehenleute, Landleute u. s. w. In einem rheinischen Weisthum v. J. 1558 heißt es u. a. (3, 751): item ist der scheffen beladen worden (ihm aufgetragen, sich zu erklären), weme

die hoche landstrasz zuhör u. s. w. daruf der scheffen kommen und erkant, das ein herzog zu Lotringe u. s. w., d. h. die Schöffen treten zur Berathung ab und kommen wieder, um zu erklären, aber der scheffen, alle wie einer, einmüthig und wie mit einem Munde, wie denn einer im Namen aller redet. Und wieder mit ganz, z. B. 1, 797 ein weisthumb a. 1566 durch die hubgerichtsherren zu H. . . . mit verwilligung des ganzen hübners erneuert, das Weisthum selbst aber beginnt wir die hübner gemeinlich, d. h. als Gemeine behandelt, insgesamt. Begreiflich ist, daß nach diesem Singular in demselben Satze pluralische Wendung folgt, z. B. wir weisen und erkennen . . . dasz der inwohner in denselben dorfern und gemärken wasser und weide zu gebrauchen haben, uf dasz sie in treuen ihren churf. gnaden . . . gedienen mögen. Weisth. 4, 601; wann der gemein (der g. Mann, die Unterthanen) will schneiden (ernden), so sollen sie kommen für den schultheiszen und ihme solches sagen. 605.

Lehrreich in einem Weisthum v. J. 1429 aus der Darmstädter Gegend 4, 533 ff. Es beginnt mit dem natürlichen Plural, der Notar (er nennt sich kaiserlich offenbar schriber) meldet, wie die Markgenossen sich versammeln vor der mülen zu Stockauwe u. s. w, da itzunt die märkerstüle stent (jedenfalls von Stein und unter hohen Bäumen), nennt zuerst Junker (als Vertreter des Landesherrn), dann die merker gemeinlich u. s. w., mit Nennung der Gemeinden (es sind 15), die sie vertreten. Und als nu die merker, die uf die stüle gehörent, gesessen waren, da hieszen die obgenanten junker (als Vertreter des Herrn, des Mainzer Erzbischofs) . . . den zenggrefen . . . den merker fregen, von wes wegen (in wessen Namen) man das merkerding hegte u. s. w., also sobald die Märker in herkömmlicher Form beisammen sitzen auf ihrem Gestühl als Ganzes, da geht die sprachliche Fassung aus der alltäglichen Form in die höhere über, aus dem Plural in den Singular, der die innere Bedeutung des Ganzen ausspricht, während der Plural bei der äußeren Erscheinung bleibt. Gleich darauf doch wieder der Plural: da wiseten die merker gemeinlich ungezweiet und sprachen: von unsers gned. herren von Mentze und der merker wegen (S. 534). Und so zunächst weiter, z. B. (das.): die merker gemeinlichen uszgiengen und kamen widder und wiseten samentlichen, einmüdiglichen und ungezweiet u. s. w. Aber auch wieder (535): der merker wisete auch, dann auch so wisete der merker einmüdiglichen und ungezweiet, wo dieß logisch dem Singular widerspricht, aber eben die Hauptsache aussagt; aber immer auch wieder der Plural, z. B. (536): da widderriefen die merker gemeinlichen und einmüdiglichen mit luter stimmen alle briefe u. s. w. (also auch einstimmig, wie im Chor), die

andere Wendung war also noch nicht formelhaft erstarrt, alles war noch lebendig. Ein Nachklang davon noch in Hebels Schatzkästlein, wo in der Geschichte vom Wettermacher „ein verständiger Gerichtsmann" (Werke 1853 3, 135) pluralisch gemeint ist von der versammelten Gemeinde (eig. die Gerichtseingesessenen) aber deutlich in ironisch alterthümelndem Stil, mit dem alten, kräftigen titelmäßigen „ein", das vielmehr ein verstärktes „der" darstellt, wie noch in „Ein hohes Ministerium".

Wie deutlich bei diesem pluralischen Singular die Vorstellung war, das spricht sich aus oder wurde sichtbar in dem häufigen mit gesammter hand. Gewisse Handlungen von rechtlicher Geltung, die eine Mehrheit als Einheit vollzog, geschahen mit gesammter hand, lat. manibus coadunitis, junctis palmis, auch mit Sing. manu conjuncta, composita (s. in Grimms Wb. gesammt 2, a), eig. mit gesammelter Hand, (mhd. samenen, zusammen nehmen, legen u. s. w.), d. h. mit zwei, drei (rechten) Händen, die man so zusammenlegte, daß sie sich wie eine Hand darstellten und damit die Einheit des Wollens, Handelns, Gelobens u. s. w. ganz sichtbar machten, wie wenn Alle nur Einer wären. Der Plural, zu gesammten handen u. ä. erscheint zwar auch, aber als Ausnahme, gerade auf den Singular kam es an, er deckt sich mit dem pluralischen Singular der merker, der lehenman u. s. w. Ein Rest des Gebrauchs ist auch noch in „samt und sonders" erkennbar, das als Formel (mit Stabreim) fortgeführt wird, eigentlich: alle insgesamt (als Einheit) und jeder einzeln für sich, im Besonderen, geloben z. B. etwas.

Der Singular ist noch völlig lebendig im Gebrauch in volksmäßiger Rede von Völkern, z. B. der Preuße, der Russe, wo der Gebildete die Preußen, die Russen sagt. So schon im 16. Jahrh. z. B.: Türkenbüchlein, wie sich Prediger und Leien halten sollen, so der Türck das Deutsche Land überfallen würde, von Joh. Brentz, Wittemb. 1537; (da steht) ein vester thurn, dem Moscowitter gehörig. Sam. Kiechels Reisen S. 114. So besonders noch im Kriegsfalle, z. B. in Minna von Barnhelm 1, 12 in einem Gespräch Werners mit Just: W. Unsere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das sollten wir noch thun... Freylich begreiffe ich wohl, daß ein Feldzug wider den Türken nicht halb so lustig sein kann als einer wider den Franzosen u. s. w. Die Türken haben Dir alle Säbels mit Diamanten besetzt. Lessing 1, 523 Lachm. Der gemeine Mann sagt lieber „wenn der Franzose wieder einmal ins Land käme", statt die Franzosen. In Höltys hübscher Idylle das Feuer im Walde:

Zween Knaben liefen durch den Hain
Und lasen Eichenreiser auf
Und thürmten sich ein Hirtenfeur u. s. w.

Da kommt ein Stelzfuß durch den Wald daher und setzt sich zu ihnen, ein preußischer Soldat, der in der Schlacht von Kunnersdorf sein Bein verlor und den Knaben die Grausen der Schlacht ausmalt. Sie verschwören es, jemals Soldat zu werden:

Doch kommt der Schelmfranzos zurück,
Der uns die besten Hühner stahl . . .
Dann nehm ich einen rothen Rock
Und auf den Buckel mein Gewehr.
Dann komm nur her, du Schelmfranzos.

Höltys Gedichte, h. v. K. Halm Lpz. 1869 S. 37 ff.

Auch nicht bloß so begrifflich, wie da, sondern anschaulich in voller Erscheinung, wie oben der merker, z. B. in Wilwolts von Schaumburg Geschichten und Thaten S. 59 in einer Schlachtschilderung der veinde fuszman, wie vorher die fuszknecht, d. h. als Theil der Schlachtordnung. Und so noch in der neueren Soldatensprache, z. B. in einem Liede v. J. 1806, von der Schlacht bei Jena:

Besonders ungeheuer
Gings drüber und drunter her
Mit fürchterlichem Feuer
Beim feindlichen Chasseur.

Soltaus hist. Volksl. 2, 428.

7.*)

Überhaupt ist in Bezug auf das Ich im Verhältniß zur Welt, zu seiner Welt zu beobachten, wie da die Sprache Denkformen anwendet, die von der gewöhnlichen Logik völlig abweichen, ja damit in geradem Widerspruch stehen.

So z. B. wenn in Gesellschaft erzählt wird: Nachbar Schmidt hat das Wohnen zur Miethe satt und baut sich selbst ein Haus. Das ist derselbe Ausdruck und im Grunde dieselbe Vorstellung, wie wenn der Schmidt als Knabe in der Zeit nach Weihnachten es lernte „sich ein Haus zu bauen" aus dem Baukasten, der des Knaben Sinn so entzückt und in hohes Bewußtsein hebt. Und doch, wie ganz anders ist dieselbe Sache hier und dort. Hier im Spiel macht er alles selber und weist wol auch eine ältere Schwester ärgerlich ab, die ihm wolmeinend helfen will, dort im Ernst greift er keinen Stein selber an, sieht sie kaum mehr als beiläufig an, und „baut sich doch ein Haus"! Die gewöhnliche

*) Nr. 7—10, Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 793 ff.

Sprachlogik müßte ja dagegen Einspruch thun, der Verstand, der getreulich der reinen Wirklichkeit nachtrachtet, es für unbegreiflich falsch erklären. Mit der Auskunft, daß bauen da bildlich, also dichterisch gebraucht sei, käme man doch auch nicht aus. Wie wunderlich doch die Sprache redet, so mitten im Alltagsleben drin! und jeder macht mit, bei aller Schulung des Verstandes, auf die die Lehrer so gern das Hauptgewicht legen! Aber wer baut denn also wirklich das Haus?

Ich denke mir die Frage in einer Quinta oder Quarta gestellt, höhere Schüler sehen solche Dinge und Fragen gern schon über die Achsel an, wie an den Kinderschuhen abgelaufen. „Der Baumeister." Wirklich? Freilich, sagt er, er baue dem Hrn. Schmidt ein Haus, habe wol auch noch zwei, drei Häuser im Bau. Aber auch der greift keinen Stein selber an. „Also die Maurer und Zimmerleute." Nun ja, die sieht man täglich, zum Theil angestrengt, mit den Bausteinen und dem Bauholz beschäftigt, wie sie ihnen durch die Hände gehen und wie sie messen und wieder messen und wie der Bau unter ihren Händen wächst und Gestalt gewinnt. Also die Arbeitsleute bauen das Haus.

Ja aber auch damit sind wir noch gar nicht am Ziele. Denn ihr Bauen ist genau besehen nicht *ihr* Bauen, vielmehr ist es ein Geist, ein Gedanke, der *durch sie baut*, dessen Hände sie gleichsam sind, wenn auch gar nicht bloß Hände, sondern jeder von ihnen auch mit Geist und Gedanken dabei, ohne die er keinen Griff recht thun könnte. Aber die zwanzig oder dreißig oder wie viel es sind, müssen in ihren Arbeiten sein *wie Einer*, müssen aus *Einem Sinn* alles richten und machen, und der Sinn kommt nicht aus ihnen, kaum daß die Einzelnen den ganzen Sinn und Plan kennen und übersehen, was auch gar nicht nöthig ist, und er ist es doch, der eigentlich baut. Auch ist einer unter ihnen, der selbst fast nicht mit zugreift und doch unentbehrlicher ist, als die Arbeiter einzeln, weil er den bauenden Sinn vertritt mit Maßgeben, Richten und Rathen, das ist der sog. Polier.*) Also „baut" der Polier eigentlich das Haus, der doch so wenig dabei zugreift? Freilich muß er den Sinn des Baues, den Bauplan genau kennen. Aber auch er hat ihn nicht aus sich, er erhält und lernt ihn vom Baumeister, der doch wie gesagt selbst gar nicht mit zugreift. Doch auch der Baumeister nimmt den Plan nicht rein aus sich und entwirft ihn nicht für sich und nach seinen Wünschen, vielmehr ist der Wunsch des Bauherrn sowol im Ganzen wie unter Umständen in allen Einzelheiten für ihn maßgebend. Ist er

*) Beiläufig: dieß *Polier* ist fälschlich und halb klar zu polieren gezogen; die alte Form ist *Palier*, und die Arbeiter sagen noch heute so, dieß aber ist, wunderlich genug, eigentlich französisch parlier, Sprecher!

es doch auch, der Bauherr, der zu allem im Großen und Kleinen die nöthigen Mittel hergibt, ohne die sich kein Stein und keine Kelle und keine zeichnende Hand rühren würde.

Welch künstlich zusammengesetztes Ding in künstlichstem Gefüge ist also der Bau eines Hauses. Wie einfach war es, als Hr. Schmidt sich einst aus dem Baukasten ein Haus baute, da war er alles in einer Person, Bauherr und Baumeister und Arbeiter. Und das wird ein Abbild des Vorgangs sein, wie er in der allerersten Zeit, da man Häuser baute, gewesen sein wird, daß der Hausvater selbst den Plan machte, die Steine holte, das Holz fällte, den Lehm knetete u. s. w., wenn auch unter Beihülfe der Seinigen. Diese Betrachtung, so anziehend, wenn man sich ihr einmal hingibt, kann den Schülern die ausreichenden Grundlinien an die Hand geben, darauf hin die Cultur und ihre Eigenart zu begreifen — eine Denkübung, wie ich sie der Schule der Zukunft wünsche. Was der Hausbau da zeigt, ist doch zugleich ein Abbild im Kleinen von dem großen Gesammtgefüge des Culturlebens überhaupt. Selbst auf den Werth der socialistischen Träumereien, welche die Arbeiter zu Herren des Ganzen machen wollen, fällt aus dem von der Wirklichkeit gegebenen Gedankengange ein voll aufklärendes Licht, das doch schon den Schülern hell und scharf in die Seele leuchten muß.

Und noch eine werthvolle Betrachtung gibt das Ganze an die Hand. Auch hier zeigen sich Äußeres und Inneres getrennt, die Wahrheit oder Wirklichkeit in eine äußerliche und innerliche zerlegt, die doch erst in ihrem Zusammenhange das Ganze geben. Äußerlich, den Sinnen angehörend, sind es die Bauleute, die das Haus bauen, innerlich aber zuletzt doch der Bauherr, wie es die Sprache arglos bestimmt gefaßt hat: „Hr. Schmidt baut sich ein Haus." Das gibt der gewöhnlichen Logik, die da näher zusieht, Arbeit und Bedenken genug, aber die sorglose Logik des halb bewußten Sprachgeistes hat zuletzt doch wieder recht.

8.

Ähnliche Verhältnisse, wie aus einer sehr künstlichen Zusammensetzung ein Ganzes wird mit innerer Einheit, zeigt auch bei näherer Betrachtung ein Kriegsheer, das ja die arbeitende Phantasie der Knaben vom ersten Erwachen des Bewußtseins an so tief gehend und fast unersättlich beschäftigt. Der Fall kommt in allen Formen, die das Menschenleben annimmt, außer im Schiffsleben, nicht wieder so vor, daß eine Menge Einzelner, die sich auch von Stamm und Familie nichts weiter angehen, so scharf zu einer Einheit zusammengefaßt oder umgestaltet werden kann, wie es bei einem Heere nöthig ist, sobald es sich zumal vor seine eigentliche

Aufgabe, vor den kampfbereiten Feind gestellt sieht. Ich unterlasse es, das im Einzelnen auszumalen, so anziehend es ist, die Sache ist ja zugleich Gegenstand einer ernsten und schwierigen Wissenschaft, die für alles Wissen doch zugleich einen Ernst des Lebens hinter sich hat so gewaltig, wie keine wieder.

Ich will nur darauf aufmerksam machen, wie jene Aufgabe der scharf gefaßten Einheit für eine große Menge vom alten halbbewußten Sprachgeist aufgefaßt wird. Es ist da die Rede von Truppenkörper, von Armeecorps, d. h. die Masse wurde vorgestellt als lebendiger gegliederter Körper, ist doch von Gliedern einer Truppenaufstellung die Rede, in denen auch im Kampfe das einzelne kleinere Ganze des Heeres sich bewegt, wie der Leib in seinen Gliedern. Diese Vorstellung von einer Menge, die zusammengehört, uns jetzt verdunkelt, herrschte überhaupt ganz lebendig in den Gedanken der alten Zeit. Sie kommt noch an uns, nur daß die Lehrer wol meist versäumen, sie über eine bloße Redensart hinauszuheben, in der Reformation der Kirche „an Haupt und Gliedern", von der in der Geschichte die Rede ist. Dieselbe Vorstellung gilt aber auch vom Reiche, Kaiser und Reich, und sonst (s. Weiteres in Grimms Wörterbuch unter Körper). Erwähnt sei doch auch, wie sie, die uns nach unserer sonstigen heutigen Denkweise als mystisch poetisch anmuthet, doch neuerdings zu Ehren kommt im strengen Ernst der Wissenschaft, denn in der Socialwissenschaft, die nun von allen die wichtigste sein will, ist das Bild von Leib und Seele auf die Gesellschaft als lebendiges Ganzes angewandt ein unentbehrliches Arbeitszeug geworden, im Anschluß an die „Volksseele", von der man bald nach 1800 zu reden anfing; auf diesem Boden bewegen sich ja auch unsere Betrachtungen vom Sprachgeist.

Um aber wieder auf das Kriegsleben zu kommen: jene Vorstellung fand einen deutlichen Ausdruck in der alten Benennung des Feldherrn, des Heerführers, er hieß houbetman, d. h. was heute der Oberstcommandirende ist, er bildete zu dem Heerkörper das Haupt. Dasselbe drückt sich franz. aus in chef de l'armée, d. h. lat. caput, Haupt; der général en chef ist eig. der in capite, an der Spitze des Heeres. Denn das ist zugleich mit der alten Vorstellung verknüpft, daß der „Führer", dux, Herzog, im Kampfe vorangehe, auch das alte fürste bedeutet ganz eigentlich der Vorderste. Jeder wird sich mit mir wol der Kindergedanken erinnern, wie schwer es Einem da wurde, sich den Feldherrn nicht an der Spitze zu denken, sondern in der Masse gleichsam versteckt. Steht doch die Vorstellung noch in voller Geltung in den Gedanken der Soldaten, die doch die nüchterne Wahrheit ganz genau kennen; aber im Liede singen sie z. B. von Blücher (Soltaus hist. Volksl., 2. Hundert S. 483):

General Blücher das war so ein tapferer Held,
Er streicht wie ein Adler wohl über das Feld,
Vorn an der Spitze —

und wer möchte an dem köstlichen Stück etwas geändert wissen? Wenn es im 16. Jahrh. von König Maximilian in einer Schlacht gegen die Böhmen i. J. 1504 heißt:

Der Römisch Küng fürt der eren ein cron,
In der schlacht war er davornen dran —

so mag das noch mehr als gehobener Stil, es mag noch sachlicher Ernst sein. Denn was jetzt noch der Gedanke der Knaben ist, war einst und von Haus aus der des Volkes und der Zeit. In Augenblicken der höchsten Gefahr bricht er noch in neuerer Zeit plötzlich wieder aus, wie wenn Friedrich d. Gr. bei Zorndorf selbst die Fahne ergriff und die Truppen zum Angriff führte. Er hat auch in unserer Geschichte üble Opfer gefordert, wie bei Sievershausen und Lützen, da Kurfürst Moritz und Gustav Adolf beim eignen Angriff vorm Feinde fielen.

Es setzte sich darin eigentlich das fort, wie vielfach im Kriegsleben überhaupt, was in den ersten Anfang dieser Lebensform in ihrer Entwickelung gehört. Jetzt ist der Feldherr gestellt wie beim Hausbau der Baumeister, daß er selbst mit Händen nicht mit zugreift, aber mit seinem Geist und Sinn und Willen alles leitet, sodaß nicht nur sein Sinn und Willen sich zum Sinn und Willen Aller macht, sondern auch statt mit seinen zwei Händen wie mit den Händen Tausender arbeitet, in denen sein Sinn und Wille wirkt. Es ist, als wäre Ein Geist und Wille zu Tausenden erweitert und blieben doch Einer, oder als wären Tausende in Einen verwandelt. Eine Denkübung vom höchsten Werthe, von der Art, die recht eigentlich in die Schule gehört, denn der Mann hat dazu nicht mehr Zeit, dem soll das Grundlegende abgethan oder als sicherer Erwerb in ihm niedergelegt sein, damit er am Einzelnen mühsam arbeite.

In der Sprache drückt sich das alles nach ihrer höheren Logik darin aus, daß alles, was ein Heer als Ganzes thut, dem Feldherrn zugeschrieben wird: Friedrich d. Gr. rückte aufs neue ins Feld, schlug den Feind da und da, wurde nächtlich überrumpelt bei Hochkirch, bombardirte Dresden, bezog die Winterquartiere u. s. w., man denkt nicht entfernt daran, daß der Ausdruck und die Vorstellung eine Ergänzung brauchen können. Erwähnung verdient aber auch noch, wie das Verhältniß zwischen Feldherrn und Heer auch sonst im Leben sich in mannigfacher Gestaltung wiederholt und da für das Gedeihen des Ganzen und Einzelnen von höchster Bedeutung ist. Bei einem Unternehmen z. B., zu dem verschiedene

Kräfte mitwirken müssen, auch bei Gesellschaften und Gemeinschaften aller Art heißt es von Einem, er sei die Seele des Ganzen; der Ausdruck ist allgemein und unentbehrlich und greift durchaus noch nicht in poetische Höhe, gibt aber deutlich die von der Logik des Sprachgeistes gebotene Vorstellung: das Ganze wie Ein Körper, der zu seinem Leben und Gedeihen Eine Seele braucht, die ihn eben erst zu Einem lebendigen Ganzen macht. Und ganz deutlich wirkt dieselbe Vorstellung weiter, wenn der treue nächste Helfer des geistigen Führers „seine rechte Hand" heißt, wie auch jedermann sagt, gar nicht bloß poetisch.

9.

Besonders merkwürdig verfährt der Sprachgeist, nicht im dichterischen, sondern im Alltagsgebrauch, mit Erweiterung des Ichbegriffes, indem er das Ich und seinen äußeren Besitz völlig als Eins behandelt, d. h. den Besitz geradezu in das Ich mit aufnimmt.*)

Was da als Formel gefaßt wol wunderlich klingt, ist doch in der Anwendung jedermann geläufig, nur daß es nicht in der Schule erscheint, oder Zutritt hat, sondern wie so vieles Wichtige gleichsam neben ihr her oder unter ihr weg läuft und darum nicht zum Bewußtsein kommt. Wenn z. B. ein Hagelwetter über eine Dorfflur gezogen ist, wird eifrig gefragt, „wer denn verhagelt ist", obschon den Neumann und Baumann u. s. w. kein einziges Hagelkorn selbst getroffen hat: seine Felder sind in der Vorstellung zugleich er selber, und niemand kennt eine andere Ausdrucksweise. Daß dieß alt ist, wie sich übrigens von selbst versteht, bezeugt z. B. ein mhd. Sprichwort:

swer selbe witert swie er wil,
den sol der hagel slahen selten.
Hagens Minnes. 2, 75[b] (Haupts Neidhart XXVI, 14),

d. h. wer sich das Wetter selber machen kann (was man damals für nicht unmöglich hielt), der ist vor Hagelschlag sicher, ihn wird der Hagel nie schlagen.

Jedermann geläufig ist es auch, ja die einzig vorhandene Ausdrucksweise, wenn eine Feuersbrunst gewesen ist, von den „Abgebrannten" zu reden, zu fragen: wer abgebrannt ist, und ist doch Keinem vom Feuer selbst ein Haar versengt worden. Freilich ist uns das Bild da ganz

*) Die Sache wurde eingehender und mit reichlichen Belegen behandelt in einem Vortrage, der gedruckt ist als „Land und Leute und der Begriff der Vertretung" in meinen gesammelten Vorträgen und Aufsätzen Lpz. 1890 S. 64 ff. hier doch nicht ohne Neues in Beispielen und Gesichtspunkten.

verblaßt, tritt erst wieder hervor, wenn einer z. B. zu sagen hat: „Ich bin nur halb abgebrannt, die Hintergebäude stehen noch!" Auch weiß ich einen Fall aus dem Leben, wo einem Hausbesitzer, der beim Biere sitzt, ein Bote hastig aufgeregt meldete: „Herr B., Sie brennen". Und auch das ist schon fürs 13. Jahrhundert belegt, ist aber wahrscheinlich uralt; ein Lied Neidharts beginnt:

Mich hât ein ungetriuwer tougenlichen angezündet,
hât mir vil verbrant, des mîniu kindel solten leben.
Neidh. 52, 12.,

d. h. die Ernde in den Scheuern. Und wie natürlich das ist für die Logik des Lebens, das kann der gleiche Gebrauch im alten Rom zeigen, wenn es bei Virgil Aen. 2, 411 ff. in der Schilderung des Brandes von Troja heißt: jam proximus ardet Ucalegon, schon brennt der Nachbar U.

Ganz allgemein ist es, daß der Grundbesitz mit dem Besitzer in der Sprache und Vorstellung völlig in eins gefaßt, als eins behandelt werden. Der Städter, der diesem Leben entrückt ist, stutzt, wenn er das auf dem Lande hört und macht wol seine Glossen darüber, und doch sagt auch er: wir zwei sind Gartennachbarn oder Grenznachbarn, worin eigentlich dieselbe Vorstellung waltet. Aus ihr kommt ganz natürlich auch Folgendes. Eine auf dem Lande wohnende Frau lud städtische Freunde zu einem Besuch draußen ein und beschrieb die nächsten Wege. Ihre Wohnung liegt dicht bei einem Bauerngute und sie sagte: „Der nächste Weg geht zuletzt mitten durch den Bauer". Ich wiederholte kritisch fragend: wirklich mitten durch den Bauer? „Ja, er heißt Kohlmann", so wenig merkte sie, was ich meinte. Erst nachher, als Anlaß war, die Einladung und Wegbeschreibung zu wiederholen mit eben jener Wendung und ich einwarf: „Der Bauer wird sich doch nicht so dazu hinstellen?" erst da verstand sie meine kritischen Gedanken und lachte laut auf, wie ich sie noch nicht hatte lachen hören, der Nebel um die Worte war ihr plötzlich gerissen durch die Vorstellung des dastehenden Bauern.

Ältere Beispiele sind a. a. O. S. 68 gegeben, z. B. aus der Schweiz 14. Jahrh., daß einer dem andern gönnt, über sich zu faren, d. h. um Umweg zu vermeiden, den Weg mit Pflug und Wagen u. s. w. über seinen Acker oder seine Wiese zu nehmen; aus Hessen 15. Jahrh. ein Landstück, gelegen „zwischen Gotzenjohannes und Wendelches Kindern". Und nicht bloß vom liegenden Besitz, denn aus der Altmark bringt z. B. Danneil in seinem Wörterbuch der dortigen Mundart S. 264 bei: wenn die Kuh des Schulzen gekalbt hat, heißt es im Dorfe kurz „Schult hät kalwt".

Dieselbe Vorstellung, die da als bäuerisch uns Kopfschütteln machen will, waltet aber in den höchsten Kreisen des Lebens. Was man gewöhnlich aus Shakespeare kennt und wol für ihm eigenthümlich hält, daß für einen Fürsten sein Land genannt wird, wie Frankreich für den König von Frankreich, das war vielmehr allgemein und sicher auch uralt. Und daß das nicht etwa bloß eine Art poetischer Wendung ist, der Kürze wegen willkommen, das wird ja wol sicher durch Folgendes aus dem 16. Jahrhundert. Rollenhagen im Froschmeuseler II, 6, 5 (Goedekes Ausg. 2, 113) erwähnt einer Geschichte aus den Fehden in der Altmark im 14. Jahrhundert, deren Held ein Vorfahr von ihm ist:

So tat einst Marquard Rollenhagen,
Als er markgraf Ludewig wolt tragen
Durch die Ukr bei nacht in die stat,
So von Primsla ihr namen hat (Prenzlau),
Und der Herr sprach on unterlaß,
Wo er ihm auf den achslen saß:
Stehe fest, mein man, es wird sonst arg,
Du trägst die Brandenburger Mark!

Deutlicher und kräftiger kann ja die damals waltende Vorstellung nicht zu Tage treten, wie Fürst und Land, Besitzer und Besitz als völlig eins empfunden wurde; man darf sich ausmalen, wie das bei starken und gesunden Gemüthern auf das Gefühl ihrer Rechte und Pflichten wirken mußte.*)

Aus dieser Vorstellung fließen denn auch und zeugen für sie Wendungen wie folgende (reichliche Beispiele a. a. O. 69 ff.), z. B. in einem Liede v. J. 1504, das von einer Schlacht berichtet:

Der Römisch Küng fürt der eren ein cron,
in der schlacht was er davornen dran,
Braunschweig thu ich auch nennen,
er fürt das schwert in seiner hand,
die Behmen wolt er trennen.

Soltaus hist. Volksl., 2. Hundert S. 39.

---

*) Eine Wirkung der Vorstellung ist denn auch und findet darin eine Art entschuldigender Beleuchtung der entsetzliche Kriegsgebrauch, von dem noch zuletzt die Franzosen in der Pfalz den grausamsten Gebrauch gemacht haben, nämlich einem Gegner Land und Leute zu verwüsten und möglichst zu Grunde zu richten, um so ihn selbst zu Grunde zu richten; die gegen die Unterthanen gerichteten Schläge sollten den Herrn treffen. Das ist zugleich ein auserlesenes Beispiel zur Warnung, wie man das Denken der alten Zeit wol kennen müsse, um ihr Thun nicht falsch zu beurtheilen, trefflich brauchbar, scheint mir, schon für die Schule.

Ebenso in der Sprache der Verhandlungen auf Reichstagen, Landtagen u. s. w., Jahrhunderte lang, z. B. aus d. J. 1592 im Bericht über eine Verhandlung im bischöflichen Kriege im Elsaß äußert ein Gesandter: „Wer da meint, daß Lothringen für seine Person des Bisthums Straßburg sich mit solcher gewalt annemen werde, der irret sich sehr.“ Stöbers Alsatia 1854 S. 6.

Im vorigen Jahrhundert ist es bezeugt z. B. durch Goethe, wenn er am 24. Mai 1775 aus Frankfurt an Tante Fahlmer schreibt: „Weymar kam auch und ist mir gut“ (Hirzels Junger Goethe 3, 88), also noch ehe er Weimar betreten hatte, der Gebrauch war wol in Frankfurt von den Reichs- und Wahltagen hier in Gang gekommen. Und noch aus der Gegenwart ist es bezeugt in dem Buche des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha Aus meinem Leben und aus meiner Zeit Berl. 1892; da wird S. 431 von einer Fürstenversammlung in Baden-Baden i. J. 1860 berichtet, die der fraglichen Lage der Bundesverhältnisse abhelfen sollte: „Inzwischen hatte man am folgenden Tage Gelegenheit, die Könige von Bayern, Sachsen und Hannover einzeln zu befragen. Wir überzeugten uns jedoch sehr bald, daß eine gemeinsame Berathung keineswegs in der Absicht der hohen Herren lag. Sachsen und Hannover erklärten ziemlich unumwunden, Bayern dagegen in etwas unbestimmter Weise, daß sie die alte Bundes-Organisation im Ganzen für gut erachteten. Am 17. Juni versammelten sich Baden, Weimar, der Fürst von Hohenzollern und ich abermals zu einer Conferenz“, so setzt sich der alte Stil in fürstlichen Kreisen fort.

10.

Das besprochene Verhältniß zwischen Eigenthum und Eigner in der Vorstellung des Sprachgeistes, daß das erstere in letzterem gleichsam ganz aufgeht, zeigt sich aber auch wie umgekehrt, daß das Eigenthum als das Höhere erscheint und sich die wechselnden Eigner unterordnet. Auch das gilt in alter und neuer Zeit. So im 12. Jahrhundert erkennbar in einem Spruche Spervogels des Alten.*) Er klagt über den Tod eines Gönners, der ein rechter Rüediger an milte gewesen war, des Grafen Wernhart von Steinberg. Mit ihm ist zugleich das Geschlecht ausgestorben und er fragt besorgt, wer nun auf Steinberg Wernharts Werk fortsetzen werde. Darauf die Antwort:

*) Die Kritik Scherers, die den alten Spervogel beseitigt und zu einem namenlosen Mann, einem „Anonymus Spervogel“ gemacht hat, wie man sich geistreich ausdrückt, ist genauer besehen unhaltbar, ist eine von Scherers Übereilungen.

Steinberc die tugende hât,
daz ez sich nieman erben lât
wan einen, der ouch êren pfliget.
dem strîte hât ez angesiget*),
ez hât nu einen erben:
der werden Oetingære stam
der wil im sînen namen niht verderben.

Minnes. Frühl. 26, 6 ff.

Also Burg und Herrschaft haben, als lebendiges Ganze für sich gedacht ein eignes Leben, das über das Leben der einzelnen Besitzer wie oben drüber hin geht, sie gleichsam einschließt, und haben damit auch einen eignen stillen Willen, der sich still geltend macht. Das ist deutlich die Vorstellung und sie ist in der Hauptsache noch heute wiederzuerkennen. Noch jetzt sind auf dem Lande für den Bauer die eigentlichen Wesen, ich möchte sagen Lebewesen, welche die Gemeinde, die Dorfschaft ausmachen, mehr die Güter als die Besitzer. Jene bestehen seit Jahrhunderten in ihrem Werth und Wesen in der Hauptsache unwandelbar, die Besitzer wechseln nach Person und Geschlecht oft in einem Menschenalter mehrmals. Es ist also damit im Großen wie im Kleinen oben unter Nr. 2 mit dem Kruge, der zu Wasser, der Sichel, die zu Felde geht, als wären sie das Lebende, nicht die wechselnden Träger.

Auch im städtischen großen Leben zeigt sich die Vorstellung bei Geschäften, die wolbegründet den Namen des Gründers fortführen auch lange nach seinem Tode und über so und so viele andere Namen wechselnder Besitzer hinweg ihn wie noch lebend fortführen. D. h. es ist weniger sein Name, dem solche Dauer oft über Menschenmaß hinaus beigelegt wird, als die eigne Art und Bedeutung, der Geist des Geschäfts, wie er es begründet hat, ausgedrückt in der sog. Firma; große Firmen sind im großen Geschäftsleben wirklich fast wie Wesen mit eignem und eigenartigem Leben, in dem die wechselnden Besitzer aufgehen wie mehr untergeordnet. Dem Knaben, der sich die Weltdinge in seinen Gedanken zurechtzulegen in sich gedrungen ist, widerfährt es wol, bei einer solchen Firma, wie z. B. F. A. Brockhaus (Friedrich Arnold Br.) das Gefühl einer Lüge zu haben, wäre es nicht Sache der Schule, das in einer lehrreichen Denkübung richtig zu stellen?

Recht bedeutsam und aufs schönste anschaulich erscheint diese Vorstellung des Sprachgeistes auf der Höhe des Staatslebens. Da ist von der Krone als Eignerin die Rede, in Krongut, Krondiamanten, Kron-

*) Es ist gedacht, als wäre darum ein Rechtsstreit anhängig gewesen, in dem nun Steinberg mit seinem Sinn und Willen Sieger geblieben ist.

land u. s. w., d. h. nicht den einzelnen Fürsten, sondern wie über ihre Köpfe hinweg dem Geschlecht, ja dem Lande oder Reiche als dem eigentlichen letzten lebendigen Ganzen gehörig. Das ist aus den alten Vorstellungen übernommen, die sich bei uns um „Kaiser und Reich“ bewegten. Für den Kaiser (oder König) sagte man auch, nicht in dichterischer Steigerung, sondern im ernsten thatsächlichen Sinne, daz rîche, obwol gern in der Mitte seines Hofstaats oder der Reichsversammlung vorgestellt; er war da als Vertreter des Ganzen gedacht, gleichsam als die Spitze des ganzen pyramidenartigen Staatsbaues. Aber noch über ihm war die Krone, die von Kaiser zu Kaiser weitergieng und das über die Einzelnen Dauernde sichtbar darstellte, mit ihrem Diamanten, dem größten, den man kannte, daher der weise, orphanus genannt. So erscheint denn auch die Krone für die Person des Kaisers, bei Walther v. d. Vogelweide gehäuft und gesteigert rîche und krône, von König Philipp, es ist als wollte er damit seiner Freude, daß ihn dieser in seinen Dienst und Schutz genommen, den allervollsten Ausdruck geben (19, 35 Lachm.):

mich hât daz rîche und ouch diu krône an sich genomen.

Es war ja, wie man zweifellos glaubte, die Krone Karls des Großen, des Vaters und geistigen Hüters des Reiches, die man da auf dem Haupte des jeweiligen Kaisers glänzen sah, womit denn der Reichsgedanke, der Kern und die geistige Spitze des Ganzen zugleich, wie in heiliger Nähe mit Augen sichtbar wurde.

11. Gegensätze in Einem Wort bezeichnet.*)

Unter den Erscheinungen, die uns in der Denk- und Redeweise des Sprachgeistes, der seine eignen Wege neben der gewöhnlichen oder Schullogik geht, am meisten überraschen, ist wol keine überraschender, als wenn sie Dinge, die sich in der Wirklichkeit als zwei verschiedene, ja entgegengesetzte darstellen, unter einem Worte und Begriffe zusammenfaßt. Das sieht zuerst fast aus wie ein übermüthiges Spielen mit dem Möglichen und Unmöglichen, um dem gesetzmäßigen, nothwendigen Begriffe beider ein Schnippchen zu schlagen. Und doch ist die Erscheinung nicht eine seltene, sondern eine alltägliche. Ich stelle einige Beispiele zusammen.

1) Pathe z. B. zeigt diese zwei entgegengesetzten Seiten des Begriffes, mit denen es wechselnd doch jedermann arglos braucht. „Mein Pathe“ heißt sowol der stellvertretende Vater beim Pathenkinde, als auch dieses bei jenem. Allerdings stellt sich eine Unterscheidung ein,

*) Nr. 11, Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 577 ff.

indem das Kind meistens sagt „mein Herr Pathe", „meine Frau Pathe", diese aber von jenem „mein Pathchen". Aber diese äußeren Zuthaten ändern nichts an der ursprünglichen Einheit des Wortes, und wenn das Pathchen aus der Kinderzeit heraus ist und das Verhältniß wird doch fortgeführt, dann heißt es eben „mein Pathe, meine Pathe" in beiderlei Sinne. Niemand nimmt daran den mindesten Anstoß und man denke sich doch Vater und Sohn, Mutter und Tochter, deren Verhältniß ja in Pathe sich wiederspiegelt, mit nur einem Worte versehen im Sprachvorrathe — wie unmöglich! warum ist es aber dort möglich? Es ist nicht anders mit der im Süden und Westen dafür gebrauchten Bezeichnung, z. B. bair. der Gött Pathe, die Gott Pathin, vom Kinde im 18. Jahrh. Gothl, im 14. Jahrh. göte, s. Schmeller 2, 85 (1, 962), auch das ist doch nur ein Wort in ganz wenig abweichender Zurichtung.*) Ebenso ist es bei bair. Tot, Pathe, Pathin, nebst Töthel u. ä., s. Schmeller 1, 465, der aus Berthold im 13. Jahrh. tote beibringt, in einem Satze zugleich von dem Pathen, wie vom Kinde gebraucht.

2) lehren und lernen.**)

In meiner Vaterstadt Leipzig und dem Sprachgebiet, dem sie angehört, ist lehren eigentlich gar nicht heimisch, es tritt dafür ohne Ausnahme lernen mit ein neben der Bedeutung, die es für sich hat. „Wo hast du das gelernt?" und „wer hat dir das gelernt?" gehen und stehen gemüthlich neben einander im Gebrauch und im Sprachbewußtsein. Ebenso „ich habe von dir schon manches gelernt, nun lerne mir auch das" — wir hatten von Haus aus durchaus nichts Anderes zur Verfügung und empfanden auch nicht das mindeste Bedenken oder Vermissen dabei, der Vater und die Schule aber hatten ihre liebe Noth, uns lehren wenigstens für die Schrift gleichsam auf- oder einzuzwingen, obwol es durch Lehrer, Lehre, Lehrling, Lehrgeld u. s. w. hätte gestützt sein können. Wenn aber lehren endlich folgsam angenommen war, wollte uns doch der Acc. gar nicht ein statt des Dativs.

Dieses lernen für lehren ist aber nicht etwa eine neuere zuchtlose Entartung der Mundart, sondern um mehr als ein halbes Jahrtausend zurück als geltend erkennbar besonders im mitteldeutschen Sprachgebiete (s. in Grimms Wörterbuch). Bei Luther z. B.: „Damals lernete mich die Noth erst recht beten" Schriften 7, 20ª Jena. Im 14. Jahrhundert z. B.: ouch sal nîman einen jungen lernen under zweien jâren. Freiberger Messerschmiedinnung bei Schott 3, 294. und der schulmaister

*) Der Name Göthe, der nicht so selten ist (auch Gödel), mag hier seinen Ursprung haben.

**) Siehe auch unten Seite 251 f.

sol sie ümbsust lernen. Anz. des Germ. Mus. 1879 Sp. 9. Weiteres und noch Älteres in den mhd. Wbb.

Wenn das aber von der gebildeten Sprache wieder ausgestoßen und mit dem Bann der Niedrigkeit belegt ist, hat es doch auch da an einer Stelle sich behauptet in „einen anlernen" (für oder zu etwas), das unentbehrlich ist.

Merkwürdig aber ist in andern Sprachgebieten der Stand der Dinge umgekehrt. Im Niederdeutschen hat lêren den Platz, vertritt aber unter allen Umständen zugleich lernen. In Braunschweig z. B. heißt es „Herr Kantor, willt sei (wollen Sie) den Jungen wat lehren?" „Dei Junge is klauk, hei mot in der Schaule de anderen Kinder lehren." Aber auch: „Dat Mäken lehrt gut (lernt gut), dei Junge kan gut lehren, hei is gut lehrig." Ebenso ist lernen mit vertreten im niederl. leeren, dän. läre, schwed. lära.

Auch oberdeutsch, z. B. bairisch gilt lernen mit für lehren, dazu selbst der Lerner für Lehrer (neben Lehrling), s. Schmellers bayr. Wörterb. 2, 190 (1, 1502). Und auch umgekehrt lehren einzeln für lernen, daher z. B. an der Pegnitz der Lehrer für Lehrling, s. das. 2, 488 (1, 1499).

Überhaupt greift dieß lêren für lernen auch über das nd. Gebiet herunter. Ganz gemäß ist es der limburgischen Mundart Heinrichs von Veldeke:

Dô man der rehten minne pflac,
dô pflac man ouch der êren.
nu mac man naht unde tac
die bœsen site lêren. Minn. Frühl. 61, 21.

Aber auch mitteldeutsch im 15. Jahrh. z. B. in einer Leipz. Hs. lârte lernte, gelârt gelernt: also larte dy jungfrowe so wol unde studierte in den fryen kunsten also redelich, das sy dornoch larte zu mal flyszig dy natürlichen künste, philosophiam u. s. w. Altd. Bl. 1, 144; die das hantwerk gelart haben, wonende in dem wichbilde (Fleischer nämlich). Urkundenb. der Stadt Leipzig 1, 301, v. J. 1464. Auch im 16. Jahrh. noch bei niemand anders als Luther, in einem Briefe an seine Gattin vom 10. Febr. 1546, wo er sie zurecht weist wegen banger Ahnungen, die sie hatte: „ich sorge, wo du nicht aufhörest zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen . . . lehrest du also den Katechismum und den Glauben?" Daß aber so das Gebiet, wo lernen mit für lehren galt und das, wo lehren mit für lernen steht, wie da bei Luther (der ja auch lernen für lehren hat), daß also beide wie schillernd durch einander giengen, das ist überaus merkwürdig und

müßte genauer geprüft werden. Und auch damit entstand doch keine Verwirrung.

Im Ahd. sind beide genau unterschieden, lêrian, lêran und lirnên, lornên, wie heute wieder im Hd. Aber das lernen für lehren und umgekehrt ist mehr als eine gedankenlose Verwechselung, wie es denn in den ersten Spuren weit zurückreicht (s. in Grimms Wb.), es ist vielmehr das Ergebniß eines Dranges, mit dem der Sprachgeist von nicht nothwendiger Mannigfaltigkeit zu bequemer Einfachheit und Einheit fortzuschreiten bestrebt war; dieß ist besonders deutlich an der Behandlung der ursprünglichen Fülle der Casusformen, die immer mehr zu bequemer Einheit zusammengedrängt wird; hier aber offenbart sich jener Drang auf dem Gebiete des Sinnes, der Bedeutung, des Innern und wirkt von da zurück auf die Form, was doch auch bei jener Vereinfachung der Casusformen keineswegs fehlt.

Der immerhin merkwürdige Vorgang wird hübsch in diesem Sinne beleuchtet und gegen den Vorwurf der Gedankenlosigkeit im Gebrauch ähnlich klingender Formen geschützt durch das franz. apprendre, das außer lernen zugleich lehren bezeichnet, und zwar ist hier deutlich, daß die Vereinigung von lernen ausgegangen ist, lat. apprehendere erfassen. Wie springt aber da der Sprachgeist mit der gewöhnlichen Logik um, die doch den Anspruch macht, die einzige zu sein und das Sicherste und Festeste, was es gibt.

Nachträglich zu lehren und lernen.*)

Zu dem merkwürdigen Capitelchen vom wechselnden und gleichwerthigen Gebrauch von lehren und lernen sind mir werthvolle Beiträge zugegangen. Ich hatte mich kurz gefaßt, um zunächst die Thatsache klar heraus zu stellen und als Beleg für das merkwürdige Verfahren des Sprachgeistes zu gewinnen, wenn er Gegensätze in einer Bezeichnung zusammennimmt, während die bewußte Logik gerade da auf scharfes Scheiden aus ist.

Herr Director Israel in Zschopau schreibt mir: „In Luthers Schrift an die Rathherren steht (nach ungefährer Zählung) lehren für lernen neunmal, lernen für lehren zweimal, gelernt für gelehrt zweimal, lehren im hd. Sinn 26mal, lernen im hd. Sinn zehnmal, gelernt im hd. Sinn sechsmal, gelehrt im hd. Sinne dreimal". Man kann dieß Schwanken herüber und hinüber in ein und derselben Schrift beinahe wunderbar nennen, und doch ergibt sich gerade daraus das Merkwürdigste in der aufgeworfenen Frage: daß für Misverständniß gar keine Gefahr und Besorgniß war. Zugleich aber wird daran wol deutlich, wie wünschenswerth

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 785 f.

eine genauere Beobachtung ist, um der merkwürdigen Erscheinung in ihrem Entstehen und ihrer verschiedenen Verbreitung auf den Grund zu kommen.

Noch merkwürdiger aber und wahrhaft erwünscht für unsere Frage ist, was mir Herr Dr. Klinghard in Rendsburg mitzutheilen hat: „Auch die Engländer, nicht nur Kinder, sondern selbst Erwachsene vertauschen oft — es gilt aber natürlich für unfein — die Begriffe des Lehrens und Lernens; das ist um so auffallender, als die betreffenden Worte ganz verschiedenen Stammes sind, to teach — to learn."

„Ferner theilen die Engländer mit uns die Sitte, die Begriffe borgen und leihen durcheinander zu gebrauchen, to borrow und to lend."

Und noch etwas Merkwürdiges: „Die Schüler meiner englischen Klassen haben an zwei verschiedenen Schulen, abgesehen von den obersten Jahrgängen, gewohnheitsmäßig die starke Neigung bekundet, die englischen Worte für schreiben und lesen zu verwechseln, to write und to read, niemals aber im Französischen écrire und lire. Im verwandten Englisch bewegen sie sich offenbar eher gedankenlos, als im Französischen, das stärker zur Reflexion auffordert."

Im letztern Falle muß doch wol der Anklang von write und read mitwirkend sein, aber doch wol auch die Sache. Lesen und Schreiben sind innerlich so nahe verwandt, wie Lehren und Lernen, und daß die Verwechselung eine innerliche ist, zeigt, jeden Zweifel ausschließend, der Tausch von teach und learn. Beide Begriffe kommen wie aus einer Wurzel, die sich in zwei Ästchen gabelt, der unbewußte Sprachgeist aber, auch der Kinder schon, faßt das Ganze eben wie mit großem kühnem Griff an der Wurzel.

Was aber borgen und leihen betrifft, die da so glücklich beigebracht werden, so ist es damit wie mit lehren und lernen. In meiner Heimath heißt es: „Ich habe erst noch Geld borgen (aufborgen) müssen, ehe ich die Reise vornehmen konnte"; aber ebenso gut „kannst du mir nicht hundert Mark borgen?" „Er borgt dir sicher, was du brauchst" — leihen dagegen lernen wir nur aus Büchern kennen, obschon nur Leihbibliothek, Leihanstalt im Gebrauch sind. Gerade hier ist die wurzelhafte Erscheinung der beiden Begriffe besonders deutlich, was dann durch die entsprechende englische Erscheinung von to borrow und to lend besser gestützt wird. Es ist ja im Grunde dasselbe, wie daß das ältere gelter sowol Schuldner als Gläubiger bedeute, wie gelt die Schuld nach beiden Seiten. So heißt es auch noch auf borg gehen und auf borg nehmen.

3) Schuldner und Gläubiger.

Auch dabei werden, und zwar im vollsten Ernst des Lebens, die beiden Begriffe, die die denkbar schärfsten Gegensätze darstellen, in einem

Wort zusammengeworfen. Lange nämlich bezeichnete, besonders oberdeutsch gelt eine Schuld (zu gelten, eigentlich bezahlen), dazu aber gelter, mhd. geltære so gut den Schuldner wie den Gläubiger. Ist das nicht, als ob man schwarz und weiß unbegreiflich sorglos in eins zusammenwerfen wollte? Als würde mit der nöthigsten begrifflichen Unterscheidung kindisch gespielt, und zwar wie gesagt so mitten im Ernst des Lebens?

4) Huld und hold.

Auch da liegt eine Doppelheit vor, die eigentlich den schärfsten Gegensatz darstellt, und doch wird sich gerade hier der Knoten des Räthsels leicht lösen. Noch in unserm Jahrhundert mußte einem neuen Fürsten und Herrn von seinen angeerbten Unterthanen gehuldigt, die Erbhuldigung geleistet werden, altdeutsch zu reden, sie mußten ihm hulden, hulde tuon, d. h. ihm ihre Huld geloben und beschwören. Dagegen gönnte und versicherte der Herr seinen Unterthanen seine hulde, womit eigentlich das ganze Verhältniß zwischen beiden am einfachsten ausgesprochen war, und es war eigentlich die gefürchtetste Form der Strafe, wenn er ihnen seine hulde entzog.

5) Zur Erklärung der Erscheinung.

a) Gerade für hold ist wie gesagt der Anlaß und das Recht der zuerst so auffallenden Erscheinung am leichtesten zu erkennen. Auffallend ist sie aber nur äußerlich, nicht innerlich gesehen. Das holt und hulde bezeichnet das Verhältniß zwischen Herrn und Mannen, das gleichsam zwischen beiden wie innerlich schwebt als ein und derselbe Begriff, daß nämlich jeder der beiden Theile dem anderen in Gesinnung und That seine Zuneigung und Angehörigkeit zeigt, ihm gleichsam mit seinem Wollen und Können zur Verfügung steht, oder kräftiger zu reden sich ihm hingibt, was für die älteste Zeit gar nicht zu viel gesagt ist. Und dieß Verhältniß, das eigentlich für jeden der beiden Theile dasselbe ist, stellte sich auch äußerlich sichtbar ebenso dar. Denn der Mann neigte sich vor dem Herrn, um diesen damit als höher anzuerkennen, der Herr aber, der höher stand, oder wie im Lehnrecht, saß, während der Mann vor ihm kniete, neigte sich „huldvoll" herab zu jenem und versicherte ihn damit seiner gewogenen und hülfreichen Gesinnung, wie auch Gunst und Beistand im bestimmten Falle so gewährt wurden. Also ein Thun auf beiden Seiten, äußerlich und doch auch innerlich eins. In holt aber liegt eben der Begriff der Herabbewegung als stammhaft vor, wie noch deutlich erkennbar ist in Halde, Abhang. Also der Sprachgeist hat mit seiner Logik recht, sie faßt in größter Schärfe den Gegenstand zugleich äußerlich und innerlich.

b) Auch bei gelter als Schuldner und Gläubiger zeigt sich, näher

zugesehen, derselbe Grund der Erscheinung. Es handelt sich dabei um das gelt, seien es 2000 Gulden, die in Frage sind. Diese stehn wie zwischen beiden Theilen als Punkt, der ihr Verhältniß bestimmt, und dieß Verhältniß ist in dem zweiseitigen gelter ausgesprochen. Das gelt, die 2000 Gulden, ist ja ein Ding, nur mit zwei Seiten, für die sich das in den Gedanken dahinter klingende gelten doppelt darbietet: gelter einmal, der das gelt gezahlt hat, das andre Mal, der es zahlen soll. Ich denke, damit sind wir genau auf dem Pfade, den dabei der Sprachgeist gieng. Auch da ist das Verhältniß innerlich gefaßt, das sich nur äußerlich verschieden darstellt.

Im Grunde gleich, nur noch deutlicher erscheint das bei Kaufmann, das außer dem Verkäufer eigentlich auch den Käufer bezeichnet (also die Gegensätze), dieß z. B. in dem Sprichworte, das man auf Jahrmärkten hört, wenn die Verkäufer über schlechte Geschäfte klagen: „ja viel Laufleute, aber wenig Kaufleute". Kauf als Kaufgeschäft bildet da die Vermittelung, das einmal besonders zu behandeln ist.

c) Und mit lehren und lernen ist es nicht anders. Auch dieß beides läuft genau besehen in einem Punkte zusammen und ist von dem aus betrachtet. In der Schule, wo man doch den Ursprung suchen muß, ist es ein Wort, ein Satz, ein Lesestück, das Lehrer und Schüler beschäftigt und ihr Thun in sich vereinigt; der Lehrer sagt es vor, der Schüler sagt es nach. Oder in der Rechenstunde, da ist eine Aufgabe das eine Bestimmende, der Lehrer legt sie vor, der Schüler sucht sie zu lösen, der Lehrer hilft dazu; alles dreht sich um den einen Punkt, in dem das Thun des Lehrers und Schülers wie eins erscheint oder eins zu werden strebt: das muß auch hier der Weg sein, den der unbewußte und doch so ins Innere und Tiefe greifende Sprachgeist gieng.

d) Aber beim Pathen? Ich gestehe, daß ich damit nicht aufs Reine kommen kann. Nur das läßt sich wol einstweilen behaupten, daß es auch hier das tiefere innere Verhältniß sein muß, das den Sprachgeist so allgemein bestimmt hat, Pathe und Pathchen mit einem Worte oder Stamme zu bezeichnen. Die Übereinstimmung bei Pathe, Gott und Tot, zum Theil in alter Zeit bezeugt, verbürgt allein, daß das Verfahren der Sprache auf gutem, festem Grunde ruht, den es zu finden gilt. Es gibt überhaupt noch sehr viel Arbeit für die Aufgabe, die labyrinthischen Gänge aufzufinden, die der Geist der Sprache bei seinem Schaffen geht.

6) Ähnlich ist es auch, und doch auch wieder anders, wenn feig früher auch in der zur heutigen gerade entgegengesetzten Bedeutung erscheint, z. B. im Liede vom Hörnen Seifried; der Held geht in den Kampf mit dem feuerspeienden Drachen, den gefährlichsten Kampf, den

er je bestanden, er braucht dazu das Zusammenraffen des höchsten Muthes:

Do ward der Held Sewfride
So grimmig und so feig,
Sein schwert das gund er fassen
Und zu dem Steine (Drachenstein) steig u. s. w.

Hörn. Seifr. 143, 2.

Die so auffallende Doppelheit der Bedeutung im grellsten Gegensatz erklärt sich aus der Bedeutung, die im mhd. Gebrauche noch voran stand: veige waren die, welche im beginnenden Kampfe durchs Schicksal zu sterben bestimmt waren, daher der vielgebrauchte Spruch: ez sterbent wan die veigen. Wer sich nun, wenns in den Kampf gieng, zu den veigen rechnete, der war dann je nach Gemüthsart entweder feig, wie mans heute nimmt, oder gerade recht tapfer, todesmuthig, waghalsig.

7) Ähnlich ist es auch mit einer merkwürdigen Doppelheit des Sinnes beim mhd. muoz, muß, das neben der heutigen Bedeutung auch die des Dürfens hatte, auch z. B. in der Rechtssprache, wobei man meinen möchte, daß es eben damit zu genauem, scharfem Ausdruck, wie ihn das Recht verlangt, geradezu unbrauchbar werden und schädliche Verwirrung schaffen mußte. Und doch ist dem nicht so, so wenig wie bei lehren und lernen.

So im Sachsenspiegel, z. B.: ein vervestet man (eine Art Bann) mûz sich wol ûz ziehen in allen steten binnen deme gerichte (Gerichtsbezirk), da her vervestet ist: zu glîcher wîs, als man die klage erheben mûz in allen steten, alsô mûz sich ein man wol ûz ziehen in allen steten. Ssp. III, 17, alle drei mûz meinen darf, kann, von Rechts wegen, es ist die in dem Rechtsbuch gewöhnliche Bedeutung. Dagegen wie jetzt, z. B. von einer Tochter, die noch im Hause und einer, die verheirathet ist: waz si erbes an erstirbet (ihr als Erbe zufällt), daz mûz si mit der (verheiratheten) swester teilen. I, 5, 2; wem man icht gelten sal (eine Zahlung leisten), der mûz es (darauf) warten, wen (bis) die sunne undergêt III, 40, 1. Häufig steht aber sol (sal), wo wir muß sagen.

Die Erklärung der Doppelheit liegt in der Vorzeit, wo muoz vom Willen der Götter galt, den der Priester, der Hausvater ermittelte: muoz galt sowol von dem, was die Götter verlangten, als von dem, was sie erlaubten. In den Rechtsstellen vorhin ist an die Stelle des göttlichen Willens der des Rechtes getreten, das ja unsern Vorfahren etwas Göttliches hatte. Ähnlich oder entsprechend war in Rom fas est sowol von dem, was die Götter geboten, als was sie zuließen.

12.*)

Der Unterschied des Denkens, dessen sich der geschulte Einzelgeist bedient, von dem, das man in einem mehr unbewußten Gesammtdenken findet und das ich mit Sprachgeist bezeichnete, beruht wesentlich darin, daß das erstere die Dinge von außen sieht, das zweite vielmehr von innen, so daß da beides, das Außen und das Innen, in eine Art Unterschied oder selbst Gegensatz treten, während es sich doch um ein und denselben Gegenstand handelt. So gleich bei dem ersten Beispiele, von den Augen und Ohren im Plural und dem Auge und Ohre im Singular, also z. B. 'er hat nun einmal kein Auge für die Vorzüge seiner Frau', oder: 'kein Ohr für die Schönheiten Beethovens', während der betreffende in Wahrheit zwei Augen und zwei Ohren hat; aber die beiden wirken in den Fällen von innen heraus wie eins, wie eine Kraft, so daß die gewöhnliche Logik die äußere Wirklichkeit ausdrückt, die andere aber die innere Wahrheit. Ähnlich noch in dem letzten angeführten Beispiele von der Firma im Geschäftsleben, die statt der wechselnden Inhaber gesetzt wird. Denn in guten Fällen wenigstens bildet sich die Firma als Trägerin eines bestimmten Geschäftsgeistes aus, den der neu eintretende Inhaber im wesentlichen sich zu eigen machen muß, wenn die Firma in ihrer Geltung bleiben oder weiter gedeihen soll. Es ist wol klar, daß diese Betrachtungen einen eigenen in die Tiefe gehenden Werth haben, nicht blos einen logischen oder grammatischen oder sprachwissenschaftlichen, sondern einen philosophischen im besten Sinne, der auf dem Wege geht, wo der Geist über die äußere Erscheinung der Dinge hinaus ihrem inneren Wesen zustrebt. Wer von den geehrten Lesern die anderen schon vorgeführten Beispiele wieder durchsehen wollte, würde sich davon noch deutlicher und lebendiger überzeugen. Und, worauf mir dabei viel ankommt, die Dinge sind durchaus nicht so versteckt, daß sie dem Geist der Schüler höherer Classen unnahbar wären und ihm nicht vielmehr ein wesentliches Hülfsmittel zur Geistesbildung nach dem Innern zu werden könnten, das in dem gewöhnlichen Schulbetriebe so traurig zu kurz kommt. Nach meiner Erfahrung, ich könnte nicht müde werden es zu wiederholen, ist den reiferen Schülern ein tieferes Verstehen der Dinge weit zugänglicher als man gewöhnlich denkt, ja die Begabteren hungern und dürsten danach. Wem einmal in einem der obigen Fälle der innere Blick aufgegangen ist, den reizt und treibt es nun und er lernt rasch durch die Schale auf den Kern sehen.

Man begegnet aber auf diesem Gebiet der doppelten Logik Fällen,

*) Nr. 12—14, Zeitschrift für den deutschen Unterricht 8, 684 ff.

die doch noch anders geartet sind, bei denen der Gegensatz der vorigen Fälle in völligen Widerspruch übergeht, so daß zunächst alle Logik aufhört. Ich führe hier einige Fälle der Art an, die recht harten Nüssen gleichen.

Man sehe sich z. B. „der Bediente" an, eine Verbalbildung in der Form des Participiums Perfecti Passivi. Und doch ist das Wort in der Bedeutung weder ein Perfectum noch Passivum, sondern von beiden das gerade Gegentheil. Denn der Diener hat nicht bedient, sondern thut es dauernd, es ist sein Wesen und sein Amt, und er wird nicht bedient, sondern hat zu bedienen: der Bediente im genauen grammatischen Sinne wäre also vielmehr der Herr.

Man kann nicht an den Beamten denken, das ist ein mit einem Amt versehener, würde also der Bedienstete heißen müssen, auch an ein Zusammenschieben von „der Bedienende" wie mhd. 'sende nôt' für 'senende nôt' ist nicht zu denken, das wäre gegen alle neuhochdeutsche Art. Auch an die Zweiseitigkeit des Begriffes z. B. von Pathe als Pathenkind und Pathenvater oder in dem älteren Gelter als Schuldner und Gläubiger, die oben behandelt wurden, ist hier nicht zu denken. Denn dort gehen die beiden Begriffe von einem versteckten Punkte aus nach zwei Seiten auseinander; hier aber schließen sie sich völlig aus. Ist das nicht eine harte Nuß? Wer knackt sie? Aber der Fall steht keineswegs allein da, er findet sich vielmehr so oft, daß er sich zu einer Art Regel erhebt, also wenn z. B. Wolfram von den Singvögeln spricht, die Herzeloyde abschießen lassen will, so heißt es Parzival 119, 11:

Die vogele wâren baz geriten,
eteslîchez sterben ward vermiten,

also sie waren besser zu Roß, besser beritten mit vermeintlicher Berichtigung, aber „beritten" wäre ja klar das Pferd, der Reiter aber bepferdet, nein geriten ist das Richtige. Bei den Minnesingern heißt es von der Herbstschilderung: die vogel im walde sint geswigen: sie singen nun nicht mehr, sie schweigen, dieselbe Bildung aber haben wir noch jetzt in „verschwiegen". Ein Mann, der Geheimnisse redlich zu verschweigen versteht, heißt verschwiegen. Ebenso gelogen, mhd. gelogen, jetzt noch „verlogen":

als nu lebt diu kristenheit,
sô mac der zehende niht genesen,
diu buoch enwellen gelogen wesen, Freidank 26, 19

die Bücher (Bibel) müßten denn lügen wollen. Ebenso mhd. betrogen bei Walther in dem Willkommenliede:

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
swer si schildet, derst betrogen,
ich enkan sîn anders niht verstân. Walther 57, 9

d. h. sonst verstehe ich ihn nicht. Die Bedeutung, die man wol bezweifeln könnte, ist doch zweifellos in der Variante zu dieser Stelle, die sich in der Würzburger Handschrift findet:

Falschez volk ist gar betrogen.
sie enkünnen êren niht begân.

So heißt Eulenspiegel ein betrogener schalk, Cap. 64. Siehe mehr in Grimms Wörterbuch. Noch jetzt gilt in derbster Rede z. B. „Das ist ein ganz betrogenes Luder": voller Lug und Trug. Ebenso mhd. ein wol gerâten man, der gut rathen kann, ein guter Berather, in der Klage eines jungen Spervogels, bei denen ja das Verhältniß des Dichters zum Herrn oder zu einer Sippe als Berather oft ganz deutlich an den Tag tritt:

Mich wundert dicke daz ein wol gerâten man
under sînen friunden niht erwerben kan
sin sîn im âne schulde gehaz, M. F. 23, 7.

Es heißt auch berathen s. Grimms Wörterbuch: da ein bruder oder burger dem andern beraten ist, die seint als ein starke und ein feste statt. Keisersberg, Sünden des Mundes 81 a. Im Rechtsleben älterer Zeit ist die Rede von geteilten d. h. Betheiligten, Theilhabern, partiarius z. B. schweizerisch 15. Jahrhundert: Es sol ouch nieman sin guot, das in die hoeff gehörett, verkouffen, er sölle es des ersten bieten dem geteiltten, darnach den erben, darnach den genossen. Grimms Wsth. 4, 374 f. Were auch, dasz ein oder mehr sein ligend gut verkauffen wolt . . ., dasz sol er des ersten feil bieten den nechsten getheilliten. Wsth. 4, 272. Aus der Gegenwart ist bemerkenswerth vergessen, das die passive und die aktive Bedeutung neben einander hat. Denn es heißt sowol: Er ist bei Aufstellung der Liste vergessen, als auch: Man kann sich nicht auf ihn verlassen, er ist so vergessen d. h. er vergißt leicht, ist vergeßlich. Erwähnt sei auch noch bescheiden, das unserem Bewußtsein freilich als Participium ganz verloren und völlig in ein Adjektivum übergetreten ist. Aber das heutige Participium „beschieden" ist entstellt aus „bescheiden" (wie „geschieden" aus „gescheiden"). Bescheiden aber als Particip bedeutet eigentlich einen, der zu scheiden versteht, den Unterschied der Dinge genau sieht, daher einsichtig, klug, verständig, gescheidt, vgl. Freidanks Bescheidenheit; wie die heutige ein=

geschränkte Bedeutung sich aus jener allgemeinen abgezweigt hat, fühlt man leicht. Das vielgebrauchte alte „bescheiden" wurde auch lateinisch wiedergegeben durch discretus, part. perf. pass. von discernere = unterscheiden, aber ganz im mhd. Sinne, z. B. in titelmäßiger Anrede, in die man gern ein Lob einflicht, wie in Schillers Tell im 5. Aufzug, 1. Scene eine Zuschrift an die Eidgenossen der Königin von Ungarn beginnt: „Den bescheidnen Männern von Uri, Schwytz und Unterwalden u. s. w." So heißt es in derselben Zeit z. B. in einer Urkunde vom Jahre 1285, in der mit der Versöhnung zweier Geschlechter Vertrauensmänner beauftragt werden: compromisimus in discretos viros Walterum canonicum Wetflariensem . . . Gyselbertum de Derenbach, Brandanum de Calsmunt . . . . tanquam in arbitros etc. Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum 6, 21.*)

Um aber auf die ursprüngliche Berechtigung der Erscheinung zurückzukommen, so habe ich wol den Bogen zu streng gespannt. Die Nuß ist nicht gar zu hart. Von dem grellsten, anscheinend unmöglichen Fall, den ich zuerst setzte, „der Bediente", führt doch ein Brückchen zur Möglichkeit hinüber. In den von Baader herausgegebenen alten Nürnberger Polizeiordnungen wird unter anderem bestimmt, S. 195: ein bestrafter Bäcker soll einen manod ungepachen sein, d. h. nicht backen; ebenso ein Weinschenk ungeschenket sein, d. h. nicht schenken S. 204. In Hans Foltzens Spruch von allem Haußradt (Hans Sachs, Auswahl von J. A. Götz 4, 152 ff.) wird der Umsturz geschildert, den im Hause die Geburt eines Kindes macht S. 158:

Es nimpt die halben stuben ein.
Sölt man drumb ungearbeyt sein

d. h. sollte der Mann auch darum nicht arbeiten können. Da ist denn vom Passivum keine Rede und man erinnert sich nun, daß das Participium des Perfekts an sich keineswegs blos passivisch ist, sondern ebensogut aktivisch; an das Passiv dabei in erster Linie zu denken verleitet uns nur die Gewöhnung von der lateinischen Grammatik her. Und auch das Perfekt, die Vergangenheit, tritt ganz zurück in jenem ungepachen, ungearbeyt, auch z. B. wenn es im 17. Jahrh. heißt „einem bedient sein", in seinen Diensten stehen (s. Grimms Wörterbuch), es drückt vielmehr den Begriff des Zeitworts scharf zusammengefaßt aus, ohne Bezug auf irgend welche Zeit, daher es auch zur Bezeichnung einer Dauer möglich ist, wie eben im „bedient sein", und das ist auch sonst unter

*) Das heutige „diskret" in seiner bestimmten einschränkenden Färbung erinnert an das heutige „bescheiden" in seiner heutigen eingeschränkten Bedeutung.

Umständen die Art des Participiums Perfecti. So ist die Nuß doch wol geknackt und gibt einen angenehmen Kern. Erwähnenswerth ist wol endlich, daß das Latein dieselbe Erscheinung zeigt z. B. tacitus, schweigsam (mhd. in geswigen, oben), cautus, vorsichtig, quiētus, ruhig, perōsus, haßerfüllt, moestus, traurig, die wol aussehen wie Participia Perfecti Passivi von tacēre, cavēre, perodisse, moerēre, in der Bedeutung aber weder perfektisch noch passivisch sind.

13.

Eine härtere Nuß ist freilich folgendes: Unser jetzt geht zurück auf ein mhd. iezuo, das seit dem 12. Jahrh. erscheint, später ieze, daher noch mundartlich z. B. in Sachsen ize, thüringisch eze. Das bedeutet aber: immer zu, bezeichnet also in Wahrheit eine langgestreckte Linie in der Zeit, eigentlich ohne Ende, während „jetzt" einen Punkt in der Zeit bedeutet, der zwar groß sein kann, aber immerhin keine endlose Linie. Wie erklärt sich dieser grelle Widerspruch zwischen dem Bezeichneten und der Bezeichnung?

Und wie, um jedes etwaige Hinterthürchen abzuschließen, tritt der Widerspruch noch schärfer, ja aufs schärfste ausgeprägt auf in dem mitteldeutschen alleweile. Ein oberdeutsches allweil bedeutet richtig: fortwährend, immer, allemal z. B. in dem bekannten Schnaderhüpfel:

E bissele Lieb und e bissele Treu
Und e bissele Falschheit ist allweil dabei;

beide sind im Ton genau unterschieden. Das oberdeutsche heißt állwèil, das mitteldeutsche aber: allewéile; das zweite aber, in Sachsen und Thüringen geläufig, bedeutet „jetzt" und nur das. Ein Mann erzählt z. B., er habe eine Zeit lang keine Arbeit gehabt, alleweile sei er wieder zufrieden; es wird sogar zur schärfsten Bezeichnung des Augenblicks verwendet, z. B.: War nicht dein Bruder im Hause? „Er ist alleweile zur Thüre hinaus" d. h. eben jetzt, in diesem Augenblicke. Wortlaut und Sinn können doch nicht schärfer auseinandertreten. Das zweite brauchen auch Gellert und Lessing, s. Grimms Wörterbuch (wo aber die beiden Bedeutungen durcheinander geworfen sind), und auch der Herzog Karl August schreibt an Frau von Stein aus Frankfurt i. J. 1779: „Was neues schreibe ich Ihnen alleweile nicht." Goethes Briefe an Frau von Stein, 1.

Ähnlich ist mhd. tâlanc, gekürzt aus tagelanc, was sehr starken Gebrauch voraussetzt, schon früh in die Bedeutung „zur Zeit, jetzt" übergetreten bei Wolfram, wo Parzival in einer großen Einsamkeit nach Herberge fragt und die Antwort erhält:

ein hûs lît hie bî:
mit triwen ich iu râte dar:
war möht ir tâlanc anderswar? Parz. 225, 22 ff.

d. h. ihr könntet zur Zeit, jetzt nirgends anders unterkommen. S. weiter bei W. Grimm im Wörterbuch unter daling, das aus jenem tâlanc geworden ist und die Bedeutung jetzt auch noch zeigt. Und merkwürdig genug ebenso jârlanc z. B. in einem Herbstliede:

Diu linde ist an dem ende
nû jârlanc sleht unde blôz. M. F. 4, 2.

dann bei Neidhart:

Jar lank siht man berg und tal
beide trurig über al. M. S. 13.

Da ist vom Jahr an sich nicht die Rede, am wenigsten von der Länge des Jahres, es ist vielmehr wie unser nunmehr d. h. jetzt und weiter, wenigstens zunächst weiter. Man sieht, das jârlanc hilft das Räthsel nicht lösen, es knüpft den Knoten eher noch schärfer. Endlich aber möchte ich noch eines älteren Ausdruckes für jetzt Erwähnung thun, Maalers Wörterbuch, Zürich 1561, S. 510b „Yetz, Gleych angends. Nunc, jam primum, in praesens", daneben S. 20a „Angends, Gleych angends, yetz. Nunc, incontinenti, continuo". Das alte angehn bezeichnete nämlich nicht blos den Anfang einer Bewegung, eines Geschehens, sondern auch den steten Fortgang, wie jetzt noch englisch 'to go on'. Die erste Bedeutung erscheint bei Maaler in: „Angends tags, orta luce (es ist der seltene genetivus absolutus), angends seiner Jugend, ineunte aetate". Die zweite Bedeutung dagegen von dauernder Bewegung scheint in „Yetz" vorzuliegen, so daß da angends (hier als Genitiv des Neutrums für das Adverbium) sich mit dem ursprünglichen iezuo „immerzu" berühren könnte. Nehme man in der allgemeinen Verlegenheit den Einfall hin, als eine Möglichkeit, die weiter führen könnte. Es wäre eindringendere und umfassendere Forschung nöthig, zu der ich nicht Zeit habe, um aus dem Leben zur Klarheit zu kommen. Als eine Mahnung darf der Fall aber wol dienen, wie wenig wir noch dem eigentlichen Sprachleben methodisch nachgehen, während auf ihr äußeres Leben, die bloße Form, so viel Kraft und Zeit verwendet wird.

14.

Hier kann wol auch eine andere fragliche Erscheinung eine Stelle, vielleicht ihre rechte Stelle finden, nämlich jener merkwürdige Conjunctiv, von dem in diesen Blättern schon mehrfach eingehend die Rede war, ohne

daß das Merkwürdige daran bis jetzt schon völlig befriedigend aufgeklärt wäre. Ich meine den Fall, wo man z. B. beim mühsamen Besteigen eines Berges auf der Höhe angelangt mit einer Stimme des Triumphs ausruft: „Da wären wir endlich!" Ich regte die Sache in einem Aufsatze an, der vom vorsichtigen Conjunctiv handelte (Nr. 11, S. 84 ff.), nicht daß ich mit dem „vorsichtig" sein Wesen hätte bezeichnen wollen, dem ja schon meine Ausführung widerspricht, sondern weil er bei den anderen Arten der Conjunctive eben mit unterzubringen war und ich ihn bei der Gelegenheit nicht links liegen lassen wollte. Es sind dann noch zwei Aufsätze zur Behandlung oder Ergründung der Sache gefolgt, beide (in d. Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht) trefflich und wahrhaft förderlich, der eine von Th. Matthias Bd. 4, 433 ff., der andere von K. Tomanetz Bd. 7, 788 ff. Der erstere bringt namentlich die so gewünschten Belege in wahrer Fülle herbei, die freilich auch nicht über das 19. Jahrh. zurückgehen. Denn die paar mittelhochdeutschen aus dem Parzival klingen wol an, sind aber doch von anderer Art. Trotzdem ist nicht zu bezweifeln, daß der Conjunctiv ganz alt ist und bis jetzt nur der Beobachtung entgangen. Es ist nun auch festgestellt, daß die merkwürdige Erscheinung, wenn man zumal die von Tomanetz beigebrachten Beispiele hinzunimmt, keine blos landschaftliche, auch nicht eine vorwiegend volksmäßige, sondern eine allgemeine ist, nur daß sie in der Schriftsprache der Gebildeten seltener auftritt als in der lebendigen Rede, vielleicht blos darum, daß sie der gebildete Schulsinn als bedenklich empfindet. Tomanetz ist hauptsächlich daraufaus, die Erscheinung zu erklären und geht dabei mit einer Gründlichkeit vor, der zur Wirksamkeit nur größere Kürze zu wünschen wäre.

Mir ist es, als wäre die Sache nun so weit durchgearbeitet, daß sie spruchreif sein muß. Es lassen sich auch die Möglichkeiten übersehen, die von dem gewöhnlichen Conjunctiv her zu diesem führen könnten. Es sind ihrer nur zwei, mir schon wol bekannt aus wiederholter genauer Durchsprechung mit Freunden und hier beide aufs neue gründlich geprüft. Aber, ich kann nicht anders sagen, zum Ziele treffen auch beide nicht.

Die eine ist z. B. zu untersuchen in dem Falle, wo einer seine Kasse prüft und froh oder doch befriedigt die Prüfung mit dem Ausrufe abschließt: Also 300 Mark hätt ich noch! — hätte ich — dahinter steht kein weiterer Conjunctiv mit wenn, keine Bedingung, an die die Befriedigung noch gebunden wäre, diese ist vielmehr schon entschieden ausgesprochen und das „hätte ich" ist vollkommen gleich „habe ich" oder mehr. Die andere Erklärung knüpft an den Fall an, wo man auf Bergeshöhe mühsam angelangt der Erreichung des Ziels den freudigen Ausdruck gibt: „Da wären wir endlich." Man hat versucht, den Conjunctiv als unwillkürliche Fortsetzung der Wünsche zu erklären, die

während des Steigens laut werden: Wären wir doch erst oben. Mir scheint auch das völlig unmöglich. Der Unterschied der Stimmung auf erreichter Höhe von der während des mühsamen Arbeitens ist so einschneidend, daß auch die Empfindung eine ganz verschiedene sein muß. Das Wünschen ist eben völlig überwunden und die ersehnte Thatsache an seine Stelle getreten. Das andere Verfahren wäre merkwürdig gedankenlos: Auch das „da wären wir endlich" ist völlig gleich „da sind wir endlich", nur mit erhöhter Stimmung ausgesprochen.

Um weiter zu kommen, kann ich mich des Weges bedienen, den Tomanetz an einer Stelle betritt, ohne ihn durchzuführen. Er sagt S. 802: „Dabei ist noch immer unerklärt, wie der Conjunctiv, der sonst die Intensität (Kraft) der Aussage abschwächt, das Gesagte als blos subjectiv giltig, möglich, zweifelhaft u. s. w. hinstellt, in diesen Fällen dazu kommt, gerade das Gegentheil zu bewirken, die Kraft der Aussage noch zu steigern, so daß er mehr sagt als ein Indicativ. Die verschiedensten gesteigerten Gefühle des Dankes, der Freude, des Triumphes werden in ihm laut u. s. w.

Damit ist die Hauptsache ausgesprochen. Unser Conjunctiv ist nicht nur mehr als Conjunctiv, er ist auch mehr als Indicativ. Man denke sich nur z. B. „da sind wir endlich", wie fällt das ab an Kraft gegen „da wären wir endlich". Und der Grund, die Möglichkeit dieses scheinbar unmöglichen Gebrauchs, sie liegen eben in der Natur des Conjunctivs. Es ist nämlich ein Schulirrthum, daß der Conjunctiv dem Indicativ gegenüber das Gebiet des Möglichen bezeichnet; der Unterschied ist vielmehr der, daß der Indicativ etwas als wirklich und der Conjunctiv als gedacht hinstellt. Da kann aber auch etwas Wirkliches, eine Thatsache als gedacht bezeichnet werden, ohne daß sie als Thatsache verkürzt wird. Ja indem der Gedanke sie ergreift und ganz zu eigenstem Besitz macht, kann sie an Kraft wachsen, und das ist unser Fall. Das Subjective steigt hier über das Objective hinaus, und das ist das Lehrreiche an der Sache von geradezu philosophischem Werthe. Das Subjective ist an sich nicht blos ungewiß, sondern unter Umständen das Gewissеste, das wir haben können. Ein Beispiel, das Tomanetz S. 789 aus Körners Zriny Vers 254 beibringt, wahrhaft erwünscht, um jeden Zweifel zu beseitigen. Soliman klagt unmuthig darüber, wie er vor Szigeth festgehalten wird:

Wollt ich denn nicht auf Wiens erstürmten Wall
Den deutschen Völkern mein Gesetz verkünden
Und läge nun im mondenlangen Kampf
Vor dieser Feste, um den alten Starrkopf
An diesen armen Felsen zu zerstoßen? —

Läge für liege: Da ist von Freude über erreichtes Ziel, geschweige von weiteren Bedingungen gar keine Rede, es ist nur eine Thatsache kräftiger ausgesprochen als es der Indicativ könnte, und diese Kraft gibt der Conjunctiv hinzu, weil er die Thatsache zugleich als scharf gedacht und scharf empfunden ausspricht. Ganz ähnlich ist auch die andere Stelle, die Tomanetz aus Zriny anführt V, 2:

So stünd ich denn im letzten Glühn des Lebens,
Die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod,
So stünd ich denn am Ziele meines Strebens,
Stolz auf die Blüthen, die das Glück mir bot. —

Zriny behandelt das tragische Ende nicht als erwünschtes Ziel, sondern der Held beugt sich tapfer und fügt sich drein, spricht es aber lebhaft gedacht und zart empfunden aus, daher der Conjunctiv. Körners Wendung ist übrigens durchaus aus dem Leben gegriffen. Erwähnenswerth ist doch auch ein Fall, wo dieser Conjunctiv für Indicativ noch eine andere Färbung zu zeigen scheint. „Nun wäre ich an der Reihe" d. h. ich bin an der Reihe, wie die anderen Betheiligten zugeben müssen. Der Ausdruck vermeidet wie es scheint die fordernde Form und nimmt Rücksicht auf den guten Willen der Anderen. Auch in wissenschaftlicher Rede z. B. bei Schiller in dem Aufsatze über die tragische Kunst (Hempel XV S. 162): „Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten" —, da ist denn das wäre auch gleich ist d. h. ist nach dem Vorhergehenden zu urtheilen, es hat doch nicht die ganze Kraft des behauptenden Conjunctivs „da wären wir endlich", es streift zugleich an den bescheidenen Conjunctiv, der die Zustimmung der Hörer oder Leser mit in Rechnung zieht.

27.

Nachträgliches zu Grimms Wörterbuch, dazu ein Beitrag zur inneren Geschichte unserer Literatur.*)

1. Zu der Redensart einen Korb geben.

Zu den Redensarten mit Korb, die im Grimmschen Wörterbuch u. d. W. eingehend behandelt und aufgeklärt sind, in Kürze auch hier (Wie die Sprache altes Leben fortführt Nr. IV, 3 oben S. 122 ff.), kann

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 225 ff.

ich einen höchst erwünschten Nachtrag geben, der erst jetzt zu meiner Kenntniß gekommen ist. Mein Gewährsmann hat von dem Korbe als Abweisung an mehreren Orten in Sachsen und Thüringen die Wendung gehört: „einen Korb kann man schon kriegen, aber einen Boden muß er haben". Damit ist denn die Auslegung, die ich der Redensart gegeben habe, aber damit mehr als einmal auf Unglauben gestoßen bin, noch aus dem heutigen Sprachgebrauch sichergestellt. Zugleich ist es ein weiterer Beweis, wie erstaunlich lange sich als Redewendung erhalten kann, was im Leben längst untergegangen ist; denn von der Bedeutung des Bodens, der nicht fehlen darf, daß er das „Durchfallen" verhüte, weiß natürlich Niemand mehr das Mindeste.

2. Zu **bis** in der Bedeutung so lange als.

Ich kam in der Vorrede zum fünften Bande von Grimms Wörterbuch Sp. IX auf den Fall zu sprechen, daß noch an der heutigen Sprache, auch bei vielgebrauchten Wörtern, Forschung nöthig bleibt, weil sich da leicht eine ältere, seltnere Bedeutung verdunkelt und hinter der herrschenden neuen in Schatten tritt. Als Beleg brauchte ich das Wörtchen bis, das auch von der Zeitstrecke bis zu einem Endpunkte gebraucht wird, nicht blos von dem letzteren, wie wir es im herrschenden Bewußtsein haben.*) Da habe ich aber unter den belegenden Stellen zuerst eine aus Schiller angeführt (auch schon in Zachers Zeitschr. 3, 362), die doch nicht trifft und die ich längst hätte zurücknehmen sollen. Der Fehler kam dadurch, daß ich aus dem Gedächtniß und darum nur die zwei ersten Zeilen citirte. Es ist in dem Gedichte „Abschied an den Leser", mit dem Körner in seiner Ausgabe die Sammlung der Gedichte schloß, wie es zuerst vom Dichter als Schluß seines ersten Musenalmanachs von 1796 gebraucht war, in der zweiten Strophe, die ich ganz hersetze, weil ich nachher noch eine weitere Bemerkung daran knüpfen möchte (s. Nr. 4):

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht.
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

---

*) Andere Belege für die immerhin merkwürdige Erscheinung s. in meiner Schrift über den Sprachunterricht S. 229 (Menschheit, gemein, rühren).

Das umgeben und geweiht lassen keinen Zweifel, daß auch erfreut als Particip gemeint war.

Aber an der Sache wird mit diesem ärgerlichen Fehler nichts geändert, andere z. Th. schon a. a. O. angeführte Stellen belegen bis in der Bedeutung so lange als genügend, bis an die mhd. Zeit zurück, die es gewiß auch schon hatte; z. B. im Baseler Todtentanze, wo der musicirende (pfeifende) Tod zur Edelfrau spricht:

danzen (tanzet), fraw, nach uweren sin,
bis de pfif ein ton gewin. Haupts Zeitschr. 9, 344.

Auch verstärkt bis daß, z. B. bei Luther: Esaias straft das Volk also: Dein Wein ist gemischet mit Wasser . . . Ein solcher diebischer Kretzschmar (Wirth) ist der Bapst auch, bis das er eitel Pfützenwasser für guten Wein verkauft. Schriften 1, 503a (Jena 1564). Auch in der Bibel, Christus im Garten Gethsemane zu den Jüngern: Setzet euch hier, bis das ich dort hin gehe und bete. Matth. 26, 36, im Marcus 14, 32 bis ich hingehe und bete.*) Ebenso in dem Volksliede vom Jäger aus Kurpfalz:

Jetzt reit ich nicht mehr heim,
Bis daß der Kukuk Kukuk schreit.
Er schreit die ganze Nacht
Allhier auf dieser Heid.

Auch noch deutlicher als lange bis das, z. B. in einem Weisthum des 14. Jahrh. vom untern Main: wir wisen, das die Bibra als fri ist, das ein iglich merker (Markgenosse) drin mag geen fischen als lange bis das der kudel (Fischreuse?) in die Roda hanget. Grimms Weisth. 1, 512.

Käme die Sache einmal in der Schule zur Sprache, so wäre zunächst, um jeden Zweifel zu beseitigen, an das lat. dum und donec zu erinnern, die auch beide Bedeutungen haben, wie das gr. ἕως gleichfalls; aber auch, was uns an sich doch näher liegt, das mhd. unze oder unz wäre beizubringen, ebenfalls mit beiden Bedeutungen. Tauchte aber die Frage auf, wie beide in einem Worte möglich sind, so gäbe das eine hübsche Denkübung: es waltet in beiden Fällen dieselbe Vorstellung, eine Zeitstrecke mit ihrem abschließenden Ende, nur daß einmal das letztere, einmal die erstere in den Vordergrund gerückt wird. Es ist wie bei räumlichen Strecken z. B. mit Station, einmal und zwar hier ursprünglich der

*) Wie leicht sich solche Dinge bei Alltagsworten auch der pflichtmäßig gespannten Aufmerksamkeit entziehen, zeigt z. B., daß bei Dietz im Wörterbuch zu Luthers Schriften davon nichts steht, wie doch im Grimmschen Wörterbuch auch nicht.

Endpunkt einer Strecke, nun aber auch diese selbst. Die alte Zeit war für die Sprache nicht so auf theilen und immer wieder theilen aus, wie die heutige, sondern auf Zusammenfassen von sachlich verwandten und zusammengehörigen Begriffen unter dem gemeinsamen höheren.

3. Kritik für Ästhetik.

Das Wort Ästhetik, ästhetisch, gegenwärtig so völlig unentbehrlich für die höhere Gedankenwelt, aber auch in die Sprache des Alltagslebens vorgedrungen, wo wenigstens unästhetisch sich eingenistet hat, ist doch ziemlich jung, noch nicht ganz anderthalb Jahrhunderte alt. Es trat bekanntlich i. J. 1750 ins Leben als philosophisches Schulwort, an sich zwar nicht neu, sondern alt, aus aristotelischem Gedankenkreise stammend, aber in der Anwendung neu, die ihm Alex. Gottlieb Baumgarten, Professor in Frankfurt a. O., gab in seinem Werke Aesthetica, Frankf. a. O. 1750. Über die eigentliche Bedeutung des Wortes und sein Schicksal im Gebrauch nachher, wie gewöhnlich Trübung und Verdunkelung, wäre gar viel zu sagen, von dem Manches wol auch schon für die Schule auf höhere Stufe gehörte, doch ist hier nicht Ort und Zeit dazu.*) Gemeint war damit eine Wissenschaft vom Schönen in systematischer Begründung und Ausführung, wobei ein Grundgedanke von wahrhaft schönem und bedeutendem Tiefsinn als Grundstein des Gebäudes gebraucht war. Die Lehre vom Schönen als besondere und in sich abgeschlossene sog. philosophische Disciplin trat damit ins Leben und das Wort hat sich dann auch das Ausland erobert, sodaß es nun für die Engländer wie für die Italiener u. s. w. so unentbehrlich ist wie für uns.

Dabei taucht aber eine Frage auf. Das wissenschaftliche Denken über das Schöne und seine Darstellung in der Kunst war längst im Gange, selbst in eifrigem Betrieb, wie eine Lebensfrage, bei allen Culturvölkern, als das neue Wort dafür von Deutschland ausgieng. Wie nannte man es also? Es wurde mit unter dem Worte Kritik begriffen, und das ist es, was ich längst einmal nachtragen wollte zum Grimmschen Wörterbuch; als ich da Kritik und kritisch bearbeitete, wußte ich noch nichts von dieser zweiten Bedeutung; sie ist mir erst nachher aufgegangen. Sie wird leicht erwiesen sein für jeden, der in der Sprache und Denkweise des 18. Jahrhunderts einigermaßen bewandert ist.

*) Schon Schiller spricht in der Anm. zum 20. ästhet. Briefe von schwerem Misbrauch des Wortes und stellt seinen Begriff davon fest; s. auch die bedeutsame und tiefgreifende Ausführung in einem Briefe an Goethe 14. Sept. 1797, wo es als Höchstes erscheint, das zwischen und über dem Idealen und Realen schwebt und eigentlich ins Objective übergeht, das in dem ästhetischen Gedankenkreise der Freunde eine besondere Bedeutung hatte als letztes Ziel ihres Dichtens.

Das Wort kam aus der Sprache der classischen Philologie, wo critica, criticus bis ins Alterthum selbst zurückreicht. Auch da stellt sich ja neben dem Begriff des Sichtens von Ächtem und Unächtem der des Urtheilens über das Ächte, Rechte und Schöne nach inneren Gründen von selbst mit ein.*) Auf neuere, gleichzeitige Dichtkunst angewandt, tritt es bei uns zuerst französisch auf, bei Wernike ausdrücklich als dem Deutschen noch fremd bezeichnet: „Man ist (d. h. ich bin, franz. gedacht) gäntzlich der Meinung, daß was die Frantzösche**) (so) Schreib-Art zu der heutigen Vollkommenheit gebracht hat, meistentheils daher rühre, daß sobald nicht ein gutes Buch ans Licht kommt, daß nicht demselben eine sogenannte Critique gleich auf den (so) Fuß nachfolgen solte, worinnen man die vom Verfasser begangene Fehler sittsamlich und mit aller Höfligkeit und Ehrerbietung anmerket." Wernikes Gedichte Hamb. 1704 Vorr. b 3[b]. Die Spur davon, daß es uns aus Frankreich gekommen, trägt das Wort Kritik noch in seiner Betonung an sich.

Wie sich der Begriff dann erweitert zu dem einer Lehre vom Kunstschönen, können folgende Stellen zeigen, die vielfach durch bessere zu ersetzen, auch reichlich zu vermehren sein werden, da sie nur aus beiläufiger, nicht umfassender Beobachtung herrühren. Der alte eigentliche Begriff spielt begreiflicherweise oft noch mit hinein und schwindet vielleicht nie gänzlich. J. J. Spreng in seiner Ausgabe von Drollingers Gedichten, Basel 1743, spricht in der Zuschrift auf der zweiten Seite von critischen Geistern mehr im neuen als im alten Sinn: „(Drollinger), welcher sich die Ausbreitung des guten Geschmackes nebst der Ausübung (d. h. mehr Ausbildung) der deütschen Sprache in unserm Vaterlande so gar angelegen seyn lassen, daß er schon vor mehr als zwanzig Jahren mit verschiedenen critischen Geistern, die sich so wol hier, als in der Nachbarschaft, hervortahten, ein gemeinsames Werk daraus gemacht u. s. w.",

*) Bemerkenswerth ist wol, daß für critica auch crisis gebraucht war bei den Humanisten, z. B. in dem Distichon, womit Opitzens Erstlingsschrift, strenarum libellus, von Dr. Kunrad empfohlen und dem Jüngling eine glänzende Zukunft prophezeit wurde (J. Tittmann, ausgewählte Dichtungen von M. Opitz S. XII):

Musa, Minerva, Crisis sibi te legere ministrum.
Fungare officio fac bene, Phoebus eris,

Crisis schon mit erweitertem Begriff, d. h. die Philologie, als Göttin gedacht (Opitz selbst als lateinischer Poet), worin denn die Wissenschaft vom Schönen in der Poesie schon mit gedacht ist.

**) Diese Form, die Sprechform, war damals und lange noch bei den besten Schriftstellern ohne Anstoß, z. B. bei Goethe i. J. 1772 ff.: Drum sind auch alle französche Trauerspiele Parodien auf sich selbst. Hirzels Junger Goethe 2, 41; Was soll uns das, du neufranzöscher philosophischer Kenner. 206.

d. h. mit Männern, die wie er die neu aufblühenden schönen Wissenschaften, wie mans nach französischem Muster nannte, gründlich und eben wissenschaftlich betrieben.

Das Wort mit der neuen Färbung galt gewiß auch in Frankreich, wenn es nicht von dort ausgegangen ist, wo damals in der Entwickelung der Ästhetik die Führung war. Ich habe zwar keine Belege dafür (kann auch augenblicklich nicht suchen), bei Littré im Wörterbuch steht nichts davon, aber unter seinen Belegen (I, 902) klingt das Neue doch auch unverkennbar an, z. B. bei La Bruyère, der von „kritischen Lobreden", in der französischen Akademie gehalten, spricht: Je me suis abstenu de toucher à leurs personnes, pour ne parler que de ses ouvrages, dont j'ai fait des éloges critiques, unmöglich Lobreden in kritischer Haltung, sondern kritisch offenbar auf Grund der neuen Einsicht in das Wesen des Schönen, also nicht blinde Lobsprüche, nicht kritiklos. Ähnlich ist es, doch noch entschiedener, mit critique in dem Titel der auch bei uns wirksam gewordnen Schrift des Abbé Du Bos, reflexions critiques sur la poësie et la peinture (1719), wesentlich Forschung über das Wesen des Kunstschönen und der beiden Künste in ihrem Verhältniß.

Nicht anders in England. Popes essay on criticism (1711) z. B. geht aus einer Anweisung zu rechter Kunstkritik völlig über in eine Kunstlehre, eine Ästhetik, in den Spuren von Boileaus art poétique. Nur ein Beleg stehe hier, eine Stelle, worin den Regeln gegenüber die Bedeutung des ganz auf sich selbst gestellten Genies wie im voraus proclamirt wird (152 ff., vergl. Hagedorn, poet. Werke 1764, 1, XIX):

> Great wits sometimes may gloriously offend
> And rise to faults true critics dare not mend,
> From vulgar bounds with brave disorder part
> And snatch a grace beyond the reach of art,
> Which, without passing thro' the judgment, gains
> The heart, and all its end at once obtains.

In Drollingers Übersetzung (S. 200): „So dörfen große Geister unterweilen einen kühnen Flug über die Regeln wagen und erhabene Fehler begehen, die ein rechtschaffener Criticus nicht verbessern darf (d. h. sich getraut). Mit tapferer Unordnung unterfangen sie einen Ausfall aus den gemeinen Grenzen und erbeuten Schönheiten außerhalb des Gebiets der Kunst, die, ohne durch unser Urteil zu laufen (wo die „Kunst" wohnend gedacht ist), gerade ins Herz dringen und damit ihren ganzen Zweck auf einmal erreichen." Wie Pope sein criticism entschieden auch als Ästhetik meinte, wird deutlicher in einer Äußerung

über den italienischen Dichter und Kunstlehrer Vida (nach Drollingers Übersetzung S. 242): „Unsterblicher Vida, um dessen würdigen Scheitel sich die Lohrbern der Dichtkunst mit der Critik Epheu vereinigen!" mit einer Anmerkung des Übersetzers: „Der Verfasser will so viel sagen, daß Vida, welcher nicht nur ein großer (gedr. bloßer) Dichter, sondern auch ein großer Lehrer und Wiederhersteller der Poesie war, eine doppelte Ehrenkrone verdienet", die gerühmte Kritik bezieht sich auf Vidas († 1566) Lehrgedicht de arte poetica. Noch viel später trägt ein englisches Lehrbuch der Ästhetik, von Henry Home, den Namen Elements of Criticism, nach der 3. Ausg. 1762 deutsch von J. N. Meinhard, Grundsätze der Kritik Lpz. 1763 u. ö., noch 1791; es ist aber durchaus eine Ästhetik im heutigen Sinne, s. Genaueres bei Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten 6, 731 ff.; vergl. z. B.: „in einer Rücksicht ist Home noch immer der einzige ästhetische Schriftsteller, nämlich als philosophischer Beobachter des empfindenden Theils der menschlichen Seele" u. s. w. S. 732.

Popes Titel seines Lehrgedichts gab Drollinger wieder mit: „Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters". Dieß Kunstrichter war im 18. Jahrhundert beliebt für Kritiker, wird aber, wie unter dem Worte in Grimms Wörterbuch auch schon ausdrücklich bemerkt und deutlich belegt ist, für Ästhetiker mit gebraucht.

Nun tritt auch das „critisch" auf dem Titel von Gottscheds Poetik (1730), wie auf dem von Breitingers entsprechendem Werke (1740), die sich beide „Critische Dichtkunst" nennen, ins rechte Licht. Kritische Behandlung der Vorgänger oder abweichender Meinungen hat bei beiden, zumal bei Breitinger, so wenig Platz, daß es zur charakteristischen Bezeichnung auf dem Titel durchaus nicht gereicht hätte. Was gemeint ist, wäre jetzt mit wissenschaftlich am besten bezeichnet, genauer wissenschaftlich nach der Methode der Philologie, hier auf systematische Entwickelung der Dichtkunst angewandt. Ähnlich ist es mit Bodmers „critischen Lobgedichten" (1747) und „critischen Briefen" (1746). Die letztern handeln z. B. vom Wesen der Tragödie, von der Schönheit der Sprache der Minnesinger, die erstern geben u. a. eine Art Geschichte der Dichtung, es heißt u. a. im Eingang (S. 17):

Erzähle, Critica, der Dichter lange Reih,
Die Deutschland auferzog u. s. w.

In Anwendung auf Geschichte der Kunst z. B. in Goethes Rede zum Shakespearetag: „Wer eigentlich zuerst darauf gekommen ist, die Haupt- und Staatsactionen aufs Theater zu bringen, weiß ich nicht, es giebt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung".

Hirzels Junger Goethe 2, 42, wie fern von unserm Begriff von kritisch, gemeint ist literargeschichtlich im Dienste der Ästhetik.

Mit dem Auftreten von ästhetisch, das nur langsam durchdrang, fand dieß kritisch keineswegs sein Ende, ja es setzt sich bis auf die Höhe der großen Literaturbewegung fort. Nur einige Belege. Bemerkenswerth ist bei Hagedorn „poetisch oder kritisch", in dem Schreiben an einen Freund v. J. 1752, das den Werken vorgesetzt ist (1764 1, XXII): „Mein Gedächtniß ist zuweilen zerstreut, eigensinnig und . . etwas wetterläunisch. Oft leidet es unter der Bürde anderer Gedanken, die nichts weniger als poetisch oder critisch sind". Bei Lessing z. B.: „Als ein Geist, der sich gleich Anfangs mit etwas wichtigen (so) zeigen will, übersenden Sie mir einen Plan, wie unser Held (Samuel Henzi) wohl am füglichsten auf die Bühne zu bringen sey. Er macht ihrer Critik und ihrem Genie Ehre." Lessings Schriften 3, 331 Lachm., 22. Brief v. J. 1753, deutlich Einsicht in das Wesen der Kunst. In der Vorrede zum Laokoon (1766) ist von Aftercritik die Rede, welche die Grenzen von Poesie und Malerei verwische: „Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Übereinstimmung der Mahlerei und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen", u. s. w., später: „Ja diese Aftercritik hat zum Theil die Virtuosen (Künstler) selbst verführet. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht und in der Mahlerei die Allegoristerey erzeuget" u. s. w., falsche Ästhetik. Dagegen wahre Kritik: „Harlekin hat vor einigen Jahren seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik mit eben so vieler Laune als Gründlichkeit vertheidiget. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Groteske-Komische" u. s. w. 7, 81. Auch in dem berühmten Selbstbekenntniß am Ende der Hamburger Dramaturgie, von dem wir so viel abzuziehen haben, hat Critik diesen Sinn: „Die ältesten von jenen (dramatischen) Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträglich ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe" u. s. w. Nachher: „Ich bin daher immer beschämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Critik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt: 7, 448," Kritik das theoretische Wissen von der Kunst, die Kunst in Form bewußter Wissenschaft, während dem Genie das Bewußte nicht zuträglich ist.

Ganz deutlich und völlig gleich ästhetisch erscheint kritisch bei Klopstock in einem späteren Epigramm „die Idealisten", worin der philosophische und der kritische Idealist unterschieden werden:

Kernlose Schale,
Wie's auch mit tiefer Untersuchung prahle,
Ist doch nur dies Geschwätz vom Ideale.
Der philosophische Idealist
Hat, wie ihr wißt,
So was von einem Narren.
Der kritische Idealist
Hat, wie ihr noch vielleicht nicht wißt,
Auch oft wohl was von mehr als einem Sparren.

Klopstocks Werke, Leipzig 1828, 12, 192.

Zur Erläuterung gereicht ein anderes Epigramm vorher, „Vorschlag zur Güte":

Nun endlich sind wir doch dahin gekommen!
Erfahrung hat den Platz, der ihr gebührt, genommen!
Sie ists in der Philosophie,
Sie ist es in der Theorie.
Des Dichters, und auch da nur sie u. s. w. S. 185,

also die Theorie des Dichters auch als „Kritik", die Stelle ist beweisend für jeden etwaigen Zweifel.

Auch bei Schiller noch Kritiker so, z. B. in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, wo am Schluß des ersten Theiles von den naiven Genies die Rede ist, mit denen die Theoretiker nichts anzufangen wissen: „Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirn . . Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geschmacks, werden sie als Grenzstörer gehaßt" u. s. w. Hist.-krit. Ausg. X, 450.

Von Goethe habe ich keine Beispiele zur Hand außer dem oben angeführten „kritische Abhandlung"; aber in folg. „ästhetisch-kritisch" wollte er vielleicht das neue mit dem alten Worte verstärkend verbinden, in einem Briefe v. J. 1826 an Johannes Müller: „Da ich die Absicht hege, nach vollendeter Ausgabe ästhetisch-kritischer Werke auch dasjenige vorzuführen, was sich auf meine Naturstudien bezieht" u. s. w. Goethes naturwissenschaftliche Correspondenz 1, 398, er meint die Gesammtausgabe seiner Werke und scheidet da Ästhetisch-Kritisches und Naturstudien; allerdings ist ja viel ästhetische Kritik mit vertreten, aber die bedeutend überwiegende Masse von nicht Kritischem ist doch mit gemeint, sie muß es wol hauptsächlich sein.

Es wird zu dem Vorgebrachten viel nachzutragen sein, wenn sich einmal erst der Blick darauf lenken wird; vielleicht ist dazu hiermit die Anregung gegeben. Das Ganze ist zugleich ein neuer Beweis, wie viel-

sich unsere heutige Denk- und Redeweise sich von der jener strebenden größeren Zeit durch Verschiebung des Gebrauchs entfernt hat, am reinen Verständniß jener Zeit muß uns aber doch besonders viel gelegen sein.

Auch das Schicksal von ästhetisch in seinem Aufkommen und seiner inneren Entwickelung wäre genauer zu beachten. Ich möchte dazu nur eins erinnern, daß man wol auch „sinnlich“ dafür brauchte, wie nach Folgendem anzunehmen ist. In Gottscheds Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste, Leipzig 1760, steht Sp. 49 ein langer Artikel Aesthetisch, der beginnt: „Ist ein neumodisches Kunstwort, womit man den schwülstigen, oder wie die Liebhaber der hochtrabenden Schreibart reden, den sinnlichen Ausdruck anzeigen will“. Dieß sinnlich aber muß wol Übersetzung von sensitivus sein, womit das ursprünglich aristotelische griechische *αἰσθητικός* lateinisch wiedergegeben wurde, auch in Baumgartens Aesthetica. Der philosophische Begriff des Wortes liegt auch dem Gebrauch zu Grunde, den Lessing von sinnlich macht: „Ein Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede“. Pope ein Metaphysiker (gemeinsam mit Mendelssohn verfaßt, von dem denn auch das sinnlich herrühren kann), Lachmanns Ausg. 5, 4, s. auch S. 5 und 9, eine Rede, die mit Mitteln wirkt, welche auf die Sinne wirken, wie denn auch ästhetisch eigentlich gemeint ist. Ähnlich ästhetisch bei Herder im vierten kritischen Wäldchen: „Ist uns das Gefühl von Schönheit angeboren? meinetwegen! aber nur als ästhetische Natur, die Fähigkeiten und Werkzeuge hat, sinnliche Vollkommenheit zu empfinden“ u. s. w. (Werke 4, 33 Suph.). Aber das nur als Andeutung. Man sieht, wie viel es noch zu beobachten und zu forschen gibt.

4. Ablehnung ewigen Nachruhms bei unsern Dichtern.

Ich möchte die günstige Gelegenheit nicht vorüber lassen, die das unter 2 angeführte Gedicht Schillers an die Hand gibt, von einer anderen bedeutsamen Erscheinung in der Geistesbewegung des vorigen Jahrhunderts etwas zu sagen. Es handelt sich um den Nachruhm als Strebeziel des Dichters und des Mannes überhaupt; daß er das höchste Ziel darstelle, das in den menschlichen Gesichtskreis falle, war ein aus dem Alterthum überlieferter Satz, wie ihn z. B. Schiller im Siegesfest von Griechenmund aussprechen läßt:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch.
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Das ist denn auch in der Welt der Humanisten ein bestimmender Gedanke, für unsere Landsleute so gut wie für die Italiener u. s. w. Und daher denn mit übernommen in die Gedankenwelt unserer gelehrten Dichter, deren Führer Opitz wurde, den man sich ja kurz als Humanisten in deutschem Sprachgewande denken kann.*) Opitz malt den Ruhm des Poeten aus im Schlußcapitel der Poeterei: „Welches denn der größeste lohn ist, den die Poeten zu gewarten haben, das sie nemlich in königlichen und fürstlichen Zimmern platz finden . . . in die bibliotheken einverleibet, öffentlich verkaufet und von jedermann gerhümt werden. Hierzue kömpt die Hoffnung vieler künfftiger zeiten [es ist lat. gedacht, wie vieles], in welchen sie fort für fort grünen und ein ewiges gedächtniß in den hertzen der nachkommen verlassen." Und am Schluß des Nachwortes an den Leser: „gutes Lob und rhum, welchem die edelsten gemüter nachtrachten."

Hochgegriffen redet der treffliche Fleming von seinem ewigen Namen als Dichter in der Grabschrift, die er sich selbst drei Tage vor seinem Tode geschrieben (gedruckt am Schluß der ganzen Sammlung):

Mein Schall (Ruhm) floh (flog) überweit. Kein Landsmann sang mir gleich.
. . . . Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dieß alles wird verstören.

In den Lobgedichten, die nach Art der Humanisten besonders im 17. Jahrhundert einem neuen Buche als empfehlende Begleiter vorausgeschickt wurden, spielt der betreffende Gedanke eine Hauptrolle. Einem Lehrbuch der deutschen Poeterei von einem jungen Manne, Alhard Moller, tyrocinium poeseos teutonicae u. s. w. Braunschweig 1656 sind acht solcher Lobgedichte vorausgeschickt; das fünfte, von einem Bruder, prophezeit:

Wie des Nahmens wird gedenken
Dieser Welt Langwierigkeit,
Also wird dier künftig schenken
Lobes Lob die Zeit ohn Zeit.

Das schwoll dann an mit dem ganzen Schwulst der phrasenhaft aufgebauschten Denk- und Redeweise der Zeit, von dem nur Wenige sich

*) Wie er in der Jugend durchaus als Humanist auftrat, kann das oben S. 268 in der Anm. angeführte Distichon zeigen, zugleich auch, wie diese Neulateiner den Mund voll nahmen, wenn es das eigne Lob galt, alles in dem überlieferten Stil hergebracht; man übersehe nicht Phoebus, also der Dichtergott, für großer Dichter selbst gebraucht! Hier ist die erste Quelle des nachherigen sog. Lohensteinischen Schwulstes, von dem auch beim deutschen Dichter Opitz die Ansätze schon zu erkennen sind.

ganz frei hielten und in dem man gerade das erreichbar höchste Ziel aller Redekunst ergriffen zu haben meinte, eine Ausartung übrigens, die auch die anderen Culturvölker damals durchzumachen hatten, nur daß wir auch darin zuletzt kamen.*) Es gipfelt bei uns in dem sog. Lohensteinischen Schwulst, der gerade durch sein Übermaß der sich empörenden Natur eine Umkehr abzwang, die doch schon beim späteren Lohenstein selbst als beginnend zu erkennen ist.

Auch in Bezug auf jenen Ehrgeiz des ewigen Nachruhms tritt plötzlich ein Umschwung ein, daß man, und zwar nicht schmerzlich sondern froh entschlossen darauf verzichtet. Ich kann eine kleine Anzahl Belege beibringen, die sich reichlich werden vermehren lassen und es wol verdienten, denn es handelt sich dabei um einen wichtigen Grundzug der beginnenden neuen Zeit.

Als Liscow, der geistreich Kecke und Lebensfrohe, i. J. 1739 seine satirischen Schriften gesammelt herausgab, schrieb er in der Vorrede S. 4: „Um ihr Schicksal werde ich mich wenig bekümmern. Sie haben schon Gutes und Böses erfahren, und es kann ihnen nicht viel ärger ergehn, als es ihnen ergangen ist, da sie das erste mahl in der Welt erschienen" u. s. w. Und S. 5: „Ich weiß, das satyrische Schriften, die wider eine gewisse Person gerichtet sind, nur eine kurze Zeit gesuchet werden. Man hat ihrer bald satt, und wer einen Ruhm suchet, der d a u e r n soll, und seinen Nahmen unsterblich machen will, der muß seine Sachen gantz anders anfangen, als ich. So hohe Absicht habe ich in meinem Schreiben nicht gehabt. Die Lust, die mit der Zeugung geistlicher (so) Kinder verknüpfet ist, ist mein eintziger Endzweck gewesen. Diesen Endzweck habe ich erreichet u. s. w. Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber, wie le Pays:

Un buffet bien garni pendant cent ans de vie
Que mille autels après ma mort.**)

---

*) Rasch doch auch eine kleine Probe des hohlen Aufbauschens, mit der sich der erwähnte Alhard Moller sehen lassen kann (er nennt sich einen Schüler des Herrn Caesius S. 13, d. i. Zesen): „Nicht wenige werden gefunden, die zwar den Geist ihres Verstandes durch die Flügel der Vernunst über die gemeine ersinnungen tragen und in wol nachdenkbahren einfällen glükkselig erfunden werden; dennoch aber keinen einfluß (Wirkung) der Natuhr, dieselbe Poetisch darzustellen, spüren und empfinden können" S. 5.

**) So war drüben in Frankreich dieselbe Bewegung, und früher schon, und doch wie anders als bei uns. Denn das vom Franzosen statt der tausend Altäre gewünschte buffet bien garni widerspricht ja dem von unserm Landsmann vorher ausgesprochenen Zweck seines Schreibens, d. i. Geistesgenuß, aufs schärfste. Nichts in Liscows Schriften stimmt zu dem vom Franzosen angeschlagenen Ton. Siehe übrigens auch S. 582, wie er den Ruhm ablehnt, und vergl. die anders ge-

Gut deutsch auch, und nicht französisch bei Hagedorn, der doch in französischer Poesie so belesen war und an ihr lernte. Das Gedicht, mit dem er die Sammlung seiner Oden und Lieder eröffnet 1747 „an die Dichtkunst", schließt mit der Erklärung:

Zu eitel ist das Lob der Freunde,
Uns drohen in der Nachwelt Feinde,
Die finden unsre Größe klein.
Den itzt an Liedern reichen Zeiten
Empfehl ich diese Kleinigkeiten,
Sie wollen nicht unsterblich sein.

In dem „Schreiben an einen Freund" in den Moralischen Gedichten (Werke 1764, 1, 30 ff.) ausführlicher. Er malt dem Freunde aus, „was meine Seele liebt":

Sie wünscht sich nicht gelehrt und schöpft aus nahen Gründen
Den glücklichen Geschmack, die Tugend schön zu finden,
Und will des Daseins werth, in Trieben nicht gemein (d. h. gewöhnlich),
Still in Zufriedenheit und ohne Knechtschaft sein.
Sie glaubt, das übertrifft den Ruf, den Enkel schenken,
Die nicht so oft an uns, als wir an sie, gedenken . .
Und Dichtern, die voritzt im Reich der Reime thronen,
So wie (wir jetzt) dem Lohenstein und Hofmannswaldau lohnen.
Du weißt, wie sehr auch mich des Flaccus Kunst gereizt,
Der, edlen Griechen gleich, nach nichts als Ruhm gegeizt,
Und endlich doch begriff, nach Ruhm und Lorbeer streben
Sey minder unsre Pflicht, als recht vernünftig leben u. s. w.,

in der Anmerkung stehen die belegenden Stellen aus Horaz Ep. I, 2, 10 ff., II, 2, 140 ff.

In einer neuen Beleuchtung erschien die Frage, als das Volkslied neben dem Kunstliede auftauchte und das ganze Liederleben in einem ganz anderen Lichte zeigte. Das geschah für uns hauptsächlich i. J. 1765 durch Th. Percys berühmtes Buch Reliques of ancient english poetry, das bei uns eine rasche und tiefe Wirkung übte. Da kommt der Herausgeber gleich in der Vorrede, in der er sein gewagtes Unternehmen gegen

artete Auslassung Rabeners 1, 25, die Liscows Standpunkt ziemlich harmlos berichtigen will: „Wir wollen es nur aufrichtig gestehen, wir schreiben auch für die Nachwelt". Doch klingt es in einem Briefe an Gellert, vom 19. Jan. 1756 ganz anders, allerdings in scherzhaft neckischem Tone: „Es werden Tage kommen, wo wir beyde vergessen sind und in denen wir höchstens darum noch genennet werden, weil wir gelebt haben" u. s. w.

Zweifler und Krittler sicher zu stellen bemüht ist, auf unsere Frage und äußert (Tauchnitz ed. 1, XIV): the artless productions of those old rhapsodists (den Volkssängern) are occasionally confronted with specimens of the composition of contemporary poets of a higher class — of those who had all the advantages of learning and who wrote for fame and for posterity. Yet, perhaps, the palm will be frequently due to the old strolling minstrels, who composed their rhymes to be sung to their harps, and who looked no further than for present applause and present subsistence. Also: Die alten Volkssänger ohne gelehrte Kunst, die nur an die Wirkung des Augenblicks dachten, brachten es weiter, als die mit allem Rüstzeug der Gelehrsamkeit ausgestatteten Dichter, die für den Ruhm und die Nachwelt schrieben. Fehlte nur noch der Satz, daß eben das Denken an Ruhm, eben die Gelehrsamkeit, das Hinderniß war.

Das ist denn die Überzeugung, die bei uns dann im Geniewesen zum Durchbruch kam, die aber Percy wol schon hatte. Wie sie dem jungen Goethe in der Schule Herders und des Volksliedes aufgieng, zeigt z. B. eine Äußerung in den Frankf. Gel. Anz. 1772 in der Anzeige der Lyrischen Gedichte von Blum: „Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Composition ans Publicum denkt und mehr von Begierde nach Ruhm, zumal Journalistenruhm, als von seinem Gegenstand erfüllt wird". Gerade für Goethen wurde das ein bestimmender Grundzug, ich möchte sagen ein Grundstein des ganzen Baues seiner eigenartigen Gedankenwelt, daß für den Dichter wie für den thätigen Menschen überhaupt das Bewußtsein, wie es der Zeitgeist hegte und pflegte als Hauptziel (wie jetzt eigentlich wieder) vielmehr das Haupthemmniß des Gedeihens sei. Die überzeugende Ausführung der Sache für den, dem sie noch fremd ist, könnte ein ganzes Büchlein werden. Es sei nur kurz an seinen Spruch erinnert, dem viel Anderes beizugesellen wäre:

All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie könnte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte?

An Goethes Person aus nächster Nähe gelernt ist Schillers durchgreifender Grundsatz, der in dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung aus seinen Erörterungen einer Blüthe gleich ausbricht: „Naiv muß jedes wahre Genie sein oder es ist keins" u. s. w., naiv, also im Grunde zugleich eine volle Rückkehr zur Kindesnatur. Wo bleibt da das Denken an die ganze Vergangenheit und an die Zukunft oder gar Ewigkeit,

was die Arbeit begleiten soll, zu dem man sich auf dem alten Wege emporgeschraubt hatte? Daß mit diesem Rückschwung zur ursprünglichen Natur zugleich die Rückkehr zu dem glücklichen Standpunkte der alten Griechen gegeben war, wird eben dort von Schiller mit ausgeführt.

Schillers Ablehnung der Ewigkeit für seine Lieder ist in dem unter 2 angeführten Gedichte entschieden ausgesprochen:

Nicht länger wollen diese Lieder leben u. s. w.
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit —

und wie ernst, man möchte sagen wissenschaftlich ernst das gemeint ist, zeigt eine briefliche Äußerung gegen Goethe vom 30. Nov. 1798 (es ist von Goethes Arbeit an der Farbenlehre die Rede): „Wenn man überlegt, daß das Schicksal dichterischer Werke an das Schicksal der Sprache gebunden ist, die schwerlich auf dem jetzigen Standpunkte stehen bleibt, so ist ein unsterblicher Name in der Wissenschaft (als Ersatz) etwas sehr Wünschenswürdiges." Diese für den alten Ruhmesstandpunkt ernüchternde Betrachtung war auch schon früher angestellt, z. B. von Pope im essay on criticism, nach Drollingers Übersetzung (S. 227): „Ein langer Nachruhm, unser (der Dichter) anderes Leben, wird nun umsonst gehofft. Sechzig einige Jahre sind alles, worauf wir trotzen können. Unsere Söhne entdecken die Mängel in ihrer Väter Sprache" u. s. w. Mit jener bescheidenen Äußerung Schillers im Widerspruch erscheint übrigens eine wenig spätere, wenn er unter Deutschlands Flüssen (im Xenienalmanach) die Ilm sagen läßt:

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Er mag dabei mehr an Goethen gedacht haben und wird da mit dem unsterblich doch gewiß einmal recht behalten; aber auch seine eignen Dramen werden gewiß nie ganz vergehen, und nicht blos diese. Mit dem Gedanken an die Veränderung der Sprache ist übrigens eine Frage angeregt, die von tief eingreifender Bedeutung für das höhere Leben des Ganzen wie für die Wissenschaft und den Unterricht ist, aber hier nicht verfolgt werden kann.

Auch die Ruhmesfrage kann hier nur angeregt sein, nicht entfernt erledigt. Wie vieles aber auch noch beizutragen sein wird zur näheren Beleuchtung, Ergänzung, auch Berichtigung (da der Ruhmesgedanke doch immer wieder mit auftaucht)*), im Ganzen ist wol zu erkennen, daß

---

*) Wer in Bezug auf das von Goethe Gesagte an die Worte des Faust dächte:

diese Abkehr von dem alten Schulstandpunkte, von dem unsere ganze große Geistesbewegung auszugehen hatte, für diese selbst die tiefste Bedeutung hat; es war ein wichtiges Stück der endlich nöthig werdenden Rückkehr zur einfachen, keuschen Natur, aus der uns das eigene Leben ganz neu und frisch erwachsen sollte, eine Rückkehr vom Greisenalter zu neuer Jugend, die wahre „Wiedergeburt“ (renaissance), als welche sich die neulateinische Bewegung einst angekündigt hatte.

28.
Zu Lessings Laokoon.*)

Im 18. Kapitel seines Laokoon kommt Lessing auf die homerische Schilderung vom Schilde des Achilles zu sprechen (Ilias 18, 478 ff.) und macht davon wichtigen Gebrauch für die Zwecke seiner Schrift. Wenn man danach den Homer als einen Lehrer der Mahlerei betrachtet habe, macht er dagegen geltend und führt aus: „Homer mahlet das Schild nicht als ein fertiges, vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat also auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedient, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Mahlerey eines Körpers das lebendige Gemählde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister (Hephäst), wie er das Schild verfertiget“ u. s. w. (Schriften 6, 480 Lachm.).

Lessing hat dabei einen Umstand außer Acht gelassen, der recht wesentlich in seinen Gedankengang eingeschlagen hätte. In der Schilderung von Hephästs Arbeit tritt nämlich ein Wechsel des Tempus ein. Sie beginnt mit dem Imperfectum, wie der Bericht von der Arbeit selber:

Ποίει δὲ πρώτιστα σάκος μέγα τε στιβαρόν τε 475,

ebenso V. 482 (s. auch *ἐτίθει* V. 541. 550. 561), es ist dasselbe Imperfectum, wie auf Inschriften von Denkmälern, wo sich der Künstler nennt, *ἐποίει Πολύκλητος* u. ä., es ist die Dauer der Arbeit darin vorgestellt; daneben dann doch auch einfach erzählend im Aorist *ποίησε* V. 490. 573, wie sich auf Inschriften von Denkmälern *ἐποίησε* gleichfalls findet. Aber

---

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn,

der übersehe doch nicht, daß da nicht von der Dauer des Namens die Rede ist, sondern der lebendigen Wirkung, die segensvoll der Nachwelt bleibt.

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 305 ff.

auch das Geschilderte selbst, was der Gott auf dem Schilde darstellt, tritt zuerst in diesem Imperfectum auf, in der Schilderung der dargestellten Städte mit ihrem Leben V. 490 ff.; ob da das Imperf. ποίει nachwirkt, das Geschehende in langsamem Werden unter der Hand des Künstlers gedacht? Allerdings sind es meist Dinge, die auch sonst beim Erzählen das Imperfectum in Anspruch nähmen, der Hochzeitszug, der Tanz der Jünglinge, das Spiel der Spielleute, wobei die Frauen bewundernd vor den Thüren stehen u. s. w. Später aber, V. 525 ff., tritt auf einmal der Aorist ein, allerdings von Geschehen, das auch sonst das erzählende Tempus verlangte, und das Imperfectum tritt dazwischen mit auf, wo es der Sache gemäß war, z. B. V. 535 ff. Aber das Ganze nimmt doch mit dem Aorist eine andere Haltung an, der auch das Imperfect nicht widerspricht; es tritt damit von der Vorstellung des Künstlers bei seiner Arbeit hinweg und springt in die Vorstellung des Geschehenden selbst um, hinter welcher der Schild und das langsame Arbeiten augenblicklich wie vergessen zurücktritt. Das hätte ja wol Lessing noch vortrefflich brauchen können als Beleg, wie es der alte Dichter verstand, „aus einer langweiligen Mahlerei das lebendige Gemählde einer Handlung zu machen."

Ich bringe das deshalb hier vor, weil es sein entsprechendes Seitenstück in unserer alten Dichtung findet (gewiß nicht in dieser allein), wo die Sache eigentlich noch klarer auftritt. Es ist ja zugleich ein Vergnügen zu sehen, wie die Kunst Homers und unsere alte Kunst einander beleuchten und erläutern, und ich halte es für eine besonders wichtige Aufgabe unseres höheren Erziehungs- und Bildungswesens, die beiden Culturmassen, die griechisch-römische und unsere eigene, die antike und die mittelalterlich-moderne in immer engere, engste Beziehung zu bringen, statt sie einseitig getrennt zu behandeln, als ob sie kein inneres Band hätten, oder immer nur auf unserer Seite Abhängigkeit und Beeinflussung durch die andere Bildung zu suchen. Mir scheint jene Aufgabe in ihrer hohen Wichtigkeit noch lange nicht genügend erkannt oder anerkannt.

In dem Gedicht vom Meier Helmbrecht aus der Mitte des 13. Jahrhunderts findet sich eine Schilderung jener homerischen ähnlich. Auf der kunstvollen Haube des jungen Helmbrecht sind, von einer Nonne genäht, Darstellungen, wie dort auf dem Schild, und mit diesem auch insofern zusammentreffend, daß man nicht begreift, wie auf so engem Raume so viel und vielerlei sollte dargestellt sein können.*) Dabei ist doch der Schild Homers eine Phantasie, der Künstler ein Gott, die Haube aber

*) Vergl. die Erörterungen darüber, den Schild betreffend, in Lessings 19. Cap. (6, 484 L.).

gibt sich als erlebte Wirklichkeit. Es ist eben ein Beitrag zu der Aufgabe, die Phantasie alter Zeit in ihrer Arbeit und ihrem Spiel begreifen zu lernen, was so anziehend und so nützlich ist. Auf der Haube war unter anderm dargestellt (V. 45 ff.):

wie Troye wart besezzen (belagert),
dô Pârîs der vermezzen
dem künege ûz Kriechen nam sîn wip,
diu im was liep als sîn lîp,
und wie man Troye gewan
und Ênêas von danne entran
ûf daz mer in den kielen
und wie die türne vielen
und manic steinmûre.

Auf der linken Seite der Haube war der Inhalt des Rolandsliedes dargestellt, in beiden Handschriften gleichfalls mit wie eingeführt:

ez stuont gegen der winstern (linken) hant,
wie künic Karle und Ruolant u. s. w.;

aber der Fortgang des Gedankens und Satzbaus macht das wie unmöglich, es ist nur von den Schreibern mitgeschleppt aus der vorigen Schilderung, schon Haupt strich es deshalb. Der Dichter wird so geschrieben haben (V. 61 ff.):

ez stuont gegen der winstern hant
künic Karle unde Ruolant,
Turpîn und Oliviere,
die nôtgestalden viere.
waz die wunders mit ir kraft
worhten gegen der heidenschaft!

Haupt setzte V. 64 am Ende ein Komma und nahm waz die . . worhten als abhängig zu ez stuont, es war dargestellt. Mir scheint es aber, daß der Dichter schon mit V. 65 in die unmittelbare Form der Erzählung übergieng, in der er fortfährt:

Provenz und Arle
betwanc der künic Karle
mit manheit und mit witzen,
er betwanc daz lant Galizen:
daz wâren allez heiden ê.

Der Sing. stuont bei vierfachem Subject, auch wenn es sich nicht auf den Satz waz u. s. w. bezieht, gibt gar keinen Anstoß, da die vier Subjecte

erst nach dem Verbum folgen (sie sind auch einzeln für sich gedacht). Das ist denn im Grunde derselbe Wechsel der Fassung, wie dort bei Homer der Übergang vom Imperf. in den Aorist; der Vorstellung der nachbildenden Darstellung schiebt sich plötzlich die Vorstellung der dargestellten Sache selber unter oder bricht daraus hervor: kein Wunder, da ja doch die Darstellung so lebendig sein soll, daß man in ihr die lebendige Sache selber sähe, und die alte Zeit sah Bildwerke mit diesem Auge, wie jetzt noch die Kinder ihre Malerei.

Ein entsprechender Fall liegt in Hartmanns Erec vor. Da ist V. 7462 ff. eine lange Schilderung vom Reitzeug der Enide; der Sattel, nur aus Elfenbein, Gold und Edelstein gearbeitet, ist mit Bildwerk geziert:

an disem gereite was ergraben
daz lange liet von Troyâ.
ze aller vorderst stuont dâ,
wie des wart begunnen (wie man das anfing),
daz si wart gewunnen (erobert)
unz daz si wart zerstœret . . .
dâ engegen ergraben was,
wie der herre Ênêas . .
über sê fuor von dan,
und wie er ze Kartâgô kam
und wie in in ir gnâde nam
diu rîche frouwe Dîdô,
unde wie er sî dô
vil ungesellec̄lîchen liez,
und leiste ir niht des er gehiez:
sus wart diu frouwe betrogen.

Es folgt, was dann auf dem Boden Italiens geschah, wie er Laurente betwanc, und dann abkürzend:

daz wær ze sagene ze lanc,
wie ers in sînen gewalt gewan,

also von der Sache selber, nicht mehr blos von der Darstellung. Auch die Satteldecke (V. 7582 ff.), ein kostbares phelle von Seide und Gold, ist mit Bildwerk bedeckt, noch viel wunderbarer:

dâ stuonden an besunder
al der werlde wunder
und waz der himel besliuzet . . .
diu vier elementâ u. s. w.,

also wie die Arbeit des Hephäst am Schilde des Achilles damit beginnt (Il. 18, 483), Erde, Himmel und Meer mit ihrem Inhalt darzustellen:

ἐν μὲν γαῖαν ἔτευξ', ἐν δ' οὐρανὸν, ἐν δὲ θάλασσαν . . .
ἐν δὲ τὰ τείρεα πάντα κτλ.

Wie lebendig das dargestellt war, spricht der Dichter aus (V. 7608):

sam ez wolte sprechen
und bildes reht brechen,

Bildes Art überschreiten, mehr sein als Bild. An der Schilderung des Meeres mit seinem unendlichen Inhalt verzagt er und tritt dabei völlig in die Vorstellung des Meeres selbst über; er weist die Hörer scherzend an, wer es recht wissen wolle, mache sich selbst auf zum Meer und bitte das Gethier, zu ihm ans Gestade zu kommen u. s. w.; der Scherz wird gründlich ausgenutzt, tritt aber so ganz und gar aus der Vorstellung des Bildes heraus, daß es ist, als würde damit übermüthig gespielt, was doch zu der gemüthlich naiven Haltung des Ganzen nicht stimmt; aber ein heiteres Lachen der Hörer war dem Dichter wol willkommen, wie den Fahrenden, von denen er Manches in die höfische Kunst mit übernahm.

Dieser Scherz nämlich, wie das ganze Heraustreten aus dem Bilde in das Leben selber kommt ausschließlich auf Rechnung des deutschen Dichters. In seiner französischen Vorlage, dem Erec des Chretien von Troyes, der im 10. Bande von Haupts Zeitschrift zum Abdruck kam, ist nichts davon, die Darstellung wird da durchgehends mit coment eingeführt und beschränkt sich auf die Geschichte des Eneas, die auch viel kürzer gefaßt ist als bei Hartmann; so fehlt auch die Satteldecke mit ihrem wunderbaren Inhalt ganz. Man kann das leicht übersehen in der genauen Vergleichung, die Bartsch in der Germania 7, 151 ff. zwischen beiden Gedichten angestellt hat; das hierher Gehörige s. auf S. 172.

Zu bemerken bleibt nur noch: wäre Lessing, durch den Aorist bei Homer veranlaßt, auf diesen Punkt zu sprechen gekommen, so würde freilich sein Gesichtspunkt, unter dem er den Schild zuzog, zwar nicht hinfällig geworden sein, aber doch in seiner Fassung nicht ausgereicht haben; denn dieß Heraustreten aus dem Bilde ins Leben ist nicht berechnende Kunst, sondern Natur oder Leben, von denen die Kunst gleichsam überrumpelt und vorübergehend bei Seite geschoben wird.

29.

Zur sogenannten Renaissance.*)

Renaissance, dieß französische Wort hat man sich in Bezug auf neuere Kunst und Literatur nach dem Mittelalter so unentbehrlich gemacht (mir eben nicht), daß man gar nicht daran denkt, es deutsch auszudrücken. Freilich, wie ungeschickt, wol derb und plump würde auch „Wiedergeburt" klingen, und doch sagt und meint das französische Wort nichts anderes. Aber man sieht es auch noch gar nicht lange im deutschen Texte. Noch in Schillers und Goethes Sprache, die doch in der gemeinten Sache mitten inne standen, um sie gründlich durchzumachen, ist es unbekannt. Noch Koberstein (§ 126) und Gervinus (9. Buch 1. Cap.) reden von der Sache, ohne das französische Wort zu brauchen, nicht anders selbst noch G. Voigt in seinem zweibändigen Werke die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus (2. Aufl. 1880 ff.), was uns jetzt wahrhaft befremdlich klingt, wenn man sieht, wie Solche, die aus der Schule von Bernays oder Scherer kommen, ohne das gar nicht auszukommen wüßten. Wer hat es bei uns eingeführt? Man kommt aber fast immer in Verlegenheit und stößt auf Nebel, wenn man bei solchen Modewörtern, zumal bei undeutschen, nach ihrer Geschichte und Berechtigung fragt. So auch hier.

Schon der Begriff ist keineswegs ein fester und sicherer. Im Brockhausischen Conversationslexikon z. B. (11. Aufl. 1867) wird es ausschließlich auf Baukunst bezogen, dabei über das Wort geurtheilt, man habe die neue Richtung höchst uneigentlich eine „Wiedergeburt" der Baukunst genannt, da diese auch als Kunst ja keineswegs untergegangen oder ausgestorben gewesen sei. Es wird aber schon längst auch auf die Literatur, ja auf die ganze Cultur erstreckt, z. B. bei H. Janitschek, die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst, Stuttg. 1879 S. 3: „Die einseitige Herrschaft des Mönchschristenthums auf Geist und Gemüth mußte gebrochen werden und der Geist alter Dichter, Philosophen, Künstler und Historiker in den Dienst neu aufgetretener Ideale, Gedanken, Empfindungen und Leidenschaften gerufen werden. Es vollzog sich eine Wiedergeburt, doch nicht die einer untergegangenen Cultur, sondern nach einseitiger Herrschaft des Geistes erfolgte eine Wiedergeburt der ganzen Menschennatur in der Harmonie aller ihrer Kräfte ... Diese Wiedergeburt vollzog sich unter dem Beistande der griechisch-römischen Kunst und Literatur, das ist die Bedeutung von Renaissance, Risorgimento."

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 377 ff.

Aber das ist keineswegs die gewöhnliche Fassung des Begriffs. Die bezieht die „Wiedergeburt" vielmehr umgekehrt auf die Kunst und Literatur selbst. So spricht Voigt a. a. O. 1, 5 von der „Wiedergeburt des classischen Alterthums", während es sein Titel „Wiederbelebung" nennt, vergl. von Winterschlaf und neuem Frühling S. 4, Neubelebung S. 5. Aber auch bei A. Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte, 2. Aufl. 1886 2, 211 beginnt ein Aufsatz von den Anfängen der Renaissance in Italien: „Wann tritt die Renaissancekunst Italiens in das Zeichen der Antike? Ist das nicht eine thörichte Frage? Fallen doch die beiden Begriffe Renaissance und Cultur der Antike vollständig zusammen. Ob aber diese gegenwärtig allgemein angenommene Ansicht auch schon bei den Zeitgenossen galt? Diese preisen begeistert die Wiedergeburt (il rinascimento) der Kunst und der freien schönen Bildung überhaupt. Sie überlassen es aber den spätern Geschlechtern, zu erzählen, wie diese Kunst, lange verwaist und fast schon abgestorben, erst durch die wieder gefundenen griechischen und römischen Eltern zu neuem Leben emporblühte" u. s. w.

Die wirklich gewöhnliche Fassung des Begriffs ist aber die, welche im Folgenden J. Burckhardt, die Cultur der Renaissance in Italien, Basel 1860, S. 171 braucht, da beginnt der dritte Abschnitt: „Auf diesem Punkte unserer culturgeschichtlichen Übersicht angelangt, müssen wir des Alterthums gedenken, dessen „Wiedergeburt" in einseitiger Weise zum Gesammtnamen des Zeitraums überhaupt geworden ist"; weiterhin: „Die 'Renaissance' wäre nicht die hohe weltgeschichtliche Nothwendigkeit gewesen, die sie war, wenn man so leicht von ihr abstrahiren könnte"; in der Überschrift aber nennt sich der Abschnitt „Die Wiedererweckung des Alterthums", und das gibt die gewöhnliche Vorstellung, nicht „Wiedergeburt", was doch renaissance bedeutet und nichts anderes.

Aber auch die Franzosen selbst fassen ihr Wort so auf, daß es sich auf Kunst und Wissenschaft beziehe, wenigstens nach den Wörterbüchern zu urtheilen. So im dictionnaire de l'académie (6. Ausg. 1835) la renaissance des lettres et des arts, dazu auch mit Zeitwort, les arts commencent à renaître. Bei Littré ist aus dem 17. und 18. Jahrhundert belegt, auf das 16. Jahrhundert bezogen, la renaissance des lettres humaines (Bouhours), la renaissance des lettres (unter Franz V.), jusqu' alors méprisées (Voltaire), auch la renaissance du théatre et l'observation des règles. Dann bloßes renaissance kurzweg von der époque où les lettres grecques font leur entrée en occident, es ist la renovation des études de l'antiquité (Michelet).

Mit diesem Begriff kam denn das französische Wort in deutschen Gebrauch, zuerst wol von der Baukunst. Die Übersetzung „Wiedergeburt"

hätte den mit übernommenen Begriff wahrscheinlich gestört, denn die alte Kunst und Literatur waren zwar nicht mehr lebendig, aber auch nicht todt, sie schliefen sozusagen, daher ist ganz in rechtem Bilde von ihrer „Wiedererweckung" die Rede (s. auch oben bei Burckhardt ital. risorgimento). Aber Wiedergeburt, renaissance, ital. rinascimento, bringt eine andere Vorstellung mit sich. Sie bezieht sich auf Lebendiges, dessen Leben irgendwie in Verfall kommt, sei es durch Alter, Krankheit, Entartung, oder wie, und einer Erneuerung bedarf. Das ist eine in menschlichen Gedanken wol allgemein begründete Vorstellung, in unserm alten Volksglauben vertreten durch das Märchen vom Jungbrunnen, in dem Alte sich wieder jung machen können. Schiller wandte ihn, leider nur nach dem Französischen, als ob er ihn daher allein kennte*), auf Dichtkunst an, in dem Distichon „Quelle der Verjüngung" (Musenalm. 1797 S. 51), d. i. fontaine de la jouvence:

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt wo? In der dichtenden Kunst.

Auch im gemeinen Leben ist die Vorstellung durchaus geläufig in dem Falle, wo z. B. eine überwundene schwere Krankheit den Genesenen wie an Leib und Seele gleichsam ganz durchgearbeitet hat, sodaß alles an ihm wie erneut ist: „ich fühle mich wie neugeboren" ist da der allen bekannte Ausdruck. Und auch wenn einer aus schwierigen, verzweifelten Verhältnissen sich durch eine günstige Wendung in eine glücklich freie Lage versetzt fühlt, heißt es wol: „ich bin wie neugeboren", und das ist gewiß uralt und allgemein.

Auf den innern Menschen angewandt erscheint das im alten Griechenland in den Mysterien ausgeprägt, bei denen eine seelisch-sittliche Wiedergeburt das eigentliche Ziel war, der Ausdruck ἀναγέννησις wurde, philosophisch-religiös genommen, ein geläufiger. Eine besonders wichtige Stelle nimmt das dann im christlichen Gedankenkreise ein, daß der Christ durch die Taufe, besonders durch den Glauben an Christum im Geiste wiedergeboren werde: ἀναγεννᾷν, ἀναγεννᾶσθαι ist der Ausdruck Petri 1, 3. 23, bei Luther: „Gelobet sei Gott ... der uns wiedergeboren hat zu einer

*) Um Schiller nicht Unrecht zu thun, muß man daran denken, daß die Märchen, Ammenmärchen, wie man sie verächtlich nannte, damals bei den Gebildeten, deren Bildung eben wesentlich im Französischen wurzelte, noch nicht zu Ehren gebracht waren. Das geschah erst unter dem Umschwung der Weltanschauung, der sich in der Romantik vollzog, durch die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm; Musäus hatte mit seinen Volksmärchen nur einen schwachen Anfang dazu gemacht, auch das übrigens nach französischem Vorgang durch Perrault.

lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten", und „als die (wir) da wiederum geboren sind ... aus dem lebendigen Wort Gottes"; s. auch Joh. 3, 3 ff. in dem Gespräch Jesu mit Nicodemus, es heißt da ἄνωθεν γεννᾶσθαι, bei Luther „von neuem geboren werden". Im kirchlichen Gebrauch ist dann ἀναγέννησις, auch παλιγγενεσία (dieß auch biblisch), lat. regeneratio (nach der Vulgata) allgemein und ein wichtiges Stück der höhern Geisteswelt. Wie es auch ins Leben eingriff, zeigt z. B. Renatus, eigentlich der Wiedergeborne als beliebter Vorname (franz. René).

So vorbereitet und verbreitet lag der Begriff vor, als man in Bezug auf die alte Kunst von Wiedergeburt zu reden anfing, und so ist es an sich wahrscheinlich, wo nicht nothwendig, daß der neue Begriff als eine neue Anwendung des schon geläufigen neben diesem auftrat, neben der Wiedergeburt aus Christo oder dem heiligen Geiste oder wie sonst eine Wiedergeburt aus dem Geiste des Alterthums, der alten Kunst, also wie oben bei Janitschek und eigentlich gerade so, wie Schiller es in seinem oben angeführten Spruche faßt, ohne an die renaissance zu denken, nur aus der Sache selbst heraus.

Freilich käme es nun darauf an, das aus der Zeit selbst nachzuweisen, ich fand darüber gar nichts angemerkt und kann dafür auch nichts thun, hoffe aber auf die Anregung hier, daß Belege nun an den Tag kommen. Einen Fall aus dem Ende des 16. Jahrhunderts hab ich doch zur Hand, der zu dem Angenommenen stimmt. In J. Ayrers Comedie Julius redivivus, wo Julius Cäsar und Cicero aus der Unterwelt in Deutschland erscheinen und von Eobanus Hessus herumgeführt werden, der ihnen alle Herrlichkeiten, auch z. B. die Buchdruckpressen, erklärend zeigt, ruft Cicero im dritten Act endlich einmal aus (S. 556 in Kellers Ausgabe):

Ich hab mich schier blind gesehen,
Was lobs ist dem Land zu verjehen!
Teutschland jetzt übertrifft die Zeit (zur Zeit)
Frankreich und auch Welschland gar weit.
Ja es ist das Welschland worn
Und gleichsam gar aufs neu geborn.

Die Äußerung kommt übrigens auf Ayrers Rechnung, denn in seiner lateinischen Vorlage, dem Julius redivivus des Nicodemus Frischlin, der von ihm überhaupt keineswegs übersetzt, sondern sehr frei bearbeitet ist mit starken Kürzungen, entspricht nur in der 1. Scene des 3. Actes (Frischlins opera poetica Straßb. 1589 S. 315) in Ciceros Munde:

Athenae huc in Germaniam
Commigrasse mihi videntur.

Daß die heutige Auffassung des Begriffes, bei der freilich ein halb achtloses Verwischen des Bildes vorausgesetzt wird, doch auch alt sein mag, halt ich wol für möglich. Ja eine Äußerung G. Voigts würde es wol bezeugen, wenn sie wörtlich auf den Quellen beruhte: „Die Männer selbst, welche die römischen und griechischen Autoren wieder in das Leben führten, sprechen regelmäßig von ihrem siebenhundertjährigen Schlummer" (Wiederbelebung u. s. w. 1, 4); daher ital. risorgimento gleich rinascimento (s. oben aus Janitschek). Das letztere wäre nach Springer (ob. S. 285) den Zeitgenossen auch geläufig gewesen, aber auf Kunst und Bildung bezogen.

Für die Verschiebung des Begriffes überhaupt, wenn ich damit Recht habe, liegt ein lehrreiches Seitenstück in Universität vor. Das ist keineswegs eigentlich universitas literarum, wie man es allgemein jetzt nimmt, in einem gewissen gehobenen akademischen Feststil unentbehrlich, es ist vielmehr eigentlich die Gesammtheit der zur Universität, als Staat im Staate gedacht, gehörigen Mitglieder, universitas docentium et discentium u. ä., für den heutigen Begriff stand studium generale, auch ganz einfach schola, z. B. schola Parisiensis. Der alte Begriff, der für das Gemeindeleben überhaupt galt, nicht blos für das gelehrte, hat sich in Siebenbürgen erhalten, wo die „Universität" die Gesammtheit der Sachsen als Ganzes bezeichnet und außer Siebenbürgen so leicht misverstanden wird. Ja es geht eigen her mit den Wörtern im Lande der Gelehrsamkeit, und gerade mit den Stichwörtern; man möchte das alte Wort habent sua fata libelli umbiegen habent sua fata vocabula docta.

Übrigens bin ich es wol mir und meinem nie verleugneten Standpunkte schuldig, nicht unbemerkt zu lassen, daß ich in die unbedingte Lobpreisung jener antiken Bewegung im 15., 16. Jahrhundert, die jetzt noch vom Gymnasium her in officieller Geltung steht, als wäre sie für uns nichts als ein Heil gewesen, nicht einstimmen kann; doch kann ich jetzt nicht näher darauf eingehen, obschon ich aus eigner langer Erfahrung mancherlei zu der Frage beisteuern könnte. Aber der Standpunkt, den man vielfach noch aus dem 16. Jahrhundert her mit fortschleppen will, berichtigt sich selbst immer mehr durch den unaufhaltsamen Gang der Dinge. Das Alterthum, dessen Benennung als classisch den alten Standpunkt eben festhalten will, kann uns nicht mehr als Musterbild nach allen Seiten dienen. Und wenn man ihm fürs 15., 16. Jahrhundert dankbar sein muß, daß es den Schäden der alternden Zeit gegenüber das Menschliche als Ziel hervorhob, das man zu sehr vergessen hatte,*) so kann

*) Ich würde mich nicht wundern, wenn jemand aus der Zeit rinascimento dell' humanità beibrächte. Seit wann sprach man von den humaniora? Ich

man sagen, daß uns nunmehr umgekehrt das Alterthum, nachdem die Wissenschaft immer mehr auch seine Schatten neben seinem Lichte und Glanze findet, eben dadurch menschlich näher tritt und damit erst recht zu einem wesensverwandten Freund und Helfer werden kann, statt eines die eigne Kraft lähmenden Halbgottes. Die ganze Bewegung in ihrem Umschwunge läuft eben auf das hinaus, was H. Grimm als Losungswort für unsere Zukunft ausgesprochen hat (s. oben Nr. 15, S. 112) und das man zunächst nicht oft genug wiederholen kann: „Unsere Jugend hat bisher von Italien und Griechenland aus Deutschland betrachtet, sie muß von Deutschland aus Italien und Griechenland kennen lernen." Es liegt eine Zukunft mit einem ganz neuen, großen, gesunden Dasein, das doch längst von den Besten geahnt und vorbereitet ist, vor uns, sobald wir nur wollen. Die rechte „Wiedergeburt", d. h. aus der reinen Natur, unserer Natur heraus (wir haben ja keine andere) — und aus Gott, füge ich wolerwogen hinzu — soll sich nun vollziehen. Quod Deus bene vertat.

30.

„Charakter" in der Sprache des vorigen Jahrhunderts, auch ein Beitrag zur inneren Geschichte unserer Literatur.*)

Wort und Begriff Charakter haben im 18. Jahrhundert eine besondere Bedeutung, die uns jetzt verwischt und darum aufzufrischen ist, um so mehr, als sie in engem Zusammenhange mit dem innern Gange der Entwickelung steht, der bei allem auf die Zeit verwandten Fleiß und Geist keineswegs schon ganz aufgehellt ist. Diese Aufhellung ist aber, glaube ich, für den Lehrer und die Schule nöthiger als die Aufhäufung des Stoffes, über die man jetzt so eifrig her ist und bei der es doch kein Ende gibt. Ein befriedigendes Ende gibt es auch hier, wie überall, nur in der Tiefe, bei der inneren Einheit.

Was ich bei Charakter meine, wird dem, der das vorige Jahrhundert im Ganzen einigermaßen näher kennt, nicht erst von Goethe an (der doch selbst zum Verständniß seine nächste Vorzeit gar sehr bedarf),

habe mich einmal vergeblich bemüht, bei Kennern die Herkunft des schönen Wortes zu erfragen, G. Voigt kannte es erst aus dem 18. Jahrhundert. Ist es nicht aus studia humaniora gekürzt? Der Comparativ ist so vielsagend: „mehr Mensch" zu werden das Ziel, wie man sichs im 18. Jahrhundert wieder steckte in der Bewegung der vaterländischen Literatur, und wie es jetzt wieder recht brauchbar wäre.

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 457 ff.

am kürzesten klar, wenn ich ihn an Gellerts „Moralische Charaktere" erinnere, diese Zugabe zu den Moralischen Vorlesungen. Freilich, wer liest die noch? und wenn, wie liest man sie? Fliegend und darum gelangweilt, ohne Ahnung, daß auch Gellert, wie jeder eigenartige Schriftsteller, ein stilles Verweilen braucht, daß er — studirt sein will, wenn man hinter seinen wahren Werth, zu seiner Feinheit und Tiefe kommen will. Das echte Kind unserer Zeit hat aber schon am Titel genug, ungefähr mit dem Gedanken: Nun ja, er will Tugend pflanzen, Tugend?! Die haben wir doch wol nun genug, oder — wozu braucht man die noch? Das sind veraltete Dinge, die weit hinter Goethe und Schiller liegen. Darüber wäre denn viel zu sagen, was dem Zeitgeist freilich vielfach übel schmecken würde.

Wie anders man diese Gellertschen Sachen im vorigen Jahrhundert ansah, das verbürgt für die moralischen Vorlesungen der Umstand, daß er da oft über 400 Hörer hatte (was heute etwa durch 1500 zu ersetzen wäre). Über die moralischen Charaktere aber, die er bei den Vorlesungen gelegentlich in den Vortrag einflocht, urtheilt z. B. Schubart in einem Briefe v. J. 1770, und zwar mitten aus dem lustigen, lockeren Ludwigsburger Hofleben heraus: „Des unsterblichen Gellerts Moral (sie war eben in den Werken erschienen, kurz nach des Verfassers Tode) ist nun mein Leibbuch u. s. w. (folgt ein feines, kritisch und doch warm gehaltenes Urtheil) . . . Seine Charaktere sind Meisterstücke, ausgemahlter und richtiger als Theophrasts und des Brüyere Charaktere, und hier war auch Gellert in seinem Elemente." Schubarts Leben in s. Briefen, hrg. v. Strauß 1, 249. 250.

Daß Gellert selbst bei solcher Arbeit an den genannten Franzosen dachte, zeigt eine Stelle im Loos in der Lotterie im 8. Auftritt des 2. Aufzugs. Hr. Damon häkelt sich mit Carolinchen: „Kurz, Ihr vieles Bücherlesen, Ihr Bißchen Französisch, Ihr Clavierspielen macht Sie närrisch, und Ihr Spiegel und Ihre Armuth machen Sie stolz und sorglos. Da haben Sie in wenig Worten Ihr ganzes Bildniß." Carolinchen: „Das ist ja ein vortreffliches Verzeichniß meiner Eigenschaften und ihrer Quellen. Merken Sie sich doch diesen Charakter. Sie können ihn weiter ausführen und an den Brüyere drucken lassen und sich noch etliche Groschen Geld damit verdienen."

Auch an den Theophrast, der damals, anders als jetzt, nahe genug im Gesichtskreis der gelehrten Bildung stand*), hat Gellert ohne Zweifel

*) Lessing berichtet in der Vorrede zum 3. Theil der Schriften 1754 aus seiner Schulzeit: „Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt u. s. w." (4, 2 Lachm.).

gedacht, denn sein Titel „Moralische Charaktere" findet nicht bei dem Franzosen, sondern bei dem Griechen seinen vorbildlichen Anhalt, Theophrasts Werk heißt ethici characteres, griechisch ἠθικοὶ χαρακτῆρες, und dem entspricht Gellerts „moralische Charaktere" (zu moralisch s. nachher), Eine deutsche Wiedergabe von character ward übrigens auch versucht und zwar ganz treffend mit „Bildniß". So spricht Hr. Damon bei Gellert oben von Bildniß, erst Carolinchen setzt Charakter dafür. Vom Professor Philippi, dem Opfer von Liscows Satire, erschien im Jahre 1734 zu Leipzig eine Übersetzung aus dem Französischen: Der Marquise von Sablé hundert vernünftige Maximen, mit 360 moralischen Bildnissen erläutert (diese von Philippi selbst) u. s. w., s. Liscows Schriften S. 844, dazu in der Vorr. S. 39. Schade, daß man dieß Bildniß fallen ließ, worin alles aufs beste ausgedrückt war. Auch Charakterbild ist in Gebrauch, z. B. bei Schiller im Prolog zum Wallenstein von diesem gesagt. Sonst hat jetzt Portrait die Rolle, ohne daß man dabei noch an das ursprüngliche Charakter denkt.

Zu moralisch bleibt zu erinnern, daß es in diesem wie in andern Fällen damals keineswegs, wie gegenwärtig, in erster Linie den verengten Sinn hatte, wo es eigentlich nicht viel mehr ist als „nicht unmoralisch". Es war vielmehr ein Wort von philosophischem Werthe, mit dem man das ethicus der philosophischen (lateinischen) Schulsprache, wie sie auf Aristoteles zurückgieng, gemeinverständlich machte, und bezeichnete eigentlich alles eigenthümlich Menschliche im Unterschied vom Physischen, dem Natürlichen. Unter diese beiden Gesichtspunkte war nach alt überliefertem Sprachgebrauch die ganze Welt als Gegenstand des Forschens und Erkennens aufgetheilt. So gibt sich das Irdische Vergnügen in Gott von Brockes auf dem Titel an als „bestehend in Physikalisch- und Moralischen Gedichten". So noch Lessing im zweiten Stück der Hamburgischen Dramaturgie: „Wunder dulden wir nur in der physikalischen Welt, in der moralischen muß alles seinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moralischen Welt sein soll." Bemerkenswerth ist dabei, wie das alte ethica von dem neuen Modeworte bei Seite geschoben wurde, was sich z. B. in einem wunderlichen Buche v. J. 1748 verräth, die galante Ethica oder nach der neuesten Art eingerichtete Sittenlehre u. s. w. von Joh. Chr. Barthen (d. h. Barth), Dresd u. Lpz. 1748 S. 3: „Ich bin nicht Willens eine vollständige Ethicam zu schreiben, oder vielmehr, nach der heutigen Welt zu reden, eine vollkommene Moral zu ediren." Das Wort war nämlich aus Frankreich und England zu uns gekommen.

Daher zuerst auch in französischer Form, z. B. in Gottscheds vernünftigen Tadlerinnen (1725) 1, 196: „Die Morale muß man treiben ...

In dieser Wissenschaft haben wir uns ganz vertiefet, die studieren wir ohne Unterlaß" u. s. w., die Morale, d. i. la morale. Es ist übrigens zugleich ein brauchbarer Beleg dafür, welchem Schicksal solche wichtige Kernwörter durch Abnutzung unterliegen. Jetzt ist Moral, moralisch bei der Bildung in entschiedener Ungunst, es ist wie mit Schimmel belegt, zudem begrifflich eingeengt. Dagegen steht sittlich in Ansehen, das dem Gebrauch nach in diesem Sinn viel jünger ist (es ist später Goethes Wort). Das Vornehme aber ist ethisch, auf das die philosophische Wissenschaft zurückgegriffen hat. Es muß sich doch von der gemeinen Redeweise unterscheiden. Aber auch sittlich findet sich in dem umfassenden wissenschaftlichen Sinne, Goethe gebraucht es gern, z. B. in dem Gedicht von der Metamorphose der Thiere gegen Ende, wo er die Gesetze der Entwickelung der Thiere unter dem höchsten Gesichtspunkt zusammenfaßt:

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung u. s. w.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler u. s. w. —

der sittliche Denker, d. h. auf gut deutsch der Moralphilosoph. Einzeln kommt es auch schon weit früher so vor; z. B. in der Übersetzung von D. Humes vermischten Schriften, Hamb. u. Lpz. 1754, 1, 2 wird das englische moral philosophy or the science of human nature wiedergegeben „die sittliche Weltweisheit oder die Wissenschaft der menschlichen Natur". Gellert spricht in der 10. moralischen Vorlesung gegen Ende von Charakteren und sittlicher Dichtung in diesem Sinne.

Des Theophrast ethici characteres sind denn im Grunde wie erläuternde Beispiele zur ethica als Wissenschaft, zugleich Lebensbilder aus des Philosophen eigner langer Erfahrung entnommen, in hohem Alter den Nachkommen zum Besten gezeichnet, damit sie die verschiedenen Menschennaturen, die bösen und die guten, recht zu nehmen und zu nützen wüßten; dabei schlagen sie meist einen unterhaltenden satirischen Ton an, der oft geradezu köstlich ist, z. B. in dem Charakter des Schwätzers im 7. Capitel. Das Buch des La Bruyère oder Monsieur de la Bruyére, wie ihn die Zeitgenossen nennen und schreiben, ist zunächst eine Übersetzung von Theophrasts Werk, auch mit gelehrten Zuthaten, bringt aber Charakterbilder aus der Zeit selbst als Anhang; es führt den Titel les caractères de Théophraste, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle, zuerst erschienen 1688, dann immer und immer wieder gedruckt, es eroberte sich rasch die Gunst auch des Auslandes; Gellert z. B., der in der zehnten moralischen Vorlesung gegen Ende einschlagende

Schriften empfehlend aufführt, nennt unter denen, die dazu heitern Witz und Satire mit anwandten, in erster Linie den Franzosen, aber ganz kurz: „Die Charaktere des La Brüyere, sie sind beynahe ein Jahrhundert im Besitze des Beyfalls," d. h. er setzte ihren Werth und ihr Ansehen als zu bekannt voraus, um sich weiter darüber auszusprechen.*)

Von Gellerts moralischen Charakteren, die Schubart oben so hoch stellte, seien nur ein paar Überschriften angeführt, um die Richtung, in der sie gehen, anzudeuten: Regelmäßige Sinnlichkeit, in dem Charakter des Kriton vorgestellt; Euphemon, das Gegentheil des Kriton; der Mann mit einem Laster und mit vielen Tugenden; der schwermüthige Tugendhafte; Charakter eines feinen Verleumders; der stolze Demüthige.

Französischen Einfluß bei uns bezeugt namentlich die nun vergessene Wendung „von einem den Charakter machen", d. i. faire le caractère de quelqu'un, z. B. Bodmer in den Discoursen der Mahlern (1721 ff.): Der Original-Historicus kann mir keine größere Idee von seiner Capacitet erwecken, als mit denen Carakteren, welche er von einem Volck oder von einer Person machet u. s. w. 1, E 2[a] (5. Discours): Wir haben uns schon erkläret, daß wir keine Caracteren machen, die eine eintzige Person angehen, wir machen nur die Caracteren einer spezialen Tugend oder eines spezialen Lasters. 2, 15: Daneben „entwerfen", also zeichnen (vergl. Bildniß oben): Daß sich von einem jeden Menschen ein Caractere entwerfen läßt, der ihm allein ähnlich ist. 3, 92, ein Caractere, das ist da durchgehend seine Form, d. h. das französische caractère nur in deutschen Lettern; man hat es erst nachher wieder in griechisch-römisches Gewand zurückgekleidet, auch Bodmer. In Gellerts Betschwester 2. Auftritt des 1. Aufzugs bittet Ferdinand Lorchen, ihr von seiner „Frau Muhme", die er jetzt erst gesehen, ein Bild zu machen: „Sie leben schon ein Jahr in ihrem Hause und müssen mir die beste Beschreibung von ihr machen können ... Machen Sie mir doch einen kleinen Charakter von ihr", was dann Lorchen eingehend thut. Frau v. Stein äußert einmal: „Ich finde es sehr schwer, eines Menschen Charakter zu machen". Zur deutschen Litt. u. Geschichte, ungedr. Briefe aus Knebels Nachlaß, herausg. v. Düntzer 1, 30.

Dieses Zeichnen von Charakteren nimmt denn in dem literarischen Bestreben des vorigen Jahrhunderts lange eine hervorragende Stelle ein. Die sogenannten moralischen Wochenschriften (gleichfalls nach Moral für Menschenwissenschaft benannt) sind fleißig darin, nach dem Muster des

*) Für Genaueres kann ich kurz auf Hettner verweisen, der in der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhundert 2, 60 ff. von La Bruyeres Art und Werth eine treffliche und begeisterte Schilderung gibt.

Spectator. So Bodmers Discourse der Mahlern, nachher sein „Mahler der Sitten", der mit dem Titel schon sich als eine Sammlung von „moralischen Bildnissen" angibt. So Gottscheds Vernünftige Tadlerinnen, s. z. B. 1, 54 ff. 157 ff., da werden von Modesta, Corinna, Jocaste u. s. w. die Charaktere im Umriß gezeichnet. Eine Berliner moralische Wochenschrift v. J. 1749: der Druide (der Herausgeber war Sucro), verspricht auf Seite 3 auch „moralische Charaktere". Eine musterhafte Galerie solcher bietet Hallers Gedicht von den verdorbenen Sitten vom J. 1731 (Gedichte 1777 S. 129 ff. Hirzels Ausg. S. 92 ff.); es sind Bilder aus des Dichters Berner Lebenskreise, natürlich, schon der Maske wegen, mit antiken Namen, wie Appius, Salvius, Democrates, Rusticus, Heliodor u. s. w. Bodmer schrieb „Charakter (Plur.)*) der Deutschen Gedichte", gedruckt in den Critischen Lobgedichten Zürich 1747 S. 17 ff. (2. Ausg. 1751), es ist eine Geschichte der deutschen Dichtung in Alexandrinern, hauptsächlich in ausgeführten einzelnen Bildern bestehend. Noch i. J. 1781 nennt sich eine Literaturgeschichte „Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten" von K. A. Küttner.

Um aber auf die moralischen Charaktere zurück zu kommen: Rabener in seinem Vorbericht vom Misbrauche der Satire spricht von den Charakteren, die er abgebildet habe und die vielen Lesern in ihren Originalen erkennbar wären (Satiren 1755 1, 29 ff.) und bringt dann eine Reihe von Charakteren, die er nicht erdichtet habe: „Fa** ist schön, das wissen wir alle" u. s. w.; auf S. 37: „Der Professor, den ich meyne, ist ein Franzos, Bruyere hat ihn in seinen Characteren abgebildet." Da mag Wahrheit und Dichtung gemengt sein. Aber wir haben auch aus der Zeit Bildnisse in diesem Sinn wirklich nach dem Leben gezeichnet. Von besonderem Werthe, ja unschätzbar ist eine Charakterzeichnung Klopstocks aus seiner Schulzeit, die da ein Mitschüler von ihm, J. D. Janozky i. J. 1743 gemacht hat, gedruckt in dessen critischen Briefen an vertraute Freunde geschrieben Dresden 1745. Es ist eine kleine Reihe von Charakteren, in der da Klopstock mit erscheint, zugleich eine Probe, daß man sich schon auf Schulen in solchen Charakteren übte und auch schon eine gute Übung darin hatte, es war eben ein mächtiger Zug der Zeit. Janozkys Zeichnung des Schulkameraden, dessen hohe Bedeutung er ahnte, ist selbst ein kleines Meisterstück; es heißt darin u. a.: „An Herrn Klopstock verspüre ich eine wahre Neigung zur Weltweisheit, einen natür-

*) Diese Form hat anfangs auch Klopstock, in der Ausg. des Messias Halle 1751 heißt es im Inhalt des dritten Gesangs (S. 70): „Selia wird durch die Schutzengel der Jünger . . . von den Charaktern derselben unterrichtet"; im Gedichte selbst ist das Wort natürlich gemieden. Zu unserm heutigen Plur. Charaktere gab die lateinische Form und Betonung den Anlaß.

lichen Trieb zur Poesie und eine ungeheuchelte Ehrerbietung gegen die Religion." Später heißt es: „In seinen Sitten ist Einfalt und Unschuld, in den Unterredungen Freundlichkeit und Vorsichtigkeit, in dem Umgange eine mit Hoheit begleitete Vertraulichkeit. Aufrichtige Freunde liebet er treu, den Neidern begegnet er mit Großmuth, er lebet gern in der Einsamkeit u. s. w." Dieser „Charakter" eines Jünglings von einem Jüngling, sachlich zugleich wahrhaft prophetisch, ist eine köstliche Frucht aus der Pflanzung La Bruyeres.

Einen trefflichen Beleg für jenen bedeutsamen Zug der Zeit haben wir auch in der Schilderung der berühmten Fahrt auf dem Züricher See, die am 30. Juli 1750 Klopstock zu Ehren von einem Kreise junger Züricher mit ihren Freundinnen veranstaltet wurde. Die Schilderung ist gegeben in dem Briefe eines Theilnehmers, J. C. Hirzel, an Kleist, in der Wärme des ersten tiefen Eindrucks geschrieben und für uns nach mehreren Seiten geradezu unschätzbar.*) Was uns hier angeht, ist, daß Hirzel der Erzählung eine Charakterzeichnung von den Wichtigsten der Theilnehmer vorausgehen läßt, wobei auch die Frauenzimmer nicht vergessen werden. Den Mittelpunkt der Zeichnung bildet die verschiedene Stellung der Einzelnen (auch französische Gesinnung war vertreten) zu der neuen höheren Welt aus deutschem Geiste, die sie da, das fühlten sie gar wol, in ihrem Vertreter, ja Schöpfer mitten unter sich hatten. Der ferne Freund sollte den wunderbaren Tag (er gleicht dem Köstlichsten, was wir aus Goethes besten Jugendjahren wissen) recht gründlich mit genießen und dazu mußte er die Charaktere kennen, die den betreffenden Kreis herstellen. Sie sind mit einer Kunst gezeichnet, als hätte eine lange Übung mit geholfen.

Am bedeutsamsten aber ist das, was Hirzel dann von Klopstock selbst und seinem Verhalten während der Fahrt auf dem Schiffe berichten kann (S. 171): „Klopstock rühmte die Schönheiten unserer Gegend; doch schien er weniger davon gerührt**), als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfblick auszuspähen vorfand. Da lernte ich einsehen, warum Klopstock die meisten Gleichnisse in seinem göttlichen Gedichte aus der Geisterwelt hernimmt (d. h. ganz anders, als Homer, Virgil u. A.). Nie sah ich jemanden die Menschen aufmerksamer betrachten, er gieng von einem zum andern, mehr die Mienen zu beobachten, als sich zu unterreden." Als dann bei einer Landung auf dem Flügel gespielt wird, „belauschte er auf den Gesichtern unserer

*) S. Mörikofer, die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts S. 169 ff.

**) Rühren noch nicht in der heutigen verengten oder zugespitzten Bedeutung, sondern für bewegen, in lebhafte Bewegung versetzen überhaupt, wie es auch Schiller und Goethe noch brauchten.

Mädchen den Eindruck, den die Musik machte; er schien danach bestimmen zu wollen, welche die Zärtlichste wäre". Da sieht man den gefeierten Dichter mitten in der Lust zugleich bei seiner Arbeit, „Charaktere" zu sammeln als Vorrath für sein Dichten, und zwar frisch aus dem Leben selber, nicht mehr aus oder nach Büchern, wie das vor ihm herkömmlich war. Hirzels Bericht beleuchtet und erläutert auch die Haltung der Ode „Der Zürchersee", die am Tage nach der Fahrt entstand:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Erwähnenswerth ist auch noch, wie Möser in den patr. Phantasien nach dem Geschmack der Zeit Charakterbildnisse zeichnet, z. B. in Nr. 82 „Der junge Rath" einen Selimor, Mösers würdig. Auch die Susanna von Klettenberg, die eine gar feine Menschenbeobachterin war, gibt in einem Aufsatz „vom billigen und unzeitigen Nachgeben" in den Reliquien her. v. Lappenberg S. 69 ff. Ignatius, Philander, Morosus als moralische Charaktere. Wenn es aber vorhin bei Janozky in Schulpforte als freie Schulübung erschien, so mag es auch und vielleicht früh als Aufgabe von Lehrern gegolten haben. So finden wirs in der Karlsschule, wo i. J. 1774 vom fürstlichen Schulmeister den Zöglingen aufgegeben ward, von sich selbst und jedem anderen eine Charakterschilderung zu machen, eine Aufgabe, die allerdings von der Geistesübung gar übel ablenkt zu andern unlautern Zwecken; s. Schillers Schriften, Gödekes hist.-krit. Ausg. 1, 13 ff. Von Goethe endlich liegt noch aus d. J. 1797 ein kleiner Aufsatz vor, der völlig die Art und Haltung eines Charakters in dem alten Sinn hat, nach dem Leben gezeichnet, und wie ein Übungsstück aussehend, „Lord Bristol, Bischof von Derby", gedruckt unter den Biographischen Einzelheiten, ein Meisterstück in Goethes bester Kunst, wie sie uns in seinen Romanen und Novellen so reichlich entgegentritt, sowol mit Zeichnung seines äußern Erscheinens und Gebarens als mit wiederholtem Anlauf, in das Innerste des merkwürdig zusammengesetzten Charakters einzudringen; „so ists ungefähr, heißt es am Schlusse, wie ich diesen merkwürdigen Mann, für und gegen den ich so viel gehört, in einer Abendstunde gesehen habe. Jena, den 10. Juni 1797".

Auch charakterisiren in gleichem Sinn, nach dem franz. caractériser, erscheint früh. In Gottscheds Vernünftigen Tadlerinnen z. B. (1725) 1, 348 ff. wird von einem Spiel der Hofmannischen Bande in Leipzig berichtet, dabei von den Charakteren in einem Lustspiel: „Jungfer Gernegroß, ein stolzes Bürgermädchen, ... Herr von Haudegen, ein feiger

Officier u. s. w., und vor allen andern vier Burschen von den berühmtesten sächsischen Academien (es sind Leipzig, Jena, Halle, Wittenberg) waren so unvergleichlich characterisirt, daß ich mein Lebenlang nichts schöneres gesehen habe". S. 350, vergl. S. 348 „die meisten (Comödianten der Bande) wissen allerley Charactere, Stände, Alter, Laster und Tugenden so wohl vorzustellen, daß man rechte Meisterstücke von ihnen siehet". Da sieht man den neuen Begriff im besten Dienste der Schauspielkunst und Dichtung, die eben damals auch einen neuen hoffnungsvollen Anlauf nahm. Bodmer spricht in den Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter Zür. 1741 S. 487 auch von Sallusts Kunst bewundernd und lernend, im besondern von den Reden des Cato und Cäsar, in denen beide in ihrem Wesen gezeichnet werden, dabei: „Das Licht, das die characterisierenden Abrisse (Zeichnungen) der Personen mit durchbrechenden Strahlen auf seine Erzählungen geworfen", dann: „man sieht bei seinem Glantz bis in das innerste Hertz der Männer hinein, die uns vorgestellet werden". Zachariä in seinen Scherzhaften epischen Poesien 1754 Vorbericht 5ª meldet u. a. „ich habe den Renommisten besser zu charakterisieren gesucht, die vielen leeren Beschreibungen und Maschinen herausgelassen", seinen Charakter, sein Bild deutlicher zu zeichnen. Auch charakteristisch zeigt sich früh, z. B. bei J. C. Hirzel in dem angeführten Bericht von der Fahrt auf dem Zürichsee i. J. 1756, wo er (s. Mörikofer S. 173) beim Bericht über das Mittagsmahl von seinem Bruder Salomon anführt: „Zum erstenmale bedauerte mein Bruder seine Unwissenheit im Weintrinken, doch feierte er mit uns das Andenken an die abwesenden Freunde, auf deren Gesundheit wir tranken, und charakteristische Erzählungen von ihnen einmischten", Geschichtchen, geeignet, ihren Charakter zu zeichnen. Charakteristik darf man so früh nicht suchen, denn dafür diente eben Charakter selbst.

Wir sehen in dem Ganzen einen Zug des Geistes vor uns, der eine Art unwiderstehlicher Gewalt ausübte. Es hängt aber auch aufs engste zusammen mit einem tiefern Zug, der für die ganze Bewegung der Geister in diesem Zeitraume bestimmend war. Schiller spricht ihn einmal beim Ablauf der Periode aus mit satirischer Färbung, die wir uns wegdenken dürfen, in einem Distichon mit der Überschrift „Die Forscher":

> Alles will jetzt den Menschen von innen und außen ergründen:
> Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wüthenden Jagd?

Es steht zuerst im Xenienalmanach unter den Tabulae votivae mit der Überschrift „Metaphysiker und Physiker", wobei also der Psycholog und der Dichter bei Seite gelassen sind. Gerade die Dichter haben an

jener Arbeit in dem Zeitraum den bedeutendsten Antheil, Schiller selbst und Goethe nicht am wenigsten. Sie wird im Beginn der Zeit geradezu als Hauptaufgabe der Dichtung aufgestellt von Drollinger. Dessen Gedichte Basel 1743 (nach dem Tode des Verfassers herausgegeben) tragen auf der Rückseite des Titels das Programm von des Dichters Streben, Verse, die zugleich als Erklärung des Titelkupfers dienen, auf dem man die Natur und die Dichtkunst zusammen arbeitend sieht:

Die Dichtkunst mahlt durch Kiel und Schrift.
Es zeigt ihr die Natur der Bilder ächte Züge.
Ihr schwärstes ist der Mensch. Wer ists, der solches trifft,
Wenn ihn die Klugheit nicht entblößt von Larv' und Lüge? u. s. w.

Das bewegt sich zunächst, ganz der Zeit entsprechend, in der neuen, aufstrebenden Richtung, wie sie Bodmer und Breitinger und anderseits Brockes gewiesen hatten, d. h. die Dichtung als Malerei gedacht, die in der Phantasie farbige Bilder wirksam herstellt, und zwar nach der Natur, das war hauptsächlich das Neue der vorigen Phantasterei gegenüber. Wenn bei Brockes das getreue, genaue Zeichnen nach der Natur sich vorwiegend auf Naturdinge bezog, ganz richtig zunächst, da es darauf ankam, den in einer selbstgemachten Welt von Nebel verlorenen Menschensinn von sich weg auf die gegebene reine Wirklichkeit hinaus zu lenken und ihm da eine Quelle der Genesung zu eröffnen, so setzt wieder ganz richtig Drollinger den Menschen selbst als Gegenstand der neuen Arbeitsweise ein, in der damals die Dichter die Führer zur Menschenwahrheit wurden, der Wahrheit, die uns zunächst und eigentlich allein zugänglich ist. Der Mensch ist für den Dichter als Maler das schwerste, und was von selbst still hinzutritt, das wichtigste „Bild", und wenn das zu äußerlich gefaßt scheint, so ist die Innerlichkeit doch schon mit gegeben in dem Gleichniß von der Larve, die dem Bilde von der Klugheit (Weisheit) abgezogen werden müsse, daß seine innere Wahrheit offenbar werde.

Drollinger hatte damit das Wort für den rechten Fortschritt getroffen und das ganze Jahrhundert ist in seiner Dichterarbeit, mit der die der sogenannten Popularphilosophen rühmlich Hand in Hand gieng, bestimmt von dem Streben als tiefstem treibenden Zuge, das Geheimniß des Menschenwesens zu ergründen. Eine nähere Ausführung dieses wichtigen Punktes würde ein großes Capitel für sich, wo nicht ein Buch werden, wobei vor allem neben Herder Goethe viel zu sagen gäbe; ich will nur noch einiges Wenige zur näheren Beleuchtung herzuziehen. Gellert, der mit seinem feinen Fühlen mitten in der Bewegung der Zeit stand und strebte, legt einmal ein hierher treffendes Bekenntniß ab, in der Fabel „der Polyhistor" (im 2. Buch am Ende); da sind wir in der Unterwelt,

Charon wartet gähnend seines Dienstes, ein Polyhistor kommt und macht sich breit mit seiner Gelehrsamkeit, den Quartanten, die er geschrieben u. s. w.; aber ehe es zur Überfahrt kommt, stellt sich ein zweiter Schatten ein mit demuthsvoller Miene. Charon fragt:

„Und wer seyd ihr, auch ein gelehrter Mann?"
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Ruhm verdiene?
Ich habe nichts, als mich studirt,
Nichts, als mein Herz, das mich so oft verführt.
Des Tiefe sucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh und Andrer Ruh zu finden u. s. w.

Da ist zu den bedeutsamen Worten zunächst doch zu erinnern, daß sie im Schluß und Grundgedanken mit berühmten Worten Goethes übereinkommen, in der Zueignung, die ja auch eine Art Beichte ist, da wo er von seiner Entwickelung und ihren Irrwegen spricht:

Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?*) —

den Weg, d. h. durch das wirre Gestrüpp dieser Welt, der innern und äußern: also der Dichter als Führer und Pfadfinder in der schweren Lebenskunst für Andere, für die Brüder, Gellert so gut wie Goethe und jeder rechte Dichter. Wie sehr auch bei Goethe dazu die Selbstbeobachtung diente, ist wolbekannt, ich will nur kurz an eine besonders lehrreiche Äußerung erinnern, im Tagebuch vom 26. März 1780: „War eingehüllt den ganzen Tag .. Ich muß den Cirkel, der sich in mir umdreht von guten und bösen Tagen, näher bemerken. Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb dieß oder jenes zu thun u. s. w. u. s. w., alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis, Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Begier eben so .... Ich muß noch heraus kriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege" (es ist dabei an einen Weltkörper gedacht).

Zu Gellerts Äußerung möchte ich doch auch noch bemerken, wie das Studium des menschlichen Herzens als nächst höchste Aufgabe trefflich schon bei Bodmer erscheint, in den Discoursen der Mahler 4, 4, wo gleichfalls in der Unterwelt Diogenes die Ankömmlinge empfängt und nach ihrem irdischen Thun fragt. Da sagt einer aus, er habe den

*) Zu „sucht' ich" ist doch wol gut zu bemerken, daß es nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart meint; es ist der Fall, wo sich für den Conjunctiv die Präsensform nun versagt und darum durch die des Präteritums ersetzt wird. Der Gedanke ist: wie sollte es denn zugehen, daß ich den Weg so sehnsuchtsvoll suche, wenn ich nicht annehmen darf u. s. w.

Menschen studirt „von dem äußersten Theil der Hirnschale bis zu dem äußersten Theile der großen Zehen", nämlich in „allen Musculis, Adern, Röhren, Canälen, Gefäßen" u. s. w., er wird aber verworfen, weil er die „Qualiteten des Herzens" nicht erforscht habe, sondern nur den Körper, den „Habit der Seele", was denn als mahnender Wink für heutige Richtungen wol noch brauchbar wäre. Wie entschieden dieser Zug dem Streben der Zeit innerlichst angehörte und wie beherrschend in der Luft lag, das läßt wol auch eine Auslassung bei Benj. Neukirch erkennen, wo man sie nicht suchen sollte, in der Anweisung zu teutschen Briefen Lpz. 1735 S. 95; da ist die Rede von „nützlich-gelehrten Leuten", die all ihr Wissen „zu ihrer Selbsterkenntniß und des Nächsten Besten anwenden", dagegen S. 97 von pedantischen Gelehrten, die sich „um die Untersuchung ihres Herzens nicht bekümmern". Wie weit ist diese Zeit mit dieser ihrer innersten Richtung von unserer entfernt!

Daß diese Selbstbeobachtung auch ins Übermaß ausartete zu peinlicher Selbstquälerei, wie das schmerzlich vorliegt in Tagebüchern von Gellert, Haller, Lavater, das darf einen nicht irre machen an der tiefen Berechtigung der Richtung; bei solchen vordringenden neuen Richtungen sind Übertreibungen immer unvermeidlich gewesen, fehlt sie doch auch hier bei Goethe nicht, den man sich gern von sog. olympischer Heiterkeit verklärt denkt (man könnte sie oft wirklich eher Schiller zuschreiben), während so viele Spuren vom Gegentheil vorliegen, die bis zur vollsten bittersten Hypochondrie gehen; gibt doch schon der Tasso Zeugniß genug davon, der ja auch wahre Selbstpeinigung übt, wovon man nur beim gewöhnlichen Lesen vor den schönen Versen leicht nichts merkt oder fühlt.

Diese Hypochondrie im Grunde des Seelenlebens unserer großen Zeit ist eigentlich ein wichtiges Capitel für sich, da sie gar wol mit heraufwirkte in das an den Tag tretende Schaffen unserer Dichter, übrigens auch weit in unser Jahrhundert hineinreicht. Hier aber konnte sie blos nicht unerwähnt bleiben. Dazu doch noch ein paar merkwürdige Äußerungen von führenden Geistern in dieser Richtung, die den ganzen Ernst der schweren düstern Verstimmung im Grunde der Seelen zeigen können. Haller in den Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben v. J. 1729 klagt die Forschung seiner Zeit an, daß sie sich nur um das greifbare Äußere bemühe, aber die innere Welt, das eigne Innere übersehe:

Doch ach! ihr seyd gewohnt, an was ihr seht zu denken,
Und was ihr noch nicht fühlt, lohnt nicht, euch drum zu kränken.
Thut jemand in sich selbst aus Vorwitz einen Blick,
So schielt er nur dahin und zieht sich gleich zurück u. s. w.

Ged. 1777 S. 66 (Hirzels Ausg. 48),

mit weiterer Ausmalung, welche „Zweifel in den Kopf und Messer in der Brust" man in diesen Tiefen finde. Und noch schärfer in dem Gedichte über den Ursprung des Übels v. J. 1734:

Wie wird mir? mich durchläuft ein Ausguß kalter Schrecken,
Der Schauplatz unsrer Noth beginnt sich aufzudecken,
Ich seh die innre Welt, sie ist der Hölle gleich u. s. w.
S. 166 (122 Hz.).

Nicht weniger scharf mehrfach beim jungen Lessing, z. B. in dem Gedicht über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen:

Die grübelnde Vernunft dringt sich in alles ein ...
Der Sphär nie treu, die Gott ihr zu erleuchten gab.
Die ist des Menschen Herz, wo sich bey Irrthums Schatten,
Nach innerlichem Krieg, mit Lastern Laster gatten. 1, 179 Lachm.;
Regierst (d. h. die Vernunft) die ganze Welt, nur nicht dein eigen Haus u. s. w.

Man sieht da in einen erschreckenden Abgrund (ich gebe nur eine möglichst knappe Auswahl von Belegstellen), und sieht auch, wie in den Tiefen der Seele wirklich da die nächste Hülfe und Arbeit nöthig war, um aufzuräumen und für ein neues Leben den Boden zu bereiten. Das war denn die Aufgabe, das Amt unserer Dichter, wozu die sog. Popularphilosophen aber treulichst halfen. Denn daß das Leben, unser Leben, seine Wurzeln im Gemüth, oder wie man es damals nannte, im Herzen hat, nicht im Kopf und Hirn, diese Erkenntniß war der neuen Zeit auch aufgegangen und bezeichnet ihre Art, ist ein wichtiger Zug zu ihrem Charakter, nur daß es Kampf galt, eigentlich bis heutigen Tag und wol noch auf lange hinaus gilt, die Erkenntniß auch richtig und ohne Misgriffe in Leben und Wissenschaft wirkend einzuführen. So war denn Kenntniß des Menschen, dabei denn auch Selbsterkenntniß eine der ersten Aufgaben der neuen Zeit, sie war wie der nöthige Unterbau zu dem Neubau der Menschenwelt, an der man arbeitete. Wie Selbststudium und Menschenstudium dabei einander in die Hand arbeiten müssen, das hat ja Schiller in erschöpfender Formel ausgesprochen:

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben.
Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

So ist denn wol auch deutlicher geworden, welch tiefere Bedeutung und tieferen Grund der Anklang hatte, den das von außen angeregte Zeichnen von „moralischen Charakteren" hatte (und das neue Lustspiel, das in derselben Richtung arbeitete), und zwar im Zeichnen nach dem Leben, nach der Natur, wie auch von La Bruyeres Charakterbildern

schon angegeben wurde. Denn wie der Mensch sein sollte nach dem Willen Gottes und der Natur, das war ja längst gelehrt und gepredigt, aber wie er wirklich war, unter den hundert Einflüssen der Cultur und ihrer Schattenseiten geworden war in endloser Mannigfaltigkeit, das galt es nun zu finden, um den Übeln im Grunde beikommen zu können. Zugleich schlug ja das aufs beste in die Richtung ein, die damals in der Philosophie und der Forschung überhaupt zur Herrschaft kam oder strebte, der sogenannten empirischen, die über alle bisherigen Theorien hinaus nur um die reine Erkenntniß der gegebenen Erfahrung bemüht war.

Auch der Eifer, mit dem man sich, Lavater voran, auf das Studium der Physiognomik warf, gieng in derselben Richtung und hatte gleichen Anlaß und Zweck. Die Beschreibungen, mit denen Lavater seine Gesichtsbilder begleitet, sind recht eigentlich Charaktere in dem alten Sinne. Auch die Begeisterung für Schattenrisse, Silhouetten, erklärt sich daher, man suchte in deren scharfen Umrissen einen besonders deutlichen Ausdruck des Charakters.

31.

Französischer Accent auf deutschen Namen.*)

Es gibt manchen Verdruß für den Deutschen, der seine Sprache lieb und werth hält und dazu auch den Gesichtspunkt der nationalen Ehre mitbringt, der gar Manchem dabei ganz fremd bleibt, während er doch im Grunde nichts andres ist als die ins Höchste erweiterte Fassung der persönlichen Ehre. Was wäre aus unserm Deutsch geworden, wenn nicht die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts und wer da sonst gegen den elenden Verfall der Muttersprache kämpfte, sich vom Gefühl der deutschen Ehre hätten leiten lassen, das sich in ihnen empörte. Ich wundere mich immer und immer wieder, sehen zu müssen, wie nicht Alle dieß Gefühl theilen, die da wissen und fühlen, was Nation ist, und das sind besonders die Gelehrten, nicht am wenigsten die deutschen Philologen oder sog. Germanisten, die doch in erster Linie berufen wären, der Nation zu Gute für das Blühen und Gedeihen des deutschen Wesens zu arbeiten. Aber der Gegenstand ihres Forschens, der doch am vaterländischen Boden haftet und darin wurzelt, wie keiner wieder, ist ihnen gewöhnlich in die grundlose luftige Höhe hinauf gerutscht (verzeihe man

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 585 ff.

das Bild, das mir doch gerade dient), wo die kalte Gelehrsamkeit wohnt, welcher im Grunde alles gleichwerthig ist, weil da das bloße Wissen um des Wissens willen als Popanz thront und oberster Herrscher. Es ist auch, als würde der Gelehrte herabgesetzt, wol gar seiner eigentlichen Würde entsetzt, wenn ers nicht weiter bringen sollte, als blos ein Deutscher zu sein. Diesen Fleck im nationalen Selbstbewußtsein kennt Frankreich nicht, auch England, Italien nicht, es ist deutsche Unart aus der Zeit unsres Verfalls her, die doch nun wahrlich vorüber ist. Hat sich doch schon Goethe, als er seine hellenische Periode hinter sich hatte und umkehrte zur deutschen Art, einmal dahin erklärt, daß das Deutsche nun ausreiche, um Gelehrsamkeit zu geben:

Ein Deutscher ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht u. s. w.*)

Da ist bei ihm das Gefühl durchgebrochen, daß das Deutsche fortan in die Mitte der höchsten deutschen Bildung rücken müsse — und wer anders konnte zuerst diese Forderung stellen, als gerade der, dem es beschieden war, auf Grund trefflicher Vor- und Mitarbeit unsere Bildung zu solcher Höhe, Weite und Tiefe zu entwickeln? Fängt man doch nun auch im Ausland an, eben im Anschluß an Goethe, unsrer Geisteswelt für das allgemein Menschliche eine solche bestimmende Mittelstellung einzuräumen. Vorbehalten bleibt dabei natürlich, daß wir uns nicht kleinstädtisch auf uns selbst beschränken (wie das auch Goethe in jenem Spruche vorträgt, wenn auch mit einem wichtigen Vorbehalte), was zudem der deutschen Art ganz zuwider liefe, sondern von der endlich gewonnenen rechten Mitte aus von der übrigen Welt möglichst viel im Geiste uns erobern. Namentlich wird eine möglichst lebendige (ich sage lebendige, nicht gelehrte) Kenntniß des Alterthums unserer höheren Bildung immer zu wünschen bleiben oder nothwendig sein. Aber ich muß um Nachsicht bitten, daß ich wieder mit einer Abschweifung gleich beginne, doch das sind nun einmal Dinge, die man vor der Hand nicht oft genug sagen kann, bis es einmal nicht mehr nöthig sein wird, sie zu sagen. Für jetzt sitzt der alte Wust ganz oder theilweis noch an vielen Stellen ziemlich fest. Man hofft ja auf das neue Jahrhundert, wer das erlebt. Das laufende, das nun rasch zu Ende geht, hat immerhin genug gethan, hinterläßt uns aber Wichtiges, Schwieriges zum Weiterführen.

Um denn zu den Verdrüssen zurückzukehren, von denen ich ausgieng, eine der verdrießlichsten oder ärgerlichsten Erscheinungen ist wol, wenn

*) Weiteres von dem bedeutsamen Spruche, wer es wünscht, ist zu finden in meiner Schrift über den deutschen Sprachunterricht S. 77, s. auch 129.

deutsche Namen auftreten, wie **Nestlé, Suppé, Winné.** Solche gute deutsche Namensformen mit angeflickter französischer Schleppe nehmen sich wirklich gräulich aus. Und doch ist gerade hier ein Verdruß eigentlich weniger als sonst, ja beinahe gar nicht nöthig, wenn man den rechten Grund des -é weiß. Im Rheinlande weiß ihn wol jedermann, im Binnenlande fast niemand.

Ein Nestle, der sich zuerst **Nestlé** schrieb, wollte sich damit keineswegs zu einem Franzosen umkleiden, was ja dem Namen selbst gegenüber ein lächerlich verfehltes Beginnen gewesen wäre. Das -é soll nur das -e vor dem Verschlucken schützen, das im Rheinland herrschend ist, wie im Französischen, ohne daß französischer Einfluß nothwendig ist, denn diese Erscheinung gehört auch südlichen Mundarten an wie nördlichen. Wie sich der Mittel- und Ostdeutsche die Frankfurter **Zeil** nothwendig im Stillen in **Zeile** übersetzt, das umgekehrt in Frankfurt unausstehlich geziert, buchmäßig klingen würde, so heißt oder hieß ihr großer Mitbürger Goethe dort **der Göth** (das ö doch mehr wie e) und noch jetzt, wenn ein echtes Frankfurter Kind dem Namen sein ganzes Recht geben will, wie es nun die Bücher verlangen, so spricht er das ihm widerstrebende -e so deutlich und wichtig aus, daß es einen Ton erhält wie die Stammsilbe selbst und wie ein langes e klingt. Wie **Göth** die eigentliche Frankfurter Sprechform ist, so erscheint auch Goethes Jugendfreund **Riese** in den Briefen der Genossen als **der Ries** oder **Ries** (s. z. B. Goethe an die Fahlmer S. 70), d. h. in der Sprechform. Lange Zeit war man in Bezug auf Namen völlig sorglos und behandelte sie wie jedes andere Wort. Als man aber darin gewissenhaft wurde, seit dem 17. Jahrhundert, und die Sprechform und Schreibform unterschied, bot sich, um das -e wenigstens für die Schrift zu retten, der benachbarte wolbekannte französische Gebrauch zu nahe an, als daß man nicht danach hätte greifen sollen. So schreibt Goethe selbst einmal in einem Briefe an Lavater vom 29. Juni 1782 seinen Freund Lerse **Lersé** (Briefe an Lavater S. 145), und sein eigner Großvater schrieb sich **Göthé** — ein Glück, daß das nicht auf den Enkel und damit in die Höhe unsrer Literatur übergieng.

Die Hauptsache dabei bleibt, und die deutschen Lehrer müßten Gelegenheit nehmen, das den Schülern recht nachdrücklich einzuprägen, daß z. B. mit **Lersé** ganz und gar nicht Lersé gemeint ist, wie wir das französisch zu nehmen gewohnt sind, sondern nichts als gut deutsch Lèrsé, nur nicht Lers. Das französische é meint eben an sich ganz und gar nicht ein hochbetontes und langes e, wie wir es gern nehmen, sondern zunächst ein nicht zu verschluckendes. Vor Jahren wollte einmal eine französische Zeitung ihren Landsleuten die deutsche Aussprache des Dichters

Heine deutlich machen, der ja nach französischer Art gelesen kläglich zu än einschrumpft. Sie schrieb also, nachdem ein kräftiges Wort über das H vorausgeschickt war, das ja dem französischen Munde so gut wie versagt ist: Haainé, meinte aber nichts als Héinè. Ein Deutscher mit Namen Schwabe, der nach Marseille kam, schreibt sich dort Schwabé, meint natürlich Schwábè und will Schwab' verhüten.

Bei der heutigen Gewohnheit, Namen wie **Suppé** mit scharfer Betonung und Verlängerung des é zu sprechen, was man eben für französisch hält, ist mir eine Erinnerung aus meiner Studentenzeit (vierziger Jahre) von Werth. Da war uns ein Künstler wichtig, der den Ruf hatte die besten Silhouetten zu machen (das Lichtbild oder Daguerrotyp, wie mans zuerst nannte nach dem Erfinder, war noch nicht erfunden), er schrieb sich **Lerpé**, wir nannten ihn aber nur Lérpè, und zwar ohne zu wissen, daß das auch französisch das Richtige war, wir trotzten vielmehr dem französischen Sinn, den wir dahinter vermutheten. Jetzt schreibt sich aber die Familie Lerpée (so auf Grabsteinen und im Adreßbuch), als wollte sie die vermeintlich französische Betonung doch durchsetzen.

Damals und noch länger war auch von einem Schauspieler **Pasqué** viel die Rede, aber die Schauspieler in Leipzig sprachen **Paske**, also wol auch er selbst.

Jetzt aber, auf der Bildungshöhe, die ja nun erreicht ist, von der jenes **Paske** wie naiv erscheint, sieht man das -é so wichtig an, daß man sich vor der Bildung nicht getraut, ihm den Ton zu entziehen, den es gar nicht meint und der auch gar nicht französisch ist, wie man meint. Es ist wol Zeit, den Nebel zu zerstreuen, der sich um das -é gelagert hat und uns doch eigentlich in den Augen der Franzosen lächerlich macht. Die Lehrer, die die Bildung erst so in die Höhe geschraubt, auch überschraubt haben, nicht in diesem Falle nur (am schlimmsten sind darin gern die Lehrerinnen), müssen mit der Rückkehr den Anfang machen. Ist man aber im Rheinland nicht frei von dem pedantischen Irrthum?

Übrigens wäre eine ungefähre Übersicht über die vorhandenen Namen der Art wol wünschenswerth, ein Sammeln also schon am Platze. Wenn es im Gebiet unsrer Namen noch außerordentlich viel zu thun gibt und auch viel werthvolle Lehre in Sprach- und Sittengeschichte da noch in Aussicht steht, so bietet dieß Feld besonders viel Fragliches, was die Wißbegier reizt. Ich will nur zur Probe den Vorrath vorlegen, den das Leipziger Adreßbuch von 1892 darbietet.

Der Vorrath ist nicht groß, wirft aber Fragen genug auf, sowol in Bezug auf die Quelle der oft wunderlichen Bildungen, als auch wegen

des deutschen oder französischen Ursprungs. Gewiß deutsch sind **Winné, Basté**, wol auch **Linné, Naché, Halvé, Piené, Jaffé**, obwol da überall weitere Forschung nöthig wäre, an der ich mich ohne weitere Unterlagen nicht vergreifen mag. Ganz fraglich klingen aber **Ravené, Credé, Broglé, Aé, Adé**, gewiß französisch sind **Palmié, Condé, André, Anicié** — das Fragliche in den Namen spitzt sich nirgends so zu, wie in dieser Art.

Um aber nicht so mit Zweifel und Dunkel zu schließen, noch ein paar Fälle, wo sich unerwartetes Licht doch findet. **Lersé** ist, durch **Lederse** hindurch, nichts als **Lederhose**, was auch selbst noch als Name besteht; jenes ist die echte rheinische Form. **Suppé** aber, auch **Suppe**, hat mit der Suppe nichts zu thun, es ist ursprünglich slavisch, einer von den wenigen werthvollen Resten aus der slavischen Zeit; es steht nebst **Saupe** für **Suphan**, genauer **Supan**, d. h. Vorsteher einer Supanie, eines Gaues oder Gerichtsbezirkes, die in Sachsen noch lange nach der wendischen Zeit amtlich den Namen Supanien geführt haben.

32.

Zur Formgeschichte der Worte, von Verwitterung und Wiederherstellung.*)

Das Schicksal der Wortformen in ihrer Veränderung im Lauf der Zeit hängt von mehrerlei Einflüssen ab. Darunter nimmt den ersten Platz ein die Wirkung des rascheren Sprechens, das selbst eine Folge des rascheren Denkens ist. Beiderlei Beschleunigung, des Denkens und des Sprechens, sind nothwendig mit der Steigerung der sog. Cultur verknüpft, mit dem gesteigerten Bewußtsein des Ichs von sich und der Welt und damit dem gesteigerten, rascheren Innenleben, soweit es sich namentlich im Denken äußert. Das Gemüths- und Empfindungsleben, in dem doch unser Ich immer und immer seine wahren, einzigen Wurzeln hat, kommen aber darüber zu kurz oder gar zu Schaden, bis die schmerzliche Erfahrung einmal die Bewegung zurückruft zu ihren Wurzeln. Wir sind jetzt in der Gesammtbewegung des modernen Geistes auf einem Punkte, wo ein solches Zurückrufen vom einseitigen Kopfleben zu gesundem Gemüthsleben dringend geboten ist als einzige Rettung vor Gefahren und Qualen aller Art, und die besten Geister, die ihre Zeit verstehen, arbeiten denn auch daran. Niemand aber steht in dieser Lebensfrage auf einem so ver-

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 637 ff.

antwortungsvollen Posten, auf der Bresche gleichsam, wie die Lehrer. Sie haben damit das Geschick des nächsten Geschlechtes und also der Nation in der Hand. Wenn sich doch erst alle Lehrer, an den höhern wie den untern Anstalten, mit der Erkenntniß und dem Gefühl dieser ihren hohen Weltstellung recht durchdringen wollten.

Um aber auf die Sprache zurückzukommen, gerade in ihr zeigt sich der Unterschied des rascheren und des ruhigeren Denkens recht deutlich. Der sog. Nervöse z. B., um gleich nach dem grellsten Beleg zu greifen, spricht hastig und viel, aber durchaus nicht mit entsprechender Wirkung; wer dagegen Kopf und Herz im rechten Gleichgewicht hat, spricht langsamer und weniger, aber mit Wirkung. Kann es doch vorkommen, daß er ohne Worte, nur mit Blick und Miene, mehr wirkt, eigentlich mehr sagt, als jener mit einem Schwall von Worten.*)

Das ist eine Betrachtung, die gerade für den Lehrer in seinem Wirken von besonderer Bedeutung ist, die aber auch den oberen Schülern gelegentlich einmal nahe zu legen gar rathsam ist. Sehr bemerkenswerth ist dabei noch, wie mit der Steigerung der Schnelligkeit im Denken und Sprechen auch eine Steigerung der Stimme Hand in Hand geht. Wer hastig spricht oder aufgeregt, spricht in einer höhern Stimmlage, der Ruhige in einer tiefern.

Aber abgesehen von der Schattenseite der Bewegung, die ich da betonte, ist im Ganzen im Lauf der Jahrhunderte eine berechtigte Beschleunigung des Denkens und Sprechens im Gange, wofür eben die Sprache selbst die Zeugnisse stellt: die Wortformen werden dabei kürzer, bequemer, entlasten sich schwerer Lautverbindungen, zu denen ursprünglich Mund und Sinn Muße genug, ja selbst Freude daran hatten; stellt sich doch damals die ganze Sprache zugleich als das Werk behaglichen Kunstschaffens dar. Neben diesem Einschrumpfen der Wortformen oder auch Verwitterung, wie man es mit zum Theil treffendem Bilde genannt hat, geht aber eine entgegengesetzte Bewegung her, d. h. ein Bedürfniß der Wiederherstellung, der Rückführung zur vollern, wo möglich zur ursprünglichen Form. Aus beiden Bewegungen, die im Kampfe liegen, aber auf eine Verständigung angewiesen sind, setzt sich die wirkliche Entwickelung der Sprachformen zusammen. Im Folgenden ein paar Proben als Beleg.

*) Beiläufig: Daraus ergibt sich auch mit Sicherheit ein Satz von höchstem Werthe, daß nämlich rasches und vieles Denken keineswegs, wie man leicht meint, die Gewähr gibt, daß man das Rechte trifft, oder überhaupt eine Erhöhung des Lebens darstellt. Ja wir stoßen da auf die hochwichtige Frage (sie ist das durchaus nicht blos für den philosophischen Denker), wie weit und ob durchaus zum rechten Denken W o r t e nöthig sind?

1. Frankfurt.

Lange war mirs eine Frage, wie die Form **Frankfurt** hatte aufkommen können neben der einzig berechtigten älteren Form **Frankenfurt,** zuerst Frankôno furt, die Furt der Franken, Übergang über den Main im Besitz des Frankenstammes. Noch im 15. Jahrhundert ist **Frankenfurt** das Vorherrschende, wie z. B. in den zahlreichen Actenstücken bei Janssen, Frankfurts Reichscorrespondenz zu ersehen ist. Aber in demselben Jahrhundert taucht auch **Frankfurt** auf, z. B. bei Janssen 2, 351 i. J. 1474, **Frankfort** S. 356 ff.; dagegen das. 2, 999 auch i. J. 1519 noch **Frankenfurt** in einem Actenstück des Rathes. Ein einfaches Schwinden des —**en** ist unmöglich.

Beruhigung und Licht kam dann einmal bei der Wörterbuchsarbeit. Da fand sich unter gefangenschaft eine Form gefangschaft; ein gefang dafür gibt es aber gar nicht, es ist vielmehr eigentlich gefangnschaft gemeint, d. h. die Silbe —en ihres Vokals beraubt und das übrig bleibende n dann mit verschlungen in den eigenthümlichen Klang des —ng, das zuerst verlängert gesprochen zu denken ist, um das darin versteckte —n oder —en noch anzudeuten. Ebenso ist dann Frankfurt aus Frankenfurt geworden durch eine Form **Franknfurt** hindurch, das zweite —n konnte sich bei rascherem Sprechen nicht halten.

Ebenso erklären sich bairische Ortsnamen, wie **Freising, Pasing, Geiselhöring** u. s. w., eigentlich **Freisingn,** ursprünglich **Freisingen** u. s. w., wie schwäbisch noch vollständig **Sigmaringen, Hechingen** u. s. w., thüringisch **Meiningen, Wasungen, Beichlingen** u. s. w. Doch auch schwäbisch z. B. **Feuchtwang,** d. i. **Feuchtwangen** (d. h. in dativischer Bildung).

Kommt doch dieß Verschlucken von —en oder sein Verschlingen in ein vorhergehendes —ng auch sonst in der Sprache der Übergangszeit aus dem Mhd. ins Nhd. vor, z. B. im Lorengel 28, 7 (Haupts Zeitschr. 15, 186): man sol uns vor (vorher) ein ampt volbring u. s. w., eine Messe lesen.

An eine Wiederherstellung der rechten Form von Frankfurt scheint man nicht gedacht zu haben, während eine solche sonst in Ortsnamen gar wol erscheint. Lehrreich z. B. bei **Constanz,** aus römischer Zeit stammend, Constantia. Wie das dann für rascheres Sprechen mundgerecht gemacht wurde, zeigt die Form **Costnitz,** die uns noch im Costnitzer Concil geläufig ist. Diese setzt aber ein ganz eingeschrumpftes, einsilbiges **Costnz** voraus, dem **Constenz** vorher gegangen sein muß, im unbetonten Vocal wie das benachbarte **Bregenz** aus römisch Brigantia. In **Costnitz** hatte freilich die Wiederherstellung wunderlich fehlgegriffen, verleitet durch andere Ortsnamen auf —**nitz** und —**itz.** Daß endlich die lateinische Form wieder Herrin wurde, in der heutigen Form, ist kein Wunder, da

Constantia im gelehrten Gebrauch immer neben den andern Formen hergegangen war; nur in der Betonung hat die deutsche Art sich behauptet, wie in **Brégenz, Blúdenz** u. s. w. Das alles bietet zugleich eine recht schöne Denkübung dar.

2. Nachtigall, Bräutigam.

Diese beiden Worte sind bei poetisch anwehendem Inhalt in der Form zugleich so wolklingend durch den Vocalwechsel, der wie eine Art Accord abläuft und dabei frei ist von dem ewigen **e**, das den Klang unsrer Sprache so leidig beherrscht. Sie klingen uns an wie althochdeutsch und erwecken leicht den Eindruck, als ob da ein Stück althochdeutscher Formgebung bis in unsere Gegenwart hereinklinge. Aber daran ist nicht zu denken, es wäre auch geschichtlich unmöglich.

Es handelt sich wesentlich um das **i** der Mittelsilbe. Das ist allerdings an sich gut ahd., es hieß da brûtigomo, eigentlich „der Braut Mann" (brûti als Gen.). Aber die mhd. Form ist briutegom und das tonlose —**i** ist da nach dem Bestand der Lautgesetze unwiederbringlich verloren und zu e geschwächt. Woher nun das **i** der heutigen Form? Es erklärt sich aus der Form, in der das Wort seine eigentliche nhd. Weiterbildung erfahren hat in den Mundarten. Da war im rascheren Sprechen auch das mhd. —e nicht haltbar, ebensowenig das o und m der Endung; das erste mußte schwinden, das o sich zu e, das m zu n schwächen. So lautet das Wort nhd. regelrecht **der Bräutgen** in den mitteldeutschen Mundarten. Diese Form aber war vor dem höhern denkenden Sprachbewußtsein nicht haltbar, das mit einem richtigen, obschon dunklen Gefühl dem fortschreitenden Einschrumpfen und Verwittern widerstrebte und auf Wiederherstellung dachte.

Da ist nun lehrreich, wie es dabei verfuhr. Das —m war doch glücklich im Bewußtsein geblieben, für das allgemeine —e der geschwächten Endung, das dazu noch meist verschluckt wurde (wie noch heutzutage), setzte man auch sonst gern das volltönende a ein, in vielen Fällen falsch, z. B. in **Seifart** für **Seifert,** d. h. eigentlich **Seifrt,** dieß aber eigentlich Sîfrit. Oder in **ehrbar,** mhd. êrbære, auch nhd. anfangs **erber** und noch jetzt in Mundarten, z. B. meiner Heimath, ärbr. Das **i** aber ist aus dem —**t** entnommen, das für sich selbst in seinem Laute wie ein stummes i mit sich führt. Man braucht nur Bräut—gam vor sich hin auszusprechen, um es an sich selbst zu hören.

Dasselbe ist es mit **Nachtigall.** Die Form ist ahd. nahtagala, und wenn daneben nahtigala erscheint, so kann das i sozusagen nicht ernst gemeint sein, sonst hätte es Umlaut in naht erzeugen müssen (wie in

briutegom). Im Mhd. ist nahtegal die Form, daraus ward dann unfehlbar nachtgal (in Vocabularien des 15., 16. Jahrh. bei Diefenbach s. v. luscinia), aus dem dann Nachtigall wiederhergestellt wurde, nur zufällig wie ahd.; übrigens auch das schon im 15. Jahrh. bei Diefenbach, das wiederherstellende Denken und Schreiben beginnt eben da.

3. Lebendig und sein Ton.*)

Dieses wichtige Wort tritt mit seiner Betonung so ganz aus aller Ordnung und deutscher Sprachart heraus, indem es den Ton der Stammsilbe entzieht und auf die Endung verlegt, daß es vor Einem steht wie ein unbegreifliches Ding. Das Rechte wäre **lébendig**, und das ist denn auch die ursprüngliche Form, die auch noch bis ins Nhd. herein gilt, wie sich aus dem rhythmischen Gebrauch der Dichter ergibt, nicht blos im 17. Jahrh. bei Opitz, Gryphius u. A., wie schon Adelung u. A. bemerkten (s. nun im Grimmschen Wörterbuch), sondern auch noch im 18. Jahrh., z. B.:

Denn solche Liebe stärkt die Schwachen,
Die Lebenden vom Tod zu retten heischt mehr Müh',
Als Todte lebendig zu machen.
Wernike, Hamb. 1704, S. 46;

Ein zugerittner Haber=bock,
Ein lebendiger Zauber=stock.
Picander, Ged. Lpz. 1732 1, 453;
Ein lebendiger Pickeling. 457;

Als ob die ganze lange Reyh (der Tanzenden)
Ein lebendiger Irrgang sei.
König bei Bodmer poet. Gemählde S. 204.

Picander (eig. Henrici), der nur niedrigen, ja niedrigsten Stil schreibt, bürgt dafür, daß **lébendig** damals noch die Form des Alltagslebens in Leipzig und Sachsen war. Und sie ist es noch jetzt in dem Gebrauch der Bauern in Leipziger Gegend, nur stark eingeschrumpft zu lähmdg.

Diese Form, die uns recht niedrig ansieht, ist aber eigentlich das rechte Ende der hd. geschichtlichen Lautbewegung und erscheint sogar ganz früh, im 13. Jahrh. lemtig, wie schon Adelung anzugeben wußte, und schon im 12. Jahrh., z. B.: lembtig Müll. u. Sch. Denkm. XLV, 4, 9 in der Handschr., ohne Noth von den Herausgebern entfernt, so auch

*) Siehe auch unten Nr. 33 S. 312 ff.

Zeitschr. f. d. Alt. 20, 145, lemptig Alex. 626 Vorauer Hs.; s. d. reichlichen weiteren Nachweise bei Lexer, besonders aus dem 13. 14. Jahrh. Da erscheinen auch die Übergangsformen lebntig, lebmdig, dann lembtig, lemptig. Die erste Form ist wie lebn in Handschriften schon des 13. Jahrh. für leben, das e nach dem betonten kurzen e der Stammsilbe war nicht haltbar. Aber -bn, so zusammengedrängt, waren für rascheres Sprechen auch nicht haltbar, sie ergeben gleichsam addirt zu einer Einheit (man versuche es nur mit dem Munde) unfehlbar -m, in dem das b sowol wie das n gleichsam aufgehoben sind, daß jedes darin sein noch mögliches Dasein behält. So reimen ja schon im 12. Jahrh. -m und -bn auf einander:

> daz houbit was im gechloben (l. gechlobn),
> fliehende er an den kunc chom. Rolandsl. 200, 16 Gr.

Das denkende Sprachbewußtsein, das nie ganz gefehlt hat, aber seit dem 15. 16. Jahrh. lebhafter und thätiger wurde, mußte aber an dem einschrumpfenden lemtig (das sogar zu lentig wurde) Anstoß nehmen, die heutige Betonung muß da ihren Ursprung haben. Sie tritt schon im späteren 16. Jahrh. auf (s. Grimms Wb.), geht dann lange neben der alten her, wie denn Opitz sich beide Betonungen wie geistreich spielend zu nutze macht in einem Satze, der auch mit dem Gedanken spielt:

> Du bist todt lebendig, ich bin lebendig todt.
> 2, 128 (3. Buch der poet. Wälder,
> über den Abschied einer edlen Jungfrauen),

d. h. du (im Grabe) bist als Todte noch wie lebendig, ich als Lebender schon wie todt (weil deiner beraubt).

Die Betonung **lebéndig** ist nicht Natur, sie ist Kunst, da ist nicht Walten des Sprachgeistes, sondern ein bewußtes Eingreifen, das ihm Gewalt anthut. Ich glaube, sie stammt aus der Schule, wo die Lehrer, um das geschwundene **e** zu retten und das **m** für **bn** zu beseitigen, dem **e** einen Ton gaben, zuerst wol im Ärger: „Es heißt ja nicht **léhmdg**, es heißt **lebéndig!**“ Es war, wie wenn in der Schule einem Schüler zugerufen wird z. B. „es heißt ja nicht puerí, sondern pueró“.

33.

Noch einmal lebendig und sein Ton.*)

Ich hatte oben S. 310 für die nach unsern Sprachgesetzen unerhörte Betonung des heutigen lebéndig einen Versuch der Erklärung vorgetragen, der nach Jahre langer Verlegenheit mich endlich darüber beruhigt. Er hat aber Widerspruch gefunden, s. Dir. H. Begemann in Neu-Ruppin im 6. Bande der Zeitschrift für den deutschen Unterricht S. 844. Ich muß darum noch einmal darauf zurückkommen.

Es wird da auf Wörter verwiesen, wie: unbändig, beständig, inständig, inwendig, auswendig, denen sich lebendig im Ton angeschlossen habe. Mir war diese Auskunft aus der Verlegenheit wolbekannt, wird sie doch im Grimmschen Wörterbuch als Erklärung zweifellos vorgetragen. Ich hätte das ja mit erwähnen sollen, konnte aber bei näherem Hinsehen die Auskunft nur als ganz unhaltbar ansehen und sagte darum nichts davon, was doch eben nicht recht war.

Die angeführten Wörter sind sehr verschieden im Ton, um den sichs doch handelt. Ganz für sich steht „beständig", das in der Tongestaltung dem „lebendig" wirklich gleichkommt, während die andern alle zwei Töne haben und zwar den Hauptton auf der ersten Silbe. Aber daß lebéndig seine Betonung dem beständig zu Gefallen geändert haben sollte, ohne alle innere oder äußere Nöthigung, das müßte wenigstens voraussetzen, daß das zweite das erste im Gebrauch so stark überwogen hätte, daß es das seltenere Wort hätte zu sich herüberziehen können. Aber das Gegentheil ist das Wahre; „lebendig" überwiegt im Gebrauch des Lebens das andere so bedeutend**), daß nur das Umgekehrte begreiflich wäre, also beständig dem lébendìg zu Gefallen zu béständìg geworden. Wie völlig unmöglich das heute noch wäre und damals war, wie beständig sich dagegen gleichsam mit Händen und Füßen wehren würde, drängt jedem noch heute sein Sprachgefühl auf. Nun und lebéndig dem beständig zu Gefallen war noch vielmal unmöglicher.

Und es würde mit jedem andern im Tone gleichen Worte, das jemand beizubringen wüßte, derselbe Falle sein. Die andern Beispiele sind aber ganz anderer Art: inständig, ínwèndig, áuswèndig u. s. w. haben alle doppelten Ton und der Ton auf der Stammsilbe ist nicht der Hauptton, wie doch in lébendig. Sollten jene Wörter auf dieses

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 91 ff.

**) In Luthers Bibel z. B. ist lebendig 257 mal gebraucht, beständig 26 mal, wie man in der Bibelconcordanz von Lanckisch leicht nachzählen kann; der Umsatz des Tons in lébendig hat aber im 16. Jahrhundert begonnen.

haben einwirken können, so wäre höchstens lèbendig daraus geworden, aber daran ist ja nicht zu denken. Ein Beispiel, das besser gedient hätte, hat sich Hr. B. entgehen lassen, nòtwèndig; aber diesen Ton gab es im 16. Jahrhundert gewiß noch nicht, er ist ziemlich neu, und geht noch jetzt nur neben dem genauen nótwèndig her. Auch die ostpreußische Betonung Königìnnen u. dergl., die Hr. B. anführt, kann gar nicht in Frage kommen, da dort die Endung schon einen zweiten Ton hatte, Kőnigìn, der nun den ersten überwog (Königínnen).

Ich denke, es bleibt dabei, dem uralten übermächtigen Sprachgesetz gegenüber, das noch jetzt in Jedem tief wurzelt, daß die Stammsilbe den Ton hat, diesem Gesetz gegenüber ist dem lébendig Gewalt geschehen, man darf sagen unerhörte Gewalt, und dazu konnte der Grund nur in ihm selber liegen. Als solcher aber bietet sich das Schicksal der zweiten Silbe unter der Gewalt des vorhergehenden Tones ausreichend dar, wonach -ben- zu m entstellt wurde, also die eine ganze Hälfte des Stammwortes leben eigentlich zu Grunde gieng. Seit dem 16. Jahrhundert beginnt eine Bewegung, die nie ganz gefehlt hat, lebhafter aufzutreten, daß man nämlich einer verwitternden und verstümmelnden Gewalt der Sprache des Lebens gegenüber, die auf Raschheit und Bequemlichkeit drängte, die alte reine Form, also der Sprechform gegenüber die Schreibform wiederherzustellen oder zu retten bemüht war. Das wäre ein großes Capitel für sich, das noch zu schreiben bleibt. Die Stätten, wo diese Bemühung waltete, waren die Canzleien, die Druckereien und die Schulen. Die lebendige Erscheinung der Wörter, ihre Aussprache, fiel der Schule anheim, und lemdig, das als gesprochen bis ins frühe Mittelalter zurück bezeugt ist und zwar durch die Schrift, in die sichs doch auch eindrängte (sonst wüßten wir ja nichts davon), konnte der Aufmerksamkeit der Sprachhüter nicht entgehen. Die Schüler brachten es gewiß beim Lesen vor und wol auch beim Schreiben. Das Lesen wurde hauptsächlich an Luthers Bibel geübt, wo lebendig sehr häufig erscheint, z. B. gleich in der Schöpfungsgeschichte, die gewiß am meisten daran kam: Er blies ihm den lebendigen Odem in seine Nase, und also ward der Mensch eine lebendige Seele. 1. Mos 2, 7; das gieng alles zu Noah in den Kasten bei Paaren, von allem Fleisch, da ein lebendiger Geist innen war. 1. Mos. 7, 15; der Buchstaben tödtet, aber der Geist machet lebendig 2. Corr. 3, 6. Da hat es gewiß — das male ich mir mit ganzer Sicherheit aus — Anstrengungen gekostet, in dem gelesenen lebendig das -ben- zu retten, und dazu half: buchstabire doch einmal! Also „l e le, b e n ben" u. s. w., mit dem Buchstabiren hob sich aber der Tonunterschied auf, und nun war nur noch ein Schritt nöthig, das gefährdete e durch Betonung zu sichern. Ich sehe keinen andern Ausweg.

Erwähnenswerth ist aber, wie lange und erfolgreich sich das Wort gegen diesen Gewalteingriff hat wehren können, da es in Leipzig in der gebildeten Bürgersprache noch vor 150 Jahren mit seinem alten Ton nachweisbar ist, wie der Bauer ihn eben noch heute festhält, und im Niederdeutschen auch, denn da ist lévendig noch die Form. Übrigens ist es nicht der einzige Fall, der von dieser alten Weiterbildung des part. praes. mit Adjectivendung übrig geblieben ist; in den Mundarten leben noch andere, z. B. in der von Rudolstadt stehnig, sitznig bleiben (mit ausgestoßenem d).

34.

„Geschmack“ in Anwendung auf das Schöne, zugleich ein Hauptstück innerer Literaturgeschichte.*)

Geschmack in Anwendung auf das Schöne, jetzt jedermann, der mit der Bildung einige Berührung hat, geläufig und unentbehrlich, ist doch ziemlich jung, sein Eintreten um 1700 bezeichnet aber eine Stelle von hervorragender Wichtigkeit in unserer Entwickelung, gerade da, wo diese aus schlimmen Irrwegen heraus den Anlauf nahm, der zu der Höhe um 1800 führte. Die Benutzung bis zur Abnutzung bringt es aber mit sich, daß uns jetzt das darin liegende Bild, eigentlich ein ziemlich kühnes Bild, als solches nicht mehr deutlich ist, während doch, wie immer, von dem genauen und scharfen Erfassen des Bildes nach seiner sinnlichen Seite auch die Erfassung seiner höheren Bedeutung abhängt. Es ist daher der Mühe werth, ja zum tiefern Verständniß unserer Kunstentwickelung unentbehrlich, das Bild in seiner Frische wiederherzustellen. Das bietet zugleich eine werthvolle Denkübung in der neuen Richtung, wie ich sie wünsche, für die reiferen Schüler.

Es ist bei uns zuerst davon die Rede in der berühmten Abhandlung des Christ. Thomasius**) von Nachahmung der Franzosen v. J. 1687, die er, bekanntlich zuerst in deutscher Sprache, als Einladung zu einer Vorlesung über Gracian an das schwarze Bret in Leipzig schlug. Da wird, um den Schwierigkeiten abzuhelfen, die den Deutschen auf dem Wege zur Bildung entgegenstehen, ein dreifacher Vorzug der Franzosen zur Nachahmung empfohlen, der Franzosen, von denen wir zwar so viel

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 665 ff.

**) Beiläufig zu bemerken: er nannte sich gern gekürzt Thomas, d. h. Thomás, auch auf dem Titel seiner gesammelten Aufsätze und Reden: Thomasens Kleine Schriften u. s. w.

Böses gelernt und geholt hätten, aber „sie sind doch die geschicktesten Leute und wissen allen Dingen ein recht Leben zu geben" u. s. w. Die drei Vorzüge sind beauté d'esprit, bon gout (so), galanterie. Da hat, obwol es uns jetzt nicht unmittelbar einleuchtet und geschichtlicher Vermittelung bedarf, der Fortschrittsmann Thomasius, der zumal als junger Mann gern stürmend vorgieng, einen richtigen Blick und Griff gethan, die drei genannten Dinge (ich weiß keinen bessern Ausdruck) waren damals, in ihrer ursprünglichen Reinheit gefaßt, wirklich die besten Fortschrittsmächte der Zeit auf dem Wege zur Bildung, mit denen der französische Geist den Fortschritt führte. Sehr merkwürdig ist die entschuldigende Bemerkung, die Thomasius dazu macht (Kleine Schriften 1707 S. 50): „Ich getraue mir noch nicht, die Grundgesetze d'un bel esprit, du bon gout (so) et d'un galanthomme nach meiner eigenen invention in einer gewissen (d. h. bestimmten) Kunstform fürzustellen" — echt deutsch: der Gelehrte, sonst der schärfste Gegner des damals großen Gelehrtenzopfes, denkt gleich zuerst mit an Principien (Grundgesetze) und System (Kunstform), die man von ihm fordern würde als Fassung der neuen Begriffe, als wären sie zunächst für die Wissenschaft, für das gelehrte Wissen da, nicht für das Leben, dem sie helfen sollten und aus dem sie stammten. Und gerade der „Geschmack" trat seinem Wesen nach aus den bisherigen Begriffen von gelehrtem Princip und System heraus oder trotzte ihnen sogar, und gerade das war das Rettende, was er mit sich brachte. Gelehrtes Wissen in schulgerechter Form gab es gerade genug, aber Leben, unmittelbares Leben, das darüber zu Schaden kam, war es, was die Bildung brauchte und entbehrte.

Aber noch näher geht uns zunächst an, daß Thomasius damals noch nicht wagte, das Wort goût deutsch zu geben. Es ist davon die Rede in einer werthvollen Abhandlung von J. U. König, dem sächsischen Hofpoeten, die er seiner Ausgabe der Gedichte des Canitz beigegeben hat, zuerst Leipzig und Berlin 1727 S. 227 ff., dann Berlin und Leipzig 1734 S. 371 ff. (ich citire nach der zweiten Ausgabe): „Untersuchung von dem Guten Geschmack in der Dicht- und Rede-Kunst", eine wahrhaft gelehrte Arbeit von bleibendem Werthe, sie wird das Beste sein, das König hinter sich gelassen hat. Da heißt es S. 387: „So finden sich noch diese Stunde viel Leute unter uns, denen das teutsche Wort Geschmack in figürlicher Bedeutung, ob es gleich nunmehr häufig also gebraucht wird, dannoch nicht recht anstehen will, sonder Zweifel aus dem bloßen Vorurtheile, als ob der Franzosen Goût und der Spanier oder Italiener gusto besser klinge", gewiß aber zugleich auch darum, weil ihnen das deutsche Wort noch zu sinnlich wirkte, was bei den fremden Worten nicht so der Fall war.

Das französische Wort braucht u. A. noch Bodmer zuerst, z. B.: „Ich möchte gern den Gout der Deutschen verbessern, wenn es möglich wäre" (bei Mörikofer schweiz. Lit. S. 76), aber schon in der Einleitung zu den Discoursen der Mahlern deutsch: die Herausgeber wollten „die Tugend und den Geschmack in ihren Bergen einführen" (das. S. 77). Die Stellen beleuchten zugleich die Bedeutung, die der neue Begriff damals hatte. Noch länger hielt sich das spanische oder italienische gusto, das im Gebrauch vielleicht noch älter war, als das französische Wort; noch Goethes Mutter brauchte es z. B. in den Briefen an die Herzogin Amalia S. 42: „Wenn ich nur auf diese Zeit die Fee Urgande wäre, was solte mein Hauß vor ein Palast sein! Gold, Demanten, Perlen, alles wolte ich mit dem besten Gusto anwenden", und Goethe selbst im Leipziger Liederbuche in dem Gedichte Wunsch eines jungen Mädchens („Man wählt sich die Kleider*) Nach Gusto den Schneider"). Und noch jetzt ist es in gewissen Kreisen geläufig, „das ist nicht nach meinem Gusto" u. ä., allerdings nicht in dem hoch ästhetischen Sinn, in dem das französische Wort und dann Geschmack sich geltend machten, denn niemand sagt z. B.: Ihr Gärtner hat keinen Gusto, das Tonstück kommt aus einem veralteten Gusto.

Von Dichtern braucht z. B. Günther das deutsche Wort schon i. J. 1718 und zwar noch ganz im eigentlichen Bilde, für Genuß, nur mit einem Anflug des höhern Begriffes, Werthurtheil:

Gott Lob! daß hin und her noch manch Gemüthe kostet,
Wie herrlich der Geschmack gesunder Dichtkunst sey.

Günther S. 571.

Die Entstehung und erste Entwickelung des Wortes und Begriffes ist im romanischen Ausland zu suchen. König in jener Abhandlung bemüht sich darum in dankenswerthester Weise, obschon die Untersuchung nicht zum Abschluß gebracht ist (König dachte an eine Fortsetzung), an den zu denken mir auch versagt ist, es gehören jüngere Kräfte und Augen dazu; wol aber wäre es gar sehr der Mühe werth, die Untersuchung einmal neu und gründlich aufzunehmen. Oder ob es in Frankreich oder Italien schon geschehen ist? Ich weiß es nicht.

Es scheint von Spanien ausgegangen, wie König S. 385 beibringt: „Trevisano in seiner Einleitung zu des gelehrten Muratori Buche vom guten Geschmack in Wissenschaften und Künsten hält dafür, daß die Spanier, welche scharfsinniger als andere in Anwendung der Metaphoren waren,

*) Das Komma nach Kleider muß wol weg, „nach Gusto" gehört ebenso nothwendig zu den Kleidern wie zum Schneider, also ein sog. ἀπὸ κοινοῦ, wie es bei Goethe auch weiter vorkommt; doch könnte das Komma auch nach Gusto stehen.

sich dieser Gleichniß-Rede zuerst bedient hätten".*) Der Italiener würde sich wol nicht haben entgehen lassen, das wichtige Wort in seinem Ursprung seinem Vaterlande zuzuschreiben, wenn er genug Gründe dafür hatte.

Das Aufkommen des Bildes hängt aber, glaub ich und getraue mir damit der genauen Untersuchung vorzugreifen, eng zusammen mit dem Umschwung der Stimmung dem rhetorischen Schwulst gegenüber, in den die Dichtkunst, eigentlich alle Kunst hineingerathen war. Diese Ausartung des Geschmacks hatte seit dem Ende des 16. Jahrhunderts nach und nach alle an der Bildungsarbeit theilnehmenden Völker ergriffen, einer Seuche gleich. Der Ursprung, eigentlich in dem geschraubten lateinischen Stil der Humanisten zu suchen, liegt jedenfalls im Süden, Spanien oder Italien. Dort war hauptsächlich Gongora (1561—1626), hier Marino oder Marini (1569—1625) sein Vertreter, hier nach letzterem marinismo genannt, dort cultismo, eigentlich als Stil der cultos, der Gebildeten, bei welchem Begriff eben das Latein als Vorbild vorschwebte, im Gegensatz zu dem volksmäßigen Stil, der sich gerade in Spanien auch am frühesten literarisch regte, merkwürdig genug von demselben Gongora aufgebracht (in seinen Romanzen), der dann der Hauptvertreter des cultismo wurde. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war zwischen Spanien und Italien ein lebhafter Streit über den Ursprung des falschen Geschmacks, hervorgerufen durch Anklagen italienischer Schriftsteller, daß der Verderb von Spanien ausgegangen sei; s. Ticknors Gesch. der schönen Lit. in Spanien, deutsch von Julius 2, 567 ff., wonach die Hauptfrage des Streites doch unentschieden blieb. Der Vorwurf Tiraboschis u. A. würde übrigens, wenn ich beides richtig in Verbindung bringe, zu der älteren Angabe Trevisanos stimmen, daß der Begriff gusto in Spanien aufgekommen sei, wo noch bei Gongoras Lebzeiten scharfe Anfechtung seines Stils auftritt (Ticknor 2, 146 ff.).

Bei uns tritt die Erscheinung zuletzt auf, wie denn auch der Begriff Geschmack bei uns zuletzt Geltung bekommt. Die Anfänge der Ausartung gehen freilich auch ins 16. Jahrhundert zurück, wie denn Fischarts Stil zum Theil daher gehört; auch bei Opitz, der später als Retter gegen den Schwulst angerufen wurde, sind doch die Ansätze dazu vielfach zu finden; ich will nur der Kürze halber auf den im letzten Aufsatz angeführten Vers verweisen (S. 311), Worte von einem überlebenden Liebenden an die verstorbene Geliebte:

Du bist todt lebendig, ich bin lebendig todt.

---

*) Bern. Trevisano Introduzzione all' opera delle Riflessioni sopra il buon gusto nelle Scienze ed Arti, di Lamindo Pritanio (d. i. Muratori) 1, 67 nach der ersten Ausg. v. 1717.

Das spricht ja wol auch jetzt noch an, überrascht wol gar als geistreich, wo nicht als tief, sobald die Empfindung Schritt hält mit dem zugespitzten Ausdruck. Aber es steht doch schon auf der Schwelle zum Bedenklichen, es tritt schon auf den Weg, der dann zum Verderb führte. Auch der treffliche Fleming ist ziemlich voll davon, bei dem doch die Empfindung meist das rechte Gleichgewicht hielt, mehr als bei Opitz; der entsprechende Geschmack, mit dem Schein des noch nicht dagewesenen Geistreichen, wehte einmal maßgebend über die Grenze, besonders aus Italien herüber. Seine Vollendung fand das aber in dem Schwulst, wie man es nannte und zwar mit dem Namen Lohensteins versehen, im Lohensteinschen Schwulst.*)

Nun wären eigentlich im Zusammenhang Proben nöthig, welche den Verderb den Leser unmittelbar schmecken ließen, denn nur dann kommt das eigne Urtheil in ganzer Kraft zu Tage. Ich setze dafür ein Urtheil aus Königs Abhandlung S. 379, auf italienischen Vorgängern beruhend**), wie durch die Schule des Marino der italienische Parnaß „mit schwülstigen Metaphoren, falschen Gedanken, gezwungenen Künsteleyen, lächerlichen Spitzfindigkeiten, läppischen Wort- und Buchstaben-Spielen, seltzsamem Mischmasch, aufgeblasenen Vorstellungen, zweydeutigen Gegensätzen, weithergesuchten Allegorien, schulfüchsischen Erfindungen, übelangebrachter Belesenheit, mythologischen Grillen und hundert anderen kindischen und geschminkten Auszierungen als mit so viel allgemeinen Land-Plagen heimgesucht ward, dessen die Gelehrtesten und Klügsten dieses Landes sich itzo schämen" — das alles (ich habe nur Einiges ausgelassen) trifft ebenso gut auf die gleiche, obwol etwas spätere Erscheinung bei uns, läßt aber in seiner Haltung zugleich die Empfindung des Zornes bis zum Ekel nachfühlen, die beim Umschwung an die Stelle der vorherigen Bewunderung getreten war, in Italien und Spanien noch lebhafter als bei uns.

Denn das ist das Merkwürdige bei dieser Erscheinung, die übrigens in der Kunstentwickelung aller Zeiten und Völker und in allen Kunstgattungen sich wiederholt, mit einem gewissen regelmäßigen Verlauf, daß die Ausartung sich in ihren Anfängen einstellt, ehe mans gewahr wird, und daß sie in ihre Reife kommen muß, um allgemein gefühlt

*) Dabei ist doch wol zu bemerken am Platze, daß der gute Lohenstein später selbst noch den Rückweg antrat, der dann die allgemeine Losung werden mußte; s. bei Conr. Müller, Beitr. zum Leben und Dichten D. C. v. Lohensteins Bresl. 1882 S 95 ff. den Bericht über die Änderungen in der zweiten Ausgabe der Cleopatra (1680, zuerst 1661).

**) Die Anmerkungen geben wörtliche Proben aus Muratori, d'Orsi, Gravina, Pontanini u. A.

zu werden. Es geschieht gewöhnlich nach einer erreichten wirklichen Höhe und Vollendung einer Kunst, über die hinaus dann, da man ja doch weiter kommen will, nur eine Übertreibung bleibt, die sich dann besonders auf Äußerlichkeiten wirft und namentlich zu einer Überladung mit Schmuck wird, aber auch gern in den Gedanken mit falschen Begriffen von Größe arbeitet. Das Merkwürdige ist nun, daß diese Abartung vom wahrhaft Schönen lange und weithin gewöhnlich mit Bewunderung begleitet wird, als käme da die Kunst aus der Kindheit heraus auf eine noch nie dagewesene Höhe, die sich dann plötzlich als vor einen Abgrund gerathen darstellt.*)

So auch hier in der Geschichte der neuern Dichtung. Eins der Werke, in dem sich Marinos Geschmack am behaglichsten ergeht, ist ein Epos in vier Gesängen, la strage degli innocenti, d. h. das Erwürgen der unschuldigen Kindlein durch Herodes bei Jesu Geburt. Das Gedicht ward auch in Deutschland verbreitet in einer Übersetzung des Brockes v. J. 1715 (der italienische Text dabei gedruckt), als „Bethlehemitischer Kindermord", herausgegeben von demselben J. U. König, von dem wir eine so scharfe Verurtheilung des Marinoschen Geschmacks gehört haben. Dieser Kindermord ist bis 1758 siebenmal gedruckt worden, so lange hielt der Reiz jenes überpfefferten Kunstgenusses vor! Da liest man als Einleitung ein Leben Marinos von König, das von Bewunderung des Italieners voll ist, sein Werk heißt z. B. „ein Buch, das Welschlands Lust und Schmuck bisher gewesen" (Ausg. 1734 S. 67)**). Und von Lohenstein, der dann zu dem Scheltwort Schwulst seinen Namen hergeben mußte, und seinem Kunstgenossen urtheilte noch Thomasius i. J. 1690, der doch selbst den französischen bon goût nach Deutschland verpflanzen wollte, vor dem solche Leistungen damals schon verurtheilt waren: „unser Lohenstein und unser Hofmanns-Waldau können sechs Virgiliis den Kopf biethen u. s. w." (Kleine Schr. 1707 S. 453), womit man denn eigentlich vor einem haushohen Räthsel steht.

Die Lösung des Räthsels ist mit in folgender Betrachtung zu

*) Es ist gar nicht schwierig und kostet wenig Zeit, von diesen wichtigen Dingen den oberen Schülern einen Begriff zu geben, es kann ein Haupthebel zur Bildung und Reinigung des Geschmacks und Geschmacksurtheils werden. Ich kann mir zu dem Zweck in den Lesebüchern Proben des schwülstigen oder sonst schlechten Geschmacks als nützlich denken.

**) Gleich im Eingang die Schilderung des Höllenfürsten kann als Probe dienen, wie eine große, aber wüste Phantasie zu gröbsten Mitteln greifend sich abarbeitet, um die grellste Wirkung zu erzielen und dabei auf abgestumpften Sinn der Leser rechnet (wie es ja auch Dichter von heute machen); als Probe von „schwülstigen Metaphoren" kann es dienen, wenn seine verdrehten Augen Kometen gleichen und seine Blicke wie Blitze sind.

suchen. Die Ausschreitungen sind zum meisten Theil solche, die aus falscher Gelehrsamkeit kommen. Die ganze neuere Dichtung, nicht bei uns blos, ist ja von Gelehrsamkeit, nicht Natur ausgegangen, beide trennten sich vielmehr immer weiter und es schien, als habe Menschenwitz ein Höheres geschaffen, als die Natur bieten konnte,*) bis man sich in eine Kluft gerathen sah, aus der eben nur die Natur retten konnte. Wenn übrigens die gelehrte Ausartung schon im 16. Jahrhundert beginnt, fehlt es doch auch da schon nicht am Gefühl dafür. Das verbürgt das Sprichwort „gelehrt verkehrt", das schon dem 16. Jahrhundert angehört.**) Das 17. Jahrhundert aber, in dem die Entfernung von der Natur ihre Höhe erreichte (man hat dafür nachher das treffende Bild „verstiegen" gefunden, der Menschengeist hatte im Suchen der Höhe „sich verstiegen"), dasselbe Jahrhundert focht auch die falsche Gelehrsamkeit am lebhaftesten an, wovon die Literatur vielfaches Zeugniß gibt, am kürzesten eigentlich das scharfe Witzwort: „Ein Loth Mutterwitz wiegt mehr als ein Zentner Schulwitz."***) Mutterwitz, das ward das Stichwort der Zeit gegen den Schulwitz oder die Schulfüchserei, die Weisheit der Schulfüchse oder Pedanten (das Wort kam damals auf, aus Italien her), es sprüht von Spott gegen die Schulfüchse, ganz besonders bei Hofe, wo freilich andrerseits die Perücken, Schminkpflästerchen u. s. w., auch der französische Gartengeschmack gerade die Misachtung der Natur, in dem Wahne sie zu verbessern, auf ihre Höhe trieben, die dann auch noch ins 18. Jahrhundert hereinreicht.

Mit der Berufung auf den Mutterwitz war aber der Umschwung im Grunde eigentlich vollzogen, denn das war eine Berufung auf die angeborene Natur als Rettung vor den Ausschreitungen menschlicher Willkür und Versündigung gegen die Mutter Natur. Und eine solche Berufung ist eigentlich auch in dem Aufkommen des „Geschmacks" enthalten.

Man muß sich eigentlich erst der fest gewordenen Gewöhnung an den bildlichen Gebrauch des Wortes ganz entschlagen, um nachzufühlen, also zu verstehen, was das bedeutete, wie sich zuerst einer (vielleicht zuerst eine Frau) einer von Andern bewunderten Dichtung gegenüber auf seinen Geschmack berief, als ob er zum Maßstab des Schönen seine

*) Kein Dichter trifft itzund so künstlich die Natur,
Sie ist ihm viel zu schlecht (einfach), er sucht sich neue Spur.
Canitz Ged. 240 (dritte Satire).

**) Ich darf wol auf den Artikel gelehrt in Grimms W.-B. verweisen, der zu einer kleinen Geschichte des Begriffes und seiner Schicksale wurde.

***) S. z. B. Lohensteins Lobrede (Leichenrede) auf Hofmannswaldau B 1b gewöhnlich dessen Gedichten angebunden. Der Redner sprach das ohne Ahnung, wie scharf er damit sich selbst und den Freund traf, den er damit in seiner Schulzeit loben wollte.

Zunge machte: das schmeckt mir aber nicht! Denn so in verneinender Form ist es, denk ich mir, zuerst aufgekommen, als Ablehnung des Stils, der sich in Sünden gegen gesunden Sinn oder Geschmack ein Gütchen that. Dieser Stil war meist gedeckt durch die gelehrte Farbe und Zier, in der er auftrat, Gelehrsamkeit aber, gestützt auf so erlauchten Hintergrund, wie die Alten, hat auch bei Ausschreitung etwas Bestechendes, ja Bethörendes, alles Einzelne daran, wenn die Sache zum Streit kam, konnte durch gelehrte Berufung auf Rhetorik und Schulkunst gedeckt werden, mit Gründen war dem Übel nicht beizukommen. Nur das unverdorbene, ungeschulte, natürliche Gefühl des Einzelnen blieb als rechter Stoß dagegen übrig. Und da war denn das schmecken und nicht schmecken das rechte Bild, wie etwa eine überwürzte oder übersüßte Speise, für die der Koch sich auf Kochbuch und Kochkunst berufen könnte, von einem unverdorbenen Gaumen doch verschmäht wird. So wird, glaub ich, das Aufkommen des Bildes begreiflich, es wird in einer gebildeten Gesellschaft, vielleicht Spaniens, vielleicht wie gesagt von einer Frau zuerst gebraucht sein und muß als schlagend, wie ein glücklicher Fund, auf den Alle warteten, sich rasch Boden erworben haben.*) Sein Aufkommen fällt ja, wie sich herausstellte, mit dem Umschlag der Stimmung gegen den falschen Stil zusammen. Bei uns spricht das König deutlich aus in einem Gedichte, das als Erklärung des Titelkupfers seiner Ausgabe von Bessers Schriften Leipz. 1732 beigegeben ist:

Die teutsche Dicht-kunst war veracht,
Sie suchte sich zu bunt zu kleiden;
Bei Hofe sah sie sich verlacht,
Denn der kan keinen Schulschmuck leiden.
Sie war nur auf den Schein bedacht,
Und was den Opitz groß gemacht,
Begunt' ihr falscher Witz zu meiden.
Doch der Geschmack und die Natur
Fieng an sie edler auszuzieren
Und sicher auf der Alten Spur
Nach Hofe wieder hinzuführen u. s. w.

Ehe ich weiter gehe, ist doch aber nicht zu vergessen, daß das Bild an sich nichts Neues war. Schon König, der auf S. 387 ff. weit ausholt und umständlich bemüht ist, das Bild zu rechtfertigen, weist auch

*) Bemerkenswerth ist, daß dem spanischen gusto, das besonders reich entwickelt erscheint, auch gustar (schmecken) als Transitivum entspricht, Geschmack, Lust, Behagen an etwas haben. Entsprechend doch auch ital. gustare, franz. goûter, während unser schmecken dem Geschmack darin nicht folgte.

auf abgeschmackt hin, das längst gebräuchlich war, angewandt auf Gedanken und Menschen, d. h. Geister; und ebenso gilt fade, d. h. nach dem Französischen, eigentlich von geschmacklosen Speisen und Getränken. Im Empfindungsleben ist das Bild aber ganz alt, wie in süß, herbe, bitter, in schmecken von hohen Freuden, z. B. im Vorschmack des Himmels; scherzhaft z. B. einem die Ruthe zu kosten geben, als wärs ein schmackhaftes Gericht. Ist es doch selbst in sinnlichster Form auf rein geistiges Thun erstreckt worden in verdauen vom verstehenden Verarbeiten schwerer Gedanken, dem dann auch ein kauen, wiederkäuen u. ä. entspricht. König bringt auch Entsprechendes aus dem Lateinischen (sapor bei Cicero u. A.) und Hebräischen bei, in Luthers Verdeutschung gewöhnlich anders gegeben (doch s. Hiob 20, 12); „man sagt auch längst im gemeinen Leben von Dingen, die den Verstand angehen, der oder jener habe keinen Geschmack daran" (S. 389). Besonders merkwürdig ist lat. sapiens weise zu sapere schmecken, dazu urverwandt z. B. mhd. entseben verstehn u. s. w. Auch Beigeschmack, Nachgeschmack u. ä. bildlich ist zu erwähnen.

Aber in allen den Fällen ist doch noch nicht davon die Rede, daß der Geschmack der Zunge als Bild für die Entscheidung über schön und unschön verwendet wird. Die ganze Kraft des Bildes wird klar, wenn man bedenkt, daß einer, der sich einer Speise gegenüber auf seinen Geschmack beruft, für Lob oder Tadel gar keine Gründe zu geben braucht, „es schmeckt mir" oder „schmeckt mir nicht" ist der ganze Grund. Und ganz ebenso — das ist das sog. tertium comparationis, der Gleichungspunkt, der zu dem Funde führte — ist die Berufung auf den Geschmack Kunstsachen gegenüber eine Berufung auf eine Art Urgefühl, das einer weiteren Begründung oder Ableitung nicht bedürftig und nicht fähig ist; daß es da ist, das ist sein ganzer Grund und sein ganzes Recht.*)

Und das gerade ist der eigenthümliche Werth des Fundes, der sich so bald die ganze gebildete Welt eroberte, weil ihm überall ein brennendes Bedürfniß entgegenkam. Ich stehe nicht an, mir darin einen entscheidenden Wendepunkt der ganzen neueren Geistesbewegung zu denken, die darin einen neuen Anlauf wie von vorn nahm und doch sich das Ziel näher rückte. Der Vorgang stellt sich, scheint mir, an die Seite des Vorgangs in der Bewegung der Denkwelt, der durch des Cartesius cogito, ergo sum bezeichnet ist. Wie da der verwirrenden Skepsis der Theorien gegenüber ein kecker Rückschwung auf das eigne Ich als festen Punkt, der dort verloren gieng, so hier im Gebiet des Schönen und der Kunst der Ausartung gegenüber, die alles in Verwirrung warf, ein keckes

---

*) Daher das Sprichwort de gustibus non est disputandum, worin das scharf ausgesprochen ist. Der Spruch mag ins 17. Jahrhundert gehören.

Stellen auf sich selbst, ein Rückschwung vom gelehrten Wissen, Tasten und Irren auf die unmittelbare Empfindung, die sich sicher im eigensten Innern regt. Es ist im Grunde eine Berufung auf die Natur dem Menschenwitz gegenüber, der in übergroß gewordenem Selbstvertrauen seinen ewigen Ankergrund verloren hatte und nun ziellos und haltlos sich umherschlendern ließ. Gerade das aber ist der Charakter der neuern Zeit, der sich schon in Luthers Geistesthat mitwirkend erkennen läßt, d. h. die Entdeckung des eignen Ichs und seiner Tiefe und unter Umständen seines unmittelbaren Zusammenhängens mit Gott und Natur, eben in dieser Tiefe und reinen Innerlichkeit. Der „Geschmack" nahm nun dieselbe Stelle im Gebiet des Schönen ein, wie das Gewissen (Luthern so wichtig) im Gebiet des Guten. Man muß sich aber erinnern, was in der neuern Entwickelung dem Schönen und der Kunst für eine Rolle zugewiesen war, die Führerrolle, um die ganze Bedeutung des Vorgangs zu ermessen.

Ich hatte es nur auf das Auftreten des neuen Begriffes abgesehen, nicht auf seine weitere Entwickelung, in der man ihn, wie es immer geht, bald sich abstumpfen und seine Schärfe verlieren und damit sich ausweiten sieht. Aber das sei kurz doch erwähnt, wie die damit begonnene Gedankenlinie am Ende der Periode, bei Schiller und Goethe ausläuft. In Schillers kühnem großem Worte: „alles, was die gesunde Natur thut, ist göttlich" ist der Grundgedanke leicht wiederzuerkennen, nur nach Schillers Art auf seine äußerste Höhe und Schärfe hinausgetrieben.*) Die Worte sind als Parenthese eingefügt in eine berühmte Auslassung über das Genie in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung: „Es verfährt nicht nach erkannten Principien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes, seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen". Wie ins Kleine gezogen und in ruhigerer Fassung lautet das später bei Goethe: „Der Geschmack ist dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt", in einer Anmerkung zu Rameaus Neffen, die „Geschmack" überschrieben ist und kurz von dem Aufkommen des Begriffes in Frankreich handelt. Es ist da in seinem reinsten und höchsten Sinne genommen, während Schiller vorhin nicht versäumte, die Natur als g e s u n d e Natur zu bestimmen. Ebenso ist anfangs vom g u t e n Geschmack die Rede (bon

*) Dieses große und unbedingte Vertrauen auf die Natur in uns ist ein wichtiger, wesentlich neuer Zug der Entwickelung im 18. Jahrhundert, von dem viel zu sagen wäre; der Glaube an den Werth des gesunden Geschmacks ist eine einzelne Äußerung davon, wie der Glaube an das Genie gleichfalls auch in seinen gefährlichsten Ausschreitungen.

goût, buon gusto), wie bei König vorwiegend, zum Unterschied vom schlechten, verdorbenen u. ä., die ja zu dem Richteramt nicht taugten. Aber auch früh der Geschmack schlechthin, z. B. in seinen Versen oben S. 321, auch in der Abh. S. 430: „In dem gemeinen Leben und in dem Umgange der Welt überhaupt heißt der Geschmack eine Kraft des Gemüthes, das zu empfinden und zu beurtheilen, was gefällt oder mißfällt, gebräuchlich oder nicht gebräuchlich, wohlanständig oder unanständig ist, und erstreckt sich bis auf unsere Rede und Geberde", mit langer lesenswerther Ausführung.

Aus den Schicksalen des neuen, kühnen Begriffes sei doch noch ein Punkt hervorgehoben, der mit dem Wesen der Sache aufs engste zusammenhängt. Es war die unbestrittene Herrscherin im Reich der Geister, die Wissenschaft, das gelehrte Bewußtsein, die sich dadurch an einer wichtigen Stelle beeinträchtigt, wo nicht abgesetzt fühlen mußten. Das kommt z. B. zur Sprache in Bodmers „Briefwechsel von der Natur des Poetischen Geschmackes", gedr. Zürich 1736, geschrieben schon 1729.*) Eurisus, d. i. Bodmer, macht gegen den allgemeinen poetischen Geschmack geltend, er sei doch nur eine blinde Empfindung, der Willkür des Einzelnen preisgegeben, aber die Regeln der Wohlredenheit (die Dichtkunst ist darin inbegriffen) müßten sich unter „allgemeine, in der Natur des Menschen und der Dinge gegründete Haupt- und Grundsätze bringen lassen", also das Bedenken, das Thomasius gleich zuerst dem bon goût entgegen brachte (oben S. 315). Freilich gäbe es jetzt Leute, man könnte sie kritische Enthusiasten nennen (d. h. Sectirer und Schwärmer in Sachen der Ästhetik), die alles auf einen gewissen Instinct bauen wollten, dann gäbe es aber für die Entscheidung im Zweifelfalle keine Gründe mehr und damit sei die Wissenschaft aufgehoben. Die Erwiderungen des Hypsäus, d. i. des italienischen Grafen Conti, greifen nicht tief genug, um den Punkt zu klären, in dem sich allerdings die Hauptfrage bewegte, die doch oben geschichtlich zu klären versucht wurde.**) Kant in der Kritik der Urtheilskraft kommt eingehend darauf zu sprechen. Da handelt gleich das erste Buch des ersten Abschnitts, die Analytik des Schönen,

---

*) S. Mörikofer schweiz. Lit. des 18. Jahrh. S. 96, Danzel, Gottsched S. 225 ff., besonders nun Braitmaier Gesch. der poetischen Theorie und Kritik u. s. w. 1, 79 ff., auch 164 ff.

**) Sehr bemerkenswerth und von besonderm Werth ist es, wie diesem blinden Empfinden gegenüber dann ein klares Empfinden dem Begriffe des Geschmackes zu Grunde gelegt wird, z. B. von Gottsched in seinem Wörterb. der sch. Künste unter dem Worte Geschmack — „klares Empfinden", Goethes Stärke, hier begrifflich schon bei Gottsched! Die Sache brauchte weiterer Erörterung; vergl. in Grimms Wörterb. unten klar 11.

vom Geschmack und Geschmacksurtheil. Da kommt denn das Subjective des Geschmacks vor dem strengsten philosophischen Richterstuhl zu seinem vollen Rechte, z. B. § 22 handelt von der „Nothwendigkeit der allgemeinen Beistimmung, die in einem Geschmacksurtheil gedacht wird", sie ist eine „subjective Nothwendigkeit, die unter Voraussetzung eines Gemeinsinnes als objectiv vorgestellt wird". Der Paragraph beginnt: „In allen Urtheilen, wodurch wir etwas für schön erklären, verstatten wir Keinem, anderer Meinung zu sein, ohne gleichwol unser Urtheil auf Begriffe, sondern nur auf unser Gefühl zu gründen, welches wir also nicht als Privatgefühl, sondern als ein gemeinschaftliches zum Grunde legen" u. s. w., es wird dann ausdrücklich ausgeführt, wie das Princip dabei nur subjectiv sei, dennoch aber als „subjectiv-allgemein" (eine jedermann nothwendige Idee) angenommen werden könne unter Umständen, die nachher erörtert werden. Damit ist denn das Wesen des neuen Begriffes in ziemlicher Schärfe gefaßt, der Hintergrund aber von weiterer, ja höchster Bedeutung ist kein anderer als: Der Geschmack (Gesundheit vorausgesetzt) ist eine unmittelbare Offenbarung der Natur, d. h. der allgemeinen Natur (Kants „Gemeinsinn", sensus communis, nur in subjectiver Fassung), die in uns allen waltet in reiner Tiefe und eben Eins ist, zugleich in unmittelbarem Verkehr mit dem Höchsten, dem Göttlichen. Nur so wird es ja möglich, daß etwas Subjectives in den Werth eines Nothwendigen, Allgemeinen, Objectiven eintreten kann. Das sagt denn eigentlich auch Schillers Wort von der gesunden Natur und dem Genie oben schon.

Und noch eins möchte ich doch aus den weiteren Schicksalen des Wortes und Begriffes kurz vorbringen. Es ist ihm ergangen wie anderen dergleichen, daß sie, nachdem sie sich ihre Stellung gegen widerstrebende ältere Mächte erkämpft haben, nun selbst an Saft und Kraft verlieren, indem sich ihr Kern verflüchtigt. So erscheint beim jungen Goethe der Geschmack als ein Werthmesser, den er ganz entwickelt mit nach Straßburg bringt, den er aber dort vor dem Münster nicht brauchen kann: „Als ich das erstemal nach dem Münster ging, hatt ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrte ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen" u. s. w. (Hirzels junger Goethe 2, 208), man bemerke die Verschiebung des ursprünglichen Begriffes: der gute Geschmack nun Gegenstand der Erkenntniß, nicht mehr des unmittelbaren eigensten Empfindens, das sich da vielmehr nun gegen den Geschmackscodex auflehnt. Dieser stammte hauptsächlich aus Frankreich und wurde nunmehr bei uns angefochten, ja verspottet, z. B. in Goethes Shakespearerede: „Auf, meine Herren, trompeten Sie

mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken, in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind" u. s. w. (das. S. 43). Dazu Geschmäckler, geringschätzig: „Dem schwachen Geschmäckler wirds ewig schwindeln vor deinem Coloß (Erwins Münsterbau) und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter" (das. 205). Deuter, gelehrte Ausleger, und „ganze Seelen", die nur auf ihr eigenstes Gefühlsurtheil angewiesen sind, das ist ja aber ursprünglich der „Geschmack", als Abweisung von gelehrtem Wissen — so hatte sich der Begriff eigentlich in sein Gegentheil verkehrt! Das gieng allerdings zunächst von Goethe aus als Führer der Geniebewegung. Prinz August von Gotha spricht in einer poetischen Epistel an Gotter v. J. 1776 (Düntzer, Deutsche Vierteljahrschrift 1870 3, 32) sogar vom „Tempel des Geschmacks, den Goethes Hand zerstört, Indem er wider sich Verstand und Herz empört", nachher aber: „Stolz und Mißgeschmack macht Goethen wild und dreist" — da kämpft der alte französische Geschmacksbegriff um sein Dasein, der Prinz spielt auf Voltaires Gedicht le Temple du Goût an. Auch Klopstock sah das Wort nicht gern, er besorgte davon Schaden für die Freiheit des dichterischen Geistes; in der Gelehrtenrepublik (1774) S. 114 ist ein Capitel Geschmack: „Kommt da ein Wörtlein immer mehr und mehr auf, heißet Geschmack, kann an sich selbsten weder frommen noch schaden" u. s. w. u. s. w. „Möcht mans doch brauchen in gemeiner Rede" u. s. w., „aber in Büchern (über die Dichtkunst) . . . möcht benanntes Wörtlein vielleicht zu allerley Regulmäßigkeiten verleiten, mit denen und mit derer Geburten einer 's in die Läng nicht aushalten könnte." In gleichem Sinne noch Schiller i. J. 1797 (Musenalm. S. 174):

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Endlich möchte ich doch auch aus Königs Abhandlung, schon um weiter auf sie aufmerksam zu machen, noch mehr hervorheben, aus dem man sieht, wie lebhaft und auch tief und weitgreifend die Sache damals schon außer Deutschland erörtert worden war. König bietet dafür einen trefflichen Überblick.

Am wärmsten und weitesten erscheint der neue Begriff schon gefaßt bei dem Spanier Gracian († 1658) in seiner Schrift oraculo manual, über die eben Thomasius in dem erwähnten Anschlag am schwarzen Brete Vorlesungen ankündigte (übersetzt noch von Schopenhauer als „Handorakel"). Da erscheint der gute Geschmack eigentlich als der allgemeine innere Leitstern der Seele, der die Menschen von selbst zu allem Guten, ja zur eigentlichen Vollkommenheit und Glück führt, bei König S. 428:

„Der Geschmack verbessert unsere Meinungen und Begriffe, leitet uns zur Selbst-Erkenntniß, zu der wahren Ehr-Liebe und zu der Überwindung unsrer selbst. Ein mit solchem guten Geschmacke begabter Mensch läßt sich nicht durch seine Eigenliebe verführen noch durch eigene Verdienste verblenden, sondern weiß auch das Gute an andern zu erkennen und endlich durch diesen Geschmack sein ganzes Leben mit Vergnügen zu würzen." Der Geschmack ist also das, was wir jetzt Takt nennen können, doch im weitesten sittlichen Sinne genommen. Bestimmt in sittlicher Anwendung in Königs Ausführung S. 428 ff., die er auf Gracians Meinung folgen läßt: „Es besteht dieser gute Geschmack allemahl in einer Empfindung des Guten mit einer Belustigung, und des Bösen mit einer Verabscheuung" u. s. w., er „äußert sich in der Wahl unsrer Gesellschaften, eines Freundes, einer Liebsten, eines Lehrmeisters" u. s. w., es folgen noch mehr vortreffliche Betrachtungen. Man sieht, wie da gleich im Anfang die Tragweite des neuen Begriffes geahnt wurde, an deren Ausführung noch die Gegenwart zu arbeiten hat: es sind das Schöne und das Gute wie in der Wurzel in eins zusammengelegt, diese aber in die eigenste freie Tiefe des Gemüths verlegt. Allerdings knüpft das an englische Moralsysteme an, wie von Shaftesbury, Hutcheson, s. darüber Gellert in der zehnten moralischen Vorlesung vom „moralischen Geschmack" (sens moral), besonders auch in der zweiten Vorlesung (Schriften 1784 6, 42), wo der Begriff „moralischer Geschmack", eine „sittliche Empfindungskraft des Guten und Edlen" als wichtigste Gehülfin der Vernunft anerkannt wird, doch zugleich ausgeführt, wie leicht er der Entartung unterliege und daher der Ausbildung bedürfe. Selbst in der Wissenschaft ward dem Geschmack bald eine Mitwirkung zugesprochen, daß er den Weg des Wahren durch eine Art Fühlung finden helfe, s. König 435 ff. aus Muratori, Shaftesbury, auch vom „schlimmen Geschmack in der Gelehrsamkeit", der sich besonders bei jungen Leuten wie bei alten Schulfüchsen finde, die von Vorurtheilen befangen sind.

Selbst vom Geschmack in der Weltweisheit ist S. 446 die Rede mit Verweisung auf Shaftesbury, der in seinen Characteristicks u. s. w. vom taste eingehend und umfassend handelt, im Register leicht zu finden. Und selbst vom „geistlichen Geschmack in der Gottesgelahrtheit" S. 426 ff. als einer „Seelenempfindung und innerlichen Erfahrung", die Ausführung, mit Berufung auf mehrere Theologen, verdient gar wol nachgelesen zu werden; es wird auch vor Misbrauch des Begriffs bei den „Schwärmern" gewarnt, die darin nur eine „blinde Empfindung" sehen (vgl. Bodmer S. 675). Man sieht aber, wie der neue Begriff in seiner Jugendfrische drauf und dran war, sich alle Gebiete des Menschenlebens zu erobern

und die verschüttete Innerlichkeit aufzuschließen, dem Geiste seine eigenste Lebensquelle frei zu machen, das alles wie gesagt so recht als Eröffnung der neuen Zeit.

Der meiste Fleiß und Eifer aber war dem Kunstgeschmack zugewandt, besonders in Frankreich, wie bei König bequem zu übersehen ist. Auch er selbst geht in Untersuchung der Sache gründlich vor, mit der begrifflichen Schärfe, wie sie damals von den Schulen her sehr entwickelt war. Der Geschmack, auch „Geschmack des Verstandes" genannt (S. 409), ist ihm ein „Gefühl des Verstandes"*), eine „innerliche Empfindung des Verstandes" S. 394; „durch diese innerliche Empfindung, welche nach der Meinung des Cicero in gewisser Maße allen Menschen gemein ist**), entdecken wir, ohne Kenntniß der Regeln, was an Kunst-Stücken (Kunstwerken) gut oder schlimm ist, ja wir erkennen es eher, als wir einmahl darauf gedacht haben, es nach den Grundsätzen der Kunst zu untersuchen" (S. 410). Wie hoch man den Fund in Frankreich anschlug, zeigt z. B. der Gedanke des Dubos in seinen reflexions critiques sur la poësie et la peinture 2, 308, der „diesen Geschmack des Verstandes für den sechsten Sinn ausgab, welcher sich in uns befinde, ohne daß uns dessen Werkzeuge bekannt wären" (König S. 399).***) Scharf betont wird z. B. von St. Evremont, daß der Geschmack angeboren sei als „eine Empfindung, die sich weder lernen noch lehren lasse, weil er zugleich mit uns gebohren seyn müsse" (König 411). Am kühnsten aber gieng Bouhours vor (das. 412): „Der gute Geschmack ist ein natürliches Empfinden, das an der Seele haftet, welcher keiner einzigen von allen Wissenschaften unterworfen ist, die man erwerben kann", also die tiefste und eigenste Grundkraft der Seele. Und dann ein tiefer und kühner Griff ins Metaphysische: „Er ist nichts anderes als eine gewisse Gleichheit, die sich zwischen dem Verstande (dem Menschengeiste) und denen ihm vorkommenden Dingen befindet. Kurz, er ist die erste Bewegung (des Aristoteles *πρώτη κίνησις*, die letzte Quelle alles Lebens, hier im Mikrokosmus): eine Art Antrieb (Instinct) der gesunden Vernunft, der sie mit Gewalt fortzieht und der sie viel richtiger führet, als alle Überlegungen, die sie selbst machen könnte", womit denn die oben berührte Bedeutung der Sache für

*) Wir müßten Gefühl des Geistes sagen, das letztere Wort war damals noch nicht in der heutigen Hauptbedeutung entwickelt (s. Grimms Wb.), anderseits Verstand noch nicht zu der Einseitigkeit zugespitzt, wie heute.

**) Omnes tacito quodam sensu sine ulla arte aut ratione, quae sint in artibus ac rationibus prava aut recta, dijudicant. Cic. de orat. 3, 50, da ist denn schon so lange vorher die Hauptsache gut gesagt.

***) Vergl. Lessing 11, 458 Lachm., „daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können".

die neue Zeit schon damals deutlich genug ausgesprochen, auch aufs tiefste begründet ist.*)

Aber ich muß abbrechen, auch überspringen, was König aus andern französischen Schriftstellern fleißig beibringt, daß man in den Eifer, der sich gerade in Frankreich um den neuen Begriff entwickelte, um seiner sicher habhaft zu werden, mitten hineinblickt. Nur ein Blick noch auf den heutigen Bestand des Begriffes ist wol brauchbar. Geschmack zeigt jetzt noch wie zwei Pole seines Begriffes, d. h. einmal als dem Einzelnen eigen, unter Umständen jedem anders. Das spricht sich z. B. aus in der Redensart „das ist Geschmackssache", womit man einen Streit über eine Geschmacksfrage abschneiden kann. Andererseits gilt er als ein Gemeingut, dessen Erwerb wesentlich zur Bildung gehört und der als einer für alle behandelt wird, wenn man auch zutreffende Gründe nicht anzugeben weiß oder braucht.

Endlich sei noch ein Wort gestattet über „geschmackvoll", das in allgemeinem Gebrauch ist und bei dem ich doch den Geschmack vermissen muß, wie bei dem nun beliebten „stilvoll". Geschmack und Stil sind wie ein zarter Hauch, der ein Ganzes durch- oder umweht, hier aber sind sie wie auf einen Gegenstand dick aufgestrichen. Das Wort ist geschmackswidrig.

35.

Einem das Bad gesegnen, und wie Gott zu ergänzen ist.**)

Wenn ich auf die Stelle in Schillers Tell vom Segnen des Bades mit der Axt nach allem noch einmal zurückkomme (Zeitschrift f. d. d. Unter-

*) Bouhours Gedanke von der Gleichartigkeit des Menschengeistes und der Dinge, die ihn anziehen, liegt in einer Gedankenlinie, die sich vom Alterthum her, oft wieder versteckt, durch die Denkwelt der Philosophen und Dichter fortzieht. Ich will, um kurz zu sein, nur an Goethe erinnern, in dessen Denkwelt er eine bedeutsame Rolle spielt, am kräftigsten einmal ausgesprochen im Anschluß an „einen alten Mystiker", d. h. Plotin, in der Einleitung zur Farbenlehre:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Der zweite Gedanke ist übrigens erst von Goethe auf Gott gewandt, bei Plotin (ennead. I, 6, 9) steht dafür das Schöne, was denn zu dem obigen Gedanken vortrefflich paßt: *οὐ γὰρ πώποτε . . . τὸ καλὸν ἴδοι ψυχὴ μὴ καλὴ γενομένη*, die Seele würde das Schöne nimmermehr sehen, wäre sie nicht selbst schön.

**) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 729 ff.

richt 6, S. 657), so geschieht es theils weil es mir scheint, daß das Gewonnene noch einfacher gefaßt werden kann, theils weil die Sache Gelegenheit gibt, etwas von weiterem Werth zur Sprache zu bringen. Mit dem Segnen des Bades zunächst ist es (das war schon aus Grimms W.-B. unter bad zu entnehmen) wie mit dem Wunsch „gesegnete Mahlzeit", also: möge dir die Mahlzeit gut bekommen, was denn freilich mehr ein Schmausen, als ein Essen voraussetzt, sodaß die Gesundheit dabei in Frage kommt.

Es ist eigentlich ein starker Ausdruck, bei dem man sich nichts Deutliches mehr denkt, nur etwas Ungefähres fühlt; denn das segnen oder gesegnen ist eigentlich Gottes Sache, der doch aus den Gedanken gewichen ist. Die Redensart könnte aus dem 17. oder 16. Jahrhundert herrühren, wo das Schmausen bei Hofe wie in bürgerlichen Kreisen bei Hochzeiten, Kindtaufen u. dergl. zu arger Schlemmerei ausgeartet war.*)

Beim Baden nun war ein solcher Wunsch damals auch gar wol am Platze, denn das Verfahren dabei war ein solches mit Schwitzen, Reiben, Begießen, Kopfwaschen u. s. w., daß es oft einer nicht leichten Zumuthung an die Gesundheit gleichkam. Daher der Segenswunsch, den man einem, der ins Bad gieng, mitgab, wahrscheinlich auch der Bademeister, oder wie er damals eigentlich umgekehrt hieß, der Badeknecht, der den Badenden mit dem Wunsche entlassen mochte. Dabei war das Baden damals, bis ins 17. Jahrhundert, in so allgemeinem Gebrauch bei Hoch und Niedrig, Alt und Jung, daß Badereien in jeder Stadt zu den nöthigsten Einrichtungen gehörten, das Badergewerbe sehr entwickelt war (daher noch Bader, Baader u. a. als Eigenname) und vom Badewesen, das im Leben und Denken eine so große Rolle spielte, zahlreiche Redensarten in die Sprache überhaupt übergiengen in allerlei Anwendung auf das Leben, besonders auch ironisch, das Baden als eine Plage, Strafe u. ä. gedacht**) und dahin gehört denn auch die ironische verkehrte Anwendung vom Segnen des Bades. So bei H. Sachs (s. Grimms W.-B.): Der Teufel sprach, ich gsegn dirs Bad. Bei Tschudi in der Erzählung vom Wolfenschießen erklärt der gekränkte Ehemann: ich will ihm das Bad gesegnen, daß ers keiner Frowen mehr thut (1, 233[a]). Man kann sich das umgesetzt denken in „das soll ihm übel bekommen", wie sonst „wol bekomms" gewünscht wird. Die Art, die Tschudi dabei nicht hat, auch Etterlein nicht, bei dem die Redensart

*) Doch könnte es auch älter sein und als fromme Sitte aus dem Hausleben herrühren, s. am Ende. Es fehlt eben für solche Dinge aus dem Alltagsleben, die doch wichtig sind, noch an genügender Beobachtung.

**) Vergl. Alb. Richter in den Deutschen Redensarten. Leipzig 1889, S. 7 ff.

sonst zuerst erscheint, ist schon im alten Tellenspiel dabei, wie bei Schiller, ist aber der Wendung durchaus nicht wesentlich; es heißt dort (W. Vischer, die Sage von der Befreiung der Waldstädte. Leipzig 1867. S. 185):

Do gab ich im warms mit einem schlag*)
Und gsäguet im mit einer axt das bad,
Das er da todt lag in der standen (Wanne).

Danach auch bei Jac. Ruef, Etter Heini im 5. Act (V. 3442 in Kottingers Neudruck):

Er nam sin achs, gab im ein schlag
Und gsegnet im das wasserbad,
Das er grad tod bleib in der standen.

Götz von Berlichingen erzählt in seinem Leben (S. 103): „indem erfuhr ich, daß der Bischof von Bamberg gen Göppingen in Sauerbronnen ins Wildbad geritten war und wolt baden für den reißenden Stein; so hett ich es gut im Sinn, ich wolt ihm das Bad gesegnet und ihn ausgerieben haben“, er denkt sich damit deutlich in die Stelle des Badeknechtes, und die Äußerung im Tellenspiel wird ebenso gemeint sein, was auch der Zug mit dem warmen Wasser über den Kopf an die Hand gibt.

Aber noch etwas liegt im Hintergrunde, was der Redensart erst ihren ganzen Werth wiedergibt. Im zweiten Theil von Goethes Faust gegen Ende, wo die Teufel in die Hölle stürzen, begleitet Mephistopheles den Sturz mit höhnenden Worten, u. a.:

Die Plumpen schlagen Rad auf Rad
Und stürzen ärschlings in die Hölle.
Gesegn' euch das verdiente heiße Bad.

Was da zu gesegne als Subject gedacht ist? Schwerlich ich, Mephistopheles. Es klingt vielmehr wie Conjunctiv, und dann ist Gott eigentlich das nur verschwiegene Subject, wie im Folgenden deutlich werden wird.

Das gesegnen war auch formelhaft gebräuchlich beim Abschiednehmen. In dem Liede vom Peter Unverdorben aus dem 15. Jahrhundert, der sterben muß, nimmt er vor dem Tode nach alter Sitte von der Welt Abschied:

*) D. h. einen Guß warmes Wasser über den Kopf, wie der Bader thut, hier mit bitterer Ironie vom Blute, das vom Kopfe lief.

Got gesegen dich, loub, Got gesegen dich gras,
Got gesegen alles das da was,
Ich muß mich von hinnen scheiden . . .
Got gesegen dich, sunn, Got gesegen dich, mon,
Got gesegen dich, schönes lieb, wo ich dich hon,
Ich muß mich von dir scheiden.
Uhlands Volksl. S. 304 (Nr. 126, 5. 6).

Ganz ausführlich in Jac. Ayrers Melusine (1628, 25 ff. Keller), die von der Welt Abschied nimmt und sich mit gesegnen nicht genug thun kann:

Nun sieht mich kein Mensch nimmermehr,
Gott gesegn euch alle, wo ihr seyt!
Gott gesegn mir alle Wollustbarkeit!
Gott gesegn mein Herren und Gemahl!
Gott gesegn euch, Berg und tiefe Thal!
Gott gesegn Wasser, Erd und Luft!
Gott gesegn all Thier in ihrer gruft!
Gott gesegn euch kleine Waltvögelein!
Gott gesegn geschmuck und Edelgestein!
Gott gesegn euch beede, Sonn und Mond!
Gott gesegn euch all, die ihr hier wohnt
Und wie ihr möcht genennet sein . . .
Ich wil ausschließen gar niemandts,
Sonder all segnen mit eim Wort,
Dann ich fahr dahin u. s. w.

Dasselbe aber auch ohne Gott, schon früh im 16. Jahrhundert, z. B. in dem vielgesungenen Lied vom Benzenauer, dem Helden von Kufstein, der sterben muß:

Hab urlob, liebe welte,
Gesegn dich, laub und gras.
Soltaus hist. Volksl. 2. Hundert, S. 52,

in einer etwas früheren Fassung bei Uhland S. 463 noch vollständig: Got gesegen dich, laub und gras; die Auslassung mag also um 1500 aufgekommen sein, nur eine Folge des häufigen Gebrauchs, sodaß doch anfangs Gott noch dabei deutlich gedacht war. So in dem Liede vom Wolf und der Gans, die jenem, der sie schon beim Kragen hat, durch List entrinnt und ihm auffliegend Hohnworte nachruft:

gsegen dich, wolf, du scheuzlichs tier,
nach mir hab kein verlangen.
Uhland Volksl. 566 (Nr. 205, 7).

Daher denn noch bei Goethe oben das Gesegn' euch das Bad! im Munde des Mephisto.

Es konnte aber nicht ausbleiben, daß diesem nun in der Luft stehenden gesegne sich nachher ich als Subject unterschob, zugleich mit Vergessen des Conjunctivs; auch die Sache bot dazu die Hand, daß das Segnen von Gott auf den Menschen übergieng, der Gottes Segen herbeiwünschte. So geht in dem langen Segen der Melusine oben bei Ayrer das Gott gesegne zuletzt über in: ich will alle segnen. Ebenso wenn in dem Liede vom Rosengarten bei Uhland S. 105 (Nr. 52, 6) die Jungfrau den Bewerber abweist und indem er abzieht,

mit irem roten munde
sie mir den segen gab,

d. h. sie rief ihm nach: Gott gesegne dich. Von jenen Abschiedsformeln beim Sterben ist noch wie ein verdünnter und verdunkelter Niederschlag übrig die Wendung: er hat das Zeitliche gesegnet.

Auch beim Abschiednehmen im Leben war gesegnen das formelhafte Wort, mit dem Ich als Subject statt Gottes, z. B.:

seiner zücht er nit vergaß,
er gesegnet frawen unde man.
Kellers Erzählungen aus altd. Hsch. 420, 19,

von einem Ritter, der sich verabschiedet; er gesegnet die kaufleut und gieng den negsten weg gen Dordon. Aimon Z 3; als er solchs mit yhn redete, gesegnet er sie und gab yhn gute nacht. Luther XII, 555 (Weim. Ausg.); i. f. gnaden (der Herzog) gesegneten sich mit dem Pfalzgrafen (nahmen von einander Abschied). Schweinichen 1, 195.

Noch heutzutage ist die Hauptsache im Leben wolerhalten zu erkennen. In solchen, auch gebildeten Lebenskreisen, die noch nicht ganz „modern" sind, wo in gehobenen Augenblicken das alte Empfindungsleben aus der Tiefe auftaucht, sagt z. B. der Vater zum Sohn, der in die Ferne zieht zu wichtigem Vorhaben, im ernsten Augenblick des Abschieds: „Gott (oder der Himmel) segne dein Beginnen", aber auch kurz: „ich segne dich und dein Vorhaben"; der Sohn aber sagt zu den Eltern: „Segnet mich, ich bitte um euren Segen". Daß aber immer Gott eigentlich der Segnende ist, zeigt deutlich das Segnen des Priesters, der ja im Namen Gottes redet und thut.

Wesentlich ist dabei eigentlich das Zeichen des Kreuzes, mit der Hand in die Luft beschrieben (daher noch „sich kreuzigen und segnen"), durch welches die Wirkung Gottes wie durch ein Zauberzeichen herbeigerufen wurde; segen ist ja nichts als das lat. signum, d. h. signum crucis. Daß übrigens auch das in verkehrtem Sinne ironisch angewandt wurde, zeigen noch heute die drei Kreuze, die man hinter einem Abziehenden drein macht, den man froh ist los zu werden; sie bedeuten eigentlich: ich gebe dir den Abschied und Gottes Segen auf den Weg zu Nimmerwiederkehr. Ähnlich erscheint bei grüßen Gott als Subject, „Grüß Gott" als Gruß besonders in katholischen Ländern; vergl. Pfeffels Lied von der Tabakspfeife „Gott grüß euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?" So schon mhd. got grüeze iuch Iwein 5997.

Für das Verschweigen von Gott, nur in Folge häufigsten Gebrauches, bei dem man sich endlich in stillem Einverständniß erspart, was sich der Andere in Gedanken selbst hinzusetzt (ein Verfahren, das in der Entwickelung der Sprache geradezu eine Art Gesetz geworden ist) — dafür bietet für Gott ein besonders lehrreiches Beispiel ein alter Gebrauch von geben (s. in Grimms Wb. geben II, 20, g). Bei dem vielgebrauchten Gott gebe ersparte man sich das Gott früh. So hat in Veldekes Eneit 263, 14 die Gothaer Handschr. des 15. Jahrh. für got gebe bloßes gebe:

> mûter, gebe das sie (die Minne) mûze
> mich lange vermîden.

So bei Scheit im Grobians L 4 a: geb den Hunden den ritten (das Fieber), s. mehr a. a. O. Das bloße geb hat in Mundarten mehrfach eine ganz eigne Entwickelung erfahren, die sich vom Ursprung wol auch ganz weit entfernt.

Für das Umspringen des Subjectes ist besonders lehrreich bair. einem helfen, d. h. ihm helf Gott zurufen, s. Schmellers bair. Wb. 2, 180, und entsprechend österreichisch einen bfüaten, d. h. ihm „behüat Gott" zurufen, ihn grüßen vergl. a. a. O. 258).

Wem aber das unausgesprochene, doch gedachte Gott, z. B. in der Faustſtelle immer noch befremdlich vorkommen will, der hat den beruhigenden Beweis in dem eignen Deutsch; denn jedermann braucht als Formel der Abweisung „bewahre!" oder „behüte", aber jeder sagt auch noch vollständig: Gott bewahre, Gott behüte!

So ist wol klar: das Gesegnen des Bades stammt aus dem Munde des Bademeisters (wie sie wol jetzt noch den Badenden entlassen mit „wol bekomms!") und heißt eigentlich: Gott gesegne euch das Bad.

Endlich doch noch ein Wort zur „gesegneten Mahlzeit", bei der mir

ein Einfall sich aufdrängt. Man „wünscht gesegnete Mahlzeit", aber nie ein gesegnetes Bad o. ä. Auch hier ist ja sicher eigentlich Gott der segnende. Heißt es also nicht ursprünglich: „(Gott) gesegne die Mahlzeit"? Das würde in den Mund des Hausvaters am Schluß des Mahles trefflich passen, wie ich denn gehört habe, daß im Handwerk der Meister, bei dem Gesellen und Lehrlinge mit der Familie aßen, den Schluß machte mit den Worten „gesegnete Mahlzeit" und wie jetzt noch bei Schmäusen und Schmäuschen der, dem es zukommt, mit jenen Worten die Tafel aufhebt. In den Mund des Handwerksmeisters oder Hausvaters aber passen die Worte in dieser Form: „(Gott) gesegne die Mahlzeit" ganz trefflich.

Eine Stütze dafür kann eine Redensart geben, die Abraham a. St. Clara bezeugt: „Geseng (so) dir der Teufel das Muß" (Speise). So z. B in einer Sammlung von Aufsätzen: Wohl angefüllter Wein-Keller, in welchem manche durstige Seel sich mit einem geistlichen Geseng-Gott erquicken kan u. s. w. Würzburg 1710 S. 373; ein Geseng-Gott meint einen Trunk, den der Wirth mit den Worten „gesegnes Gott" bringt. Unter der Überschrift „Geseng dir der Teufel das Muß" sind Geschichten von bösem Lohn für böses Thun vereinigt, die Worte erscheinen wie das vermuthete „Gott gesegne das Mahl" für den Teufel in die verkehrte Welt übersetzt. Und mit Gott als Subject, der doch verschwiegen ist, in Fischarts Gargantua im 4. Cap. als Gruß an Gäste (1594, 49[b]): „Proficiat, jhr lieben Herrn, gesegen euch trinken und essen, seid willkommen all in ehren."

Übrigens erscheint Gott nicht blos so als Subject verschwiegen, sondern auch in Fällen, wo es leichter begreiflich ist; z. B. „den Geist aufgeben" heißt ursprünglich „Gott den Geist aufgeben", d. h. übergeben (eigentlich auf die Hand). Es wird noch mehr Fälle geben, die es zu sammeln gilt.

36.

Zu der gesegneten Mahlzeit.*)

Nachträglich.

Daß bei dem Wunsche „gesegnete Mahlzeit" ursprünglich Gott als der gesegnende gedacht und gesagt war, ist in dem Aufsatze oben mehr erschlossen als bewiesen. Einem Beweise nahe oder gleich kommt nun aber Folgendes aus Schwaben. In den Schwarzwälder Dorfgeschichten

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 451.

von B. Auerbach 1, 7 (in der Geschichte vom Tolpatsch) kommt vor: „Das Marannele brachte die Suppenschüssel, stellte sie auf den Tisch, faltete die Hände, ein jeder that das Gleiche und nun betete sie vor. Nachdem man darauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, setzte man sich mit einem „G'segne's Gott" zu Tische. Und wenn im Vorarlberg, wie mir ein Freund von dort meldet, dem Gaste Wein oder Speise mit einem „gsägniß" hingesetzt wird, so ist das dasselbe mit Verschweigung von Gott. Der dort gebürtige Freund legt es mir aus mit „gesegne es Euch (Gott)", danach geht das — iß auf mhd. iu ez, iu'z zurück.

37.

Eine sprachliche Unart aus neuester Zeit.*)

Da ist seit einiger Zeit ein Gebrauch eingerissen und schon so gut wie Herr geworden, der dem noch nicht von der Gewalt der Mode befangenen Sinn doch als Unsitte erscheinen muß; ich meine, daß man dem Namen eines Mannes den Namen seines Wohnortes durch Bindestriche unmittelbar anhängt, sodaß beide zu Einem Namen verwachsen, z. B. Professor Virchow-Berlin. Ich habe das von seinem Entstehen an verfolgt und aus eigentlich berechtigtem Anfang unrettbar in eine Unsitte hineinwachsen sehen, der sich nun fast alles hingibt.

Den Anlaß dazu haben Namen von überwuchernder Häufigkeit gegeben, Schulze, Schmidt, Müller. In jeder kleinen Stadt, auf jedem Dorfe sind z. B. immer so und so viele Müller, die denn für den Gebrauch des Lebens nothwendig unterschieden werden müssen, wofür man sich mit dem Vornamen meist nicht begnügt. Da heißt einer der Teichmüller, weil er am Teiche, einer der Waldmüller, weil er am Walde wohnt, wieder einer der Taubertmüller, weil er eine Taubert zur Frau hat, noch einer aber der Proceßmüller, weil er gern processirt und ohne Proceß nicht leben kann; auch Witz und Neckerei thun sich gern dabei ein Gütchen. Den Schülern aus Dorf und Kleinstadt geht das Herz auf, wenn die Sache in der Classe einmal zur Sprache käme, weil jedem da allerlei einfällt, das ihn aus der Schule ins frische eigne Leben zurückversetzt und doch auf einmal in der Schule so hübsch brauchbar wird.

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 6, 734 ff. (Eben erst, da ich fertig bin, erinnere ich mich, daß die Sache schon von Wustmann in seinen Sprachdummheiten behandelt ist (S. 206 ff.). Indem ich es aber nachlese, sehe ich, daß mein Aufsatz dadurch nicht überflüssig wird. Beide Behandlungen werden sich fördernd ergänzen und mögen mit vereinter Kraft einen Stoß gegen die Unsitte führen.)

Die Unterscheidung ist denn auch gebräuchlich oder nöthig bei den Schmidt, Müller u. s. w., die in die Öffentlichkeit kommen. So spricht auch unsere Literaturgeschichte von Schmidt von Werneuchen, Schmidt von Lübeck, Schmidt von Langensalza (Bruder von Klopstocks Fanny), Müller von Friedberg, Müller von Itzehoe (Verfasser des Siegfried von Lindenberg), Maler Müller u. s. w. Noch in neuerer Zeit, kurz vor dem Aufkommen der Bindestriche, haben wir einen Hoffmann von Fallersleben, der sich selbst so nannte, um sich von andern Hoffmann, die häufig genug sind, bestimmt zu unterscheiden. Er gab allerdings dem „von" einen politischen Beigeschmack mit einer übrigens mehr neckisch als scharf gemeinten Spitze gegen das „von" des Adels, entsprechend der politischen Luft der vierziger Jahre, in der sich die Gewitter von 1848 ansammelten. So hatte er den Verdruß, daß ihn die Augsburger Allgemeine Zeitung durchgehends Hoffmann aus Fallersleben nannte, trotz wiederholter Einsprache seinerseits, daß der Adel kein ausschließendes Recht auf das „von" habe.

In den fünfziger Jahren dann traten die Bindestriche auf. Ein aus Weißenfels gebürtiger Schriftsteller Schmidt nannte sich Schmidt-Weißenfels, der hochverdiente und vielgenannte Volksmann Schulze aus Delitzsch nannte sich Schulze-Delitzsch. Daneben giengen zwar noch als Dichternamen Müller von Königswinter, Müller von der Werra (aus Meiningen), aber auch Müller-Samswegen u. A.

Das ist der Anfang der leidigen Bindestriche, die dann bald die Gunst der Streber eroberten, die in der Gesellschaft so zahlreich vertreten in Schrift und Sprache, wie in Tracht und Sitte immer nach dem Neuesten schnappen, weil ihnen urtheilslos das Neueste allemal das Beste ist und weil sie davon das stolze Gefühl haben, in der Linie des Fortschritts ganz vorn unter den Ersten zu marschiren.

Und dabei ward der ursprüngliche Sinn und die Berechtigung der neuen Schreibweise völlig vergessen. Bei „Schulze-Delitzsch" nämlich fällt der Hauptton auf den Ortsnamen, mehr noch als bei dem alten vollständigen „Schulze aus Delitzsch" oder „Schmidt von Weißenfels"; aber darauf eben kam es an, durch diese Betonung des Ortsnamens die Schulze, Schmidt aus der Masse der Namensbrüder herauszuheben. Auch bei dem nun fast unentbehrlichen „Professor Virchow-Berlin, Professor Pettenkofer-München, Professor Hähnel-Kiel" u. s. w. erhält der Ortsname, man mag wollen oder nicht, den Hauptton, der doch da gar keinen Sinn hat und vielmehr dem Namen des Mannes gebührt. Das merkt aber niemand, während es dem alten fein entwickelten Sprachgefühl gewiß nicht entgangen wäre, gedankenlos wird drauf los gebindestrichelt mit dem Hochgefühl, in der Bildung mit beim Fortschritt zu sein.

Und doch scheint ein Gefühl dieses Misstandes dunkel gewaltet zu haben. Wenigstens wollte mir das der Grund scheinen, daß man eine Zeit lang den Personennamen gesperrt druckte, den Ortsnamen nicht, also: Buchhändler Hirzel-Leipzig, Herr Woermann-Hamburg, Herr Sedlmayer-München, womit denn der Mannsname gegen den Ortsnamen ein gebührendes Gegengewicht wenigstens für das Auge erhielt. Aber das ist nun auch wieder vergessen, die sinnlose Betonung des Ortsnamens wuchert fort. Im Zeitungsstil, der ja leider immer mehr die Sprachgedanken beherrschend wird, ist der Misbrauch schon so gut wie unantastbar nothwendig, daß man z. B. in Listen, etwa bei Gelegenheit von Versammlungen, zu lesen bekommt: Dr. Hofmann-Berlin, Red. Pinkert-Berlin, Red. Stohmann-Berlin u. s. w., denn das einfache und dem Geschmack entsprechende „Dr. Hofmann u. s. w., alle drei aus Berlin" traut man sich nicht mehr zu schreiben jenem Gesetz gegenüber.

Und noch etwas, was anfangs den Gebrauch der Bindestriche als eine Art Bedingung begleitete, ist nun auch längst wieder vergessen. Sie kamen zuerst in weiteren Gebrauch bei Namen, die als Vertreter von Gemeinschaften aufzuführen waren, im Reichstag, Landtag, bei wissenschaftlichen und gewerblichen Versammlungen aller Art. Da ließ sich denn der höhere Ton des Ortsnamens noch ertragen oder brauchbar finden, z. B. Braun-Wiesbaden, Woermann-Hamburg, Fries-Weimar, Stephani-Leipzig u. s. w.

Aber auch das ist wie gesagt längst wieder vergessen und die =, in lateinischer Schrift ein -, bedeuten nichts mehr als in oder von oder aus und müßten nun auch so in Grammatik und Wörterbuch ihre Stelle erhalten. Wie lange wird es dauern, daß die Bildung auch Goethe-Weimar, Herder-Weimar, Immermann-Düsseldorf u. s. w. verlangen wird? Unsere große Literaturzeit darf doch nicht in der Bildung zurückbleiben?

Eine leidige Förderung erhält übrigens der Misbrauch durch den Stil oder Unstil, der sich auf Briefadressen entwickelt hat. Da heißt es nur noch: Dr. J. Stieler | Dresden u. s. w. Das entspringt aus der Hast des heutigen geschäftlichen Lebens — soll die aber mit sprachbildend sein dürfen?

Mir scheint aber, als müßte die Schule es als ihre Aufgabe anerkennen, dem Misbrauch bei den Schülern entgegenzutreten und ich möchte die Gemüther der Herren Lehrer dazu gestimmt haben.

38.
Zur Urgeschichte unserer Metrik.*)

Zur Aufhellung der Urgeschichte unserer Metrik, die sonst in so tiefem Dunkel steht, liegen schon seit einiger Zeit Mittheilungen aus der Gegenwart vor, die, zumal an etwas versteckten Orten, in ihrem Werth für die Vorzeit noch nicht benutzt oder erkannt sind. Ich will das hier möglichst nachholen. Die Sache liegt auch durchaus nicht außer dem Kreise der Schule, für welche ich Metrisches, richtig, d. h. nicht gelehrt kalt, sondern warm lebendig behandelt, aufs innigste als Lehrstoff wünsche. Die Schüler greifen bei richtiger Behandlung mit wahrem Verlangen danach, während die alte kalte Schulmetrik mit ihrem eintönigen Gerede von lang und kurz zum Langweiligsten gehört, das es gibt. Auch Folgendes würde den Schülern aufs lebhafteste zur Freude und Lehre gereichen.

Bei K. J. Schröer, Deutsche Weihnachtspiele aus Ungarn, Wien 1857 (1862), wird ein Christgeburtspiel aus Oberufer auf der großen Donauinsel Schütt bei Presburg mitgetheilt und glücklicher Weise auch über die Art des Vortrags, aus eigner Anschauung, eine Angabe von Werth gemacht: „Der Vortrag wird sehr sorgfältig einstudirt, denn das richtige Scandiren, auf das man viel hält, muß auch mit den Schritten der meistens auf- und abschreitenden Personen in Einklang gebracht werden, so daß drei Schritte auf drei Hebungen kommen, bei der vierten dreht sich der Spieler um. Wo Maria und Joseph sitzen und den Wirth anreden, da muß dieser, schon bevor er selbst zu reden anfängt, auf- und abgehen und zu den Worten die Schritte machen."

Damit bestätigt sich denn in erwünschtester Weise aus der Gegenwart, aus der Bauernsitte von heute, was die Wissenschaft, und zwar nicht lange erst, aus zersprengten Spuren für die Urzeit mehr ahnend ermittelt und mit nachschaffender Phantasie aufgestellt hat. Trefflich brauchbar spricht es W. Scherer aus in der deutschen Literaturgeschichte S. 7, wo von der Poesie der alten Arier die Rede ist: „Mythologische Lieder, zum Opfer gesungen, Anrufungen und Gebete, das ist die vornehmste Gattung der alten Poesie, umkleidet mit der ganzen Feierlichkeit öffentlicher religiöser Acte, wovon Wohl und Wehe einer Nation, eines Stammes, eines Geschlechtes [einer Gemeinde] abhängt. Hierin vermählen sich Poesie, Musik und Tanz.**) Der Massengesang ist zugleich

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 1 ff.

**) Wort und Begriff Tanz sind da, in Vergleich zu unserm verengten Begriffe, in einem erhöhten umfassenden Sinne gebraucht, es ist ein eingeübtes,

Massenbewegung. Rhythmus und Metrum in Poesie und Musik sind eine Erbschaft des einst nothwendig damit verbundenen Tanzes. Der viertaktige Halbvers ältester deutscher Gedichte mit den Strophengebilden, in denen er auftritt, findet sich in altindischen Hymnen wieder und zaubert der wissenschaftlich geschulten Phantasie ein Bild aus der arischen Urzeit vor. Wir erblicken einen Kreis von Menschen um die Opferstätte versammelt, sie bewegen sich vier Schritte vorwärts, vier Schritte rückwärts, oder vier Schritte rechts, vier Schritte links. Die Bewegung begleitet gemessener Gesang. Und jede solche Bewegung von einem Ausgangspunkte weg bis zu diesem Punkte zurück entspricht einem Verse von acht Takten oder doppelt so viel Silben in dem gleichzeitig gesungenen Liede"

Scherers wissenschaftliches Phantasiebild und jene Mittheilung Schröers liegen um Jahrtausende aus einander, und doch ist der eine Faden noch ganz deutlich, der von dort bis in die Gegenwart durchgeht, sicher ununterbrochen, nur für uns, besonders was unsere Vorzeit betrifft, nicht sichtbar, blos weil es an der Mittheilung und Überlieferung gebricht. Das Weihnachtsspiel ist immer noch eine religiöse Handlung, eigentlich als Schauspiel zur Freude der Gottheit gedacht, wie denn jetzt noch der einfache Sinn der Bauern sich nicht deutlich, aber ungefähr die Heiligen vom Himmel her mit Freude zusehend denkt, oder ungefähr fühlt.*) Die Aufführung ist auch von religiös andächtiger Stimmung getragen, die der Form nach ihren Ausdruck in dem genauen Rhythmus findet, der seinem Rahmen nach noch derselbe ist, wie in jener Urzeit. Auch wird er immer noch festgehalten durch das danach abgemessene Schreiten, und auch der Gesang, im weitesten Sinne, ist immer noch dabei, denn die Vortragsform ist keineswegs die der nüchternen Alltagsrede, sie nähert sich recitativischem Gesang, wie man das auch noch bei den Puppenspielern hören kann, in deren Kunstübung sich überhaupt allerlei Altes fortsetzt. Will man aber Musik, Poesie und Tanz als Einheit sich mit „Massenbewegung", um Scherers Wort zu brauchen, der Vorstellung näher ziehen (die Bewegung einer Schar, die eine streng einheitliche sein mußte, führte nothwendig zu dem strengen Rhythmus), so hat man sie ganz nahe in unserm Kinderspiel von heute, von denen ja manches auch noch als von Urzeit her fortgeführte religiöse Handlung erkennbar ist.

gemessenes, kunstgerechtes Schreiten, das dann allerdings auch in ein Hüpfen übergehen kann oder sich damit mengen. Richtiger wäre übrigens gesagt: Da bilden sich und entstehen Poesie, Musik und Tanz gleichzeitig in- und aneinander wie ein einheitliches Ganzes.

*) Weitere Begründung dieser Annahme für Zweifler, welche die große Mehrzahl sein werden, wäre wol zur Hand, braucht aber mehr Raum, als ich jetzt habe.

Auch ist im Kinderspiel, was niemand wundern wird, die alte Kunstform wolerhalten wiederzufinden, z. B. in einem Spiel vom Mann aus Ninave.*) Es beginnt damit, daß sich ein Spieler und eine Reihe Kinder einander gegenüberstehen und mit einander verhandeln. Der Einzelne schreitet singend gegen die wartende Reihe vor:

Es kommt ein Mann aus Ninave,
Ninave,
Heisa vivallatius.

Die erste Zeile wird mit vier Schritten gesungen, die natürlich auf die Hebungen fallen, der kleine Nachtrag oder Einschub Ninave wird stehend gesungen, aber auch mit Treten der Takte. Die zweite Zeile wird ebenso in vier Tritten rückwärts gehend gesungen. Darauf geht die Reihe in gleicher Form gegen den Einzelnen vor:

Was will der Mann aus Ninave,
Ninave?
Heisa vivallatius.

Darauf wieder der Einzelne:

Er will die jüngste Tochter haben,
Tochter haben,
Heisa vivallatius u. s. w. —

also durchgängig ein singendes Treten oder tretendes Singen der vierhebigen Verse, wie dort in Scherers Phantasiebilde.

Neben jene werthvolle Mittheilung Schröers stellt sich aber noch eine andere aus der Gegenwart, die noch einen andern hohen Werth hat. Von einem Weihnachtspiele aus dem Bairischen Wald berichtet A. Hartmann, Volksschauspiele Leipz. 1880 S. 520 über die Vortragsform: „Vor den Zuschauern bleibt ein Raum frei für die Spieler. Letztere declamiren nicht dem Publicum zugewendet, sondern in einer Linie auf- und abschreitend machen sie jedesmal am Endpunkte Kehrt und sprechen in der Richtung dieser Linie und zwar immer nur eine Verszeile. Declamirt wird nur, während der Spieler steht, dazwischen muß er aber immer drei Schritte machen, ohne zu sprechen.“ Also das Treten des Rhythmus und das Sprechen getrennt, neben einander gestellt, statt in eins gesetzt: ganz seltsam und zunächst schwer begreiflich! es zeigt aber weiter glücklich, daß die altüberlieferte Form sich in mehreren Ab-

*) Ich nehme die mir aus eigner Kinderübung geläufige Form, die sonst vielerlei Abweichungen zeigt.

weichungen entwickelt hatte und weist damit auf ein reiches Leben dieser Kunstform hin, von dem man nur durch solche versprengte Endchen eine Ahnung bekommt. Gewiß wird noch manches Weitere dazu aufzufinden sein.

Die erste Form lebt auch noch im Gebrauch der Puppenspieler, indem da die sprechende Gestalt gegen die andere schrittweise vorrückt, ich weiß nicht, ob durchgängig so, namentlich seit da der Vers durch Prosa verdrängt ist. Aber aus meiner frühesten Jugenderinnerung hab ich z. B. vor Augen, wie der Tod und Kasperle mit einander zu thun haben und in den Ecken der kleinen Bühne gegen einander stehen. Der Dialog begann:

Ich bin der Tod, der Menschenfresser.
„Friß du Schweinefleisch, das schmeckt dir besser" —

der Sprechende gieng ruckweise gegen den Andern bis in die Mitte der Bühne vor, sodaß jeder der vier Hebungen ein Ruck oder Schritt entsprach, worauf er in einem Strich wieder in seinen Standort zurückfuhr. Mancher Leser wird vielleicht Genaueres anzugeben wissen. Auf alle Fälle liegt aber auch darin ein Stückchen Überlieferung vor. Wenn jemals eine gleichzeitige Angabe über den Vortrag z. B. von Hans Sachsens Stücken sich fände (worauf doch kaum zu hoffen ist), wir würden gewiß da Ähnliches sehen, denn die Puppenspieler machten es natürlich der großen Bühne nach.

Eine weitere Probe von der Mannigfaltigkeit, in der jene altvolksmäßige Kunst entwickelt war, kann auch Folgendes geben, das zugleich über das germanische Gebiet hinausgreift und damit andeutet, wie das Ganze Gemeingut wenigstens der indogermanischen Völker war. In der Allg. Zeitung 1888 im März brachte H. Semmig lehrreiche Aufsätze (nach dem Franzosen Souvestre) über das bretonische Volksschauspiel, das noch in unserm Jahrhundert in voller Blüthe gewesen ist, in bretonischer Sprache, erkennbar ins Mittelalter oder weiter zurückreichend, wie es denn wesentlich die alten Stammessagen behandelte. Da sprach vor jedem Acte ein Prolog eine allgemeine Inhaltsangabe, aber nach je vier Versen (als rhythmisches Ganzes behandelt) wurde der Vortrag unterbrochen und die Spieler machten einen Umgang um die Bühne, von Musik (dreisaitiger Geige und Dudelsack) begleitet und nach dem Takte schreitend (a. a. O. S. 1091[a]).

Erwähnenswerth ist bei der Gelegenheit doch auch, wie im Norden noch der Gesang von Heldenliedern mit Tanz begleitet wird, wie z. B. bekannt ist von den Färöern und dem dortigen Vortrag der Lieder der Sigurdsage. Ebenso wurden noch im vorigen Jahrhundert Lieder aus der Gudrunsage mit Gesang und Tanz vorgetragen und darin kommt

ein Zug vor, der von besonderm Werth ist, obschon leider nicht deutlich genug. Ein Engländer Hibbert, description of the Shetland islands Edinb. 1822 p. 561 ff. berichtet davon*): Numerous songs, under the name of visecks, formed the accompaniment to dances, that would amuse a festival party during a long winters evening. When the corn waters of Hamburgh had gone merrily round, when the gue, an ancient two-stringed violin of the country was aiding the conviviality of Jule, then would a number of the happy sons and daugthers of Hialtland take each other by the hand and while one of them sang a Norn viseck (d. h. in norrönischer Sprache), they would perform a circular dance, their steps continually changing with the tune. Also einer sang vor, die Andern, der Chor trat nur den Rhythmus und zwar in Form des Rundtanzes, wie auf den Färöern, aber, und das ist das Bedeutsame, mit einem Wechsel der Schritte, der sich nach dem Wechsel des Melodiegangs richtete. Dieser Wechsel, wie er auch immer war, deutet bestimmt auf eine weitere kunstmäßige Ausbildung der ganzen Form, deren Art auch nur anzudeuten ich mir nicht getraue. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß doch noch mehr solche Mittheilungen, im Norden, wie wol bei uns, auftauchen können und das Dunkel unserer Vorzeit weiter aufhellen.

Um aber in die Nähe zurückzukehren, da ist wol erwähnenswerth, wie noch im vorigen Jahrhundert Metrik und Rhythmik nach Schritten unter den Gesichtspunkt von schreiten und treten gestellt erscheint. So bei J. J. Breitinger, der im zweiten Theil (Fortsetzung) seiner Critischen Dichtkunst davon handelt. Da heißt es z. B. S. 440: „Also weiß eigentlich die deutsche Prosodie von keinen Tritten, die unumgänglich lang oder kurz sein müßten; wol aber befiehlt sie uns, daß in den gesetzten Tritten die hohen und leisen Accente mit einander umwechseln sollen." Und S. 442 von der Anmuth des Rhythmus, wenn er sich nicht streng, sondern in freiem Wechsel bewegt: „Und diese mag ungefähr von der Art und Kraft sein, wie wolgemessene Schritte und Tritte in einem feierlichen Aufzuge, welche nach der Natur des Festes ernstlich und gestreng oder munter und lustig sind" u. s. w., wo er den schreitenden und hüpfenden Rhythmus meinen muß. Dieses Bild, das mir, aus dem Gedankengange hier, längst geläufig geworden ist, hatte auch Fischart vor sich, wenn er Hexameter mit ihrem Wechsel von Daktylen und Spondeen so beschreibt: „reimten umb die wett, dichteten Lieder auf allerley melodei . . . macheten newe Wisartische (d. h. Fischartische deutsche) Reimen

*) S. C. Hofmann, zur Gudrun, in den Monatsberichten der bairischen Akad. d. Wiss. 1867 2, 207.

von gemengten trey-hüpfen und zween-schritten" (Gargantua 1594 Bl. 193[a]); auch bei Zesen heißen die Daktylen hüpfende, springende Reime (Vilmar Metrik 139). In Christian Weises Metrik, Curiöse Gedanken von deutschen Versen, wird z. B. 1, 77 das lat. pedes mit Tritte gegeben, ohne weitere Benutzung des Bildes.

Ohne die Sache jetzt weiter verfolgen zu können, wie sie bedürfte, drängt sich mir doch die Frage auf: dachte man im 16. 17. Jahrhundert bei Metrik und Rhythmik noch an das Treten des Rhythmus, wie es aus alter Zeit, ja von Ursprung her überliefert damals wol noch auf der Bühne zu sehen war, wie jetzt noch in versprengten Resten bei den Bauern? Von diesen muß ein unabgerissener Faden nach rückwärts gehen und muß auch in der Kunstübung der Städte gegolten haben, und das kann oder muß wol auch in die Vorstellung in der Lateinschule eingewirkt haben. So hatte es wol Breitinger aus alter Schulüberlieferung. Hoffen wir wie gesagt auf weitere Fünde.

Endlich noch ein rascher Blick von unserm Gesichtspunkt aus auf die antike Metrik. Gerade da ist die neu gewonnene Erkenntniß vom Ursprung aller Metrik und Rhythmik aus dem religiösen Tanze von besonderem Werthe. Rein gewonnen werden konnte sie freilich dort nicht, weil die einfache Urform zu weit in abweichende Kunstform übergegangen war, dazu mußte die indogermanische Urzeit helfen und unsere eigene kann es auch. Aber wie nahe der griechische Kunstbetrieb noch dem ersten Ursprung stand, zeigt der Chor in der Tragödie, noch mit dem Altar als Mittelpunkt. Das griechische Wort χορός, das dann gemein europäisch geworden ist, bezeichnet eben Gesang und religiösen Tanz als untrennbares Eins, wie wir denn noch Chor brauchen von einer Sängerschar, aber auch kirchlich von dem Standorte der Sänger, ja selbst vom Altarplatz, in ununterbrochener Fortsetzung des Altgriechischen; auch die ὀρχήστρα, eigentlich die Tanzstätte, wird ja in unserm Theater fortgeführt als Orchester. Übrigens ist es recht bemerkenswerth, wie das sog. Scandiren, das in der Schulmetrik von der Schulbank her die Herrschaft hat, selbst in die lebendige Urzeit zurück weist; denn es ist Übersetzung des griechischen βαίνειν, schreiten, und meint eigentlich ein bedächtiges Schreiten mit gehobenen Knien, zur Abmessung und Einübung des Rhythmus. Mit dem Verblassen dieser Bedeutung schon im späten Alterthum hängt dann auch ein ähnliches Schicksal der Begriffe Arsis und Thesis zusammen, die auch schon im Alterthum geradezu in ihr Gegentheil umgeschlagen sind. Denn Arsis, Hebung, ist eigentlich das Heben des Fußes, das einer Pause gleich kommt, der Takt dagegen ward durch Aufsetzen des Fußes bezeichnet, θέσις, Niedersetzen. Auf das Heben und Senken der Stimme giengen die Ausdrücke erst später über, um nun das Gegentheil zu bezeichnen.

39.

Etwas von Pfeffel und Gellert.*)

In meinen jungen Jahren und noch länger war in den deutschen Lesebüchern ein Gedicht von Pfeffel, eine fabelartige Erzählung, beliebt und Allen bekannt, das von einem Knaben und einem Dattelkern handelte, mit dem Anfang

Ein Schüler aß, wie viele Knaben u. s. w.,

oder wie es im Gedächtniß geändert, eigentlich gebeſſert, umgieng:

Ein Knabe aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern,
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanzt er einen Dattelkern.

Der Vater, der dazu kommt, enttäuscht ihn freilich, da müsse er lange warten, denn, sagt er, der edle Baum trage oft kaum nach zwanzig Jahren die erste Frucht .. Der Knabe, nicht wenig betroffen, faßt sich doch bald:

Das Warten soll mich nicht verdrießen;
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was itzt der Knabe pflanzt, genießen.

Solche Moral liebte und schätzte man damals, nicht blos für die Jugend, und ließ sich gern davon belehren und bilden. Das ist jetzt anders.

Aber bei Pfeffel hat die Fabel noch eine Nutzanwendung als Anhang, die man in den Lesebüchern als unnütz wegwarf, die aber jetzt einen ganz eigenthümlichen Werth gewinnt und darum Auffrischung verdient.**) Die Fabel, mit der Überschrift: Der Knabe und sein Vater, ist nämlich gerichtet „An den jungen Grafen von Cüstine", der bei Pfeffel in der Kriegsschule war, und spricht zuletzt diesen an***):

---

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 84 ff.

**) Auch Th. Süpfle in seiner trefflichen Geschichte des deutschen Cultureinflusses auf Frankreich, mit besonderer Berücksichtigung der literarischen Einwirkung, Gotha 1886, hat sich in dem Capitel über Gellert 1, 158 ff. dieß Zeugniß Pfeffels entgehen lassen.

***) Poetische Versuche von G. K. Pfeffel, Tübingen Cotta 1802 2, 117.

So, holder Liebling, denkst auch Du
Und sammelst an Minervens Busen
Dir Schätze für die Heldenruh.
Und — triumphiret, deutsche Musen! —
Euch hat ein Celte sich gewählt,
Der kaum zwey volle Lustern zählt.
Freund, pflanzest Du auf deutsche Wälle
Einst Dein Panier mit tapfrer Hand,
So denke stets, auch diese Stelle
Gehört zu Gellerts Vaterland.

Wie scharf und deutlich beleuchtet das die Verhältnisse zwischen Frankreich und Deutschland von damals, die uns nun so unbegreiflich vorkommen wollen oder müssen, und den Umschwung der heutigen Verhältnisse, der sich seitdem, eigentlich erst kürzlich vollzogen hat.

Ein deutscher Lehrer, freilich französischer Unterthan, aber auch deutscher Dichter vom besten Ansehen auf dem damaligen Parnaß und mit den Zeitgenossen diesseit des Rheins aufs engste verbunden, als Mitstrebender in den Arbeitsbahnen unserer Dichter, deren Ziele er mit Begeisterung zu den seinen machte (er hatte in Halle studirt) — also ein deutscher Dichter im Elsaß unterweist einen jungen Franzosen im Kriege gegen Deutschland wie in seiner Lebensaufgabe, setzt auch dabei, echt französisch, als sicher voraus, daß er als Sieger in deutsche Städte einziehen werde.*) Das war i. J. 1778 (das Gedicht erschien im Göttinger Musenalmanach 1779 gedruckt). Und freilich, wenn nicht Pfeffels Zögling als Opfer der Schreckenszeit auf dem Blutgerüste hätte enden müssen, bald nach seinem Vater, so wäre des Dichters Wort doch wol Wahrheit geworden, der Graf wäre mit Napoleons Heeren als Sieger nach Deutschland gekommen.

Überhaupt wäre es nicht recht, Pfeffels Worte ihm scharf aufrücken zu wollen als Vorwurf schmählicher Deutschvergessenheit (um dieß gute Wort von Görres zu brauchen). Dagegen schützt ihn die Mahnung an den Zögling, er möge einst als Sieger dort schonend auftreten, indem er ganz Deutschland wie in den Schutz seiner Liebe für die deutsche Geisteswelt stellt — wie konnte er mehr thun? Auch der Triumph darüber, daß ein Franzose seine Liebe auf die deutsche Dichtung geworfen habe, zeigt ihn ja bestens deutschgesinnt. Das Andere kommt eben auf Rechnung des uns jetzt so entrückten Verhältnisses, das übermächtig über die Köpfe hingieng, daß man nämlich, und zwar nicht in Frankreich blos, Deutschland,

*) Wie noch 1870 die französischen Kriegskarten für die Zeitungsleser nur das Land vom Rhein bis Berlin darstellten, das französische Gebiet aber nicht.

wenigstens den Westen, als gute Beute für Frankreichs Kriegslust ansah, wozu freilich die Lage der Dinge bei uns gar zu verlockend war; haben wir das doch noch 1870 erlebt, wo es mit dem Verlockenden freilich vorüber war. So sind wol Pfeffels befremdliche Worte ins rechte Licht gerückt, wieder, wie mir scheint, eine hoch anziehende und lehrreiche Denkübung für die Schüler.

Übrigens ist der junge Cüstine eine wirklich anziehende Erscheinung und die Anrede an ihn als „holder Liebling" kein bloßes Dichterwort. Man erfährt mehr von ihm in dem gehaltreichen Buche von Hugo Pfannenschmid (Archivar in Colmar), G. K. Pfeffels Fremdenbuch mit biographischen und culturgeschichtlichen Erläuterungen, Colmar i. E. 1892 S. 43. Sein Vater, Adam Philipp, Graf von Cüstine, ist uns wolbekannt als Eroberer von Mainz, der Sohn, Renaud Philipp, geboren 1768, war seit 1777 unter Pfeffels Leitung, ein lebhafter frühreifer Geist; Pfeffel schreibt an Lavater im Februar 1778 „der neunjährige Graf Cüstine lernt seit zwei Jahren mit bestem Erfolg die deutsche Sprache, eins der liebenswürdigsten Kinder, welches ich antraf. Im vorigen Sommer hatte der holde Knabe mir eine Idylle zugeeignet (offenbar doch eine deutsche)". Er hatte nämlich durch Pfeffel von Lavater gehört und war der Art mit Begeisterung gegen ihn erfüllt, daß er sich nicht enthalten konnte, ihm dieselbe in einem Briefe auszusprechen. Ein Antwortschreiben Lavaters machte den jungen Grafen glücklich, vollends ein Geschenk, das er ihm mit einer seiner Schriften machte. Das ist ja wol auch wissenswerth und ein lichtes Bildchen aus den damaligen Verhältnissen zwischen uns und den Franzosen.

Die Erscheinung tritt übrigens in ein eigenthümliches Licht, wenn man daneben hält, wie eben in jener Zeit von französischer Seite bitter geklagt wurde, daß den Franzosen die Fähigkeit der Begeisterung verloren sei. So Dorat in einem Aufsatz über die deutsche Literatur, idée de la poésie allemande, als Einleitung zu einer freien Bearbeitung von Wielands Selim und Selima.*) Da ist der deutschen Poesie zwar viel Mangelhaftes und Unreifes nachgesagt, aber dann folgt doch ein hohes Lob eigner Art: „Was die deutschen Dichter stets von allen Andern unterscheiden wird, ist die innige Empfindsamkeit, die sie aus der Betrachtung der Natur, dieser Schule des Genies schöpfen. Die meisten ihrer Werke wissen uns ohne große Triebfedern und Verwickelungen zu rühren ... wie es der Witz (esprit) nie vermag ... weil sie simpel und wahr, weil

*) Gedruckt zuerst i. J. 1768 und noch zweimal wiederholt, siehe Süpfle a. a. O. 2, 37. Einen eingehenden Bericht darüber gibt der Leipziger Musenalmanach 1770 S. 130, dem ich hier folge.

sie der Abdruck eines reinen, ehrlichen und menschenfreundlichen Herzens sind" u. s. w.

„So sollten alle die gesinnt sein, welche sich dem Umgange der Musen widmen. Aber dann müssen sie nicht eine Luft athmen, von allen Lastern vergiftet, dann müssen sie nicht ein Land bewohnen, wo der Egoismus alle Bande zerreißt und den wahren Enthusiasmus erstickt, dann müssen sie sich nicht einer Philosophie überlassen, welche das Herz verschließt, die Phantasie austrocknet" u. s. w. — „o Deutschland, unsere guten Tage sind dahin, die deinigen brechen an!"

So suchte denn da auf elsässischem Boden ein junges französisches Gemüth, das warmen Inhalt für Geist und Herz brauchte, bei unsern Dichtern, was er bei seinen Landsleuten nicht fand. Es begann aber damals auch in Paris mitten in dem eignen berechtigten Selbstgefühl des Selbsterrungenen doch eine größere Aufmerksamkeit auf die deutsche Dichtung zu erwachen, mit einer Ahnung, daß diese weiter, höher gienge. Schon in den Pariser Briefen von Sturz aus den 60er Jahren ist das zu spüren. Und was Dorat von der Begeisterung auf französischer und deutscher Seite sagt, findet sich etwa 40 Jahre später wesentlich noch ebenso ausgesprochen in dem Buche der Staël-Holstein de l'Allemagne. Da sind die letzten Capitel des Ganzen dem enthousiasme gewidmet, dessen Bedeutung für die Nation wie für den Einzelnen untersucht wird, als letzte Lehre ihrer Untersuchung, im 11. Capitel aber heißt die Begeisterung la qualité vraiment distinctive de la nation allemande. Und noch aus neuester Zeit wären ähnliche Fälle beizubringen, wie dort der mit dem jungen Grafen von Cüstine.

Was wir Deutschen von heute zu diesen französischen Urtheilen über uns sagen sollen? Mag ein Jeder für sich selbst antworten. Aber, um auf Pfeffel und seinen interessanten Zögling zurück zu kommen — Gellerts Vaterland als Bezeichnung von ganz Deutschland — das ist uns jetzt vielleicht das am meisten der Erklärung Bedürftige in Pfeffels Gedanken. Und doch ist für ihn und die Zeit des Gedichtes alles damit in Ordnung. Es war das Jahrzehent nach Gellerts Tode, in dem das Gefühl, was Deutschland in ihm besessen und verloren hatte, erst zu seiner vollen Deutlichkeit kam, wie das so geht nach solchen Verlusten. Und wirklich Deutschland, ganz Deutschland, denn es war ein fast beispielloses Schauspiel, wie da das ganze Volk, ohne Unterschied der Stände und auch der Glaubensformen, zu dem einen Mann als bestem Freund und Lehrer für Geist und Herz aufblicken gelernt hatte. Abgebrochen ward das freilich bald durch das eben damals ausbrechende Geniewesen, das auf einmal Gellerts Welt wie tief unter sich überholt sah.

Und da ich einmal den Pfeffel in der Hand habe, was mir selten genug

geschieht (wie Anderen auch), obschon sichs allemal lohnt — so sei noch ein Gedicht von ihm angezogen, das eben von dem Geniewesen und Gellert handelt.

Es nennt sich „Der Rausch" (Poetische Versuche 2, 30 ff.) und erzählt von der deutschen Muse, für die er aber seltsam schonend und harmlos seine eigne setzt:

Ein kleines Räuschchen schadet nicht,
Lernt ich von meiner Amme Suse,
Und glaubt' es ihr. Vom losen Wicht
Dem Bacchus lernt' es meine Muse
Und trank in Syrakuser Wein
Sich einen Rausch.
Nun fängt sie an zu toben,
Und ein Tapetenköniglein
Pindarisch zum Trajan zu loben,
Dann stieg sie auf den Rabenstein
Und rief den Teufeln, Volen, Elfen,
Sie möchten beim Cometenschein
Ein Schauspiel ihr tragieren helfen.
Allein sie blieben gar zu lang,
Da griff sie nach Hans Sachsens Leyer
Und heulte weichen Minnesang,
Den Bogen voll um einen Dreyer.
Nun trieb sie des Genies Drang
In unsrer Barden Wodansfeyer.
Hier krönt sie sich mit Eichenlaub,
Bestreut ihr Wamms mit Heldenstaub,
Macht Blitze sich aus Fliegenwedeln,
Säuft Bonzenblut aus Fürstenschädeln
Und klettert mit zerstreutem Haar
Nun gar auf des Parnasses Spitzen.
Hier sah sie die geweihte Schaar
Des Helios (Apollos) im Kreise sitzen
Und krähte wie ein Puterhahn
Den hehren Schatten Gellerts an.
Ein Blick, aus welchem stille Größe
Und Menschenhuld und Mitleid sahn,
Entfuhr dem Edlen. Angst und Blässe
Des Tods ergriff die Schwelgerin.
Sie schlug die Brust, ward plötzlich nüchtern,
Fiel ihm zu Fuß und lallte schüchtern:
Vergieb mir armen Sünderin.

Das Gedicht, nach dem Register S. 210 aus d. J. 1777, zeigt, wie den Vertretern der alten Schule, die in Gellerts Geisteswelt eine Art Vollendung fanden, die Versuche der jungen Streber erschienen, die eine ganz neue Welt gründen wollten; Bürger, die Stolberge, Hölty, Kretzschmann sind in ihren Jugendsünden, um auf Pfeffels Standpunkt zu treten, wol erkennbar, obschon noch mehr zu erklären bleibt. Die Vermengung von H. Sachs mit den Minnesingern freilich läßt sehen, welcher Nebel noch über der früheren Zeit lag.

Endlich, da es die Gelegenheit an die Hand gibt, sei noch einer russischen Stimme über Gellert der Platz vergönnt, als Ergänzung zu jener französischen, zumal sie erst vor wenigen Jahren und auch nicht recht bekannt worden ist. Der russische Geschichtschreiber Karamsin (geb. 1766) machte in den Jahren 1789/90 eine Reise nach Europa, besuchte besonders auch Deutschland und verweilte dabei auch in Leipzig. Hier aber war Gellert der Mittelpunkt seiner Gedanken. Einen Bericht darüber geben seine Briefe in die Heimath, die er nachher als „Briefe eines russischen Reisenden" in dem von ihm herausgegebenen „Moskauer Journal" drucken ließ und die kürzlich übersetzt von Roskoschny als 7. Band einer russischen Taschenbibliothek Lpz. 1888 deutsch zugänglich gemacht sind. Der Russe hörte hier Vorlesungen, z. B. eine von Platner, der damals sehr angesehen war, über das Genie, widmete aber seine Zeit vor allem Gellert. Der russische Lehrer hatte ihnen als Schülern Moral vorgetragen nach Gellerts Vorlesungen, und hatte gesagt: „Meine Freunde, werdet so, wie zu sein Gellert lehrt, und ihr werdet glücklich sein!" Gellerts Fabeln waren damals seine ganze Bibliothek, er vergoß heiße Thränen bei Incle und Yariko, lachte aus vollem Herzen beim grünen Esel u. s. w., „die Erinnerungen durchwühlten mein Herz". Er besuchte auch seine Denkmäler in Wendlers Garten*) und der Johanniskirche, und Abends im Gasthause sagte er zum Wirthe: „Nein Herr Memel, ich komme nicht zum Abendessen. Ich setze mich ans Fenster, nehme Weißes Elegie auf Gellerts Tod vor mich, Cramers und Denis Oden, werde lesen, mit empfinden und recht weinen. Den heutigen Abend widme ich dem Andenken des Wolthäters der Menschheit, er hat hier gelebt und das Wolthun gelehrt." Das mundet uns heute wol auch nicht recht, besonders die Thränen. Aber das liegt mit an dem verlorenen Ver-

*) Dasselbe, das nachher auf dem sogenannten Schneckenberge in den Anlagen vor dem Grimmaischen Thore stand, von Öser geschaffen und von Goethe besungen, dann aber doch dem neuen Theater zum Opfer gefallen, wobei man es achtlos in Trümmern wegschaffte und ins alte Gerümpel warf — wie Ösers und Goethes Namen daran hafteten, das wußte keiner von den maßgebenden Herren. Gellert selbst aber — gehörte ja längst in die Rumpelkammer.

ständniß der Zeit und ihrer Verhältnisse im Seelenleben, in denen sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert Verschiebungen, ja Umwälzungen vollziehen, wie im politischen Leben. Die Thränen sind nicht Thränen weicher Schwäche, an die man jetzt wol denkt, als gäbe es nur solche, sondern Thränen der umfassend empfundenen Menschenliebe, die recht im Gegensatz zu dem Kampf aller gegen alle im 17. Jahrhundert nun die Herzen beherrschte und zum Höchsten stimmte. Hat doch auch Goethe solche Thränen geweint und besungen.*) Wie aber Gellerts Welt auch nach außen wirkte über die Grenzen in Ost und West, das erscheint recht deutlich hier an dem Bekenntniß des Russen, dort in der Gesinnung des Franzosen und ist wol brauchbar, um das Bild unserer Welt vor Ausbruch des Geniewesens hell zu beleuchten.

40.

Zur Geschichte der Aussprache in neuester Zeit.**)

I.

Wer sich gewöhnt hat, die Sprache als etwas Lebendiges, also Klingendes zu betrachten, nicht als in den schwarzen Zeichen auf dem Papier aufgehend, wozu der Schulstandpunkt, d. h. der alte falsche, fort und fort aufs neue verleitet, der wird beim Lesen, wenn bedeutende Männer redend erscheinen, leicht von einer Frage heimgesucht, auf die es selten eine befriedigende Antwort gibt, von der Frage nach dem Klang der Rede, nach der Aussprache. Denn die Schrift gibt ja keineswegs ein genaues Abbild des Klanges, nicht einmal in Bezug auf die einzelnen Worte, da die Laute, z. B. das **a**, eine gar verschiedene Färbung haben nach Zeit und Landschaft, außerdem aber im Lauf der Zeit sich in der Aussprache Verschiebungen vollziehen, denen die Schrift nicht folgt, geschweige denn in Bezug auf die Melodie der Rede, die in den verschiedenen Gebieten oder Provinzen, um in der Sprache des vorigen Jahrhunderts zu reden, so verschieden und doch für jede so bezeichnend eigenartig ist.

Es ist jetzt selten, noch mehr in älterer Zeit, daß man, wo bedeutende Worte aus bedeutendem Munde erklingen, über die Aussprache dem

*) „Dies wird die letzte Thrän' nicht sein, die glühend Herz auf quillet" u. s. w., s. bei Hempel 3, 12; s. auch „Trocknet nicht, trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe" u. s. w. 1, 62. Es ist das Erhabene, das so im Leben der Seele auftritt und ihr mit seiner Übergewalt Thränen gibt.

**) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 153 ff.

provinziellen Klange nach etwas erfährt. So wenn z. B. Gellert in seinem bedeutsamen Zwiegespräch mit Friedrich dem Großen, von diesem aufgefordert, eine seiner Fabeln vorzutragen, das zuerst ablehnt, weil er so einen singenden gebirgischen Ton habe (d. h. wie im Erzgebirge, das noch jetzt unter den Leuten hier zu Lande kurz das Gebirge heißt); „ja wie die Schlesier“ meinte der König. Kann man einmal einen solchen Zug glücklich erhaschen, so tritt das Ganze damit erst in die Farbe des vollen Lebens herein, die doch immer und immer allein die letzte Befriedigung gibt. Wüßte man nur gleich auch, wie des Königs Deutsch, in sein Französisch eingestreut, dabei klang: doch wol berlinisch, wie mans zu nennen pflegt, also auch mit dem j— für g—, das erst in ziemlich neuer Zeit von der Bildung dort abgestoßen wurde oder wird.

Es ist überaus anziehend und hat mich oft beschäftigt, sich zu fragen, freilich mit Antwort nur in der eigenen Phantasie, wie es geklungen haben muß, wenn bedeutende Menschen von verschiedener Mundart mit einander verhandelten, z. B. Klopstock und Bodmer, Herder und Lessing, Goethe und Lavater, ja Goethe und Schiller. Klopstock, der Norddeutsche aus der Harzlandschaft und der Züricher Alemanne Bodmer werden sich manchmal mit Mühe verstanden haben. Lessing sprach gewiß sein Sächsisch, wie er es in den Lustspielen geflissentlich schrieb, Herder aber ebenso sein Ostpreußisch. Schiller hat gewiß bis an sein Lebensende geschwäbelt, wie denn Schwaben und auch Schweizer, selbst nach langem Aufenthalt außer der Heimath, gewisse Eigenheiten in Behandlung der Vocale und Consonanten nie ablegen. Von Goethe aber gibt es eine Äußerung der Rahel (deren Quelle ich leider augenblicklich nicht finden kann) (s. unten S. 364), bei Gelegenheit eines Besuches in Frankfurt i. J. 1815, er habe sich einer „sehr aiséen sächsischen Sprache bedient“. Was der kritischen Berlinerin als Sächsisch erschien, war sicher vielmehr das thüringische Hausdeutsch, wie er es in Weimar im Lauf der vierzig Jahre angenommen haben mochte, gewiß doch auch noch mit Frankfurter Nachklängen. Wie gern wüßte man das genauer (s. übrigens nachfolgend).

Am dauerhaftesten ist übrigens die angeborene heimische Melodie der Sprache, die ja der Niederschrift sich völlig versagt und doch der Rede ihre eigenste Färbung gibt. Denn wenn Gellert dort von seiner singenden Mundart sprach, so ist ein solches Singen, irgendwie, nur aber in verschiedener Ausprägung, allen Mundarten ohne Ausnahme eigen, nur daß man es an der eignen Mundart nicht mehr hört durch die Gewalt der Gewöhnung.

Ich will nun einen Vorgang zur Sprache bringen, der in der Geschichte der Aussprache eine wichtige Stelle, ja geradezu einen Wendepunkt in der Entwickelung unserer Sprache überhaupt darstellt. Es ist

eine Art Umschwung in der Aussprache, den ich selbst mit erlebt und an mir durchgemacht habe (ich muß da doch erwähnen, daß ich i. J. 1824 geboren bin), der aber nun so fertig ist, daß das heutige Geschlecht von dem vorhergehenden Zustand eigentlich nichts erfährt, während er doch für unsere Bildung eine eigenthümliche literargeschichtliche Bedeutung hat.

Es handelt sich um die reine Aussprache der Laute, insbesondere der Umlaute **ö, ü, eu** (**äu**), die jetzt von der Bildung so gut wie durchgesetzt ist. Die Kinder in den Städten nehmen sie aus der Schule mit ins Leben, wo freilich hie und da die Gewalt der Mundart sie wieder verdrängt; aber auch die Dienstboten und dienende Leute aller Art nehmen in der Stadt nun die neue Aussprache an oder streben wenigstens nach ihr.

Es ist aber ziemlich neu, noch in meinen Knabenjahren war davon in Leipzig keine Rede. Ich kann ja mit Sicherheit eben nur von Leipzig sprechen, aber die Bedeutung der Stadt bürgt dafür, daß es sich dabei um die Bildung überhaupt handelt, für die aus älterer Zeit her Sachsen, insbesondere Leipzig als maßgebend angesehen wurde. Auch die Sprache der Gebildeten hatte kein wirkliches **ö, ü, eu**, sondern **e, i, ei** oder **ai** dafür. Die **deutsche Treue** ward mit zwei **ei** gesprochen, ebenso der **Freibeuter**, die **höchste Schönheit** mit zwei **e**, **Gottes Güte** mit **o** und **i** u. s. w. Und nicht nur die kleinen Bürger etwa sprachen so, sondern eben so gut die gebildeten Kaufleute, Buchhändler u. s. w., ja die Prediger auf der Kanzel, die Professoren auf dem Katheder, die Lehrer in der Schule. Ich muß fürchten, mit der Angabe auf Unglauben zu stoßen, so weit liegt nach vollzogenem Umschwung jene Aussprache hinter oder unter der Bildung, und daß z. B. mit vollstem Gefühl der Weihe von **deitscher Treie** die Rede sein konnte, will mir selbst nun fast unmöglich vorkommen. Und doch war es so. Es ist aber um so mehr Zeit, die Sache endlich zur Sprache zu bringen und festzustellen. Altersgenossen von mir können als Zeugen dienen und es gibt auch noch alte Herren, auch in hohen Stellungen, denen von dem Alten, das ihrer Jugend angehörte, noch dieß und das anhängt. Der Umsatz hatte ja seine Schwierigkeiten und war nicht mit einem Male zu vollziehen. So erinnere ich mich eines gelehrten Vortrags über Goethes Götz, wo der Sprechende sich der nöthigen ö wol bewußt war, aber die zwei hinter einander doch nicht fertig brachte: **Goethes Getz** klang es.

In meinem Lebenskreise gieng der Anstoß zu dem Umschwung von einem bestimmten Punkte aus, d. h. von der ersten Bürgerschule, genauer von deren Director Vogel, der in der Geschichte des neueren Schulwesens einen guten Namen hat. Er war übrigens aus Thüringen gebürtig, aus Arnstadt, dessen Mundart ich zufällig genau kenne, sie steht in den Um-

lauten mit der Leipziger auf gleicher Stufe, Vogel hatte es also aus sich selbst genommen.

Der Umschwung lag aber schon länger in der Luft, d. h. in dem ästhetischen Katechismus der neuen Dichterschule, z. B. der politischen und jungdeutschen Dichter, die den Begriff der vollendeten Form straffer anzogen, als es aus unsrer classischen Periode her gebräuchlich war, wurde auch der Begriff des reinen Reimes aufgestellt, den auch Schiller und Goethe wol kannten, aber lässiger behandelten. Aber das blieb anfangs ein Reimen fürs Auge, wie denn Herwegh, Karl Beck und Genossen auch dem Auge zu Gefallen die Schreibung **Not : tot** u. ä. wagten. Aber, vielleicht von der Bühne aus angeregt, gieng man vom Sehen nun auch zum Sprechen über, und diesen Schritt that in Leipzig zuerst Director Vogel. Es klang zuerst unausstehlich geziert und lebenswidrig, setzte sich aber durch in den vierziger Jahren. Als ich i. J. 1848 den deutschen Unterricht in der Secunda und Tertia der Thomasschule übernahm, kam Vogels Wirkung an mich, aber freilich so, daß sie mir auch zu bekämpfen gab. Die Bürgerschüler nämlich, die unter meine Hand kamen, sprachen von **doitscher Troie**, von **Leiden und Froiden** u. s. w., als ob die Lehrer dort selbst gemeint hätten, lieber etwas zu viel als zu wenig. Ähnlich sagte mir vor wenigen Jahren einmal ein Correcturbursche, den ich noch nicht kannte und nach der Druckerei fragte, er käme von **Tuibner** — so, nicht um ein Körnchen übertrieben; er kam offenbar eben vom Lande, war sofort von Bildungsdrang und -Bedürfniß erfaßt worden und gieng nun mit dem **ui** ganz sicher, war damit erst befriedigt; daneben hatte ich freilich auch das alte **ei** zu bekämpfen, wozu die Declamationsstunde Jahre lang Anlaß gab. Beliebt war da z. B. Tells Monolog in der Hohlen Gasse, darin: Nur jetzt noch halte fest, du **treier Strang** u. s. w.; ich half mir, um den Fall zu gründlicher Wirkung auszunutzen, mit dem Spaße, der für die Schüler gerade die rechte Kraft hatte, daß ich daraus einen **Dreier-Strick** machte, wie man sie beim Seiler kauft. Denn bei Vielen hielt es recht schwer, zuerst die Erkenntniß und dann auch den Entschluß zu dem **ö, ü, eu** durchzusetzen. Wie anders jetzt! Mir kam einmal die Entschiedenheit des Umschwungs recht grell auffallend zu Gehör, als ich i. J. 1874 einmal wieder mit einem hochverehrten Lehrer aus meiner Knabenzeit, Mag. Gurlitt, sprechen konnte, den ich seit 1836 nicht wieder hatte reden hören: er war, ein Mann von feinstem und lebendigstem Geist, doch mit seiner Aussprache ganz auf dem alten **e, i** für **ö, ü** u. s. w. stehen geblieben, daß ich von seiner Sprache, die mir einst voller Orakel war, mich nun aufs äußerste befremdet fühlte, und doch war er, obschon Landgeistlicher in der Nähe von Leipzig, mit der Stadt in stetem Verkehr geblieben. Was ich aber

jetzt von ihm hörte, davon hatte ich aus der Schulzeit nicht die mindeste Erinnerung, das Alte war eben damals noch allein auf dem Platze, bei Lehrern und Schülern.

Der Verderb aber, falls die Erscheinung so heißen kann (vom rein geschichtlichen Gesichtspunkt aus doch nicht), war von lange her überliefert. Ich kann hier nur in Andeutungen vorgehen, die aber für den nächsten Zweck genügen werden.

Man sprach im vorigen Jahrhundert in Sachsen schon so, wie in meiner Jugend, das verräth sich z. B. bei Lessings Schreibungen, die auf Unsicherheit bei weniger gebrauchten Wörtern zwischen **ei** und **eu** deuten, wie **dreuste** (aus nd. drîste), **schleinig** Leſſ. 4, 152 Lachm., **schleidern** 8, 200, **zeigen** für zeugen 7, 265, **erzeigen** 6, 383, dagegen **säugen** für seihen 3, 412. Und so bei andern Zeitgenossen, z. B. **schleinig** auch bei Herder 4, 492 Suph., **schleidern** bei Mendelssohn Empfind. 83, **schmäuchelu** bei Gottsched, Schönaich Herrmann 94, d. h. bei dem herrschenden **ei** wurde man unsicher bei Wörtern, die nicht so geläufig waren, und setzte lieber ein **äu** mehr als weniger, wie es bei griechischen Wörtern Manche mit dem **y** machen, lieber eins mehr als weniger, um sicher zu gehen.*)

Gellert möchte man ausgenommen glauben, wenn man im Vorwort zu den moralischen Vorlesungen von J. A. Schlegel und Heyer (Gellerts Schriften 1784 6, XXVIII) über eine ihm zugeschriebene Sammlung von Gedichten Zweifel an der Echtheit findet, wegen falscher Reime,, wie **Seligkeiten** und **Freuden**, **begleiten** und **Freuden**, **meinte** und **Freunde**; aber ein Blick in Gellerts Schriften zeigt Reime wie **vereint** und **Freund** 1, 64, **Freude** und **beide** S. 65, **süß** und **Kümmerniß** 2, 61, **sein** und **bereun** daſ., **versüßen** und **überfließen** daſ., **Geist** und **ergeußt** S. 65, es wimmelt geradezu davon. Gellert sprach eben wie alle Andern und jener Zweifel wegen **meinte** und **Freunde** fordert andere Erklärung.

Diese Behandlung der Umlaute im Reime war überhaupt von Mitteldeutschland, im Besondern von Obersachsen ausgegangen, dessen Sprachform damals seit dem 16., 17. Jahrhundert allmählich immer mehr als maßgebend anerkannt worden war. Haller, der Schweizer, spricht es in Bezug auf die Reime einmal aus in der Vorrede zu Werlhofs Gedichten, Hannover 1749, die er empfehlend einführt, *4b: „Es gibt Reime, die die Obersachsen eingeführt haben und worinn weder die Buchstaben vollkommen ähnlich sind, noch der Laut bey den andern Deutschen übereinstimmig ist, (z. B. hören und ehren, fließen und grüßen). Alle

*) Mit heuraten, Reuter, Gebürge hat es doch andere Bewandtniß.

Dichter haben sie als eine nöthige Ausdehnung der Freyheiten der ohne dem so enge eingeschränkten deutschen Poesie freymüthig angenommen und ohne Scheu gebraucht. Herr Werlhof ist fast der einzige Dichter, der auch diese Nachsicht verschmäht, und mit der beständigsten Richtigkeit die vollkommene Übereinstimmung des Lautes in seinen Reimen beobachtet hat" (Werlhof war aus Helmstedt gebürtig), was denn eine Durchsicht der Gedichte bestens bestätigt, auch in den scherzhaften Gedichten, es wird Einem ordentlich wol dabei, kaum daß ers manchmal mit der Länge und Kürze nicht genau nimmt, z. B. **Staat** und **hat** reimt. Haller selber, wie auch sein Freund und mundartlicher Gegenfüßler, der Hamburger Hagedorn, dessen Mundart gleichfalls mit den Umlauten genau verfuhr wie die schweizerische, haben von der obersächsischen Freiheit unbedenklichsten Gebrauch gemacht. Wenn das heutzutage auch den Sachsen befremdet, so ist es noch befremdlicher, wenn Bodmer selbst solche Reime Opitzens, die uns jetzt lautlich unbegreiflich sind, nachahmt, z. B. in den Kritischen Lobgedichten und Elegien, Zürich 1747:

(Der Wahn) Der auch die Lust versagt, wovon kein Unglück kömmt,
Mit einem Strohmann ficht, die Neigung*) anders stimmt. S. 96;
Die Liebesheroldin, die von der Venus kömmt
Zu melden, daß er schon im sichern Anfuhrt schwimmt. S. 55 u. ö.

Das Ganze ist ein werthvoller Beleg für die Erscheinung, wie im Leben der Kunst ein einmal als gelungen anerkanntes Muster, das im unsichern Suchen den Weg weist, dann eine Gewalt ausübt über das rechte Maß hinaus.

Irre werden möchte man an dem, was sich bisher herausgestellt hat, wenn man z. B. bei Gottsched in der Sprachkunst für die Aussprache die guten Anweisungen findet (1762, S. 47): „**Eu** muß mit etwas hohlerm Munde ausgesprochen werden, als **ei**, z. E. **Freude** nicht wie **Freide**, viel weniger wie **Fraide**, aber auch nicht wie **Froide**, wie einige Niedersachsen thun." Eben so soll **ö** klingen wie halb **o** halb **e** (S. 48), nicht wie schlecht (einfaches) **e**, und **ü** soll den mittlern Ton zwischen **u** und **i** haben, wie das französische u. Aber die Weisungen standen wol mehr auf dem Papier, wie die strengen Kleiderordnungen. Denn Gottsched selbst mengt **ü** und **i**, **ei** und **eu**, wenn er S. 166 ff. unter Wörtern, die „einerley zu sein scheinen würden", aber durch die Geschlechtswörter unterschieden werden, mit aufzählt: das **Beil** und die **Beule**, der **Keil** und die **Keule**, die **Nessel** und das **Nößel**, selbst der **Grimm** und die **Krümme**. S. auch das 5. Hauptstück von der Orthographie zweifelhafter

*) D. h. die doch sonst der sicherste Wegweiser zum Rechten ist.

Wörter, wo wieder auch **Beil** und **Beule** erscheint, **Beute** und **beide**, **Biene** und **Bühne** u. s. w. als zu unterscheiden. Ebenso übrigens schon in Bödikers Grundsätzen der teutschen Sprache, in 3. Ausg. von Frisch, Berl. 1729, wo auf S. 3 ganz gute Anweisungen für die Aussprache auch der Umlaute gegeben werden; aber dann kommen auf S. 67 ff. in langer Reihe zur Einübung Wörter zusammengestellt, wie Keil und Keule, Kreide und Kräuter, Küche und Kichern (Erbsen) u. s. w., allerdings, wie voraus bemerkt ist (S. 62), „weil einige Oberteutsche **eu** und **äu** als **ei** aussprechen, das **ü** als **i**, **d** und **t**, **b** und **p** eines wie das andere" u. s. w. In der Schule war es damals doch wol schon wie noch in meiner Kindheit, daß im deutschen Unterricht, wo die liebe Orthographie die heilige Hauptsache war, der Lehrer z. B., wenn von Kriegsbeute die Rede war, sich so aussprach: „die **Beite** wird ja mit **e-u** geschrieben" oder: „die **Biene** auf dem Theater wird ja mit **u-i** geschrieben" (ich weiß nicht mehr, wie man sich mit dem **ö** half, Bödiker nennt es auch **o-e**). Hieß es doch im lateinischen Unterricht noch viel länger z. B. „lĕgĕrē ist dreimal kurz, bŏnōs ist vorn kurz und hinten lang". Es wußte es niemand anders, auch der gelehrteste Schulphilolog nicht — so sehr war alle Sprache nur fürs Auge da, Lateinisch wie Deutsch, und ihr Leben, der Klang gleichgültig.

Wie weit dieser Stand der Dinge in der Zeit zurückgeht, ist hier nicht zu untersuchen. Wenn schon in ahd. Zeit vir statt vür, ibil statt übil vorkommt, so muß es damit eine andere Bewandtniß haben (davon später). Bedenklicher ist schon in Bruder Philipps Marienleben 3839 der Reim dicke : rücke. Am Ende des 15. Jahrhunderts ist die Aussprache **i** für **ü** nicht mehr zu verkennen, wenn z. B. S. Brant im Narrenschiff 10, 21 **frintschaft** schreibt (auch Thesmoph. 471), **verfieren** 30, 16 (im Reim auf **dispensieren**). Und schon früher, wie dort am Oberrhein, am Mittelrhein, z. B. in Melbers vocabularius variloquus **gebirlich** E. 1a für gebürlich und dergleichen mehr. Im alten Heldenbuche, nach dem Druck des 15. Jahrhunderts neu herausg. von Keller, Stuttg. 1867, reimen **freüde** : **heide** S. 13, **linde** : **frynde** S. 17, doch nur ausnahmsweise; in einer späteren Partie aber ist geradezu geschrieben **pliemlein** 398, 32, **Teifel** (: **zweifel**) 400, 1, **Brieder** 406, 34, **treiten** (mhd. triuten) : **zeiten** 377, 22 u. s. w.

Der Begriff des reinen Reimes, der sich im 12. Jahrhundert so streng herausgebildet und die Dichtung des 13. Jahrhunderts wesentlich beherrscht hatte, gieng auch in der Meistersingerei nicht verloren, in der Nürnberger Tabulatur bei Wagenseil S. 519 ist von Schillerreimen, d. h. schillernden, die in zwei Farben spielen, die Rede, solche sind z. B. Glück und Strick, gehört und gelehrt, Mähre und Lehre. Aber daß

die Reime getadelt werden mußten, zeigt ohne weiteres, daß sie doch auch in Gebrauch waren und der Aussprache gemäß. H. Sachs allerdings war so sehr auf strengen Reim beflissen, nicht nur in seinen Meistergesängen, daß er wol einer Form auch etwas Gewalt anthat, damit sie sich genau dem Reime fügte, denn dieser sollte auch fürs Auge genau sein.

Sieht man in Opitzens Poeterei in dem Capitel, das von den Reimen handelt, nach (es ist das siebente), so ist man überrascht, einen strengen Begriff vom reinen Reim anzutreffen, der nie zu voller Durchführung gekommen ist: er will die beiden e, das hohe und niedere, im Reim scharf getrennt wissen, daß z. B. **entgegen** und **pflegen** keinen Reim bilden könnten, wie auch **ehren** und **nehren** (nähren) nicht reimten. Aber dabei erfährt man, unsere Hauptfrage betreffend, daß er ö und e sprach und im Reim verwendete, sodaß z. B. **hören** und **verkehren** nicht reimen könnten, weil das e in dem zweiten ein tiefes sei, das ö dort aber ein hohes e (dem griech. ε gleich). Und wenn er bei diesem scharfen Begriff von Reinheit des Reims doch ü und i reimt, muß er wol jenes wie i gesprochen haben, z. B:

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir.

Auch reimt er **Poeten** und **von nöthen**, Ged. Danzig 1641 S. 241, **erhört** und **lehrt** S. 250, **Freude** und **Leide** S. 246, **Böcken** und **wecken** S. 291, **erfreut** und **weit** S. 102, **geneiget** und **gezeuget** S. 103 u. s. w.; was uns daran aber am meisten angeht: nach den obigen Äußerungen sprach er gewiß so wie er reimte.

Alles Bisherige läßt aber eine Frage übrig, die sich daraus vordrängt und die ich mit Fleiß bisher umgangen habe, d. h. wie es damit in unserer großen Weimarer Zeit stand? einfacher:

Wie sprachen Schiller und Goethe?

Kann jemand nach dem Vorigen eine andere Antwort erwarten, als: sie machten keine Ausnahme — wie hätten sie auch dazu kommen können? Es läßt sich einer sicheren Antwort aber auch näher kommen auf Umweg, und doch eben sicher.

Im Jahr 1795 kommt die Reimfrage einmal zwischen Schiller und W. v. Humboldt zur Sprache. Schiller hat diesem u. a. sein Gedicht „das Reich der Schatten" (jetzt „das Ideal und das Leben") zur Begutachtung zugesendet (in der ersten Fassung) und schreibt ihm darauf am 7. Sept.: „Warum strichen Sie den Reim zwischen **Sclave** und **Schlafe**, **Nerve** und **unterwerfe** an? Ich kenne in der Aussprache

keine Verschiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu seyn. Einen wirklich unechten Reim **Gott** und **gebot** haben Sie begnadigt, dieser ist aber auch herausgeworfen".*) Da spricht also Schiller den besten Grundsatz für das Reimen aus, wendet ihn auch bei **Gott** und **gebot** in aller Schärfe an: wie aber die Reime in demselben Gedichte **fliehen** und **blühen**, **weiden** und **Freuden**, **Höhen** und **gehen**, die Einem gleich anfangs entgegentreten? und es sind ihrer außerdem noch zwölf. Auch diese also, muß man doch annehmen, hatten ihm „in der Aussprache keine Verschiedenheit", und Humboldt muß doch auch so gedacht haben, falls er nicht auf Hallers oben berührtem Standpunkte stand.

Was in der fraglichen Aussprache Schiller aus seiner Heimath mitgebracht hatte, ist außer Zweifel. Die Aussprache der Umlaute ist mit dem, was uns heute daran auffällt, verschwindend wenig gegen die in der schwäbischen Mundart herrschenden Freiheiten, wie sie der junge Schiller auch als Dichter für die Reime in Anspruch nahm, s. das merkwürdige Reimregister in Gödekes historisch-kritischer Ausgabe im 1. Bd. S. 383 ff. Den Standpunkt auch des gebildeten Schwabenthums von damals beleuchtet die Bemerkung von Balth. Haug im Schwäbischen Magazin 1777, der da ein Gedicht Schillers mittheilt (Gödekes Ausg. 1, 50 ff.), aber auch mit Kritik begleitet und bei dem Reim weint und Freund äußert: „es reimt wol im Ohr, aber sonst nicht." Weckherlin im 17. Jahrh. schrieb geradezu freind, daß es auf feind reimte:

Ir herren, meine gute freind.
Gödekes Ausg. S. 166;

ebenso unfreindlich (:feindlich) S. 52, auch freid S. 130 in einem Gedichte mit der Überschrift „Leidsveränderung in freid". Natürlich reimen da auch euch und reich u. dgl.

Was aber Goethen betrifft, so konnte auch er die Umlaute in reiner Aussprache aus seiner Vaterstadt nicht mitbringen und sie in Leipzig und Weimar auch nicht annehmen, hatte aber auch keinen Anlaß, daran zu denken. In der von der Rahel im Jahr 1815 an ihm gehörten „sehr aisée sächsischen Sprache" (S. 352 oben) ist die Behandlung der Umlaute gewiß mit eingeschlossen, und zwar mußte es nach dem Ausdruck recht auffallend sein. Der Sache läßt sich auch hier auf Umweg sicher beikommen.

Im Jahr 1803 schrieb er einen Aufsatz „Regeln für Schauspieler", zum Gebrauch seiner Zöglinge, die er sich für seine Bühne schulte. Da

*) Briefwechsel zwischen Sch. und H. 2. Ausg. S. 121, Humboldts Bemerkungen S. 87.

ist denn ganz besonders auch von der Aussprache die Rede. Es heißt in § 1: Das Erste und Nothwendigste für den sich bildenden Schauspieler sei, „daß er sich von allen Fehlern des Dialekts befreie und eine vollständige reine Aussprache zu erlangen suche. Kein Provincialismus taugt auf die Bühne! Dort herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden." Darauf ist von der Aussprache ganz im Einzelnen die Rede, man ist gespannt auf Anweisungen wegen der Vocale. Es wird da nachdrücklich gefordert, keine Endungen zu verschlucken, b nicht als w auszusprechen, z. B. in leben, t und d, p und b scharf zu unterscheiden, lieber mit Übertreibung des harten Lautes, auch, eigentlich in Unnatur übergehend (an der doch unsere Schauspieler noch peinlich festhalten), zwei am Ende und Anfang zweier Worte zusammenstoßende **d** oder **t** genau zu trennen.*) So genau werden die Consonanten behandelt, und die Vocale — gar nicht. Kann das bedeuten, daß einer, der aus dem Leben kommend auf die Bühne trat, das Rechte von dort schon fertig mitbrachte? Daran ist nicht zu denken, so wenig wie bei den Consonanten. Das Schweigen kann nur so verstanden werden, daß man, und Goethe also auch, für die Bühne auf die reine Aussprache der Umlaute noch keinen Werth legte, da so wenig wie in der Dichtung beim Reimen, wo es doch so nahe gelegt war.**) Und doch ist die Wiederherstellung nachher gewiß wesentlich mit von der Bühne ausgegangen. Damals mochte die Aussprache noch in dem Fahrwasser einer Überlieferung gehen, die gerade im Bühnenwesen so einflußreich ist; diese aber gieng wol auf den Magister Veltheim im 17. Jahrhundert zurück, der der Geburt nach zwar nicht (er war aus Halle), aber seiner Bildung nach ein Sachse war, sodaß die Bühne da gleichen Schritt hielt mit der Haltung der Dichter. Kurz, für Goethe beweisen jene Regeln, daß er auch da die sächsische Aussprache hatte.

Ein weiteres Zeichen dafür kommt aus dem Munde der Leute. Als Goethe im Herbst 1775 in Weimar bei Hofe oft erschien, ward das vom Hoffourier gewissenhaft in sein Tagebuch eingetragen. Der Dichter heißt aber da — **Gehde** „Geh. Legationsrath Gehde" (s. das Goethe-Jahr-

*) Das und nur das ist auch der Grund, daß er das ursprüngliche „Wahrheit und Dichtung" nachher umsetzte in „Dichtung und Wahrheit", s. Riemers Mittheilungen 1, 397.

**) Ed. Devrient, der in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst Lpz. 1848 3, 269 ff. Goethes Aufsatz nach seinem Werthe für die Entwickelung der Bühnenkunst eingehend und geistvoll bespricht, berührt leider die Aussprache mit keinem Worte und doch hätte er, selbst ein denkender Schauspieler, über die Bühnenüberlieferung gewiß die beste Auskunft geben können.

buch 6, 150); der Beamte mußte den Namen so gehört haben, vielleicht vom Herzog selbst, von dem ja z. B. die Aussprache **heite** für heute erkennbar ist, wenn er 19. März 1780 an Goethes Mutter schreibt: Sein (Goethes) schweitzer Drama wird bald aufgeführt werden, heite ist Music-probe (R. Keil vor hundert Jahren 1, 215). Auch von Leipzig aus erscheint er einmal, ehe sein Name durch den Druck bekannt war, im Jahre 1772 als **Gede**, in einem Briefe von Chr. Fel. Weiße an Uz vom 28. Dec. (Morgenblatt 1840 S. 1170 ff.). Der Leipziger schreibt dem Ausbacher Freunde über die Frankfurter Gelehrten Anzeigen: „Die Frankfurter Zeitung ist allerdings ein seltsames Werk; auf einer Seite hat sie viel Gründlichkeit, auf der andern viel seltsame Anforderung an unsere Schriftsteller u. s. w. . . . Unfehlbar ist Herder nebst einem gewissen Gede Hauptverfasser"*) — Gede, nach dem Gehör, man darf sich denken, daß der Dichter noch von seiner Studentenzeit her so im Leipziger Munde umgieng, und man darf sich denken: durch ihn selbst und seine Aussprache veranlaßt.**) Ähnlich ist es wol, wenn der Schauspieler Neuber, als er zum ersten Mal zur Ostermesse 1727 in Leipzig auftrat, von dem Marktvogt in den Meßrechnungen als „Johann Neibert" eingetragen wird, während er ihn nachher richtig schrieb***); Neuber hatte sich ihm doch wol selber nennen müssen und sich „Neiber" genannt, es dann aber für die Schrift berichtigt.

Von Goethes eigner Aussprache ist eine Spur noch näher im Folgenden. Er schreibt, d. h. sein Schreiber, am 26. Aug. 1824 an die Weygandische Buchhandlung in Leipzig, die Druckeinrichtung der Jubelausgabe von Werthers Leiden betreffend: „Deshalb denn auch die Cartons 419. 20. 21. 22 unnöthig sind"; wie aber die Ausgabe zeigt, war gemeint „für 119. 20. 21. 22", der Schreiber aber hatte „vier" gehört.

Von hier aus ist denn ein Blick auf Goethes Reime am Platze, er muß und kann aber kurz sein. Wie Schillern **Höhen** und **gehen** kein unechter Reim war „mit verschiedenem Klang" (s. oben S. 359), so war Goethen z. B. **freudvoll** und **leidvoll** keineswegs ein ungenauer, sondern

*) Mittheilung von Dr. G. Witkowski.

) Ich möchte die Gelegenheit benutzen, um die Angaben in meinem Aufsatze Nr. 31, S. 304 nun genauer zu fassen. Wie ich aus Frankfurt, Darmstadt, Gießen u. a. berichtet bin, so ist **Göth dort nicht mehr zu hören, während doch die Schreibung des Großvaters **Göthé** jene gestutzte Form als früher geltend verbürgt. Wer **Hesse**, **Lange**, **Große** heißt, wird im Leben zu einem **Heß**, **Lang** u. s. w. Die volle Form aber spricht man **Héssé**, **Lángé** u. s. w. aus, die Betonung **Làngè** ist fremd, norddeutsch.

***) Mittheilung von Dr. G. Wustmann, der auch das Folgende beigesteuert hat.

ein echter rechter Reim, sobald nur das Ohr urtheilte. Man darf aber weitergehen, so sehr sich schon hier das Gefühl für den Dichter als Künstler gesträubt haben wird. Wenn es in dem Epilog zu Schillers Glocke heißt:

Schon glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt —

so liegen auch da für den Dichter keine unechten Reime vor. Als Schiller in seinem Aufsatz „über Bürgers Gedichte" vom Jahre 1791 an dem Blümchen Wunderhold u. a. **blähn** und **schön** als unechten Reim getadelt hatte (nicht als falschen), da antwortete Bürger (B.s Werke von Bohtz Gött. 1835 S. 134), lehrreich für das Reimbewußtsein der Zeit: der Reim sei „freilich nicht ganz rein, aber nicht unreiner als die Reime in i und ü, in ei und eu, die sich unsere correctesten Dichter gestatten" u. s. w.; dann: „der Declamator wird dem Dichter in solchen Fällen zu Hülfe kommen müssen und durch Senkung des einen und Erhebung des anderen die Töne in gleiche Horizontal-Fläche zu bringen suchen müssen, und dies geht, wenn man nicht aus Chicane grimassirt, sehr gut an" u. s. w.; Bürger hätte sich darauf berufen können, daß Schiller die Reime Lied und Gemüth, schön und gesehn, die in dem Gedichte kurz vorhergehn, unbeanstandet ließ und nicht als „verunstaltend" fand, während doch in schön und gesehn lautlich derselbe Fall vorliegt, wie in schön und blähn, Schiller scheint da doch mehr mit dem Auge als dem Ohr gelesen zu haben. Was aber Bürger dem Declamator als Aufgabe zuschiebt, den Reim gleich zu machen, das war vielmehr die Aussprache der mitteldeutschen Mundart, wol auch die Bürgers. Und so sind auch Goethes Reime oben **röther** und **später** gemeint, vom Dichter mit gleichem Laut gedacht und gesprochen. Denn das alte æ als Umlaut von â ist im rechten Lauf der Entwickelung eben zu ê emporgestiegen, wie das umgelautete kurze a zu kurzem e. So ist spet und speter die rechte mitteldeutsche Sprechform, die auch ich z. B. seiner Zeit abzulegen mich bemühen mußte; daß aber auch Goethe dieses ê für altes æ hatte, verräth sich in seiner Schreibung, z. B. **gebe** für **gäbe** an Frau v. Stein 2, 21: „So wird Ihnen dieß platonische Gespräch zum Abende angenehm sein. Gern geb ich Ihnen (schriebe für Sie) heut noch so etwas Guts." Ebenso **nehme** für nähme: „ich hätte nur wegbleiben können (hatte ihm die Stein gesagt), ich nehme doch keinen Theil an den Menschen" 3, 328. So auch bei Herder **sehen**, sähen: „Unsere ganze Seele würde ihm (dem Dichter) entgegenarbeiten, wenn wir theils seine ganze Seele in Aufruhr

sehen, theils sein Object, eben auch die menschliche Seele, in ihrer ganzen Wirksamkeit erblickten" 1, 475 Suph.

Den Anfang des Umschwungs, den wir heute für die Bildung fertig sehen, hat übrigens Goethe noch erlebt, er gieng eben von den Reimen aus; aber Goethe verhielt sich ablehnend dazu, wenn auch mehr in der Theorie als in der Ausübung, er verfocht den alten Standpunkt unserer großen Zeit; im 5. Buch der zahmen Xenien (gedruckt 1827) äußert er:

Ein reiner Reim wird wol begehrt,
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir aller Reime werth,

womit er freilich dem strengen Kunstbegriff untreu wurde, den er einst mit Schiller gemeinsam zuerst aufgestellt hatte; der nun empfundene Mangel hatte eben seinen Grund nicht im Kunstbegriff, sondern in der Aussprache.

Ich muß fürchten, mit dem Dargelegten nicht eben Freude zu machen, hie und da vielleicht scharfen Verdruß, als wären da heilige Bilder unseres nationalen Geistestempels im Staub herumgezogen. Aber sollen unsere Großen nicht mehr das Recht haben, zugleich Kinder ihrer Zeit zu sein? Wäre übrigens Zeit, die ärgerliche Erscheinung rein sprachgeschichtlich zu betrachten (dieß vielleicht ein andermal), so würde jeder Verdruß daran verschwinden und wir für uns lernen können, daß man sich von dem Vorurtheil frei machen muß, als wäre die und jene Lebensform, die eben die unsere ist, etwas Nothwendiges, nicht auch vielmehr dem Werden, der Entwickelung unterliegend. Zur einstweiligen Beruhigung will ich nur darauf hinweisen, daß die Entwickelung von ü zu ei und i ganz ebenso und ganz unabhängig im Englischen vorliegt, z. B. mouse Maus, Plur. mice, ganz wie mitteld. Meise für Mäuse (angels. mûs, Pl. mŷs); engl. fire, Feuer, ags. fŷr, und auch schon fir, s. Grein, Sprachsch. 1, 364; anderseits mill, Mühle, fill, füllen u. s. w.

Schließlich ein Wink für die Schule. Wir sind es unserm Goethe, Schiller u. s. w. schuldig, den Bildungsfleck, den ihre Aussprache uns jetzt den herrlichsten Dichtungen aufheften will, nicht grell hervortreten, sondern möglichst zurücktreten zu lassen, also ziemlich so, wie Bürger oben es dem Declamator als Aufgabe stellte. Also z. B. in der Glocke:

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hats erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wolgelungnen Bild,

das läßt sich mit gutem Willen und einiger Übung so sprechen (ich habe es als Lehrer immer gefordert und geübt), daß sowol unserer heutigen Aussprache als dem Reime, also dem Kunstbegriffe und Kunstgefühl Genüge geschieht.

Der ganze besprochene Vorgang aber gehört als ein wichtiges Stück zu der Wiederherstellung, die seit Jahrhunderten im stillen Gange ist, um unsere Sprache in rechte Form zu bringen, ja man kann ihn als einen Abschluß dieser Wiederherstellung ansehen. Schade, daß der Vorgang nicht um ein Jahrhundert früher erfolgen konnte, es ist doch ein Schade für den reinen Kunstwerth unserer großen Zeit der Dichtung.

II.*)

Ich hatte gehofft, mit meinem Aufsatze für den so wichtigen und so wenig beachteten Gegenstand weitere Theilnahme anzuregen und zugleich Beobachtungen und Mittheilungen Anderer hervorzulocken, die dem Gange der besprochenen Bewegung weitere Beleuchtung geben würden, welche er so gut brauchen kann. Das scheint sich denn auch zu bewähren, ich habe schon ein paar wesentliche Nachträge mitzutheilen und hoffe auf mehr.

Für die Äußerung der Rahel über Goethes Deutsch aus d. J. 1815, die ich nur im Gedächtniß hatte, gab mir Freund Redlich die Fundstelle und den genauen Wortlaut, in dem sich in meinem Gedächtniß doch eine kleine Verschiebung eingestellt hatte. Sie schreibt an Varnhagen im Oct. 1815: „Er sagte mir in einer etwas sächsischen, sehr aisėen Sprache". Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde 2, 331.

Für die Entwickelung der Bühnensprache kam mir aus Steglitz bei Berlin von Herrn Dr. Rudolph eine höchst willkommene Mittheilung aus Goethes Gesprächen mit Eckermann im 3. Bande, in einer Stelle, die ich mir freilich auch vor Jahren schon wol angestrichen, aber vergessen hatte. Da kommt am 5. Mai 1824 die Rede auf Studien und Aufzeichnungen Goethes zu einem Katechismus für Schauspieler, die Eckermann ordnet, und da ist denn wieder, wie in den Regeln für Schauspieler v. J. 1803, besonders von der Aussprache die Rede, in erster Linie wieder von den Consonanten, dann aber auch von den Vocalen, von denen jene Regeln noch schwiegen.

Goethe erzählt aus der Zeit seiner Theaterleitung — er hatte sie ja seit 1817 aufgegeben, eigentlich durch einen Hund vertrieben, und hat seitdem das Theater nicht wieder betreten — nun, er erzählt also von seinem Verdruß, den er da besonders mit Oberdeutschen, Sachsen und

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 449 ff.

Thüringern gehabt hatte in Bezug auf die Aussprache; in den Vordergrund ist da wieder die Vermengung von B und P, D und T, auch G und K gestellt, wonach z. B. Pein wie Bein, Paß wie Baß, glauben wie klauben, begrenzen wie bekränzen, Gram wie Kram, Gunst wie Kunst klinge. Kann er doch dabei ein Geschichtchen erzählen, wie ihn einst in Jena ein Student der Theologie einmal mit der Bitte angegangen sei, nächsten Sonntag für ihn predigen zu dürfen. Goethe aber verwies ihn an den Archidiaconus Koethe in Jena, den er gemeint hatte. Eckermann weiß einen Fall, der „in diesen Tagen" auf der Bühne vorgekommen sei; da erhält ein Liebhaber von seinem Mädchen Vorwürfe wegen einer kleinen Untreue, und sagt endlich ungeduldig „o ende!" — aber man hörte „o Ente" und lachte allgemein. „Eine hiesige junge Sängerin", weiß Eckermann auch zu erzählen, „hatte neulich zu sagen: ich will dich den Eingeweihten übergeben, sie sagte aber: den Eingeweiden."

Nach weiteren solchen Geschichtchen kommt doch auch das Schicksal der Vocale zur Erwähnung, von denen die Regeln für Schauspieler v. J. 1803 noch völlig schwiegen. Es ist aber auch nur vom Ü die Rede, das oft wie I ausgesprochen werde. Goethe erzählt, wie er z. B. (auf der Bühne) Kistenbewohner für Küstenbewohner, grindlich für gründlich, Triebe für Trübe habe sagen hören. Eckermann aber weiß dazu ein hübsches Geschichtchen, das „neulich" vorgekommen sei. Eine junge Dame, die in einer mißlichen Lage einem Manne folgen soll, den sie nie zuvor gesehen, sagt zu ihm: „Ich kenne dich nicht, aber ich setze mein ganzes Vertrauen in den Edelmuth deiner Ziege (Züge)", worauf dann ein großes Gelächter entstand.

Was sich aus diesem für unsere Frage ergibt, ist merkwürdig genug: noch i. J. 1824 war die Bühnensprache so weit entfernt von der doch nun gesuchten genauen Aussprache, daß Fälle wie jener „Edelmuth deiner Ziege" möglich waren, auch durch das Läuterungsfeuer der Proben hindurch! Wie sollte man damit außer der Bühne, im Leben weiter sein? Man sieht da gegen das bessere Wissen einen hartnäckigen Widerstand der Gewohnheit vor sich, der erst in den vierziger Jahren allmählich gebrochen werden sollte. Man sieht aber auch an den Beispielen von der Weimarer Bühne, die sich gewiß anderwärts wiederholten, daß die dabei auftauchenden Lächerlichkeiten, die man im Leben wol nicht, aber von der Bühne herab hörte, das sprachliche Gefühl und Gewissen endlich vollends geschärft haben mögen. Weitere Beiträge zur helleren Beleuchtung dieser Bewegung wären sehr erwünscht. —

Zu Gottsched wäre nachträglich noch ein Geschichtchen beizubringen, wenn es nicht ins Derbe übergriffe. Aber es ist zu bezeichnend und

nirgends so am Platze wie hier, und den Witz darin wird wol jeder anerkennen. Es ist mir aus frühen Jahren und nur mündlich bekannt, es gehörte zu dem Anecdotenbestand, der sich unter Schülern vererbt und dabei nachweislich auch alt werden kann, wie ich denn Schulscherze aus meiner Schulzeit im 17. Jahrhundert wiedergefunden habe. Gottsched nämlich hielt darauf, in der Conjugation die alten rechten Formen geußt, fleußt, schleußt u. dgl. nicht eingehen zu lassen. Dawider ist denn der Spott des Geschichtchens gemünzt. Es sollte danach einst ein Fremder nach dem Professor Gottsched gefragt, aber von der Frau Professorin den Bescheid erhalten haben: „Er ist aufs Land und scheußt Hasen". Der Spott setzt eben die lässige Aussprache des eu voraus.

Nachtrag zu der Anecdote von Gottsched.*)

Ich wurde von mehreren Seiten, zuerst von Hrn. Prof. v. Waldberg, darauf aufmerksam gemacht, daß die Anecdote von Gottsched auf der Hasenjagd doch schon gedruckt ist, in Danzels Gottsched S. 302, und ich fand das in meinem Exemplar auch vor Jahren schon angestrichen. Das Geschichtchen ist auch da nur aus mündlicher Überlieferung entnommen, aber der Fragende ist Popowitsch, der geistvolle und heftige Gegner Gottscheds, der sich bei einem Besuch in Leipzig entschließt, seinen Gegner einmal zu besuchen und auf den Bescheid wegen der Jagd den Witz aufs derbste ausbeutet mit den Worten: „nun, wenn er sie sch . . ßt, mag er sie auch selber fressen". Das sieht doch wie erfunden oder verschönert aus. Ob ich meine einfachere und harmlosere Fassung doch auch nur aus Danzel habe, kann ich nicht mehr entscheiden.

41.

Das Wort sie sollen lassen stan Und kein Dank darzu haben.**)

An den Dank im Turnier zu denken, wie letzthin hier (Bd. 7, S. 683) geschah, ist nicht am Platze, denn es handelt sich im Bilde nicht um das ritterliche Waffenspiel des Turniers, sondern um den ernstesten Kampf im Felde (Plan), mit einer Burg als Rückhalt. Die fragliche Wendung schließt sich vielmehr an das merkwürdige mhd. danc an, das Absicht, Willen bedeutete: dankes freiwillig, gern, undankes wider Willen, aus

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 786.
**) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 786 f.

Zwang. Auch mînes (sînes) dankes, gern, âne mînen danc unfreiwillig, gezwungen. Das setzte sich fort bis ins 15., 16. Jahrhundert (s. Grimms Wörterbuch) und ist gerade Luthern recht geläufig, z. B. „da (vor Gottes Gericht) soll sie (die Welt) ohn ihren Dank ihr eigen Lästermaul Lügen strafen und verdammen, 6, 62b; daß er ohn aller Welt Dank errettet sei worden, 6, 249a; also daß nicht allzeit die Heiden müssen die Christen fressen, wie sie wollten, sondern ohn ihren Dank müssen sie leben lassen" ebenda.

So ist die fragliche Wendung nur eine dem Vers und Gedanken willkommne weitere Ausführung von „ohn ihren Dank": sie müssen, sie mögen wollen oder nicht, sie müssen auch wider Willen, und das ist denn mit Sinn und Kraft in den Gedankenzusammenhang trefflich passend. Möglich, daß sich dabei auch der heutige Sinn von Dank einstellte: wir sind ihnen dafür auch keinen Dank schuldig, daß sie uns den Gefallen thun, denn sie müssen eben.

42.

Zu „Herr".*)

Das vielgebrauchte Wort, das auch für die Beobachtung so am Wege liegt, gibt doch noch zu bemerken.

Es ist bekanntlich eigentlich ein Comparativ zu dem alten Adj. hêr, dem heutigen hehr. Der Comparativ ist aber schon im Mhd. in hêrre (herre) nicht mehr zu erkennen, wol aber im ahd. hêrôro, dann hêrero. Woher aber der Comparativ? Ich glaube, er ist in der Anrede entwickelt, die ja überhaupt in dem Bedarf Tag für Tag eine wichtige Stelle einnimmt und daher auch leicht zu einer eigenen Entwicklung kommt. Die mhd. Anrede war hêrre mîn, die ahd. hêrro mîn (soviel bezeugt ist), das natürlich hêrero mîn, hêrôro mîn als vorgängig voraussetzt: hêrero mîn hat Otfried IV, 11, 22 als Nominativ. Man muß, um das richtig zu erfassen, zunächst den heutigen Begriff Herr davon fern halten, es meinte: du, der du hehrer bist als ich, d. h. der Genitiv steht da als der Casus der Vergleichung nach Comparativen, wie im Lateinischen der Ablativ, im Griechischen gleichfalls der Genitiv. Die fragliche Wendung hat sich im Englischen erhalten, nur daß da der Genitiv vergessen und ins Adjectiv übergetreten ist. Es heißt z. B. he is my greater, er ist größer als ich, I know not his better, ich kenne niemand, der besser wäre als er.

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 787 f.

Was nun hêr in der Anrede eigentlich bedeutete? Da tritt eine Stelle des Hildebrandsliedes helfend ein. Da heißt es V. 7:

Hiltibrant gimahalta, her was **hêrôro man.**

Hildebrant redete (zuerst, und Hadubrant ließ ihm das Vorrecht, denn), er war der ältere Mann; von einem Herren- oder Dienstverhältniß ist da keine Rede, es ist das höhere Alter, das von selbst höhere Geltung und Würde gibt. Wie da der Begriff Herr sich herausgebildet hat, das zeigt wol unser altes Leben in einem wolthuenden Lichte.

Und auch das gesammte romanische Gebiet gieng denselben Weg. Denn das Mutterwort von franz. seigneur ital. signore span. señor ist ja das lat. senior, d. h. der ältere, also Übersetzung von hêrôro. Die Bedeutung Herr ist im 9. Jahrh. schon ganz entwickelt, z. B. in dem Bericht des Chronisten über die Absetzung Karls des Einfältigen: proceres Francorum ... rejecerunt eum, ne esset eis ultra senior (Grimms Rechtsalt. 123), daß er ihnen nicht ferner ein Herr wäre.

Man weiß übrigens, wie das französische Wort im Laufe des Gebrauchs über Jahrhunderte hin zusammenschrumpfte, von seigneur bis zu sire (engl. sir). Das war aber das Schicksal auch unseres Wortes; die Kürzung wird sich aber eben in der Anrede vollzogen haben. Schon bei Otfried erscheint neben vollklingendem hêrôsto, der Vornehmste, hêrero mîn, mein Herr (als Nom.). Nachher noch kürzer herro (schon in der Hs. des Otfried III, 2, 31). Das setzte sich dann in mhd. hêrre fort, ich glaube aber nicht so lange als man sich gern denkt. Die Kürzung herre gehört vielleicht schon dem 12. Jahrh. an, ward es doch dann im Titel weiter gekürzt zu her (hêr halte ich für unmöglich), das dann, auch noch spät in mhd. Zeit sein h— verlor, er Sîfrit, Accus. ern Sîfrit. Und dieses hat sich dann wunderlich misverstandener Weise bis ins 18. Jahrh. erhalten, in Ehren z. B. „Ehren Voß", dieses als altväterisch spöttelnder Ehrentitel.

43.

Aus unserer französischen Zeit.*)

I.

Unsere französische Zeit, der Ausdruck ist keineswegs gäng und gäbe, aber er verdiente es zu sein**); er bringt uns unser tief abhängiges

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 250 ff.

**) Schon Leibniz in den Unvorgreiflichen Gedanken § 26 ff. sprach von „diesem gleichsam französischen Zeitwechsel (periodus)", in welchem „Französisch-

Verhältniß zu Frankreich, wie es sich seit dem 17. Jahrhundert auf lange hin gestaltete, am besten zum Bewußtsein, und das ist uns recht nütze, weil wir aus der Zeit keineswegs schon ganz heraus sind, auch wenn man dafür keinen peinlichen Maßstab anlegt, der durchaus nicht nöthig noch löblich oder unser würdig ist. Den Zeitpunkt, in dem die deutsche Art mit entschiedenem Umschwung aus dem abhängigen und trüben Verhältniß zur französischen in ein unabhängiges und reines Verhältniß treten kann und soll, hat die Weltgeschichte wie mit einem großen Striche in ihrem Buche scharf bezeichnet, es ist das Jahr 1870. Nur zögert man bei uns noch an mancher Stelle, den großen Wink zu verstehen und zu befolgen.

Wie weit und tief wir in französische Art hineingerathen waren, immer unter dem Titel der nothwendigen oder erstrebten höheren Bildung, das ist z. B. daran zu empfinden, daß vor hundert Jahren für Briefe die Aufschrift französisch sein mußte, wollte der Briefsteller der Bildungswelt angehören. Da sah es denn manchmal lustig aus, wenn z. B. ein Brief gerichtet war À Monsieur Monsieur Fr. Pietsch à Berlin oder A Madame Madame L. Schwetschke à Pasewalk: gutes, recht unfranzösisches Deutsch, mit französischem Firniß etwas angestrichen, also doch etwas französisch, wie auf dem Wege dazu — das hob das Gemüth! Haben wir doch davon die Adresse behalten, obwol sie nun amtlich abgeschafft ist, wie Couvert.

Indeß das blieb ja noch äußerlich, war nur Lack oder Schminke. Aber in das Innere und die Tiefe gieng es doch und ist uns recht schwer verständlich, wenn ein Bruder, ein Deutscher, seinem Schmerz über den Tod des geliebten Bruders in französischen Versen Luft machte, wie z. B. Hagedorns jüngerer Bruder, der auch als deutscher Kunstschriftsteller thätige Christ. Ludw. v. Hagedorn, Director der Kunstakademie in Dresden, i. J. 1754 that. Die betreffenden Alexandriner, die neben der französischen Stilart in Wendungen und Gedanken doch auch wahren Schmerz zum Ausdruck bringen, sind gedruckt in Eschenburgs Ausgabe von Friedr. v. Hagedorns poetischen Werken, Hamb. 1800 4, 164. In welcher Richtung, nach welchem Ziele sich da der deutsche Geist bewegte, spricht sich am schärfsten aus in der Äußerung von Berlinern, die aus d. J. 1806 berichtet wird, als die Franzosen in Berlin einzogen: sie sprechen doch ein gutes Französisch.

Ich will nun einige Erscheinungen hervorheben, die in helleres Licht

---

Gesinnte (Deutsche) viele Jahre über Deutschland regieret und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet), doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht".

setzen, wie nicht nur die deutsche Sprachweise und Sprachwelt, sondern auch die Denkweise und Denkwelt stark französisch gefärbt oder französisch geworden war, denn von der Sprache gründlich zu reden, könnte allein ein ganzes Buch erfordern.

1. Die Troubadours.

Schiller in seiner Recension von Bürgers Gedichten (zweite Ausgabe 1789) v. J 1791 geht auch genauer prüfend auf den Begriff Volksdichter ein, den Bürger in der Vorrede (S 15 ff.) als das eigentliche Strebeziel der dichterischen Thätigkeit aufgestellt hatte, was Schillern, das ist deutlich erkennbar, in dieser Form neu war, der sich eigner Weise um die Volksliedbewegung gar nicht bekümmert hatte. Er hielt nun Bürgern, obwol er ihm im eigentlichen Grunde beipflichtete, doch entgegen: „Ein Volksdichter in jenem Sinne, wie es Homer seinem Weltalter (auf ihn hatte sich auch Bürger berufen) oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unseren Tagen vergeblich gesucht werden. Unsere Welt ist die Homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also gleich in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten u. s. w."

Was daran richtig ist, wenn da Schiller Homer und die Troubadours auf die gleiche Culturstufe stellt, das zu untersuchen gehört nicht zur Sache, er meint wesentlich die noch nicht geschehene Spaltung der Nation in einen gelehrten und einen ungelehrten Theil, und hat ja darin recht. Aber was uns hier angeht, ist, daß er nicht an die deutschen Troubadours, die Minnesinger denkt: er denkt und spricht eben wie ein Franzose, der über Bürgers Gedankengang gekommen wäre, die französischen Minnesänger waren ihm in seinem Gedankenkreise geläufig, die deutschen nicht; und so hätten Andere auch gethan. Zwar französisch eigentlich sind ja die Troubadours nicht, sondern provenzalisch, und doch auch wieder französisch. Denn die provenzalische Form war trobador, und dem entsprechend eigentlich französisch, d. h. nordfranzösisch trouvère. Aber troubadour ist das provenzalische Wort für die französische Aussprache, für den Pariser Mund zurecht gemacht und ist dann so auch ins Ausland und in solche Geltung gekommen, daß es auch in der Wissenschaft die Stelle hat, die dem provenzalischen trobador gebührt.

Diese sogenannten Troubadours haben sich übrigens in der allgemeinen Bildung ein eigenes Vorrecht erworben. Der Nebel nämlich oder die Nacht, die im allgemeinen über der volksmäßigen und nationalen

Dichtung des Mittelalters gelagert war, riß und lüftete sich zuerst über der Provence, die Entdeckung machte kein kleines Aufsehen und so rückten die Troubadours in die Stellung der nationalen Sänger des Mittelalters überhaupt ein. Auch jetzt gibt es noch viele Leute von einer gewissen Bildung, die von Troubadours ungefähr etwas wissen, von unsern Minnesingern aber nichts.

Wie schwer es überhaupt der nationalen Dichtung des Mittelalters wurde, im gebildeten Bewußtsein aufzukommen gegen das, was die Schule und die französische Bildung bot und auferlegte, wird durch Folgendes kurz angedeutet sein, die Sache verdiente gar wol eine genauere Darstellung.

Gottsched in seinem Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste, Lpz. 1760, hat einen Artikel von den Troubadours, der sich recht hübsch ausnimmt (nennt auch die gelehrten Quellen, Nostradamus, Crescimbeni, Fauchet), aber keinen von den Minnesingern, obschon davon einige besonders behandelt sind, z. B. Walter (so) von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Spervogel. Hagedorn im Vorbericht zum dritten Theil der Werke, der die Oden und Lieder enthält, spricht in der da gegebenen Vorgeschichte des Liedes auch von den „alten Trouvers oder Troubadours" in Frankreich (S. III Anm. 2), braucht die zweite Form auch in allgemeiner Anwendung, wenn er S. VII Anm. 9 von „Troubadours (oder Erfindern)" bei den Peruanern spricht, gewiß nach französischem Vorgang. Daneben weiß er doch auch von den „Deutschen Liedern des dreyzehnten Jahrhunderts", mit Berufung auf die critischen Briefe Bodmers, mit dem er befreundet war, erwähnt sie beiläufig in der Anmerkung und meint, „dieser noch zu unbekannte Theil unserer Sprache und Dichtkunst" sei „gewiß von weit besserem Geschmack und reicher, als man bisher scheinet geglaubet zu haben", der Name Minnesinger kommt nicht vor. Bodmer selbst, der nebst dem Freunde Breitinger rührig für die Ehrenrettung und Erkenntniß unserer alten Dichtung wirkte, gab i. J. 1731 in einem langen Alexandrinerstück eine Geschichte der deutschen Dichtung unter dem Titel „Character (Plur.) der deutschen Gedichte" (Gedichte, Zürich 1754, S. 17 ff.). Wie gering da noch das Gefühl des eignen Werthes war, als finge alles Dichten nun erst in schwachen Versuchen an, kann der Eingang zeigen:

Auch Deutsche können sich auf den Parnassus schwingen,
Und nach des Südens Kunst geschickt und feurig singen.

Bodmer beginnt in der Urzeit, mit den Barden, spricht dann von der Dichtung der Mönche, von nicht beiden günstig. Dann aber bricht ein heller Strahl durch die Nacht:

Von Hohenstaufens Haus, das Kron und Apfel führte,
Und auch Sicilien mit starker Faust regierte,
Entsprang aus finstrer Nacht der ungewohnte Stral
Und schimmerte von dar durch Deutschlands weiten Saal u. s. w.;

er gibt dann reiche Proben aus der Winsbekin, bewundert Gedanken und Sprache und übersetzt sie, daß es freilich mehr wie Hofmannswaldau klingt. Aber

Mit Conradinens Blut zerrann die kurze Pracht
Und Deutschland fiel zurück in die barbarsche Nacht.
Kein Dante kam hernach, wie im Ausonschen Lande u. s. w.

Der Name der Minnesinger, den auch er da noch nicht braucht, wurde doch bald darauf eben durch ihn bekannt, nach der (damals) Pariser Handschrift, die er selbst herausgab. In jenem Gedichte tritt erst Brand (Seb. Brant orthographisch berichtigt) mit einiger Ehre auf, dann Fischart. Aber die Rettung aus der Nacht der Barbarei kam erst durch Erasmus und seine Genossen, durch die neue lateinische Dichtung:

Drauf sah man die Camönen
Auch in der kalten Luft des Nordens sich gewöhnen, u. s. w.

Den Muth aber, die neue alte Kunst auch in der verachteten deutschen Sprache auszuüben, fand erst Opitz u. s. w.*)

Erwähnenswerth ist dann auch, wie sich die Sache bei Pyra darstellt, in seinem Tempel der wahren Dichtkunst v. J. 1737, wo er im fünften Gesang die Dichter aufzählt, die er gelten ließ (Sauers Neudruck, Freundschaftliche Lieder von Pyra und Lange, Heilbronn 1885, S. 116 ff.); Opitz, Dach, Gryphius, Rist treten mit aller Ehre auf, vorher ist gar nichts vorhanden. Lehrreich ist auch die Darstellung, welche die Entwickelung der Kunst und Dichtung in Königs Untersuchung von dem guten Geschmack findet, die er seiner Ausgabe von Canitzens Gedichten

*) Wie gering noch Opitz bei aller feurigen Begeisterung für deutsches Wesen und seine Rettung doch von seinem Werthe dachte, zeigt fast erschreckend eine Äußerung im Vielgut, an die deutschen Dichter gerichtet:

Vermeinst Du, daß Dein Wesen
Madrit, Paris und Rom pflegt sonderlich zu lesen,
Da mehr Gehirne wächst? Opitz 1, 58 Fellg.

Also bei dem deutschen Dichter, dem Führer des neuen Aufschwunges, dieselbe niederdrückende Werthschätzung des deutschen Geistes, wie nachher bei dem Franzosen Bouhours, der den Deutschen den bel esprit absprach, weil le bel esprit ne s'accommode point du tout avec les temperamens grossiers et les corps massifs des peuples du Nord u. s. w. (s. in Grimms W.-B. unter geist 22, c, γ).

beigab. Da heißt es (2. Ausg. 1734, S. 373): „Es sind nur wenige Jahrhunderte verflossen, seitdem sich der in den barbarischen Zeiten gänzlich verlohrene gute Geschmack in allen Arten der Künste, Wissenschaften, Erfindungen und Schriften wiederum glücklich eingefunden." Nachher: „Die Alten haben denselben bereits in seiner höchsten Vollkommenheit besessen", folgt dann eine geschichtliche Ausführung, auch darüber, wie schon bei den Römern der gute Geschmack später in Verfall gerathen sei. Aber der eigentliche Untergang kam aus dem barbarischen Norden: „Die damahls herumschweiffende (so) sogenannte Nordische Völker überzogen gantz Europa mit ihrer Unwissenheit und demjenigen schlimmen Geschmack, welcher ihren Nachkommen beständig angeklebt, und noch heutiges Tages unter andern aus dem Überrest ihrer schlecht abgefaßten Schrifften, ausschweiffenden Romanen (die höfischen Epen sind gemeint), läppischen Zahlen-Buchstaben-Spielen, unmäßigen Reimsucht, plumpen Mönchsschrift, rauh klingenden Sprache, barbarischen Music, aufdringlichen Kleider-Tracht, übelgezeichneten Malerei, und hauptsächlich aus der Gothischen Bau-Art abzunehmen." Die Hülfe kam dann durch die Neu-Lateiner des 15. Jahrhunderts und durch unsern großen Opitz. Auch aus diesem Urtheil aber, in dem das Mittelalter mit ästhetischer Schande gleichsam überhäuft ist, wobei die sog. gothische, d. h. mittelalterlich barbarische Baukunst ausdrücklich als der Gipfel des Ungeschmacks erscheint, spricht im Grunde der französische Geist des 17. Jahrhunderts, das zeigen schon die „nordischen Völker", wie bei Bouhours oben die Deutschen nebst den Moscowitern zu den peuples du Nord gezählt sind; die Zuversicht Bodmers oben, daß auch den Deutschen die Kunst des Südens nicht unerreichbar sei, erhält hier ihr rechtes Licht. Ebenso war Schillers Äußerung von den Troubadours französisch gedacht, auch sie waren ja Südländer.

2. Die Quelle der Jugend.

In dem Musenalmanach für 1797, S. 51, gibt Schiller einen Spruch von der „Quelle der Jugend":

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer, ihr fragt wo? in der dichtenden Kunst.

Was er eigentlich meinte, wird uns doch erst ganz deutlich und tritt uns nahe, wenn wir für des Dichters Ausdruck den Jungbrunnen setzen; auch sagen wir lieber Sage für Mährchen, denn dieses meinte hier noch abergläubisches Reden, den schönen Schein, den das Wort nun um sich hat, erhielt es erst durch die Romantik und die Brüder Grimm. Auch Schillern war „Quelle der Jugend" nicht von der gewünschten

Deutlichkeit, er setzte in der Überschrift dafür „Quelle der Verjüngung". Beides aber ist eine Übersetzung des französischen Ausdrucks, der dort mit seiner Alterthümlichkeit noch jetzt fortgeführt wird, fontaine de Jouvence, von der z. B. Lafontaine Gebrauch machte. Dieses also war unserm Dichter zur Hand, der entsprechende deutsche Ausdruck nicht, der, wenn auch nicht im Hexameter, aber doch als Überschrift gepaßt und da alles rascher klar gemacht hätte. Daß Schiller den Jungbrunnen nicht aus seiner Jugend gekannt haben sollte, ist nicht wol anzunehmen. Aber, und das ist das Lehrreiche daran, von dem, was das Volk sagte und sang, war bis zur Höhe der Bücherwelt und der schönen Wissenschaften eine Kluft ohne Brücke, auch schon darin mußten uns die höfisch gebildeten Franzosen vorausgehen und wir den Muth dazu erst von ihnen nehmen, daß man aus den Schätzen des volksmäßigen Bewußtseins unsere Sagen, Mährchen und Aberglauben in rechter Verwendung für die Literatur hoffähig machte.*) Einen kühnen Griff nach seiner Art thut hier zuerst mit Schiller, indem er einen Aberglauben im Sinne vertieft und geradezu zum Träger einer hochphilosophischen Wahrheit macht, die in seinem Gedankenzusammenhange eine wichtige Stelle einnahm. So ist von „ewiger Jugend" die Rede als hoher Gabe, welche Kunst und Natur geben, in den Versen „Einem Freunde ins Stammbuch" (Goedekes Ausg. XI, 404):

Heil Dir, würdiger Greis, für beide bewahrst Du im Herzen
Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend Dein Loos.

Ebenso legte er in Züge der alten Mythologie tiefen Sinn aus seiner Gedankenwelt, so z. B. im 8. ästhetischen Briefe von der Geburt der Göttin der Weisheit, die in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigt. Am Ende des Aufsatzes „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" schließt eine Betrachtung: „Es ist daher nicht blos eine optisch richtige, sondern auch eine symbolisch wahre Vorstellung, wenn es heißt, daß der Atlas den Himmel stützt" u. s. w. Wie das tief in seinem eigensten Gedankenzusammenhange wurzelte, zeigt eine Äußerung in dem Aufsatz über Anmuth und Würde nicht weit vom Eingang. Es ist vom Gürtel der Venus und seiner magischen Kraft die Rede. Dann heißt es: „Das zarte Gefühl der Griechen unterschied frühe schon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war" u. s. w. „Jener Mythus ist daher der Achtung des Philosophen werth, der sich ohnehin damit begnügen muß, zu den An-

*) Allerdings sind Bürgers Lenore und Goethes Erlkönig älter, aber beide auch durch auswärtiges Vorbild veranlaßt, jene durch ein schottisches, dieser durch ein dänisches, und beide ohne Anspruch auf hohen Stil.

schauungen, in welchen der reine Natursinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären." Auch die Sprache hilft ihm philosophiren, d. h. tiefere, gesuchte Wahrheit in längst gefundener einfacher Form zum Gebrauch darreichen, wenn man nur das Auge dafür hat; so z. B. in der ersten Anmerkung zum 12. ästhetischen Briefe, wie er die Wendungen außer sich sein, von sich sein, bei sich sein, in sich gehen verwendet, um geheime Vorgänge in unserm Seelenleben faßbar zu machen. Mir scheint, als wäre das alles ein Stoff von bester anregender Kraft, der unsern Schülern zuzuführen wäre.

3. Die Gräfin von Savern.

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.

Jedermann kennt aus der Kindheit her diese edle Gräfin, und Viele doch wol eigentlich nicht, denn Savern ist die französische Form für Zabern im Elsaß, wie denn der Dichter auch zuerst französisch Saverne (Saverne) schrieb, s. Musenalmanach für 1798, S. 306.

Das ist um so auffallender, als Schillern in seiner französischen Quelle der Name nicht gegeben war, denn seine Quelle scheint bei dem fruchtbaren französischen Novellisten Rétif de la Bretonne zu fließen, wie Götzinger ermittelt hat (s. Düntzer, Schillers lyrische Gedichte erläutert, 2, 178 ff.). Da ist es aber eine Gräfin von K . . . Wie aber Schiller auf Saverne gekommen ist? Es war ihm gewiß für den Reim willkommen. Ob er doch noch eine andere französische Quelle benutzt hat? Sicher ist aber der Fall gleichfalls ein merkwürdiges Zeugniß dafür, welche weittragende Kraft damals dem französischen Wesen im Bereich des Deutschen zugewachsen war. Daß Zabern die geläufige Form war, bezeugt z. B. Faber, Handbuch der neuesten Geographie 1787, S. 229: „Zabern oder Elsaszabern (Tabernae) am Fluß Sorr, eigentliche Residenz des Strasburgischen Bischofs" u. s. w. Das Schillersche Savern für Zabern wird doch im Lauf der Jahrhunderte immer verdrießlicher zu lesen werden.

II.*)

Dieses Capitel aus der neueren Geschichte unseres Geisteslebens, das oben mit den paar Proben gleichsam neu aufgeschlossen wurde, während

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 513 ff.

es sonst wie verschlossen steht, erweist sich bei näherem Zusehen als so groß und ausgedehnt, daß zu seiner Bewältigung ein Buch gehörte. Ich will wenigstens noch mehr ausgewählte Proben beibringen, damit uns die Sache und die daran hängende Frage und Lehre mehr zum Bewußtsein komme, als es noch der Fall ist. Mir scheint das aber recht nöthig und der rechte Ort dazu die Schule, daß schon in den empfänglichen jungen Jahren den Geistern die neue Art, die Dinge zu sehen, kräftig eingeprägt werde.

4. Französisches Latein und Griechisch.

Der aus Horaz bekannte Maecenas heißt im 18. Jahrhundert anfangs und ziemlich lange **Mecänas**, z. B. bei Gottsched in einem Gedichte, das er seiner Ausg. von Pietsch („Pietschen" gesamlete Deutsche Schrifften Lpz. 1725) beifügte:

Ach! Daß Mecänas nun nicht mehr am Leben ist,
Und seinen Gnadnen Strom auf unser Chor ergießt! S. 257.

Man stutzt zuerst über die ärgerliche Verdrehung, die so schülerhaft aussieht und den Namen im Vokal geradezu auf den Kopf stellt, und der Ärger weicht erst oder wird doch weniger beißend, ja zu lehrreichem Nachdenken anregend, wenn man, mit der französischen Geisteslust der Zeit bekannt, in Gedanken nach Frankreich geht. Dort heißt der hohe römische Gönner der Dichter Mécène, und dem ist Mecänas getreulich nachgemacht, nur mit wiederhergestellter Endung. Ärger ist freilich auch dabei wieder, selbst ein recht großer neuer Ärger: wie verbreitet und bekannt war nicht damals Horaz, daß er von Hunderten citirt wurde, wie vordem die Bibel, und in dem Liederbuch des römischen Dichters ist Maecenas das erste Wort, er beginnt mit feierlicher Anrede an seinen mächtigen Gönner: Maecenas, atavis edite regibus etc.! und doch diese Verballhornung, die doch wol in der Schule unmöglich war? Man kann an der Kleinigkeit mit Händen greifen, welche Gewalt das Französische bei uns in der Welt der Bildung ausübte, selbst gegen das bessere, beste Wissen. So mußte der Römer Maecenas, der bei uns seit dem 16. Jahrhundert heimisch war, nun im 18. eine französische Perücke aufsetzen, um in der Bildungswelt hoffähig zu sein.

Auch Herder kannte natürlich seinen Horaz aufs beste, schreibt aber doch auch **Mecän** in den Fragmenten zur deutschen Literatur: „Hier und da fand sich ein Mecän, der aber blos Arbeiten liebte und lobte und lohnte, die ihm nicht viel Kopfbrechens machten" (Herders Werke 1, 211 Suph.), die Mecäne des Horaz 3, 136 (1, 432 S., vergl. Suphans Anm. 3, 546), allerdings in der verallgemeinerten Bedeutung

Kunstgönner überhaupt, die der Name im 17. Jahrhundert in Frankreich entwickelt hatte. Daß wir ihn auch so von dort erhalten haben, zeigt noch die berichtigte Form Mäcen, da das Wegwerfen der lat. Endung -as nicht deutsch ist, im Französischen aber herbeigeführt durch das Verschlucken des -s. Merkwürdig aber auch **Mecoenas** bei dem gelehrten Haller, der seine römischen Dichter wiederholt ganz durchlas: „Horatius starb neun Tage nach seinem gutthätigen Freund, dem Mecoenas" Hirzels Ausg. S. 377, und nochmals 379. Da ist Horaz, in dem man zugleich das französische Horace hörte, berichtigt, beim Maecenas aber ist die Berichtigung nur versucht und seltsam verfehlt. Das alles ist aber doch ein rechter scharfer Ärger für eine gut geschulte, philologische Nation, wie wir doch wol sind, oder nicht? Es gibt aber dieses Ärgers noch gar viel, und es gilt nun, daran zu lernen.

5. Weiteres der Art, in der Wissenschaft.

Der Ärger greift auch mitten in die Wissenschaft hinein, gerade an solchen Stellen, wo diese ihren Fortschritt suchte. So wird der Begriff Phänomen aus der Sprache der französischen Wissenschaft entlehnt, sieht aber zuerst so aus: „Der Verfasser gibt von einem berühmten Geisterseher Nachricht, der würklich ein **Phönomenon** sein muß". Herder 1, 126 S., v. J. 1766; Der Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten (Hamann) . . . ein Phönomenon bleibt er doch 1, 227 (Fragm. 1, 158). Das ist denn das franz. phénomène, doch gelehrt berichtigt, aber wie! In dem franz. é mußte altes œ stecken, so kommt etwas zu Stande, das griechisch sein soll, mit der Endung *-όμενον*, und doch nur ein häßlicher Zwitter von Griechisch, Lateinisch und Französisch ist.*)

So erscheint Genesis, das nun wissenschaftlich so wichtig wurde, gr. *γένεσις*, zuerst als **Genese,** d. h. franz. génèse, z. B. bei Herder, von deutscher Art und Kunst S. 76 (Genesis 21), authentisch, das nun von der gelehrten französischen Rede her unentbehrlich wurde, als **authentik** Herder krit. Wälder 2, 128, specifisch**) als **specifique** Lessing 10, 17 Lachm., wie die Epoche als **Epoque** der junge Goethe 1, 56.***) Selbst Charakter und Kritik, obschon in der gelehrten Welt längst heimisch

*) Auch das „Mönaden" in den Fragmenten (1, 307 S.) erklärt sich so, aus franz. ménade; der Herausgeber setzte Mänade in den Text, s. dazu S. 531.

**) Beiläufig: specifisch ist eine recht verfehlte, eigentlich gedankenlose Bildung; es ist nach spécifique, specificus gemacht, wie physisch nach physicus, physique, kritisch nach criticus, critique; aber die Endung ist ja vielmehr -ficus, specificus, eigentlich Species bildend, was denn in specifisch ganz verwischt und unerkennbar ist.

***) Goethes Vater schrieb sogar „Die Catholiquen" (Mercks Briefsamml. 3, 312).

(lateinisch), kamen doch erst aus Frankreich in das gebildete Deutsch, jenes zuerst bei Bodmer (in den Discoursen) als Caractere, d. i. caractère (s. o. Nr. 30, S. 293), dieses zuerst als Critique, wie die Fabrik anfangs Fabrique hieß. Französisch ist auch die Form „die Medices" Lessing 6, 278, jetzt italienisch berichtigt „die Medici". Bei alle dem, was da nur in spärlichen Proben vorgebracht ist, kann man wol einem patriotischen Ärger, selbst mit Scham gemischt, nicht entgehen. Und doch wäre es der Mühe werth, auf ein vollständigeres Sammeln auszugehen.

Seinen rechten Hintergrund erhält das übrigens durch die Überzeugung, die damals obwaltete, daß das Französische für Gelehrsamkeit das Unentbehrlichste wäre. Eben Herder z. B. dachte anfangs entschieden so, z. B. in einer Äußerung v. J. 1768, indem er die Engländer einschließt: „Ich getraue mich zu sagen, daß man in den neuer erfundenen und ausgebildeten Wißenschaften durch die Originalbekanntschaft mit Engländern und Franzosen ungleich weiter komme, als mit Griechen und Lateinern; unter jenen findet man diese wieder und noch weit mehr dazu, unter den Alten ja aber nicht unsere neue Welt ganz. Man suche unsere besten Schriftsteller heim, von wem haben sie ihre besten Känntniße? nicht durch Neuere?" Herder 2, 361 S.

Noch entschiedener und schärfer im Reisejournal von 1769. Da wird in seinem neuen Schul- und Unterrichtsplan, der eine neue lebendige Geisteswelt an die Stelle des alten todten Schulkrams setzen soll, nach dem Deutschen, das die Grundlage bildet, gleich das Französische angesetzt, als zweite weitere Bildungsstufe. Da steht Seiten lang ein Lob und Preis der französischen Sprache, Literatur und Geistesbildung, wie es kaum je wieder aus deutscher Feder gekommen ist. Französisch ist unter den Modernen das, was Griechisch unter den Antiken war (Werke 4, 398), es hat in der Philosophie den meisten Schwung genommen (S. 395), sogar: „ich will, daß selbst der Gelehrte beßer Französisch, als Latein könne" (S. 393).

Wie seltsam sieht uns das jetzt an, nach wenig mehr als hundert Jahren!*) und doch war, wenn man den Gang der Dinge größer und genauer ansieht, dieser Standpunkt schülermäßiger Unterordnung unter das vorgeschrittene Ausland damals vorübergehend wo nicht gerade nothwendig, doch so gut wie unvermeidlich.

Diese Werthschätzung der französischen Sprache als Führerin in der

---

*) Auch Herder lernte ganz anders denken, schon bei seinem Aufenthalt in Frankreich selbst. S. besonders den 111. Humanitätsbrief v. J. 1797, der wider die Gallicomanie oder Franzosensucht kämpft, die uns so geschadet habe, dabei (W. 18, 157): „Eine sogenannte Französische Erziehung in Deutschland muß Deutsche Gemüther nothwendig mißbilden und irreführen" u. s. w.

modernen Bildung war aber schon aus dem 17. Jahrhundert überkommen, wie ihr diese Stellung auch Leibniz, bei aller tief deutschen Gesinnung, thatsächlich zugestand. Wagenseil sprach es deutlich aus in seinem Gespräch mit der Mademoiselle de Scudéry bei seinem Aufenthalt in Paris. Die damals schon berühmte Französin hatte ihn nach dem Werth der deutschen Sprache gefragt, den sie nur nach dem zu beurtheilen wußte, was sie von der königlichen Schweizergarde, also reinstes Schwyzerdütsch, hörte. Der deutsche Gelehrte nahm denn da Gelegenheit, sich rein auszusprechen. Das Wesentlichste ist (de civitate Norimbergensi Altdorf 1697 S. 455): „Gleich wie ich nun bißhero den Vorzug, welcher der Französischen vor der Teutschen Sprach, zur Erlernung der Logic, Rhetoric, auch Philosophiae Practicae und Theoreticae zustehet, gutwillig bekennet, also hat die unsere hergegen viel andere Eigenschafften, welche sie sehr erheben und überaus ansehnlich machen. Sie ist kein sauerer Essig eines guten Weins [wie die romanischen Sprachen nämlich], ich meine, daß sie keine abgeleitete, und durch Vermischung anderer erzwungene, sondern eine Hauptsprache sey, in deren nichts geborgtes und die an Alterthum bloß der Hebreischen weichet", — der Standpunkt, von dem aus sich der deutsche Geist aufraffte aus dem Gefühl schülerhafter Zurücksetzung zu Selbstgefühl und Zukunftsmuth, obwol dabei Übertreibungen wieder unvermeidlich waren.

6. Betonung unter französischem Einfluß.

Besonders an Ton und Endung verräth sich französischer Einfluß. So z. B. in Sophókles, in einem namenlosen langen Gedichte über deutsche Literatur, in dem Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde Lpz. bei Dyk 1776 6, 21 ff., „J. Chr. Gottsched an Herrn J. J. Bodmer zu Zürich aus den elysäischen Feldern im Dec. 1769"; da heißt es S. 29:

Homer erscheint ... durch ihn die ew'ge Iliade ...
Sophokles folgt und sagt: So stimmt' ich meine Saiten
Für meines Griechenlands empfindungsvolle Zeiten.

Da ist dem griechischen Namen die französische Form Sophocle untergelegt, diese waltete im Bewußtsein des Dichters vor, rechtes französisches Griechisch. Merkwürdig übrigens daneben bald nachher in demselben Gedichte Sophokles in der heutigen lateinischen Betonung:

Dank sey dem Stagyrit! der, wenn er Muster pries,
Dem deutschen Sophokles die Bahn des griechschen wies. S. 33.*)

*) Es kann nur A. Gryphius gemeint sein, der in der Poetik des Aristoteles sein Lehrbuch gesehen habe.

Das zeigt den im Gang befindlichen Umsatz von der französischen Einkleidung weg.

So bei Herder in einem Jugendgedichte, „An sich, den Pindar-Nachahmer" Semḗle betont, gewiß nach franz. Sémèle:

Semelens Pochen siegt u. s. w.
Herders Lebensbild I, 1, 170.

So Euriṕden (Dativ), nach franz. Euripide, in einer langen Epistel J. J. Sprengs, in seiner Ausgabe von Drollingers Gedichten Basel 1741; es ist vom Weintrinken der Dichter die Rede, die Spreng davor warnt:

Vermeidet stark und toll Getränke,
Daß euer Geist in Freiheit denke ...
Dem armen Sänger der Atriden
Ist nur ein Wassertrunk beschieden ...
Kein Evan (Bacchus) tuht dem Euripiden,
Dem Herold frommer Nüchternheit,
In seiner strengen Kluft (Klause) Bescheid. S. 366.

Der attische Dichter war bei uns längst heimisch in seiner lateinischen Form und Bedeutung, die wir heute noch brauchen (der französische Ton kommt ja zufällig mit dem griechischen überein, aber nicht diesem zu Gefallen), das zeigt z. B. der alte Studentenvers, den noch wir gern sangen:

Ceciderunt summus Aristoteles,
in profundum Plato et Euripides —

und nun mußte er doch auch sich französisch frisiren lassen zur höheren deutschen Rede. Ebenso nach franz. Alcibiade bei Bürger im hohen Lied von der Einzigen:

Schön und werth, Alcibiaden
Zur Umarmung einzuladen.
Gedichte 1789 1, 220.

Seltsam nimmt sich aus „Senezens" als Gen. zu Seneca, bei Leibniz in einem Gedichte v. J. 1667, das vom Stand der deutschen Dichtung handelt (Weim. Jahrb. von Hoffm. v. F. und O. Schade 3, 113):

Horaz im Fleming lebet,
Im Opitz Naso schwebet,
Im Greif (Gryphius) Senezens Trauerspiel —

Da liegt franz. Sénèque zu Grunde, wird aber in der Bildung der Endung mit Seneca gemischt, dessen -c nun als -z auftritt, wunder-

licher Zwitter! Die Endung -ens, wie vorhin in Semelens, Euripiden dativisch, ist ja weder französisch noch lateinisch, sondern gut deutsch. Ebenso „Äneens“, d. h. nach franz. Enée für Aeneas, bei Schiller in der Übersetzung des 4. Buches der Äneide Str. 117:

Doch als ihr Blick sich auf Äneens Kleider senket u. s. w.

Auch falsche Betonung antiker Wörter und Namen stammt aus der Bekanntschaft mit der französischen Form, die maßgebend im Vordergrund der Gedanken stand. So z. B. Orgien, lat. orgia, nun nach franz. orgies betont, noch spät bei Goethe im Deutschen Parnaß nach erster Fassung:

Und in wüthenden Orgien
Hält der Faun die Nimphe fest.
Schillers Musenalm. 1799 S. 99.

Bei Schiller ebenso, aber mit y, als wär es griechisch, im 4. Buch der Äneide Str. 56:

So fährt, wenn der Orgyen Ruf erschallt,
Die Mänas auf u. s. w.

Das alles ist doch am Ende äußerst verdrießlich, wie der gute Deutsche sich selbst gleichsam mit unnöthigen Flecken beheftet dem Fremden zu Gefallen, das man, ungenügend unterrichtet, unterwürfig über sich sieht. Aber das ärgerliche Capitel, bei dem man immer in Gefahr ist, die geistige Hoheit und Herrlichkeit unserer Dichter aus den Augen zu verlieren, da man sie wie auf der Schulbank sitzen sieht, müßte doch einmal ordentlich geschrieben werden, nur nicht etwa, um vollständig zu werden, sondern um das Wesentliche und Lehrreiche daran ganz deutlich herauszuheben.

Wie eigen es übrigens dabei zugieng, zeigt z. B. das Schwanken bei den Erinnyen; so, richtig, hat sie Schiller in den Kranichen des Ibycus (Musenalm. 1798 S. 173):

Besinnungraubend, Herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang —

da ist das Griechische wieder berichtigend eingetreten. Daneben aber, im Ring des Polykrates wol nach franz. Vorgang Erinnen (bequem auch für den Reim), in demselben Almanach 1798 S. 28:

Ihn (den Ring) will ich den Erinnen weihn.

Aber auch Erynnen wie mit dunkelm Erinnern an Erinnyen, z. B. bei Boie (S. 320 Weinh.). Die italienische Form ist Erine plur.

Die lateinische Betonung von Prometheus war gewiß aus der Schule längst bekannt, aber die Dichter richteten sich lieber nach dem franz. Prométhée, z. B.:

Ein neuer Prometheus bestiehlt den Himmel wieder.
Haller Ged. 1777 S. 62 (Gedanken über Vernunft u. s. w.);

Höret, Kinder Prometheus.
Schiller Venuswagen (1, 186 histor. krit. Ausg.).

Auch zu Pólyklet bei Schiller mag franz. Polyclète der Anhalt sein:

Herrschen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklets Regel,
Was du (Genius) mit heiliger Hand bildest u. s. w.
11, 70 Göd.,

vergl. in der Anm. W. v. Humboldts kritische Bemerkung dazu, die doch auch wunderlich genug klingt. Dem Prómetheus gleich ist Amphion mit Ton auf der ersten Silbe:

O wie traurig singt Alcino,
Amphion der Guadiana.
Herders Volkslieder 2, 140.

7. Die Behandlung der Endungen unter französischem Einfluß.

Gegenwärtig werden antike Endungen wie -es und -as geschont, Euripides, Äschines, Mäcenas u. s. w.; in der französischen Zeit wurden aber auch solche Namen und Wörter gestutzt, daher Mäcen, Euripid (s. oben), Äschin Hagedorn 2, 15, Ulyß Schiller u. A., Herkul Herder Lebensbild I, 1, 168, Achill. In der Schäferpoesie Menalk, Amynt, Damöt für Menalkas, Amyntas, Damötas. Auch die Endung -us wird jetzt meistens geschont, also Pyramus, Priamus, Äschylus u. s. w., damals aber auch Priams Veste Schiller im Siegesfest u. a., Bucephal mit franz. Tone Dyks Taschenb. f. Dichter 6, 10, Äol, selbst Pindar mit französischem Tone:

Der göttliche Pindar erhebet
Voraus des Wassers Trefflichkeit.
Spreng bei Drollinger 366.

Pindarus würde uns zopfig klingen, wie Homerus, unser Pindar mit deutschem Tone wird doch nur aus dem franz. Pindare berichtigt sein. Auch Ovid, Virgil, Horaz werden von den französischen Formen herrühren, wie sich Herodot, Hesiod mit ihrem Ton sofort als französisch ausweisen. Die rechte Form nach deutscher Art war z. B. Virgili, d. h. mit abgestoßener Endung (s. meine Schrift über den deutschen

Unterricht S. 189): Der Virgili ist dem Homero nit geleich. Raumer Gesch. des Deutschen Unterrichtes S. 4 aus dem 15. Jahrh. Auch Tite als Plur. zu Titus ist franz., les Tites:

Roms Auguste und Tite. Mastalier Ged. 6.

8. Nachwirkung für heute und immer.

Wenn man da eine Rückkehr von der französischen Zurichtung zum Alten, Echten thätig sieht, so hat sich das Französische stellenweise doch so fest gesetzt, daß wir es behalten und gewiß in alle Zukunft werden mit fortführen müssen. Nur zur Andeutung, daß z. B. Wörter wie Ocean, Pyramide, Monolith französischen Ton haben und behalten werden. Und in den eigentlichen Knotenpunkten der höheren Welt z. B. weisen sich sofort als aus Frankreich geholt aus Kritik, Musik, Physik, Mathematik, Arithmetik, Politik, während daneben Ethik, Poetik, Mechanik, Logik, Grammatik, Rhetorik, Akustik, Statistik u. a. sich als vom Französischen unabhängig erweisen, theils weil sie schon vorher aus der lateinischen Zeit her fest waren, theils weil sie erst nach der französischen Zeit entstanden sind, wie Statistik, Akustik, Ästhetik. Aber auch Philosophie, Theologie, Astronomie sind durchaus nicht frei von französischem Einfluß, ja, wirklich ärgerlich, Poesie ist ganz französisch, der Form nach eigentlich nur eine Entstellung des lat.-griechischen Wortes.

9. Das „griechische i" (y grec).

Endlich, anhangsweise, etwas über das griechische y in der besprochenen Übergangszeit. Gerade da liegt viel verdrießliche Schülerhaftigkeit vor, die zum Theil bis heute noch nicht überwunden ist. Allerdings kommt das keineswegs auf Rechnung des Französischen, obschon das auch da nicht ohne Einfluß bleibt. Im voraus ist nur zu bemerken und nachdrücklich festzuhalten, daß die Sache in Wahrheit nicht entfernt so schlimm war oder ist, als sie uns ansieht, darum weil in der Aussprache zwischen y und i durchaus kein Unterschied gemacht wurde, nicht einmal bei den Neugriechen selber, wie denn das der französische Name „griechisches i" (y grec) deutlich zeigt und die Italiener das y aus ihrer Sprache ganz ausgemerzt haben, sodaß z. B. der hymnus im Italienischen inno heißt. Daß man bei uns das y als ü spricht, auch in deutschen Worten, z. B. in Ortsnamen, das ist eine ausschließlich deutsche Gewissenhaftigkeit und ist sehr neu, noch vor 40 oder 50 Jahren war kein Gedanke daran.

Das Ärgerliche dabei in der Übergangszeit besteht darin, daß man es theils setzt, wo es falsch ist, theils als i schreibt, wo es stehen sollte.

Hier nur wenige Proben. Beides zusammen z. B. in Lybien Haller Ged. 1777 S. 123, i für y z. B. bei Goethe an Lavater S. 14 u. ö. „Phis.", d. h. die physiognomischen Fragmente, an denen er mit arbeitete; vergl. noch im Deutschen Parnaß oben S. 381 Nimphe. S. auch Erinne bei Schiller oben S. 381. Mit falschem y z. B. empyrisch Gottsched, Hypocrene Canitz 238, Ellypse Herder Plastik 110, Orgyen Schiller oben S. 381, Hygyna Mastalier Ged. 83 (man findet auch Hygine), Aegysth W. von Humboldt an Goethe 91, Tyberstrom Schenkendorf Ged. 11, 115. Abyssinien ist erst seit kurzer Zeit ersetzt worden durch Abessinien (Habesch). Das Polysanderholz ist ganz verkehrt so griechisch gemacht, richtiger ist Palisander. In den Ankündigungen von Kunstreitern ist Hyppodrom beliebt.

Es ist kein erfreuliches Bild, das da nicht aufgerollt, nein nur in einigen Stellen genauer besehen ist, als man sonst thut. Und das Unerfreuliche hat seinen Sitz mitten in dem Gebiete, auf das man sonst die Rettung des Geschmacks und der Schönheit verlegt. Aber bei dieser Meinung ist überhaupt ein gut Stück Aberglaube mitwirkend, was freilich deutlicher gemacht werden sollte, aber doch hier schon mit aufleuchten muß. Übrigens, wenn Einem bei den Dingen oben der Gedanke an den Begriff Barbarei anwandelt, so ist zu sagen und wäre leicht auszuführen, daß darin die andern Culturvölker, auch die Engländer und Italiener gar nichts voraus haben.*)

44.

Der kleine Horn, der Februar.**)

Wenn einmal, wie das gern geschieht, der Februar besonders kalt auftritt***), hört man hier die Leute sagen, nicht auf dem Lande blos:

---

*) Wenn z. B. die Italiener aus dem Phaëthon, griech. Φαέθων, einen Fetonte gemacht haben, so kann ich das nur barbarisch finden.

**) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 289 f. Das Thatsächliche im Folgenden ist keineswegs neu, ist denn auch in Grimms Wörterbuch unter hornung und horn genügend vorgebracht, wo auch Nachweise gedruckter Mittheilungen zu finden sind; s. besonders die ausführlichen Angaben bei Weinhold: Die deutschen Monatsnamen, Halle 1869, S. 45. Ich gebe aber nur Selbsterfahrenes und suche es zu beleuchten, um den Hintergrund ahnen zu lassen und es für den höheren Unterricht zurecht zu machen, dem ich es gern zuführen möchte.

***) Der Februar als der kälteste Monat erscheint z. B. auch bei Walther v. d. Vog.: in dem Spruche, wo er über das endlich erhaltene Lehen jubelt (28, 31 Lachm.):

Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen!
Nû fürhte ich niht den hornunc an die zêhen u. s. w.

„Ja der kleine (kleene) Horn macht sein (sei) Stückchen." Der kleine Horn, völlig, und nur deutlicher, gleich Hornung, wie der Februar in Karls des Großen Kalender und noch heute landschaftlich heißt, d. i. „Des Horn Sohn" oder Horn der Junge. Und wirklich gibt es im Munde des Volkes auch noch einen Vater Horn, der große Horn genannt, wovon gleich mehr. Das ist von selbst klar, daß wir da einen Überlieferungsrest aus allerältester Zeit vor uns haben, wie gleich noch deutlicher werden wird. Man kann schon an dem einen Falle den Glauben fassen lernen, von welchem höchsten Alter Dinge noch unter uns leben können, für die doch jedes literarische Zeugniß fehlt.

Der Sinn des Spruches wird klar, wenn man ihn mit der antiken Sage vom Phaethon zusammenstellt, der sich einmal von seinem Vater, dem Sonnengotte, den Sonnenwagen für einen Tag ausbittet, aber im Lenken so ungeschickt ist, daß er über Afrika der Erde zu nahe kommt, woher sich die dunklen Gesichter dort erklären. Auch das überscharfe Gebahren des kleinen Horns ist wol mehr Ungeschick, als böser Wille. Ungeschick oder Übermuth tritt auch so auf in der Rede, mit der man in Holstein den Sturmwind erklärt: de grôte windkêrl is verrêst, nu lett de lütje den sack flegen, läßt den Inhalt auf einmal los. Noch ein Fall der Art liegt wol aus unserm alten Glauben vor in dem Spiele von der goldnen Brücke, die zerbrochen ist und doch wieder gebraucht wird (d. i. der Regenbogen als Brücke in den Himmel). Die Kinder singen:

Wir wolln die goldne Brücke baun,
Wer hat sie denn zerbrochen?
Der Goldschmidt, der Goldschmidt,
Mit seiner jüngsten Tochter.

Die jüngste Tochter ist wol gemeint als die Übelthäterin, die durch täppisches Wesen den künstlichen Bau zerbricht, statt dem Vater zu helfen, obwol damit noch nicht die volle Aufklärung gegeben ist.

Besonders merkwürdig aber und als Rest uralter Poesie erscheint der kleine Horn mit seinem Vater zusammen in einem Spruche, der gleichfalls bei Gelegenheit eines kalten Februars gehört wird:

„Der große Horn sagt zum kleinen Horn:

Hätt ich die Macht, wie du,
Ich ließe erfrieren das Kalb in der Kuh".

Das ist ganz deutlich ein gleichsam liegen gebliebenes Bruchstück eines Spieles, wie wir sie haben als Redegefecht zwischen Sommer und Winter u. dgl., gleichfalls aus der Vorzeit übrig. Daß gerade jenes

Bruchstück sich erhalten hat, erklärt sich durch das Großartige, ja Ungeheuerliche des Gedankens, der zugleich so recht aus der Mitte der bäuerlichen Gedanken genommen ist; eine wärmere Stelle gibt es im Dorf nicht, als sie das Kalb im Mutterleibe hat. Es ist damit wie mit den wenigen Worten, welche in unseren Leonorensagen, die noch weit genug verbreitet sind, in Versform übrig sind von dem ursprünglichen Liede:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle,
Feins Liebchen, graut dir nicht?

Der großartige Inhalt des Gedankens macht es begreiflich, daß er sich in Versform im Gedächtniß so fest erhielt.

Ich habe jenes Bruchstück vom großen und kleinen Horn aus der Leipziger Gegend, wo es allenthalben in der Runde noch lebendig ist. Ich habe es aber auch, nur mit kleinen Abweichungen (das „ließe erfrieren" ist verschieden ausgedrückt) aus dem Egerlande (Schönthal bei Marienbad) und aus dem Odenwalde (Oberschefflenz). Damit ist denn ein weites Gebiet umspannt, das selbst, ins Zeitliche übersetzt, weit in die Vorzeit zurück weist. Und das den Schülern einmal recht nahe zu legen, ist das Stück trefflich geeignet und thut damit dem rechten Denken einen hohen Dienst als beste Denkübung.

45.

Rhythmische Bewegung in der Prosa.*)

Die Betonung, diese Trägerin des Seelenlebens einer Sprache, ist bei uns so kunstvoll und eigenartig entwickelt, daß in der deutschen Sprachlehre recht viel davon die Rede sein müßte, was doch nicht der Fall ist, weil sie den Kindern, gleich wo sie zuerst unter die Hand des Lehrers kommen, schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, sodaß sich eine grundlegende Behandlung gar nicht, nur gelegentliche Nachbesserungen nöthig machen. Ja die meisten Deutschen werden sich der Eigenart ihrer Sprachbetonung gar nie wirklich bewußt und üben sie doch richtig aus. Es ist freilich ein Irrthum, der sich leicht von selbst einstellt, daß zur richtigen Handhabung einer Sprache ein volles Bewußtsein ihrer Lebensgesetze gehöre.

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 641 ff.

Das Bewußtsein stellt sich aber ein im Verkehr mit Fremden, die mit den Schwierigkeiten der deutschen Sprache, welche bei ihnen bekanntlich für besonders groß gelten, im Kampfe liegen. Wer z. B. mit Engländern zu thun hat, die sich um das Deutsche bemühen, dem wird bald auffallen, wie schwer und spät ihnen im Satzbau die Umkehrung von Subject und Verbum, die sog. Inversion zugänglich wird. Engländer, die schon weit sind im Gebrauch des Deutschen, sagen z. B. noch lange: „Als ich nach Hause kam, ich fand meinen Freund vor."

Dem Franzosen ist besonders unsere Betonung schwer zugänglich, da sie gründlich abweicht von der, in welcher er sich von Kind auf bewegt, die ihm gleichsam angeboren ist (der übertriebene Ausdruck sagt doch gerade mit seiner Übertreibung das Wesen der Sache treffend aus). Es handelt sich dabei besonders um die Behandlung des Hochtones und Tieftones, des Haupt- und Nebentones, die der Franzose in der scharf ausgeprägten Unterscheidung, wie wir, eigentlich nicht hat. Beide bestimmen bei uns nicht nur äußerlich den rhythmischen Gang und damit den eigenen Wolklang unserer Worte und Sätze, sondern stehen auch innerlich im Dienste des Gedankens und der Empfindung.

Besonders daß Hochton und Tiefton in einem Worte unmittelbar neben einander treten können, wie bei uns in unzähligen Fällen geschieht, das geht dem Franzosen ganz schwer ein. Man muß es als Lehrer erlebt haben, wie auch ein schon recht geübter Franzose, der fortwährend vórlèsung u. dergl. hört und vom Lehrer so und so viel mal nachdrücklich darauf hingewiesen und berichtigt worden ist, doch immer wieder in die Betonung vórlesùng verfällt, das muß man erlebt haben, um die Schwierigkeit dieses Betonens zu begreifen, die wir ja spielend ausüben.

Diese und ähnliche Fälle im Unterricht gelegentlich vorgebracht sind von eignem Werthe, weil sie mit einem Schlage den Schülern die Augen öffnen über Dinge, die sonst durch die abstumpfende Gewalt der Gewöhnung ungesehen vor ihnen liegen; was ihnen bis dahin gleichgültig, weil alltäglich war, wird ihnen vom Standpunkt des Franzosen, des Engländers aus auf einmal merkwürdig und beschäftigt sie in Gedanken auch über die Schulstunden hinaus, das rechte Kennzeichen, daß der Unterricht einmal in ihr Inneres eingegriffen, nicht blos äußerlich etwas zum sogenannten Lernen gegeben hat, was so leicht wieder abfällt.

Um aber auf unsere Aufgabe zurückzukommen, jene nahe Verbindung von Hauptton und Nebenton ist überhaupt in unserer Sprache eine Erscheinung, die ebenso merkwürdig als an Lehre fruchtbar ist. Sie zeigt sich hauptsächlich in Zusammensetzung, wenn einer Stammsilbe mit ihrem Ton ein näher bestimmendes einsilbiges Wort vorgefügt wird, das nun,

um die bestimmende Kraft zu bezeichnen, einen Ton erhält, der noch über den der Stammsilbe an Kraft und Höhe hinausgeht. Das fällt nicht weiter auf, wenn das Hauptwort blos einsilbig ist, z. B. únschön, vórwòrt, áusbùnd, ánzàhl, bérgpfàd u. s. w., aber das Merkwürdige tritt ein und wird dem Nichtdeutschen zum Anstoß, wenn das Hauptwort zwei- oder mehrsilbig ist, also z. B. sprèchen, aber áussprèchen, sàgen, aber hérsàgen, sínnig, aber únsìnnig, wítzig, aber wáhnwìtzig, wágen, aber dámpfwàgen, vögelein, aber wáldvögelein u. s. w., die Wörter dieser Art stellen sich ja in ungezählten Schaaren dar und täglich können neue hinzukommen.

Kommt die Sache einmal im Unterricht zur Sprache, nicht systematisch, was zu leicht langweilend wird und damit den Hauptzweck des Unterrichts verfehlt, sondern gelegentlich, — dabei werden auch die Gleichgültigen aufwachen, wenn der Lehrer die Frage einigermaßen scharf zu stellen weiß — so müßten auch andere werthvolle und fragliche Erscheinungen, die dabei auftauchen, mit vorgenommen werden. Es wäre z. B. eine werthvolle Frage, zu deren Lösung die besten Geister in der Classe zum Wettkampfe aufgerufen werden müßten und sich selbst dazu stellen würden: warum denn z. B. in vórbàuen, áblèsen, únfòlgsam, úrwähler u. s. w. der einsilbige Zusatz den höhern Ton erhält und wie er also die Stammsilbe ihres Hauptrechtes, den Sinnton zu tragen, berauben kann. Das wäre eine schöne Übung im Denken, nicht im kahlen logischen, das doch dabei nicht zu kurz kommt, sondern in dem Sachdenken, von dem ich so oft dringlich empfehlend gesprochen habe. Und wenn das Rechte in der Stunde nicht herauskommt, so wäre dieß eine schöne Gelegenheit, den Schülern den Knoten zur Lösung nach Hause mitzugeben, ein Mittel zur Anregung, das überhaupt öfter anzuwenden wäre. Mit welcher Spannung würden dann alle, außer den rettungslos Stumpfen, der nächsten deutschen Stunde entgegensehen und zumal der Frage des Lehrers: Nun, was habt ihr herausgebracht? Ich kann aber hier auf die Frage nicht näher eingehen.*)

Zur rechten Beleuchtung der Erscheinung gehört aber die Ausführung, wie es eigentlich nicht genau oder richtig ist, daß da zwei Töne dicht bei einander ständen. Das ist vielmehr unmöglich, so unmöglich, wie, daß zwei Bergspitzen dicht neben einander stehen könnten, ohne daß ein Thal sie schiede und so eben zwei aus ihnen machte. Die Bewegung

*) Erwähnenswerth wäre dabei aus dem Latein, wo das in der Classe vorhanden ist, wie da unser Betonungsgesetz in der Zusammensetzung durchaus nicht gilt, denn es heißt z. B. impéllere, compéllere, appéllere, concúrrere, incúrrere, succúrrere u. s. w., und nur indem man diese Wörter so neben einander aufzählt, fällt auf die Präposition unabsichtlich von selbst ein höherer Ton wie bei uns (ímpèllere u. s. w.), der Ton der Unterscheidung.

des Rhythmus ist aber genau wie die Bewegung eines Gebirgsprofils, ein Auf und Ab, ein Wechsel von Höhen und Tiefen.

So stehen denn auch z. B. in vórlèsen die beiden Töne keineswegs dicht neben einander. Ich machte das meinem Franzosen klar, indem ich vorlesen und vorgelesen, vorzulesen neben einander aussprach: die zwei letzteren sind durch das hinzukommende ge und zu keineswegs länger als das erste, vórlèsen nimmt gerade so viel Zeit weg, wie vórgelèsen (man überzeuge sich mit taktirendem Sprechen); es ist wie im 13. Jahrhundert mit Vrîdanc und Vrîgedanc, welche beide Formen bekanntlich in den Handschriften wechseln, wie im 15. und 16. Jahrhundert mit héiltùm und héiligtùm, in der Gegenwart z. B. mit grószmùtter und grószemùtter, der Leipziger Form; zwischen den beiden Tönen bleibt immer ein Räumchen, das, ob ausgefüllt oder nicht, für die Dauer des Wortes, also für die Größe des kleinen rhythmischen Ganzen, völlig gleichgültig ist. Auch das im Unterricht einmal vorzubringen ist sehr anregend für das eigne Nachdenken und Beobachten der Schüler, sie probiren das vom Lehrer Behauptete zuerst zweifelnd mit dem eignen Mund und Ohr (der Zweifel ist ihr Recht und nöthiger Durchgang zur eignen Überzeugung), die Wörter werden ihnen wieder einmal Gegenstand freier Theilnahme und Freude statt Gegenstand eines strengen Gebotes, das sich ihnen auferlegt und die freie Bewegung hemmt. Übrigens ist die Sache näher besehen nicht so gar einfach, das zeigt sich, wenn man sie musikalisch, also mit Noten ausdrücken will; alles rhythmische und metrische Wesen ist aber zuletzt musikalisch. Die Erscheinung ist übrigens ganz dieselbe in Prosa wie in unserer alten Poesie das Auslassen oder Aussperren der Senkungen, das nun hier recht deutlich wird, in der Natur unserer Sprache tief begründet ist.

Ich hatte es aber auf eine andere Erscheinung abgesehen, die in diesem Gebiet unseres Tonwesens, bei Zusammensetzung, eintritt, daß nämlich die Betonung da schwankt und ins Unsichere geräth. So z. B., wenn sowol nóthwèndig als nòthwéndig betont wird, ánsèhnlich, aber únansèhnlich, ánfänglich, aber úranfänglich.

Der Grund der Erscheinung wird klar, wenn man näher, genauer zusieht, es ist in der Schule eine auserlesene Denkübung für Hören und Beobachten. Es gibt z. B. die Betonung ùnabséhbar, das ist die gewöhnliche, aber daneben auch unábsehbàr. Ebenso únausfüllbar und unáusfüllbàr (z. B. eine Lücke). Wie geht das zu?

Zu Grunde liegt ábsèhen, áusfüllen, die nahe im Hintergrund des Bewußtseins bestimmend stehen (aus eigenstem Gefühl, nicht aus Schulung), d. h. sehen hat an ab einen höhern Ton über seinen eignen hinaus abtreten müssen, zur Unterscheidung von ánsèhen, áussèhen, éin-

sehen u. s. w.*) Zu bemerken ist dabei und leicht zu Gehör zu bringen, daß die Stammsilbe mit ihrem Tonrechte darüber keineswegs verkürzt wird, darum, weil die ab, an, auf u. s. w. eben zur Hervorhebung der Unterscheidung noch über die mittlere Tonhöhe hinausgehoben werden, auf der sich die Stammsilben bewegen und die eigentliche Tonlinie bestimmen.

Tritt aber noch eine Silbe hinzu, die einen solchen Unterscheidungston mit sich bringt, so gewinnt das Ganze ein anderes Gesicht. Zu ánsèhnlich heißt es z. B. únansèhnlich, nicht únánsèhnlich, denn án muß einen noch höhern Ton an ún abtreten, der nun über den ganzen Begriff gleichsam der Herr wird, an aber müßte sich eigentlich mit dem Tiefton begnügen, den -sèhn- hat, das doch selber noch unter an- um eine Stufe herunterzutreten hätte — aber hier ists eben mit dem künstlichen Tonwesen am Ende, hier wird — erlaube man mir einmal einen derben Ausdruck aus dem Hausdeutsch, ich finde ihn nicht besser, um es sicher zu sagen — hier wird eben das Pferd alle, die künstliche Abstufung des Tones wird gar zu künstlich, die Regel muß sich durchbrechen lassen, damit man beim Natürlichen, ja beim Möglichen bleibe.

Noch deutlicher stellt sich das heraus, wenn in einem Worte vier Silben, jede mit Tonrecht, zusammenkommen, die noch ein Tonganzes werden müssen mit einem Hauptton, denn nur dadurch kommt fürs Gehör und Verständniß ein Wort zu Stande. Das ist z. B. der Fall bei unabsehbar, da auch -bar von seinem Ursprung her (mhd. -bære) ein Anrecht auf eignen Ton behalten hat. Zu ábsèhen tritt zunächst absehbar, in dem sich ein Schwanken zeigt (in absehbarer zeit ist jetzt beliebt), ob seh- noch seinen vollen Tiefton behauptet, unter dem -bar mit noch tieferem Ton erklingen müßte — ich glaube, bei diesem absehbar wird das strenge Einhalten des Gesetzes, also mit regelrechtem Absteigen des Tones in drei Stufen wirklich unwillkürlich versucht — aber es ist schon so schwer und auf Schrauben gestellt, daß man doch unwillkürlich in ábsehbàr verfällt. Vollends aber bei unabsehbar hat das strenge Betonen ein Ende, die Schwierigkeit geht da in Unmöglichkeit über. Es ist aber der Mühe werth, in der Classe den Versuch dazu zu machen oder einen Begabten machen zu lassen; was etwa daran gelingt, das kostet so viel Zeit und Mühe, daß dazu im wirklichen Sprechen eben gar nicht Zeit wäre. Im Verse aber wäre ein solches rhythmisches Unding erst unmöglich. Kurz, was dem Gesetze nach sein sollte und müßte, das wird durch die Umstände unmöglich, das ist das Lehrreiche an dem Falle.

*) Aber erséhen, verséhen, überséhen, warum? Die Schüler müßten das selber finden.

Lehrreich ist aber auch, wie sich die Sprache in dieser Nothlage hilft (es kommt öfter vor, daß sie durch die strenge Grammatik in eine Nothlage geräth und zu einem Nothbehelf greifen muß); sie läßt über den wirren Silbenhaufen den allgemeinen Rhythmus, der in einem regelrechten Wechsel von auf und ab, Hebung und Senkung besteht, und überhaupt allem Rhythmus zu Grunde liegt, wie glättend dahinstreichen, wobei nach dem Recht der einzelnen Silben nicht mehr groß gefragt wird, da nun doch etwas Sprechbares zu Stande kommt. Die Doppelheit ùnabséhbar (lieber als das genaue únabsèhbar) und unábsehbàr erklärt sich daher, daß eben alle vier Silben ein Tonrecht für sich haben, während es doch nur zweien wirklich zugesprochen werden kann und der oberste Ton auch nur einer davon.*) So wird ein einzelnes Gesetz, das sich im gegebenen Falle selbst unmöglich macht, von einem allgemeinen, höhern zwar gebrochen, aber doch zugleich überhöht und mit dem Ganzen ins Gleiche gebracht, und auch darin ist die Sprache zugleich ein Abbild des großen Weltlebens überhaupt im Kleinen.

Der Fall ist aber so häufig da, daß sich darauf eine Regel gebildet hat, wenn auch nicht entschieden durchgeführt. Es heißt z. B. ánfǟnglich (nach ánfàng), aber úranfǟnglich; es heißt vórsìchtig, aber únvorsìchtig, also wider das Gesetz in regelrecht fließenden Rhythmus umgesetzt. Dabei gibt un-, das allerdings schon im Mhd. schwankenden Ton zeigt, sein Tonrecht doch gern an die Stammsilbe ab, z. B. in unmö́glich, undénkbar, unstérblich, ùnverkénnbar, ùnverzéihlich, ùndurchdrínglich, ùngehéuer (aber das Úngeheùer), neben úngewìss, únsìcher, únüberlègt, únbìllig, únstatthàft u. s. w., eine wahre Schwierigkeit für die Fremden, für die Schüler aber höchst anregend, daß sie sich selber suchend umsehen in ihrem schon erworbenen Sprachvorrathe, dessen sie sich dabei bewußter werden; der Lehrer dürfte keine Gelegenheit versäumen, die jungen Geister zu solcher Eigenthätigkeit anzuspornen.

Bemerkenswerth sind besonders auch Fälle, wo der Ton in demselben Worte schwankend erscheint. So bei un-, wo es nach Vorigem doch nicht Wunder nehmen kann, z. B. in únbändig und ùnbǟndig. Dann in wàhrschéinlich und wáhrschèinlich, glǘcksélig und glǘcksèlig, nòthwéndig und nóthwèndig. Das Rechte und Ältere ist da die zweite Form, die bei nóthwèndig auch noch den Vorrang hat. Die andere Form ist wahrscheinlich erst aus dem abstracten Substantiv rückwärts entnommen, indem man mit wahrschéinlichkèit, nothwéndigkèit dem mühsamen Abstufen des Tones nach strenger Regel auswich; bei wàhrschéinlich wird noch mehr únwahrschéinlich maßgebend gewesen

*) Dagegen haben ùnabwéndbar, ùnausdénkbar nur diese eine Betonung.

sein. Dabei mag auch der Vers mitgewirkt haben, dem ja nóthwèndig und nóthwèndigkeit, auch gúlcksèlig sich geradezu versagen, es hilft eben der allgemeine Rhythmus, der ja ohnehin im Verse maßgebend waltet, über die Lücke hinweg.*)

Die Erscheinung greift übrigens in die alte Zeit weit zurück und erweist sich damit als unserm Sprachleben natürlich gleich in ihren Lebensbedingungen mit begründet. Für das Ahd. gibt das Mhd. Zeugniß z. B. in der Doppelform einem und eime, wie sînem und sîme u. ä. Denn hinter einem steht ahd. éinèmo und erklärt es, hinter eime éinemò. Hätte in einemo das e seinen Nebenton der Grammatik gemäß fest gehalten, so hätte es nicht schwinden können, aber indem es ihn an das o abgab, erhielt sich dieß, natürlich als e, also einme, woraus weiter, im rascheren Sprechen, das ja diesen Formwandel bedingt, mhd. eime, das in alemannischer Mundart noch jetzt als eme gehört wird.**) Es giengen also in ahd. Zeit zwei Formen neben einander: éinèmo und éinemò, die erste, kann man sagen, die grammatische Form, das andere die rhythmische, die sich wol einstellte, wenn auf einemo ein Wort folgte, das mit kurzer unbetonter Silbe begann, sodaß mit éinemò das Zusammenstoßen von zwei kurzen Silben vermieden wurde, während das grammatisch genaue éinèmo vor einer schweren langen Silbe gut war.***)

Noch Müllenhoff plagte sich mit einem Falle, in dem er die grammatische Betonung erzwingen wollte, die sich doch versagte, im Ludwigsliede in den Denkm. 2. Ausg. S. 299:

thaz gideilter thanne
sâr mit Karlemanne,
bruoder sînemo,
thia czala wunniôno —

bei der wunderlichen Auskunft, womit er sînèmo zu retten sich anstrengte, dachte er gar nicht an sînemò oder wies es von vornherein

*) Diese Ausführung zugleich als Antwort auf die Frage in der Zeitschrift 7, 495 „warum begnügt man sich nicht" u. s. w., die doch wol an mich gerichtet war. Die schätzenswerthen Ausführungen in Pauls Grundriß 1, 555, auf die dort verwiesen ist, können doch für lebéndig nicht gelten, weil da nicht zwei schwere Silben mit ursprünglich gleichem Ton dicht beisammen stehen (es heißt ja eigentlich lébendìg, nicht lébèndig). Meine Erklärung der dem alten lébendig angethanen Gewalt habe ich übrigens schon vor 20 Jahren im Colleg vorgetragen, als an Pauls Grundriß noch nicht zu denken war.

**) J. V. Scheffel z. B. sprach aneme sonntag, an einem Sonntag. In der Mundart meiner Heimath dagegen ist das aufs Kleinste zusammengeschrumpft, zu e (wie englisch a), z. B. es war (s' war) ane sonntage.

***) Also z. B. sînemò gimahale, aber sînèmo bruoder im Sprechen.

ab, das doch allein möglich und durch mhd. sîme bezeugt ist. Ebenso bei Otfried z. B. wázzarès gihólôti II, 14, 12, rhythmisch statt des grammatischen wázzàres, das da unmöglich wird, und so oft.

Endlich ist zu erinnern, wie sich auch im mhd. Verse diese Aushülfe in gewissen rhythmischen Schwierigkeiten geltend machte mit einer Tonverrückung, die dem Grammatischen grell widersprach. So im Erec 2198 nach Lachmanns Lesung manec wol sprechénder spilman; ich denke mir, man schlug im Vortrag einen Mittelweg ein, der zwischen der Forderung der Grammatik und des Versrhythmus eine Vermittelung fand, wie bei der sog. schwebenden Betonung im Auftakt und wie es Chr. Weise in seiner Metrik (curiöse Gedanken von deutschen Versen) für den Vortrag der Verse mit der sog. Silbenzählung als das Richtige angibt. Diese Silbenzählung, die merkwürdigste Erscheinung in der Geschichte unserer Metrik, ist selbst auf diesem Wege entstanden. Man sehe Pfeiffers Zusammenstellung von der Betonung viersilbiger Wörter im Mhd. Germ. 11, 445 ff. (gleich jenem wol sprechénder), wo man sich schon völlig wie in der silbenzählenden Zeit fühlt. Das sog. Silbenzählen ist eben nicht die treffende Bezeichnung der Erscheinung, es ist der rhythmische Rahmen, der wie gewaltsam ausgleichend über den widerstrebenden grammatischen Sprachstoff glättend dahinstrich, wie in unserm úreinwòhner statt úreinwohner u. s. w.

46.

Zum Umlaut.*)

1. Die sogenannte Mouillirung.

Über die Entstehung des sog. Umlauts ist seit einiger Zeit eine Lehre im Gange, die nun wie unantastbar und endgültig fast allgemeine Geltung gewinnt,**) getragen zumal von Namen besten Klanges, die ich doch gleich bei ihrem ersten Auftreten als schwer verfehlt bezeichnen mußte. Sie war begreiflich als Ausfluß einer verfehlten Grundrichtung in Auffassung des Sprachlebens, nämlich der einseitig und blos physiologischen, die ja mit triumphirender Miene auftrat, als wäre durch sie endlich der Stein der Weisen in der wissenschaftlichen Behandlung der Sprache entdeckt, die aber nun doch in eine bescheidenere Stellung zurück-

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 7, 750 ff.

**) Neuerdings hat sich Wilmanns davon losgesagt, in seiner deutschen Grammatik, Straßb. 1893, 1, 194.

treten und dem geschmähten Gegner neben sich sein Recht einräumen muß. Die Philologie hat darin das Schicksal der Philosophie getheilt, in deren Schlepptau sie lief, wie andere Wissenschaften auch, die aber selbst eigentlich mit derselben Einseitigkeit nichts als Physiologie sein wollte.

Die neue Lehre trat zuerst auf bei W. Scherer, zur Geschichte der deutschen Sprache, Berl. 1868 S. 141 ff. (2. Ausg. 1878 S. 71 ff.). Da wird, in einem Zusammenhange von geistreichen und feinsinnigen Erörterungen, wie sie Scherer eigen sind (aber geistreich und feinsinnig sind an sich noch keine Gewähr für wahr), für den Umlaut eine Erklärung vorgetragen, die darauf ausgeht, nicht nach dem alten Schlendrian psychologisch zu sein, sondern weiter und höher zu gehen.

Scherer führt die Erklärung Theod. Jacobis an, der im Umlaut „eine Anticipation des Ableitungs- oder Endungsvocales in der Vorstellung" sah (S. 25, so auch Steinthal), das geht aber nach Scherer nicht über eine gewisse teleologische Äußerlichkeit hinaus, er sucht vielmehr den „Causalzusammenhang und daher zunächst die Natur des mechanischen Vorganges" — also teleologisch und mechanisch scharf gegenüberstehend, der letztere Begriff als der Sieger, der erste als der überwundene Irrthum der in der Wissenschaft Zurückgebliebenen; es spielt sich in der grammatischen Kleinigkeit der philosophische Principienkampf der Zeit ab, der aber gerade hier im Kleinen am besten und sichersten zu übersehen ist.

Der causal-mechanische Vorgang wird nun in der sog. Mouillirung gefunden, jener Erscheinung, die uns hauptsächlich aus dem Französischen bekannt ist, aus dem auch der Name stammt, wonach ein der Endung angehöriges i (j) mit einer Liquida (l, n, r), die den Stamm schließt, eine Art Kampf eingeht, wobei das i (j) sich mit der Liquida anscheinend zu einem Laute verschmilzt, sie aber auch gleichsam überwindet und nun vor ihr statt hinter ihr auftritt. Als Probe der zweiten Art können Bildungen im Griechischen, wie *ἀγείρω* für ursprüngliches *ἀγέριω*, *κτείνω* für *κτένιω* dienen, als Probe der ersten Art franz. mouiller (erweichen) selbst, tailleur, feuilleton.

Aber bei aller Ähnlichkeit unseres Umlauts mit jener Erscheinung, die ich nicht leugnen mag, zeigen sich doch, wenn man genau zusieht, nicht nur wie aus der Vogelschau, solche Unterschiede, daß man beide durchaus wird trennen müssen.

Bei der Mouillirung im genauen Sinne, d. h. bei der französischen, auf die es ja auch bei der Vergleichung hauptsächlich abgesehen ist, wird ja das ll durch das i, das darüber kommt, beschädigt, gleichsam zernagt und aufgelöst, ja ganz heraus genagt, denn an tailleur hört man nach Pariser Aussprache von dem ll gar nichts mehr, was aber davon etwa noch übrig ist, einem Schatten gleich, das klingt keineswegs nach dem i,

wie die Schreibung doch sagt (franz. taille, lat. talea, dann talia), sondern mit dem i so gemengt, daß es ebenso noch nach ihm anklingt.

Das alles ist ja unserm Umlaut ganz fremd. Dieser thut dem Consonanten, der ins Spiel kommt, so gar keinen Schaden (verdoppelt oder steigert ihn sogar unter Umständen), daß von einem Erweichen, mouiller gar keine Rede sein kann, geschweige von einem Aufzehren, einem Herausnagen, wie dort bei den französischen ll. Wie hätte das auch bei t, p, k, vollends bei Häufungen wie mb, nd geschehen sollen? Wie und wann sollten diese harten, schweren Laute (das l ist ja seiner Art nach halb vocalisch), wenn sie herausgenagt gewesen wären, wieder eingesetzt worden sein, wie man sich in Frankreich (z. B. Littré) jetzt bemüht, das verlorene ll wieder einzusetzen?

Ferner hat es mit dem i, um das es sich handelt, bei uns und bei der wirklichen Mouillirung doch eine ganz verschiedene Bewandtniß. Bei dieser strebt das i aus der Endung weg in den Stamm hinüber, beim Umlaut aber bleibt es an seiner Stelle (wird nur später zu e herabgestimmt) und färbt den Stammvocal nach sich, tritt nicht in ihn über wie dort. Wenn ahd. plat den Plur. pletir bildet, so ist von einer Gefährdung des t nicht entfernt die Rede, das i bleibt an seiner Stelle und wirkt von da aus über das t hinweg färbend auf den Stammvocal — der Vorgang ist ein ganz anderer als bei der sog. Mouillirung.

Allerdings nimmt Scherer auch für den Umlaut den Fall an, daß das Endungs-i in die Stammsilbe hinüber tritt und darüber wol auch seine Stelle verläßt. Aber die kleine gegen die andern Fälle verschwindend kleine Zahl von Schreibungen, auf die er diese Annahme aufbaut, können diese nicht begründen, sind auch zum Theil ganz anders aufzufassen, s. darüber unter 3. Wenn er aber, wozu ihn freilich diese Annahme drängte, weiter annahm, daß für das e als Umlaut zuerst wirklich ai, für ü wirkliches ui gegolten habe u. s. w., die erst dann durch eine Art Verfall in der Kunst des Sprechens zu e und ü geworden wären, so ist das ebenso wenig in den Thatsachen begründet, wie es unmöglich ist. In pletir also sollte zuerst das kurze a zu einem Diphthong ai und dieser dann wieder zu einem kurzen e geworden sein? Wie unmöglich. Es ist in der ganzen „Theorie" wirklich wie eine Unmöglichkeit auf die andere gebaut.

Am unmöglichsten aber ist die Annahme, mit der er der psychologischen Behandlung, der „teleologischen Äußerlichkeit" zu entgehen gedenkt. Indem er nämlich das Übertreten des i der Endung in den Stamm sich „causal mechanisch" geschehend denkt, so fußt das doch auf der Annahme, daß das i schon da war, wenn man das betreffende Wort

zu sprechen begann? Daß also in dem angeblichen muillen für mullian (s. unter 3) das i schon da war, ehe der Sprechende an das ll kam? Freilich ja, aber wo denn? Doch nur in der Vorstellung? im sprachlichen Bewußtsein? Ich kann aber Scherers Verfahren nicht begreifen, außer mit der stillen Annahme seinerseits, daß der Vorgang kein zeitlicher, sondern ein räumlicher sei, daß er sich die Laute nicht als nach einander klingend dachte, sondern als neben einander stehend, also alle zugleich vorhanden, wie in der Schrift vor dem Auge.

Daraus ergibt sich aber: auch für diese Auffassung, die nur mechanisch sein will, gibt es doch kein blos mechanisches Geschehen (wie das Niesen, Husten), das nur im Munde vor sich gienge, sondern das eigentliche Geschehen liegt hinter dem Munde, der nur mit seinen dafür hergerichteten merkwürdigen Werkzeugen (die freilich, wie alle Werkzeuge, ihre Mechanik haben) das von innen heraus Gewollte ausführt. Kann man doch keinen kleinsten Satz sprechen, ohne daß man gleich zuerst auch das letzte Wort, oft das wichtigste, aus dem alles entspringt, im Wollen und Wissen gegenwärtig hätte (vollends eine ganze Rede), warum denn nicht ein Wort, das eben so gut seinen zeitlichen Verlauf hat, wie Satz und Rede?

Wenn aber dabei das sog. teleologische Verfahren als ein äußerliches bezeichnet, also für das mechanische der Vorzug des innerlichen Verfahrens in Anspruch genommen wird, so ist es doch damit gerade umgekehrt. Aber diese Modeströmung, die ein Menschenalter lang die Geister beherrschte und der vorherigen zu scharfen Betonung des Innern, Idealen gegenüber nur noch Äußeres, Greifbares gelten lassen wollte, sie ist nun dem Ende des Jahrhunderts zu doch im Verrauschen begriffen und die von ihr überströmten grünen Inseln, die Geist und Gemüth zu wirklicher Ruhe einladen, tauchen wieder auf. Auch die Teleologie ist doch nicht mehr der Popanz, mit dem sich Streber, die mit an der Spitze marschiren wollten, gleich in gelinden Schrecken setzen ließen, als ob sie damit in eine überwundene finstere Zeit zurückstürzten. Hat doch Moleschott, der entschlossenste und geistvollste Vertreter des Materialismus, der für den Führer der Bewegung galt, am Abend seines Lebens im Jahre 1887 in einer Rede, die Erklärung abgegeben, die aus der Tiefe schöpfend, die zugleich die lebendige Mitte ist, seiner eignen Weltanschauung gegenüber mit ihrer Einseitigkeit alles wieder ins Gleiche setzte: „Die Harmonie des Universums offenbart sich in allem Geschehen, und wenn wir mit einem Blick es umspannen könnten, so würden die Ursachen mit den Zielen zusammenfallen, die Teleologie und die Causalität würden die zwei Seiten einer einzigen Medaille sein" (Allg. Zeit. 1893 Nr. 170 Beil. S. 6).

2. Wie der Umlaut entstanden ist.

Man hat aber die wirkliche Erklärung der Erscheinung ganz in der Nähe an sich selbst, wenn sie auch gar kein gelehrtes, physiologisches oder philosophisches Mäntelchen trägt, sondern als einfältige Thatsache hintritt, d. h. man kann den Umlaut jeden Augenblick im eignen Munde wie neu entstehen sehen oder hören und fühlen.

Die Umlautung hat beim kurzen a begonnen, dem ein i folgte. Man braucht dieß aber nur unmittelbar auf jenes folgen zu lassen, also im Diphthong ai, so zeigt sich was ich meine. Wer also z. B. kaiser spricht — ich folge da freilich meiner Mundart, die aber damit den Durchschnitt darstellen wird — so hört man darin kein reines a. Setzt man dieß aber mit Gewalt durch, so ist dazu mehr Zeit nöthig, als wir sonst darauf verwenden können, und das a und i hören auf, als rechter Diphthong einem einzigen Laute zu gleichen, sie treten mehr aus einander, als wollten sie sich trennen, oder thun dieß schon. Was aber für gewöhnlich wirklich in kaiser für das ai erklingt, darin ist das a dem i näher gerückt, es gehört schon in die e Reihe, die sich zwischen a und i in eigentlich unmeßbaren und unzählbaren Abstufungen, dem a oder dem i näher, bewegt. Daher auch die Schreibung weizen, kreis, keiser u. s. w., die wirklich richtiger ist als waizen, krais (schwäb.) u. s. w., d. h. die Vielseitigkeit des e vorausgesetzt, da ja kurzes ä im ältern Gebrauch sehr beschränkt ist. Landschaftlich, z. B. in Ostpreußen, ist ja das ai völlig zu ei (e-i) aufgestiegen, so daß keiser, weizen, heiß u. s. w. genau mit ei gesprochen erklingen, wie weise, seide, wein auch.

Das ist denn der Umlaut, wie ihn jeder wider Willen sich selbst neu bildet, man kann ihm nicht entgehen.

Zur Bestätigung und Beleuchtung dieses Vorgangs kann das Schicksal des ai im Bairischen dienen, das ja da seltsamer Weise zu oa geworden ist, kaiser zu koaser u. s. w. Das ist so zugegangen.

Der bairische Mund muß in ai das a mit Fleiß deutlich festgehalten haben. Da brachte es aber die Schwierigkeit, daß a und i für rasches Sprechen zu weit auseinander liegen, mit sich, daß nur das i etwas von seiner Reinheit hergeben und dem a näher kommen mußte. Daher die Schreibung ae (d. h. nicht æ), die im 15., 16. Jahrhundert bairischen Schreibern mitten unter ai entschlüpfte*):

so pistu nun alain (als Zeuge)
und der knecht spricht dar zue: naen.

Kellers Fastnachtsp. 995, 13.

*) Dieß zugleich als Nachtrag zu Weinholds bair. Grammatik S. 98.

nun schweigt und last ewer geschrae,
der krieg (Proceß) ist nun entzway. 1001, 23.

In dem handschriftlichen Bericht eines bairischen Hauptmanns Winzerer von der Schlacht bei Pavia i. J. 1525: zwae tausent knecht Anz. des germ. Mus. 1868 Sp. 347; der Frantzosen geraesiger zeug (Reiterei). 348, kurz vorher unser geraysigen das. und öfter; haben ir geschütz von inen geschlaeft (geschleift, geschleppt). 348; sein den merer tael (zum größten Theil) all ertrunken. 349.

Es läßt sich erkennen, daß König Maximilian so sprach, wenn er brieflich i. J. 1498 z. B. auf paeden paenen (beiden Beinen) schreibt.*)

In diesem ae muß nun aber nachher das a zu o aufgestiegen sein, wie einfaches â in Menge zu ô wurde, oder sich ihm näherte, auch in mitteldeutschen Mundarten. Daher dann jenes bairische ae zu oe aufgestiegen, darin aber das e zu a gesunken, womit sich dieses freilich von dem ursprünglichen i entfernte so weit als möglich. Das oa muß aber dem Bedürfniß des Wolklanges besser genügt haben, als oe. Daher nun z. B. oans, zwoa, drei.

Dieß ae für ai kann übrigens zugleich die sog. Brechung deutlich oder hörbar machen, indem da a, um ganz rein zu sein, das i etwas zu sich herniederzieht, nur daß es das i da hinter sich hat, nicht vor sich, wie in der gewöhnlichen grammatischen Brechung, wobei ja aber das Herunterziehen des i begreiflicher scheinen muß, als im andern Falle, zumal in dem ae das a den vorwiegenden Ton für sich hat, der bei der gewöhnlichen Brechung dem a entgeht.

Derselbe Vorgang, nur in umgekehrter Stellung, zeigt sich, wenn in Leipzig das ja in gemüthlichem Hauston zu ia wird (auch ôiȧ, ohja), dieß aber in nachlässigerem Sprechen, wenn man z. B. müde ist, auch zu eȧ, worin dann deutlich das i dem a zu Gefallen zu e heruntersinkt. Ähnliches wäre von der Behandlung des au zu berichten, wo sich gleichfalls in der wirklichen genau behörten Aussprache das a dem u oder das u dem a etwas nähert, weil für die heutige Schnelligkeit unsres Sprechens beide Laute im Munde zu weit auseinander liegen.

Um aber auf den eigentlichen Umlaut zurückzukommen, so bleibt noch übrig, das Schicksal des a im Umlaut mit dem des a in kaiser überein zu bringen, d. h. glaubhaft zu machen, daß z. B. ein t zwischen dem a und i die Rückwirkung des i nicht störte. Das t war ja aber

*) Briefe im weimarischen Archiv, s. E. Wülcker, Die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache S. 25. Übrigens findet sich dieß ae noch jetzt mundartlich in Baiern statt des herrschenden oa, s. Schmeller, Die Mundarten Baierns S. 38.

nicht wie eine Mauer, durch die das i vom a völlig getrennt wurde und durch die es sich gleichsam hätte hindurchnagen müssen. Das t war und ist sozusagen nur ein Augenblickslaut, den wir uns beim Sprechen nach kurzem Vocal jetzt zu lang machen, daß er körperlicher wird als nöthig ist. Will man sich die Kürze eines solchen Lautes, wie die alte Sprache sie voraussetzt, zu Gehör bringen, so taugt dazu z. B. zu ahd. manag, das Subst. menigi Menge; da ist das n so leicht zu kürzen, daß man das e-i aus a-i noch begreifen kann. Wie sehr unser Sprachgefühl und die Kunst des Hörens jetzt verloren hat gegen damals, kann man z. B. am Stabreim sehen. Das Gefühl dafür ist von der Schule wieder erweckt und ins Bewußtsein getreten. An zittern und zagen z. B. hört ihn jeder Gebildete wieder. Nicht aber in Fällen, wie z. B. in Schillers Verse „Da ist kein Widerstand und keine Wahl." Das wi- und wa- liegen für unser Ohr, dem die Übung verloren ist, zu weit auseinander, um den alten Anklang zu geben.

3. Wie man den Umlaut bezeichnete.

Er blieb ohne Zweifel lange, vielleicht sehr lange unbezeichnet, schon darum, weil die lateinische Schrift, in der sich ja die Schreiber bewegen mußten, für viele Fälle ein Zeichen nicht darbot, aber und noch mehr wol darum, weil die Gewissenhaften darin eine Entstellung des reinen Lautes, einen Verderb sehen mochten. Ist er doch auch bis heute nicht rein durchgedrungen, sehr merkwürdig z. B. in mitteldeutsch funfzig, funfzehn neben fünf.

Da ist es denn besonders lehrreich, wie man sich beim Umlaut des u endlich half. Wenn im Georgslied 38 (Müllenhoff und Scherers Denkm. XVII) in der Handschrift muͥllen geschrieben steht, im Texte mit müllen gegeben, gewiß richtig, während sich die Anm. Scherers noch unsicher ausdrückt: „durch das ui in muillen scheint der Umlaut bezeichnet zu sein, auffallend genug!" Aber die Schreibung mit ui gibt der Sache eine falsche Wendung. Das i ist eben nicht in die Linie der Buchstaben aufgenommen, sondern nur einem davon zugesetzt als Lesezeichen, wie der Punkt, ursprünglich Strich über dem i, wie ein Strich über dem m, der seine Verdoppelung meint. Was der Schreiber mit dem u und übergesetzten i meinte? „Ein u, das aber nach dem i hin klingt", der erste Schreiber, der diese Auskunft fand, wie es keine bessere geben konnte, fand gewiß rasch Nachfolger. So kuͥrbz, Kürbis, Haupts Ztschr. 9,397. So in der von Joh. Haupt herausgegebenen Erklärung des Hohen Liedes aus dem 12. Jh. uͥnsich 93, 3, chuͥski 94, 16 tuͥre 138, 31, kuͥnde u. s. w. Zu bemerken ist dabei, daß z. B. in tuͥri

das i etwas vor dem u über der Zeile steht; was für die Aussprache nicht gleichgültig ist. Wenn aber das i doch auch in die Zeile aufgenommen wird, wie in tuitili papillae Haupt 5, 201 b (mhd. tütel), so ist das wol nur Bequemlichkeit oder Nachlässigkeit, die keinen Diphthong ui bezeugt.

Wie diese Auffassung und Bezeichnung des umgelauteten u durchschlagend wirkte, zeigt sein mhd. Zeichen u mit einem geraden oder etwas schrägen Strich darüber, der nichts ist als das seines Punktes beraubte i. Die heutige Schreibung ü geht auf ů zurück, das sich im 14., 15. Jahrh. unpassend für ü einschlich. Aber die Benennung des ü als u-i hat sich in Schulen und Druckereien bis in unser Jahrhundert erhalten, und noch nach 1800 kann man z. B. in österreichischen Drucken z. B. im Anfang eines Satzes Ui für Ü finden, das im Setzkasten nicht vorhanden war, sodaß jener erste Einfall des unbekannten ahd. Schreibers seine tausend Jahre nachwirkte.

Für den Umlaut des o (ô) that e denselben Dienst, wie i beim u, also oͤ, oe, auch ôͤ (Weinhold, bair. Gramm. S. 41), gemeint: ein o, das nach e klingt. Daher selbst eo geschrieben, was nur dadurch begreiflich wird, daß man den e-Laut, in den das o einlenkte, doch auch als Hauptsache voranstellen konnte, s. bei Weinhold, bair. Gramm. S. 67 heorend, Eosterriche u. dgl. (12. Jahrh.).

Auch beim Umlaut von a (â) diente dieses e in gleicher Meinung, man schrieb zuerst ae, æ, aͤ, d. h.: ein a, das aber nach dem e klingt, und wenn man an das zweite zuerst dachte, steht es auch voraus, ea, also wie vorhin Eosterriche; s. Weinhold alem. Gramm. S. 16. 17. Wenn ganz für bloßes e als Umlaut von a (kurzweg) erscheint, so muß man dabei der Mannigfaltigkeit des e-Lautes gedenken, die ja heute noch besteht.

Wenn aber auch bei a und o ein i erscheint zur Bezeichnung des Umlauts, also ai, oi, so sind die verschwindend wenigen Fälle durchaus ungeeignet, die von Scherer (zur Gesch. u. s. w. S. 144) gewünschte Folgerung daraus zu ziehen. Es kann nur eine ungenaue Übertragung von dem Umlaut des u sein, den i bezeichnen soll.

4. Vom weiteren Schicksal des Umlauts.

In dem Aufsatz „Zur Geschichte der Aussprache aus neuester Zeit" (S. 351 ff.) war davon die Rede, wie aus dem ü in der Aussprache am Ende ein i, aus dem ö ein e, auch aus dem ä ein e geworden war, auch in der gebildeten Welt, was denn in den Reimen noch in unsrer großen Zeit von Schiller und Goethe erkennbar ist; auch wurde gezeigt, wie eine Rückbewegung zu reinem ü, ö, eu (mit dem ä hat es

dabei seine eigne sonderbare Bewandtniß) erst in sehr neuer Zeit sich geltend macht und in Bildungskreisen rasch seinem Ziele zueilt. Es wurde dabei aber auch geäußert, was wol bei den Meisten auf Befremden stoßen mußte, daß diese Aussprache, die uns jetzt so ganz bildungswidrig und niedrig erscheint, keineswegs schlechthin eine Entartung, die Folge einer bildungslosen nachlässigen Haltung, sondern geschichtlich berechtigt war. Und davon hier noch ein Wort, wenn es auch keine Zustimmung finden sollte.

Das u kam durch den Umlaut, der an sich wirklich eine Entartung war, auf den Weg zum i, das o auf den Weg zum e, wie das a gleichfalls, und alle drei sind im Laufe der Zeit bei diesem i und e als ihrem Ziele angelangt; das ist es, was als Thatsache einfach vorliegt. Daß man sich von Haus aus dieses i und e als Zieles bewußt war, das zeigen die Schreibungen*) deutlich. Fragt sich nur, ob dieß Bewußtsein im Lauf der Jahrhunderte so weiter wirken konnte, wie da gedacht wird. Aber eben das ist die Annahme, der ich seit Jahren nicht entgehen kann. Wir sehen da eine Bewegung, die wie durch einen Urwurf bestimmt, durch die Jahrhunderte hin geht und von allen Einzelnen, Individuen wie Geschlechtern, wie in stiller Verabredung gleichmäßig aufgenommen und fortgeführt wird, bis sie an ihrem ursprünglichen Ziele Ruhe findet. Das ist mystisch, nicht wahr? und gar nicht zeitgemäß gedacht; aber ich halte es, mystisch oder nicht, für thatsächlich und kann es durch die Behauptung stützen, daß alle Sprachentwicklung in ihrer innersten Regelmäßigkeit (bei aller Freiheit) mit ihrer wunderbaren Stätigkeit über die wechselnden Geschlechter hin nur und allein auf diesem (mystischen) Wege möglich ist. Der Einzelne steht dabei, an sich ganz frei, doch unter einer höhern Gewalt, die wie über die Köpfe hin wirkt, der er sich aber willig hingibt, sodaß die Bewegung, in sich eine, doch von den sich ablösenden Tausenden wie von einem Geiste getragen wird. Wunderbar, ja wol! Aber in aller menschlichen Entwickelung wirkt dieß stille wunderbare Gesetz, alle religiösen, politischen, socialen, ethisch-ästhetischen Grundgedanken, die das wirkliche Werden bestimmen, stehn unter jenem Gesetz, da mag man es wol auch dem Bischen Umlaut und seinem Schicksal zu Gute kommen lassen.

*) Besonders deutlich, wenn schon früh i geradezu für ü geschrieben wurde, wie ibilo im Merigarto 64, ja im Tatian S. 311 gihigita für gihügita, gihugita, wo an gesprochenes bloßes i noch nicht zu denken ist, aber dem Schreiber wurde das i zur Hauptsache, es stand ihm im Bewußtsein voran. Das bildet aber doch zugleich die Brücke zu Schreibungen wie im 15. Jahrh. „ibelgeherender, surdus“ (übel hörend) Grimms W.-B. IV, 252b, wo das i und e gewiß auch gesprochen gemeint sind.

5. Nachtrag.*)

Zu dem Kampfe gegen die materialistische Auffassung des Umlauts und der Spracherscheinungen überhaupt gab mir K. Burdach einen recht wesentlichen Beitrag. Wenn ich W. Scherer als den Urheber jener Auffassung vorführen mußte, so machte mir Burdach brieflich bemerklich, daß Scherer später seine erste Auffassung des Umlauts öffentlich als verfehlt bezeichnet und sich zu der teleologischen Theorie Steinthals ohne Hehl bekannt hat:

„Das geschah in seiner Anzeige von Steinthals gesammelten kleinen Schriften in der deutschen Literaturzeitung 1881, 2. April, S. 516, auch abgedruckt in Scherers Kleinen Schriften Bd. I, S. 234 f. Dieser Widerruf lautet:

Am fruchtbarsten in diesem Sinne (d. h. für Erklärung sprachlicher Erscheinungen aus der Psychologie und Entscheidung zwischen entgegengesetzten Ansichten) darf wol der bekannte Aufsatz über Assimilation und Attraction genannt werden, dessen Principien für die Lehren vom Umlaut und Assimilation mit Unrecht (auch vom Referenten) bei Seite geschoben wurden.

Niemand wäre sicherlich geneigter gewesen, auf Ihren Standpunkt zu treten als Scherer, der überhaupt in seiner allerletzten Zeit Ihnen viel näher stand als Sie glauben und wissen."

So hat also Scherer die Fahne des Materialismus noch eingezogen, mir zur wahren Freude, weil ich von der außerordentlichen Kraft, als sie auftrat, Außerordentliches erwartete und sie dann doch hier und da auf irrige Fährten gerathen sah. Ob nun aber auch alle seine Anhänger und Getreuen jene Fahne wieder eingezogen haben? Das Einziehen ist doch an jenen beiden Stellen nicht öffentlich und sichtbar genug geschehen. Zudem flattern sie noch an anderen Stellen fröhlich im Winde, daß auch die Schule vor der Theorie noch nicht sicher sein wird, welche die Laute, diese zartesten Luftgebilde, eigentlich doch wie aus Stein oder Holz oder deren Atomen bestehend behandelt.

47.

Zum Daktylus, dem deutschen und lateinischen, auch vom Hexameter.**)

In unserer Metrik ist der Hexameter ein wahres Schmerzenskind, auch wenn man sich auf die neuere Zeit beschränkt und von den schüler-

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 8, 220.

**) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 8, 1 ff.

haften oder kindischen Versuchen des 16., 17., ja des 12. Jahrhunderts absieht. Es sind die beiden Bestandtheile oder Bausteine des antiken Verses, welche die Noth um das Gelingen eines deutschen Hexameters bereiten, daß der gewissenhafte Metriker, der seinen antiken Hexameter genau im Ohre hat, auch zu der Behauptung kommen kann: wir haben nun einmal keinen Hexameter! Wie bitter hat nicht Goethe, dem ja die classische Schulung abgieng, den Ärger erfahren, der an den Versuch des deutschen Hexameters in den Augen der genauen Classiker geheftet ist. Als ihm die Freunde, die er dabei zu Rathe zog, in seinen hexametrischen Versen herum pfuschten, um sie möglichst nach der sogenannten Quantität einzurenken, da platzte er endlich los mit einem Absagebriefe an den antiken Vers, zugleich trotzig und demüthig sich beugend:

Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus,
Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei allem dem kommt nichts heraus,
Als daß wir keine Hexameter machen sollen,
Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns begnügen.

Bei dieser Äußerung, die uns jetzt doch recht befremdlich klingen darf, muß man daran denken, daß da angesammelte Ungeduld und losplatzender Verdruß, ja Ärger spricht. Für den Dichter also die Wahl zwischen dem Hexameter, dieser als das eigentliche höchste Ziel seiner Kunst gedacht, und der tiefsten Leistung, dem Knittelverse, weil der dem deutschen Dichter bei größter Begabung allein möglich sei: das ist Übertreibung, in der sich Ärger Luft macht; die Übertreibung hauptsächlich und grell auf Seite des Knittelverses.*) Aber sie fehlt auch auf Seite des Hexameters nicht, wenn der Verzicht auf den Hexameter zugleich als ein Verzicht auf die höchste Leistung in der Verskunst behandelt wird. Diese Überschätzung des Hexameters hat sich aber gerade bei den Gewissenhaften tief und fest eingenistet. Auf ihre Spitze kommt sie, wenn Herbst den Hexameter den Culturvers nennt (J. H. Voß, Lpz. 1874, 2, 1, 88): „Das ist vielmehr die Wahrheit . . ., daß unsere neuere Kunstpoesie in charakteristischen Hauptzweigen recht eigentlich am Hexameter, dem Culturvers im eminenten Sinne (so gesperrt bei Herbst) sich aufgerichtet hat!“ Arme Franzosen, Italiener, Engländer, die ihr keinen Hexameter oder so gut wie keinen habt! also von der

*) Der Ärger macht sich übrigens besonders köstlich Luft in dem drittletzten Verse, der als Mustervers im Knittelstil gedacht ist, mit vier Hebungen:

Als dáß wir keine Hexámeter máchen sóllen.

Cultur ausgeschlossen.*) W. Wackernagel kommt in seiner Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock (1830) auf die aus unserer sog. classischen Zeit her noch brennende Frage zu sprechen und prüft kritisch das Geleistete, recht unzufrieden damit, doch in feiner gründlicher Ausführung, darauf in wehmüthigem Verzichten: „Es geht einmal nicht, so schön es wäre, wenn wir echt antike Verse machen könnten, wir vermögen es nicht; geben wirs auf!" (Abhandlungen zur deutschen Lit.-Gesch. 1873, 2, 3.)

Also auch da der Standpunkt, daß mit diesem Verzicht zugleich auf eine besondere Ehre unserer nationalen Kunst zu verzichten wäre. Aber der Standpunkt ist nicht haltbar und veraltet von selbst. Wackernagels Rath, die Versuche aufzugeben, ist immer mehr in unserer Dichtung aus eigenem Antrieb und richtigem Gefühl befolgt worden; trotz der hohen Bedeutung, die der Hexameter in Goethes und Schillers Welt hat, ist er doch jetzt mehr achtungsvoll in die Ecke gestellt und wird nur in einigen Fällen noch hervorgeholt. Die lyrischen Strophengebäude nach Horazens Art aber sind trotz Platen aus dem gewöhnlichen Betrieb ganz geschwunden und führen nur in gelehrten Schulkreisen noch ein kümmerliches Nachleben fort.

Dem Ausgeführten gegenüber bin ich aber der Sache und mir das Bekenntniß schuldig, daß ich keineswegs zu den krittlichen Verkleinerern des deutschen Hexameters gehöre. Der antike Hexameter ist mir seit langen Jahren ein Gegenstand des Studiums und des Kunstgenusses gewesen, er ist ein rhythmisch-metrisches Kunstwerk von höchster Vollendung, und er böte auf dem Gymnasium den schönsten Stoff, daran den Kunstsinn der Schüler zu bilden, der, einem jeden angeboren und nur nach Ausbildung verlangend, im Unterricht doch so traurig vernachlässigt wird. Aber auch für den deutschen Hexameter, zunächst wenigstens für den Daktylus, möchte ich einmal ein Wörtchen einlegen, daß er auch den kalt strengen Verächtern in besserem oder gutem Lichte erscheinen mag.

Was der Daktylus eigentlich ist, bleibt uns verschlossen, so lange wir ihn nach angelebter deutscher Art blos accentuirend behandeln. Der Lehrer hat gut lehren, daß der Versfuß aus einer langen und zwei kurzen Silben bestehe, solange das nur Sache des Gedächtnisses, des begrifflichen Fassens, nicht des Klanges und Tönens ist. Man schreibt nun wol cōrpŏră, mūnĕră, nōbĭlĕ, aber die drei Silben bleiben

*) Von schlechten deutschen Hexametern gibt Herbst a. a. O. S. 89 an, daß ihn (er setzt aber: uns) bei deren Lesung ein Gefühl fast wie die Seekrankheit überkomme, z. B. bei den Königlichen Distichen in den Arcaden des Münchener Saalbaus.

im Sprechen doch wesentlich ohne Unterschied, nur durch die Betonung unterschieden, wobei sich von selbst noch die Erscheinung einstellt, daß die letzte Silbe einen Nebenton erhält: córporà nóbilè und dabei bringt es die deutsche Art mit sich, daß der zweite Ton unwillkürlich eine Verlängerung annimmt: córporā, múnerā, par nóbilē fratrum. Da ist ja aber kein Daktylus mehr, da ist er eher auf den Kopf gestellt, und doch fürchte ich, ist es der herrschende Gebrauch auf unsern Schulen und nicht nur da.

Der reine Daktylus ist aber gleich hergestellt für Ohr und Mund, sobald man der ersten Silbe neben ihrem Ton auch eine Dauer verleiht, d. h. sie wirklich lang macht. Das hat die Wirkung, daß auch die dicht darauffolgende, also die erste Kürze, ganz von selber einen zweiten Ton annimmt, tiefer als der erste, aber über der zweiten Kürze: múnèră, córpòră, par nōbìlĕ fratrum. Das ist dann der Daktylus, die Schüler müssen darauf eingeübt werden, so sehr sich der deutsche Mund dawider sträubt.

Aber — und das wollte ich eigentlich vorbringen — solche Daktylen, ich meine in solchem rhythmischen Bau, die haben wir im Deutschen auch, z. B. beim Eingang von Hermann und Dorothea:

Hab ich den Markt und die Straßen doch nie so **einsam** gesehen.

so éinsàm gesehen ist rhythmisch, wolbemerkt rhythmisch, nicht metrisch, gleich par nobìle fratrum. Und die Einheit kann, vom lebendigen Kunststandpunkt, nicht größer sein, denn auch nóbìle u. s. w. wird nicht durch das Metrum, nicht durch lang und kurz zum Daktylus, sondern erst durch den Rhythmus, in dessen Dienst lang und kurz treten. Sonst könnte ja nicht der Fall vorkommen, daß derselbe Vers wenigstens theilweis verschiedene Lesung zuläßt, z. B. im Prolog zur Andria des Terenz:

non ita dissímiles súnt argúmentó tamén —

was man außer seinem Zusammenhang allein gesehen, auch weithin als Hexameter lesen könnte:

nón ita díssimilés sunt árguménto . . .

Es ist eine schädliche Einseitigkeit der überlieferten Schulpraxis, daß man die Quantität in die erste Linie stellt, in die der Bau und die Bewegung des Rhythmus gehört, bei den Alten wie bei uns; dieß Verfahren mag aus der Zeit stammen, als die genaue Unterscheidung von lang und kurz im Leben ins Wanken und Schwinden gerieth (wie sie denn in den romanischen Sprachen ganz geschwunden ist), nun sollte

die Schule die Unterscheidung festhalten, wenigstens für den metrischen Vers, neben dem ohnehin der rhythmische Vers, der über die Quantität hinwegsehend den Prosaton bevorzugt, immer mehr aus der Überlieferung des Volkes auftaucht.

Um aber zurückzukommen auf den deutschen Daktylus, in dem angezogenen Verse von Hermann und Dorothea lassen sich auch die beiden ersten Füße oder Takte als rhythmische Daktylen erkennen, weil in beiden der Artikel an Gewicht hinter ich und uns zurücksteht, tiefer geht:

háb ìch den | márkt ùnd die | strassen u. s. w.

Auch im Folgenden fehlt es nicht an solchen Daktylen:

ist dòch die | stádt wìe ge|kehrt, wie ausgestorben, nicht fünfzig,
dünkt mir, blieben zurück von allen | únsèrn be|wohnern.
was die | néugìer nicht | thut, so rennt und läuft nùn ein | jeder u. s. w.

Ich breche ab, da jeder, den es lebhafter anspricht, geneigt sein wird, sich selbst weiter umzusehen und ich nicht entfernt daran denken konnte, die Frage statistisch zu erledigen. Aber die allgemeine Bemerkung wird schon jetzt als sicheres und angenehmes Ergebniß am Platze sein: man kann das Feingefühl unserer Dichter (denn nicht nur Goethe verfährt so) vollauf bewundern, die bei mangelnder Lehre, ja vielmehr unter dem Einfluß einer falschen Lehre (von lang und kurz) doch die Muttersprache so gut und richtig behandelten, nur vom dunklen Dichtergefühl geleitet. Daß das Verfahren nicht durchgeführt ist, darf dabei am wenigsten wundern.

Wie wenig nöthig war aber die zürnende Verzweiflung Goethes in den Versen oben, mit denen er seinen Hexameter verwarf! Seine Kritiker, die von dem Bann von lang und kurz noch nicht frei waren, wußten gewiß selbst nichts von dem rhythmischen Gesetz, mit dem er nur in dunklem Kunstgefühl seine Daktylen baute, wie ich denn auch sonst nie etwas davon gehört oder gelesen habe.

Sieht man sich nach der musikalischen Behandlung unseres Daktylus um, so ist man angenehm überrascht, zu finden, wie ihn die Tonsetzer gern ebenso nach seinem rhythmischen Bau auffassen und diesen musikalisch scharf herausbilden und darstellen. So Beethoven in Goethes Liede „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein“, wo allerdings der Anfang gleich in seiner Prosabetonung jenen rhythmischen Bau dem Tondichter in die Hand gab. Aber auch ohne diese fast zwingende Hülfe findet sich der Daktylus in der Musik so gestaltet, z. B. in dem weihevollen Abschiedsliede der alten Jenaer Burschenschaft von Binzer:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Die ausdrucksvolle Melodie folgt dem Wechsel des Rhythmus aufs genaueste und gibt auch die Daktylen im ersten Theile so wieder, wie Beethoven dort in „Freudvoll und leidvoll."

Es ist aber nun Zeit, auch auf den alten römischen Daktylus noch eine Blick zu werfen. Wenn man ihn auf seinen rhythmischen Bau prüft, zeigt sich, wie dieser gern dadurch unterstützt wird, daß auf die erste der beiden Kürzen ein Prosaton fällt. Ich suche kurzer Hand (auch der Augen wegen) Beispiele im Gedächtniß zusammen. Also z. B. bei Ovid:

Sola|mén mìse rís sòci os habuisse malorum.
Ín nòva | fért àni|mus mutatas dicere formas
Corpora.
Ést lòcus, | Útòpi|ám vète res dixere coloni.
Barbarus | híc ègo | súm, quìa | non intelligor ulli;

es wurde wol auch bárbàrus gesprochen, wie córpòra, nóbìle. Als maßgebende Regel durchgeführt ist das allerdings nicht; aber so häufig, daß es über den Zufall hinausgeht. Bei Virgil z. B.:

Quós ègo — sed motos praestat — compónère fluctus,

oft sprichwörtlich angeführt, man spricht aber quóssegō!

Tú règere | ímpèri o gentes, Romane, memento.
Tityre, | tú pàtu|láe recu|bans sub tegmine fagi.
Claudite jam rivós pùeri, sat prata biberunt.

Oder bei Horaz:

Diffìci lís, quèru lus, laudator témpòris acti.
Rídìcu lus, to|tás sìmul | obsorbere placentas.
Canta bít vàcu us coram latrone viator.
Quó sèmel | est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu.
Interdum vulgus rectúm vìdet, ést ùbi | peccat.

Bei Persius:

Ést àli|quíd dìgi|to monstrari et dicier: hic est!

Und um doch auch einen Pentameter zu bringen, nebst Beispielen des abweichenden Verfahrens, die ja auch oben nicht gemieden sind (das rhythmische Gesetz des Daktylus gilt doch auch da):

nóctè plu it to tá rède|unt spectácùla mane:
divisum | ímpèri|um | cúm Jòve | Caesar habet.

Endlich noch ein Wort vom Namen des Versfußes; δάκτυλος haben ihn die Griechen genannt, d. h. Finger. Christ, Metrik der Griechen und Römer, 2. Aufl., Lpz. 1870, S. 147, ist in Verlegenheit um den Grund der Benennung und meint dabei: „Noch weniger ist auf den Einfall des Aristides de musica p. 36 zu geben, der den Namen auf die Analogie bezieht, welche zwischen den drei Silben des Daktylus und den drei Theilen des Fingers stattfindet." Aber die Analogie, wenn man ordentlich hinsieht, ist groß und deutlich genug. Der Daktylus ist ein kleines lebendiges Ganzes, aus drei Gliedern bestehend, und der Finger auch. Ja die drei Glieder beider entsprechen einander auch in dem besprochenen rhythmischen Baue. Der liebe Leser braucht nur den Zeigefinger seiner linken Hand (der sich dazu am besten darbietet, jetzt und damals) anzusehen, so sieht er die drei Glieder in absteigendem Größenverhältniß, wie beim Daktylus, das Hauptglied größer als das zweite, dieses größer als das dritte; aber nicht die Länge schlechthin wird den Vergleich hervorgerufen haben, sondern auch oder mehr noch das rhythmische Gewicht. Alles das nicht in mathematischer Schärfe ausgeprägt, wie in der musikalischen Fassung, aber doch im Verhältniß bestimmt erkennbar. Es ist aber im Grunde das Verhältniß des goldenen Schnittes, beim Finger wie beim Versfuß; spielt es doch im Hexameter überhaupt dann eine bestimmende Rolle.

Bei Minor, neuhochdeutsche Metrik, Straßb. 1893, Einl. S. 3, muß ich lesen, wie ich zu den Metrikern gezählt werde, welche eine „einseitige, nationale oder germanistische Richtung" vertreten und „in der Verskunst unserer Klassiker überhaupt nur einen Irrweg erblicken." Ich glaube, das Obige antwortet genügend auf diesen Vorwurf, von dem ich überhaupt nicht weiß, wie der Verfasser dazu kommt.

48.

Zum Hexameter.*)

Der Hexameter ist in seinem rhythmischen Bau ein kleines Kunstwerk von hoher Schönheit und Vollendung und sollte im Unterricht an-

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 8, 89 ff.

gelegentlich benutzt werden zur Erweckung und Ausbildung des Kunstsinnes der Schüler, der im gewöhnlichen Unterricht schlummern bleibt und doch so leicht wach werden kann, um die schönsten Blüthen zu treiben. Und zwar meine ich nicht blos den lateinischen und griechischen Hexameter, sondern auch den deutschen, denn alle drei sind im wesentlichen eins, d. h. im Rhythmus, dem sich dort Länge und Kürze der Silben wie hier Hebung und Senkung dienend unterordnen.

Der Hexameter hat gemischten Rhythmus. Er baut sich aus zwei verschiedenen Gattungen von Takten oder Füßen auf, d. h. dem Daktylus, einem hüpfenden, und Spondeus, einem schreitenden Takte. Der Wechsel von beiden, der selber wechselnd ist, bildet die lebendige Schönheit des Verses. Allerdings kommt dabei dem Daktylus eine bevorzugte Stellung zu; denn ein Hexameter aus lauter Spondeen ohne jeden Daktylus ist unmöglich, einer aus lauter Daktylen aber, abgesehen vom letzten Fuße, wol möglich aber keineswegs nothwendig oder auch nur schön. Daß dem Hexameter der Daktylus seinen Stempel gibt, das zeigt sein Vorrecht auf den vorletzten Fuß, wodurch dem Ganzen, wie auch der Gang vorher gewesen sein mag, ein hüpfender Charakter aufgeprägt wird.*) Daß aber der Daktylus darum keineswegs allein der eigentliche Herr des Verses ist, das beweist der letzte Fuß, der nie Daktylus sein kann, sonst würde der Vers am Ende haltlos, gleichsam ins Leere hinunterfallend. Im sechsten Fuße ist ja nur Spondeus oder Trochäus möglich. Da nun jedem Verse der Schluß oder das Schlußglied seinen Charakter gibt, so zeigt sich beim Hexameter der Wechsel von hüpfendem und schreitendem Rhythmus als sein Charakter.

In jungen Jahren beim Lernenden stellt sich leicht die Meinung oder das Gefühl ein, als gehörten in den Hexameter eigentlich nur Daktylen und die Spondeen rührten von einem die Schönheit störenden Ungeschick her, wobei freilich der letzte Fuß eine bleibende Störung wäre. Auch in der Geschichte der alten Metrik zeigt sich diese Neigung, wenn in der späteren Zeit z. B. Quintus Smyrnäus und Nonnus Panopolitanus ihre Hexameter möglichst aus Daktylen bauen.

Daß das aber ein Irrthum ist, der das Wesen des Verses berührt, zeigt schon der besprochene Schluß desselben mit seinem Wechsel des Rhythmus, und sieht man sich von da aus im Verse nach rückwärts um, so zeigt sich die überraschende Erscheinung, daß auch der Fuß vor dem vorletzten Fuße, also dem letzten Daktylus, gern als Spondeus auf-

---

*) Im antiken Hexameter freilich kommt auch im vorletzten Fuße Spondeus vor, aber nur dann, wenn dafür dem Daktylus im vorvorletzten sein Recht gegönnt ist.

tritt. Ich war überrascht, als ich das vor kurzem erst einmal bemerkte, und es sich so stark aufdrängte, daß an einen Zufall nicht zu denken ist. Man sehe nur den Anfang von Ovids Metamorphosen darauf an und höre; ich unterstütze durch die Schrift das Auge, was auch dem Gehör zu Gute kommen wird, worauf doch eigentlich alles ankommt.

In nova fert animus mutatas dicere formas
corpora. Di, coeptis, nam vos mutastis et illas;
adspirate meis: primaque ab origine mundi
ad mea perpetuum deducite tempora carmen.
Ante mare et terras, et, quod tegit omnia, coelum,
unus erat toto naturae vultus in orbe,
quem dixere chaos, rudis indigestaque moles,
nec quicquam, nisi pondus iners; congestaque eodem
non bene junctarum discordia semina rerum.
nullus adhuc mundo praebebat lumina Titan;
nec nova crescendo reparabat cornua Phoebe;
nec circumfuso pendebat in aëre tellus
ponderibus librata suis, nec bracchia longo
margine terrarum porrexerat Amphitrite;
quaque fuit tellus, illic et pontus et aër,
sic erat instabilis tellus, innabilis unda,
lucis egens aër: nulli sua forma manebat.
obstabatque aliis aliud, quia corpore in uno
frigida pugnabant calidis, humentia siccis,
mollia cum duris, sine pondere habentia pondus.
hanc deus et melior litem natura diremit.
nam coelo terras, et terris abscidit undas,
et liquidum spisso secrevit ab aëre coelum.
quae postquam evolvit, caecoque exemit acervo,
dissociata locis concordi pace ligavit.
ignea convexi vis et sine pondere coeli
emicuit, summaque locum sibi legit in arce;
proximus est aër illi levitate locoque;
densior his tellus, elementaque grandia traxit
et pressa est gravitate sua, circumfluus humor
ultima possedit, solidumque coërcuit orbem.

Ich breche ab. Das genügt als Stichprobe, zumal das Stück vom Dichter als Vorwort zu seinem Hauptwerke wol mit besonderer Sorgfalt gearbeitet ist.

Von den 31 Versen sind 17 in der besprochenen Weise gebaut,

also mit einem Spondeus vor dem letzten Daktylus. Außerdem habe ich noch 8 ebenso bezeichnet (V. 3, 5, 9, 12, 17, 23, 26, 28), bei denen der fragliche Spondeus um einen Fuß zurückgeschoben ist, also statt eines zwei Daktylen vor sich hat; es ist wol leicht klar, daß diese zweite Art nur eine Abart der ersten ist und mit dieser unter einen Gesichtspunkt gehört. Auch der versus spondiacus (14.) stellt sich dazu. Ein ganz daktylischer Vers ist aber nicht darunter.

Es ergibt sich wol hieraus, daß diese Verse mit einem Spondeus dicht oder nahe vor den schließenden Daktylen dem Dichter die liebsten und schönsten waren. Und unser Gefühl urtheilt auch ohne Schulung noch ebenso. Der Dichter hat da einmal richtig getroffen, was Allgemeingut des unbewußten Kunstgefühls jetzt und damals war. Am deutlichsten tritt das heraus, wenn der übrige Vers rein daktylisch ist, z. B. bei Ovid (nach dem Gedächtniß):

est locus, Utopiam vete**res di**xere coloni.
barbarus hic ego sum, quia **non in**telligor ulli.

Und ebenso schon bei Homer, z. B.:

οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω.
ἔσσεται ἦμαρ, ὅταν ποτ᾽ ὀλώλη Ἴλιος ἴρη.
πρόσθε λέων, ὄπιθεν δὲ δράκων, μέσση δὲ Χίμαιρα.

Auch aus Horaz möchte ich doch noch eine Stichprobe geben, und nehme dazu den Eingang der Epistola ad Pisones oder De Arte Poetica:

Humano capiti cer**vicem** pictor equinam
iungere si velit et vari**as in**ducere plumas
undique collatis mem**bris, ut** turpiter atrum
desinat in piscem muli**er for**mosa superne:
spectatum admissi risum teneatis, amici?
credite, Pisones, isti tabulae fore librum
persimilem, cuius, velut **aegri** somnia, vanae
fingentur species, ut **nec pes** nec caput uni
reddatur formae. pictoribus atque poetis
quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

Also unter 10 Versen 6 mit Spondeus vor dem letzten Daktylus, bei vieren vor dem vorletzten. Es geht in dem Verhältniß nicht gerade so weiter, im ganzen aber stimmt Horazens Versbau in dem Punkte zu dem des Ovid, und es ist bei Virgil nicht anders, dessen Eclogen sogar mit einem daktylischen Mustervers beginnen:

Tityre, tu patulae recu**bans sub** tegmine fagi etc.

Aber — worauf ich es eigentlich abgesehen hatte, nur daß ich dazu des Vorigen nicht entbehren konnte — wie steht es damit bei unseren Dichtern? Ich war nicht wenig gespannt, als ich daran gieng sie abzuhören.

Man höre denn:

Hab ich den Markt und die Straßen doch **nie so** einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie **ausgestorben**! Nicht fünfzig,
Däucht mir, blieben zurück, von **allen** unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So **rennt und** läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie **ziehn**, **ist's** immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im **heißen** Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe
Leider das überrheinische **Land, das** schöne, verlassend,
Zu uns herüber kommen, und **durch den** glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und **seiner** Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest, mit alten Linnen und **etwas** Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt, und **wie er** bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich **aus, das** neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.
Dießmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thore des **Hauses** sitzend am Markte
Wohlbehaglich, zur Frau der **Wirth zum** goldenen Löwen.

Da sind unter 21 Zeilen 15 so gebaut, daß im vorvorletzten Fuße kein Daktylus steht, also mehr als dort bei Ovid und Horaz. Allerdings ist in der deutschen Art ein Unterschied von der antiken, da in ihr wirkliche Spondeen selten sind und man viel mit Trochäen vorliebnehmen muß. Doch ist das Unglück nicht so groß, wie die strengen Klassiker meinen; denn es handelt sich ja nicht um die Quantität, sondern um die rhythmische Bewegung, der ein gut gesprochener Trochäus (auf das gute Sprechen müßten die Lehrer dringend halten) dieselben Dienste thut, wie ein Spondeus.

Übrigens wäre es falsch, die andern Zeilen auch, also alle, so gebaut zu wünschen, damit wäre der Schönheit ein wahrer Abbruch gethan, da auch die schönste Form nicht eintönig wiederholt werden soll (das tötet das schönste Leben), sondern im Wechsel und in der Mannigfaltigkeit ihr wahres Leben findet. Es ist aber wol gut, aus Hermann

und Dorothea noch mehr zu hören. Also der Eingang des dritten Buches:

Also entwich der bescheidene **Sohn der** heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der **Art fort,** wie er begonnen:
Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm und schwerlich
Wird mich des herzlichsten Wunsches **Erfüllung** jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht **gleich sei,** sondern ein beßrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu **erhalten** und zu erneuen,
Und zu verbessern auch, wie die **Zeit uns** lehrt und das Ausland! u. s. w.

Trefflich auch, ja besonders gelungen in Schillers Spaziergang:

Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem **röthlich** strahlenden Gipfel!
Sei mir Sonne gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte **Flur, euch** säuselnde Linden
Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die **uner**meßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich ent**flohn des** Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir:
Deiner Lüfte balsamischer **Strom durch**rinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender **Au er**glänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne **Pfeil, still** liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen **Gebüsch, tief** neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische **Nacht; in** duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.

Ich breche ab, was ich wollte ist ja wol erreicht. Da kommen übrigens auf 9 Hexameter mit dem fraglichen Spondeus oder Trochäus nur 3 mit Daktylus, also noch weniger als bei Goethe oben. Die eingeschobenen Pentameter, in denen ja der Daktylus wuchert, mögen ihren Antheil daran haben.

Hier wirft sich aber, und das war mir die Hauptsache, eine Frage auf mit einer merkwürdigen Antwort: Wie kamen unsere Dichter zu dieser feineren Kunst im antiken Hexameter? Sicher nicht aus der Schulmetrik, denn diese wußte nichts davon. Jetzt zwar ist in der philologischen Wissenschaft die Sache wol beobachtet und behandelt, aber erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit, noch in Gottfried Hermanns Metrik steht nichts davon. Unsere Dichter haben es also selbst gefunden, blos mit dem eigenen feinen Kunstgefühl, mit dem sie jenes Verfahren in seiner Schönheit, theils den alten Versen ablauschten, theils in sich selbst gegeben fanden.

Denn noch empfinden wir ohne davon eigentlich zu wissen, nur darauf aufmerksam gemacht die Schönheit jenes Verfahrens, wir weiden uns auch unbewußt an dem Tonfall eines Verses wie:

> im Hexameter steigt des **Springquells** flüssige Säule,
> im Pentameter drauf sinkt sie melodisch herab.

Fragt man nach dem Grunde des Wolgefallens: es ist das Gesetz des Gegensatzes, das hier die Schönheit hebt und herstellt. Der Daktylus wird schöner und lebendiger am Spondeus, der Spondeus am Daktylus. Gerade die Verschiedenheit der beiden Füße in ihrer Bewegung hebt, wenn sie dicht zusammentreten, die Eigenheit beider deutlich heraus. Und da der letzte Daktylus im Verse dessen Hauptglied ist, das seinen Charakter bestimmt, so ist gerade hier der Spondeus vor ihm so wirksam, um ihm seinen ganzen Schwung zu geben. Das müssen unsere Dichter gefühlt haben auch ohne alle Lehre und Theorie, und auch unsern Schülern ist es leicht nahe zu bringen, und kann ihr schlummerndes Kunstgefühl erwecken, pflegen und bilden helfen. Die Schule hat aber, ich sage das wol erwogen, keine höhere Aufgabe als diese, und es gibt dafür kein besseres, reicheres und so allgemein geltendes, auch kein wolfeileres Mittel als eben die Sprache, in Prosa sowol als in ihrer schönsten Gestaltung, der Dichtung.

49.

Gemischter Rhythmus.*)

Gemischter Rhythmus, ich meine schreitenden und hüpfenden Rhythmus, wechselnd oder gemischt.**) Er erscheint in verschiedener Weise, hier

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 8, 173 ff.

**) Über diese nicht von mir erfundenen Ausdrücke, die schon im 16. und 17. Jahrhundert bezeugt sind, offenbar auch in schulmäßigem Gebrauch, siehe oben

aber soll nur von einer genauer die Rede sein, wo die Mischung in derselben Verszeile auftritt, z. B. in Goethes Erlkönig. Auch der Hexameter hat in dieser Weise gemischten Rhythmus und verdankt ihm zum Theil seine Schönheit.

Die andern Arten der Mischung, um auch diese kurz zu erwähnen, zeigen sie in der Weise, daß verschiedene Zeilen derselben Strophe in verschiedenem Rhythmus gehen. Recht bezeichnend z. B. in Schillers Gedicht „Die Erwartung" in den vierzeiligen Strophen, die das Ganze durchbrechen und umrahmen:

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
  Nein, es war des Windes Wehen,
  Der durch diese Pappeln schwirrt.

Da ist der Grund des verschiedenen Rhythmus von selbst gleich klar, die zwei ersteren bewegteren Zeilen entsprechen der Bewegung der freudigen Erwartung, die zwei anderen treten sachgemäß in ruhigem Schritt zurück. Zufall ist es dabei nicht, daß diesen vier zweisilbige Füße gegeben sind, den beiden bewegten dagegen zwei dreisilbige, womit sie doch keineswegs zu Daktylen werden, was der gewünschten hüpfenden Bewegung sogar Abbruch gethan hätte.

Dann folgen fünffüßige Zeilen in Form der italienischen Stanze (die Steigerung von drei zu vier und fünf wird wieder zu einer besonderen Schönheit):

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen! u. s. w.

Am Schlusse aber, wo die immer getäuschte Erwartung in überraschende Erfüllung übergeht, tritt diese durchaus im bewegtesten Tongange auf:

Und leis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
  So war sie genaht, ungesehen,
  Und weckte mit Küssen den Freund.

Aufsatz Nr. 38 S. 343 f. Fischart z. B. nennt die Hexameter gemengte Dreihüpfer und Zweenschritte. Mit diesen Ausdrücken finde ich die Sache bezeichnet, mit dem überlieferten Trochäus und Jambus, Daktylus und Anapäst aber nicht. Ich lasse diese in ihrer Geltung, wo sie am Platze sind, in rein deutscher Metrik aber sind sie das nicht, da sind sie todte Marken, die freilich bequem, aber sachstörend sind.

So weiß der Dichter die entschiedene Formenstrenge, worin er sein Gedicht aufbaut, im entscheidenden Augenblick am Schluß doch zu überschreiten, eben zur rechtesten Wirkung des Ganzen.

Ähnlich im Minnesange z. B. in dem Frühlingsliede des Heinrich v. Veldeke.*) Das Lied bewegt sich zum Ausdruck lebhafter Freude im hüpfenden tanzenden Rhythmus, der auch widerstrebend betonte Worte mit sich fortreißt, geht aber in der letzten Zeile plötzlich in ruhig schreitenden Rhythmus über. Zur rechten Beurtheilung des Ganzen entgeht uns leider die Melodie.

> Ín dem aprílle, sô díe blûmen springen,
> sô lóuven die línden und grúnen die búchen
> sô háven ir wílle die vógel und síngen,
> wan síe minne vínden aldâr sie sie sûchen,
> Án ir genôʒ wan ir blîschaf (Freude) is grôʒ,
> der mích nie verdrôʒ.**)
> wán sie swígen ál den wínter stille.***)

Noch anders erscheint die Mischung, wenn in einem Gedicht die verschiedenen Strophen sich in verschiedenem Rhythmus bewegen. Ein merkwürdiges feinsinniges Beispiel gibt Schiller im Eleusischen Fest (Musenalmanach 1799). Die Ceres wird gefeiert, wie sie die Menschheit aus der alten Wildheit rettete und den Segen des Ackerbaues stiftete. Es sind 29 Strophen, in der Hauptsache in schreitendem Rhythmus, die erste, mittelste und letzte aber treten in hüpfendem Rhythmus auf. Den Anlaß dazu bietet die erste Strophe mit ihrem Inhalt an die Hand. Denn dieser ist die Freude des Erntefestes, in die ältesten, einfachsten Verhältnisse übersetzt:

> Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
> Flechtet auch blaue Cyanen†) hinein!
> Freude soll jedes Auge verklären:
> Denn die Königin ziehet ein,

*) Ich nehme den Text Bartsch's in seinen Liederdichtern des XII.—XIV. Jahrhunderts S. 16, nur daß ich im Eingange die Reime aprille wie wille (als Accusativ Singularis), die der Mundart des Dichters gemäß sind, hergestellt habe.

**) D. h. die ich immer gerne hatte, die immer meine Freude war d. h. ihr Singen.

***) Sachlich ist dazu zu bemerken, daß man damals von dem Wanderzug der Vögel, um dem Winter zu entgehen, durchaus nichts wußte, eine Dunkelheit, die erst im 17. Jahrhundert allmählich wich.

†) Die Kornblumen giengen ja nicht in den Vers und waren auch nicht griechisch genug.

Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Jetzt tritt Erzählung ein und damit statt des lyrisch geschwungenen, gleichmäßig schreitend der epische Ton:

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;*)
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich;
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land:
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand.

Und so weiter noch in 11 Strophen. Dann aber, gerade auf der Höhe der Geschichte und in der Mitte des Gedichtes wieder wie in der ersten Strophe:

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Öffnen den düster gebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und nun wieder 12 Strophen in einfachem Schritt mit dem schönen Ausklang des Ganzen:

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgene Mächte
Ladet sie zum Zeugen ein u. s. w.

---

*) Dieß älteste Leben von Menschen in Höhlen als sogenannte Höhlenbewohner ist keine Fabel; ist es doch in Deutschland neuerdings nachgewiesen z. B. in den Höhlen der Fränkischen Schweiz. Die Knaben träumen sich's noch gern als romantisch.

Und nun am Schluß wieder die erste Strophe, mit der das Ganze wie ein Kreis in sich zurückkehrt:

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären:
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimath gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

Übrigens ist zu den drei gemischten Strophen zu bemerken, daß der hüpfende Rhythmus nicht streng durchgeführt ist, indem einfache Füße eingemischt erscheinen. Daß dieß der Schönheit keinen Eintrag thut, fühlt wol jeder. Es wird nachher von dieser Freiheit mehr die Rede sein. Im ganzen ist das Gedicht wieder ein wahres Meisterstück des dichterischen Aufbaues und könnte als solches den Schülern wol nahe gezogen werden, daß sie einmal deutlich sehen, wie der Dichter-Künstler arbeitet, besonders auch wie nahe Dichtkunst und Baukunst verwandt sind.

Es sollte aber eigentlich die Rede sein von dem Falle, wo die Mischung in demselben Verse auftritt. Auch das ist alt, aber doch anders als der Fall, den ich meine, d. h. die verschiedene Bewegung ist an eine strenge Regel gebunden, statt einer inneren Freiheit zu folgen. Klopstock zwar denkt auch auf diese Freiheit, kommt aber damit doch nicht aus dem Bann der strengen Form heraus. So in mehreren Oden, wo er in trochäische Verse je einen Daktylus einflicht. Aber so, daß der Daktylus in jedem Vers eine andere Stelle hat, indem er um einen Fuß vorrückt. So in der Ode: Die todte Clarissa vom Jahre 1750. (Ich hebe die betreffenden Daktylen durch den Druck hervor.)

Blume, du stehst verpflanzet, wo du blühest,
Werth, in **dieser Beschattung** nicht zu wachsen,
Werth, schnell wegzu**blühen, der** Blumen Edens
Bessre Gespielin.

Lüfte, wir diese, so die Erd umathmen,
Sind, die **leiseren** selbst, dir rauhe Weste
Doch ein Sturmwind **wird (o er** kömmt! entflieh du,
Eh er daherrauscht) u. s. w.

Ebenso in der Ode „Furcht der Geliebten“ vom Jahre 1753:

Cidli, du weinest, und ich schlummre sicher,
Wo im **Sande der** Weg verzogen fortschleicht,
Auch wenn stille **Nacht ihn um**schattend decket,
Schlummr' ich ihn sicher.

Wo er sich endet, wo ein Strom das Meer wird,
Gleit' ich **über den** Strom, der sanfter aufschwillt;
Denn, der mich **begleitet, der** Gott gebots ihm,
Weine nicht Cidli.

Das ist ganz hübsch und regt zu genauem Anfachten an (Klopstock gibt übrigens das Schema des Metrums über der Ode an), aber eigentlich schön wird es nicht. Dazu ist es zu berechnet, es bleibt uns kühl und fremd, eine Künstelei. Was ich aber eigentlich meine und in den Vordergrund ziehen wollte, das ist solche Mischung mit Freiheit. Das beste Beispiel bietet Goethes Erlkönig:

Wer **reitet so** spät durch Nacht und Wind?
Es ist der **Vater mit** seinem Kind;
Er hat den **Knaben wohl** in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Da tritt in dem Vers mit vier Hebungen und drei Takten je ein hüpfender Takt auf, aber nicht gebunden an derselben Stelle, sondern mit Freiheit wechselnd und das gibt die Schönheit des Verses. Im ersten Verse hat der erste Takt und damit der Anfang des Ganzen die hüpfende Bewegung, in den drei anderen der zweite d. h. die Mitte. Aber auch auf dem dritten ist sie möglich. So ist der hüpfende Takt gewissermaßen dem Verse als Ganzem überhaupt eigen, keiner einzelnen Stelle, er schwebt gleichsam darüber (im Schema wäre er gar nicht anzugeben) und läßt sich nieder gewöhnlich, wo ihn der Inhalt herbeizieht. Bei Klopstock ist zwischen dem Wechsel des Daktylus und dem Inhalt keine innere Beziehung. Bei ihm ist die Form Herrin des Inhalts, bei Goethe der Inhalt der Herr der Form. Diese Form mit dem Höhepunkte in der Mitte ist uns die wolthuendste, ist die schönste, aber durchgeführt würde sie wieder eintönig werden und die schöne Freiheit beschädigen. Im folgenden Verse treten zwei bewegtere Takte auf. Man könnte plötzliche Bangigkeit des Vaters darin ausgedrückt finden.

'Mein Sohn, was **birgst du so | bang dein Ge**sicht?'
'Siehst, Vater, du den **Erlkönig** nicht,
Den Erlen**könig mit** Kron' und Schweif?' —

Der Sohn legt in seiner ersten Zeile die größere Bewegung in den letzten Takt, in der zweiten aber in die Mitte. Der Vater antwortet zur Beruhigung in ganz ruhigem Rhythmus:

'Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.'

Ich will nicht so fortfahren, da nun jeder, der aufmerksam geworden ist, sich selbst leicht zurechtfinden wird und streitige Fälle, die vorkommen, hier nicht verhandelt werden können. Doch Einzelnes verdient noch hervorgehoben zu werden.

'Du liebes Kind, komm geh' mit mir!
Gar schöne Spiele **spiel' ich mit** dir;
Manch' bunte **Blumen sind** an dem Strand,
Meine Mutter hat manch **gülden Gewand.'**
'Mein **Vater, mein** | **Vater, und** | **hörest du** nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?' —
'Sei ruhig, bleibe **ruhig, mein** Kind,
In dürren Blättern **säuselt der** Wind.'
„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."
„Mein | **Vater, mein** | **Vater, und** | **siehst du nicht** | dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?"
„Mein Sohn, mein Sohn, ich | **seh' es ge**|nau:
Es | **scheinen die** | alten | **Weiden so** | grau."
„Ich | **liebe dich, mich** | **reizt deine** | **schöne Ge**|stalt;
Und | bist du nicht | willig, so | brauch ich Ge|walt."
„Mein | **Vater, mein** | **Vater, jetzt** | **faßt er mich** | an!
Erlkönig | **hat mir ein** | Leids gethan!" —
Dem Vater | **grauset's, er** | **reitet ge**|schwind
Er | **hält in den** | **Armen das** | **ächzende** | Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen | **Armen das** | Kind war todt.

In diesem letzten Theile mehrt sich der bewegte Rhythmus, macht auch von der Freiheit öfter Gebrauch, alle drei Takte in die Bewegung zu ziehen, wozu noch ein paar Mal der doppelte Auftakt beiträgt (V. 12 und 18); aber man fühlt und sieht leicht, wie das nur der wachsenden inneren Bewegung der Betheiligten entspricht. Einmal sogar steigert sich die Bewegung bis zur Überstürzung:

„Ich **liebe dich, mich** reizt deine schöne Gestalt"

ein Takt mit drei Senkungen, was der sonstigen Form aufs Grellste widerspricht, wie es denn auch ganz selten erscheint. Aber sachlich richtig ist es doch und läuft in seiner gewagten Form so mit unter, dem Inhalte aber entspricht diese Form ganz genau: dem Erlkönig bricht seine Leidenschaft endlich in Ungeduld aus und überstürzt sich in der Rede. Übrigens trifft die Bedingung ein, die sonst für den Fall gilt, daß von den drei Kürzen die mittelste etwas gewichtiger ist. Auch tritt nach „dich" eine kleine Cäsur d. h. Pause ein, was der Freiheit wesentlich zu Gute kommt. Recht deutlich wird wol aber auch dabei, daß an Daktylen da nicht gedacht ist. Zu bemerken ist wol nur noch, daß der Rhythmus nach aller lebhaften unruhigen Bewegung schließlich wieder einlenkt in den Grundton seines Anfangs:

Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen **Armen das** Kind war todt.

Dieser Rhythmus aber mit seiner freien Ausgestaltung war in der Zeit etwas ganz Neues, hat aber für die weitere Entwickelung unserer Rhythmik große Folgen gehabt. Es war damit ein Bann gebrochen, der auf unserem Liede lag. Er ist z. B. noch fühlbar bei Goethe in zwei Liedern, die dem Inhalt und dem Geist nach mit dem Erlkönig in eine Gruppe gehören d. h. in volksmäßiger Haltung wie dieser. In dem Gedichte „Geistesgruß" vom Jahre 1774 sagt der Geist unter anderem:

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh" —

das gebildete grammatische Sprachgefühl verlangte schon damals ganz sicher: „Verdehnte", dieß aber versagte der Vers, der durchaus in strengster gebundener Form einhertritt und einen hüpfenden Takt unmöglich machte. So war die strenge Überlieferung. So wagte denn Goethe das gestutzte „Verdehnt", das an sich nun mit dem Präsens zusammenfiel und auch keinen Vokal hinter sich hatte, wie „stürmte" in „stürmt' ich". Und ein gleicher Fall liegt vor im Fischer, gedruckt im Jahre 1779, aber wol etwas früherer Entstehung:

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran . . .

Rauscht', eigentlich unmöglich, nur durch den Zwang des Rhythmus herbeigeführt.

Woher nun plötzlich jene Freiheit? Sie kam aus dem Volksliede, in diesem Fall bestimmt herbeigeführt durch Goethes Vorbild für den

Erlkönig, Herders Erlkönigs Tochter in den Volksliedern 2. Theil, S. 158 aus dem Dänischen übersetzt. Die Volkslieder sind gedruckt im Jahre 1779: Goethes Erlkönig stammt aus dem Jahre 1781. Bei Herder heißt es,

Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitsleut';
Da tanzen die Elfen auf grünem Land',
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.
„Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir."
„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."
„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldne Sporne schenk ich dir.
Ein Hemd von Seide so weiß und fein,
Meine Mutter bleichts mit Mondenschein."
„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."
„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk ich dir."
„Einen Haufen Goldes nähm ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll."
„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir;
Soll Seuch und Krankheit folgen dir."
Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.
Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd,
„Reit heim nun zu dein'm Fräulein werth." u. s. w.

Wie Herders Übersetzung, für Goethes Erlkönig Vorbild nach Inhalt und Form, ihm auch die neue Form des gemischten Rhythmus nahe legte, ist klar genug. Und doch ist ein Unterschied. Was bei Herder, für den freilich der alte Bann auch gebrochen war*), doch mehr nach Bequemlichkeit gebraucht wird, ist bei Goethe doch mit dem Inhalt so in Beziehung gebracht, daß offenbar ein Kunstbewußtsein dabei thätig war.

Herder hat in seinen Volksliedern überhaupt von diesem Rhythmus in freier Mischung viel Gebrauch gemacht in den Übersetzungen englischer, lithauischer, dänischer Lieder. Auch dreisilbige Senkung kommt vor wie bei Goethe z. B. Band 1, S. 96 in einem englischen Liede

*) Vergleiche die Ausführung in den Fragmenten I, 127 ff. (Gefesseltes Silbenmaß).

„die drei Fragen" (es hat vierhebigen Rhythmus, an fünf Hebungen ist nicht zu denken): „O was ist länger als der Weg daher? Oder was ist tiefer als das tiefe Meer? Oder was ist lauter als das laute Horn? Oder was ist schärfer als der scharfe Dorn?" u. s. w.

Goethe hat in der Fischerin, dem Singspiel, das er im Jahr 1781 zur Aufführung im Tiefurter Park schrieb und das mit dem Erlkönig eingeleitet wird, noch vier Lieder aus Herders Volksliedern verwendet, dänisch, englisch, lithauisch und wendisch, alle in gleichem freien Rhythmus, der doch im Erlkönig eigentlich erst zur Kunstform gesteigert erscheint. Übrigens tritt die Neuerung, die man zugleich als eine Befreiung von hemmender Fessel empfand, auch unabhängig von Herder auf, gleichzeitig und früher schon. So besonders in Wielands Oberon (begonnen 1779), wo das Vorbild der italienischen Stanze nach allen Seiten so frei, ja rücksichtslos behandelt wird, daß der schöne strenge Bau des Vorbildes wol wie mutwillig zerbrochen erscheinen kann; es sind zwar die acht Zeilen beibehalten, aber von ungleicher Länge, die Reimstellung und Reimart willkürlich frei, und nicht einmal das abschließende Reimpaar der beiden letzten Zeilen beibehalten. So ist auch der streng schreitende Rhythmus des Vorbildes in willkürlichen Wechsel umgesetzt, wobei freilich oft eine malerische Wirkung beabsichtigt und erreicht ist, im ganzen aber doch das Gefühl der bequemeren Nachlässigkeit nicht völlig weichen will. So hat diese Form des Oberon mit der des Erlkönigs doch nichts Rechtes gemein. Auch bleibt ja der Unterschied zwischen Lied und Epos dabei wirksam.

Bei Goethe selber kommen in Frage (abgesehen von den noch älteren Oden an Behrisch) die Gedichte aus der Genieperiode in ungebundener Form, die noch keinen rechten Namen haben und auch im Rhythmus eine völlige Ungebundenheit zeigen. Aber mit denen hat es eine ganz andere Bewandtniß. Sie bezeichnen, dem Geniebegriff entsprechend, einen völligen Bruch mit der Überlieferung, sie zerbrechen gleichsam die gewonnenen überlieferten Formen und sind im Grunde eigentlich gehobene Prosa, wobei allerdings der Inhalt besser zu der vollen tiefen Wirkung kommt als in der alten strengen Form.

Der Rhythmus im Erlkönig dagegen ist eine reine Weiterbildung des Überlieferten, nur mit einem lebenden Hauch, der von außen hineindrang. Ähnlich ist bei Schiller ein Jugendgedicht (aus der Anthologie von 1782), die Schlacht, wo freilich kein Bruch mit der Überlieferung vorliegt, sondern der rhythmische Aufbau in seinem verschiedenen Gange und Tone mit wahrhaft schöpferischer Kraft und völliger Unabhängigkeit von aller Überlieferung in den Dienst des stürmisch wechselnden Inhalts gestellt ist. Es ist ein unvergleichliches Meisterwerk. Eine ähnliche

Bewandtniß hat es mit der Kerkerscene in Goethes Faust, die eben mit ihrer Freiheit des Rhythmus gleichfalls ein Meisterwerk ersten Ranges ist. Zu erwähnen wäre auch Schubarts Ewiger Jude 1783, der in seinem zweiten Theil in leidenschaftlich-freien Rhythmus übergeht. Außerdem Mahler, Müllers Genovefa (1779), auch Schillers Glocke, Wallensteins Lager und manches Andere. Aber das alles tritt abseits von unserer Betrachtung, da wir es von Hause aus nicht mit epischer dramatischer Dichtung, sondern nur mit dem Liede zu thun hatten, in dessen Gestaltung das Volkslied seit Herder so schön belebend eingreifen sollte. Schon Goethes König in Thule und Flohlied im Faust, die auch den alten Bann schon mehrmals brechen, mögen das vom Volkslied entnommen haben. Erwähnt muß doch auch werden Schillers Größe der Welt, gleichfalls ein Jugendgedicht aus der Anthologie:

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schuf,
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
  Bis am Strande
  Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht u. s. w.

Aber auch das gehört eigentlich nicht hierher, denn es liegt keine freie Mischung vor, sondern eine solche in streng durchgeführter Form; sie ist veranlaßt durch Klopstocks Oden in Horazischem Bau, nur mit Reimen geziert.

Die Form aber, wie sie im Erlkönig am schönsten auftritt, ist doch auch vorher schon im Gebrauche zu finden z. B. in Versen, die von Goethe in der Beilage zu dem Briefe vom 17. Juli 1777 an die Frau von Stein aus Weimar nach Kochberg gerichtet sind. Es gehen auch Verse vom Herzog vorher, rasch hingeworfen und daher in der Form in mehr nachlässigem hüpfenden Rhythmus gehalten, in den Ungeübte gar zu gern verfallen. Dann aber folgende Verse von Goethe, für unseren Zweck höchst erwünscht:

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang.
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh.
Leb' in Liebes-Klarheit und Kraft,
Thut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebes-Dumpfheit und Kraft hinlebt
Und sich durch seltenes Wesen webt ...

Die Verse sind hingeschrieben ohne jeden Gedanken an Veröffentlichung oder an einen Maßstab der herrschenden Kunst, stehen gleichsam ganz außerhalb aller damaligen Kunstübung. Hätte man den Dichter fragen können, was er da für Verse schreibe, er hätte vermuthlich von Knittelversen gesprochen. Aber wir sind schon jetzt klar, wie sie auf dem Wege liegen, auf dem der Liedvers sich zu der neuen schönen Form entwickelt, wie wir sie vollendet im Erlkönig sehen. Zu bemerken ist auch die aus echter deutscher Art hervorgehende freie Behandlung des Auftakts, der ein paar Mal fehlt, aber auch doppelt erscheint, mit der Freiheit, wie sie dem Volksliede eigen ist, ins Kunstlied freilich nicht übergegangen, wenigstens erst bei Heinrich Heine.

Reichlichen Gebrauch vom gemischten Rhythmus hat Schiller gemacht in Liedern und Balladen z. B. in dem Liede, das Thekla im Wallenstein singt:

Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein wandelt an Ufers Grün.
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie singt hinaus in die finstere Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet u. s. w.

Auch in dem Liede, das im Eingang des Tell der Fischerknabe singt:

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel im Paradies u. s. w.

Zu erwähnen ist auch das Reiterlied in Wallensteins Lager:

Wohl auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd;
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein Andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein u. s. w.

Auch in den oben erwähnten Strophen in bewegtem Rhythmus im Eleusischen Fest ist der hüpfende Rhythmus oft gemildert durch schreitende Füße. Zu betrachten wären auch die Chöre in der Braut von Messina, wo der Dichter in Nachahmung der kunstvoll freien Rhythmen der alten Tragödie sich des gemischten Rhythmus, in schönster wirksamster Weise bedient. Von Balladen ist besonders erwähnenswerth der Graf von Habsburg:

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Im alterthümlichen Saale
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle u. s. w.

Goethe aber hat von der Form in ihrer schönen Freiheit eigenen Gebrauch gemacht (auch in Bezug auf den Auftakt) in den dichterischen Sprüchen in deutscher Form aus späterer Zeit, doch so, daß er sich mit der Freiheit oft der Prosa näherte. Ein genaueres Eingehen hierauf ist ja hier nicht möglich. Nur ein paar Proben, die für jeden zur Erinnerung ausreichen werden:

Ephen und ein zärtlich Gemüth
Heftet sich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

Zart Gedicht wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Ich bin so guter Dinge,
So heiter und rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
Könnts keiner sein.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch,
Die Vögel schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

50.

Ein Stückchen ultramontaner Literatur-Geschichte.*)

Sebastian Brunner, der alte römische Kämpe in Wien, hat nun auch das Gebiet der deutschen Literaturgeschichte in Angriff genommen,

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 8, 217 ff.

um es mit dem neuen ultramontanen Lichte zu beleuchten. Es ist ja seit der Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes eine ganze Strömung im Gange, um die deutsche Geisteswelt für den neuen Katholizismus zu erobern. Es liegen da auch gediegene Arbeiten vor, die, auf gründlichsten Studien fußend, nur durch den vorgefaßten veralteten Gesichtspunkt, wie er in der Unfehlbarkeit sich zuspitzt, vom rechten Weg und Ziel abgelenkt werden.

Was aber bei diesem neukatholischen Streben auch für wunderliche Dinge mit unterlaufen, davon eine Probe aus Sebastian Brunner. In seiner Schrift „Hau- und Bausteine zur neueren Literaturgeschichte der Deutschen 1885" kommt er unter anderem auf Gleims Halladat zu sprechen. Da heißt es z. B. „Am Ende dieses Gottgesanges läßt Gleim eine astronomische Raketengarbe zum Himmel steigen, die von seiner glänzenden Gelehrsamkeit hellleuchtendes Zeugniß ablegen soll. Es erinnert dieser Gleimsche Versuch, die Erde recht zu verkleinern und verächtlich zu machen, an den sentimentalen Hoppelpoppel (?) der Gebetbücher Ende des 18. Jahrhunderts, wo die Erde immer nur wie ein Tropfen am Welteimer schwebt! Merkwürdiger Weise hat dieses Bild, aus dem Bilderkreise eines Bierwirthes (Bierbrauers?) genommen, in jener Zeit allgemeine Verbreitung gefunden!"

Da kann man einen Blick thun in die stille Thätigkeit der Phantasie des Verfassers, der dabei blos an Bier denken konnte, nicht an Wasser wie andere Menschenkinder, und dabei hat er offenbar keine Ahnung, wo das Bild eigentlich vorkommt, nämlich in einer der berühmtesten Oden von Klopstock „Die Frühlingsfeier 1759". Diese beginnt:

„Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht!
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer,
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen!
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannst du Tropfen der Hand des Allmächtigen!"

Auch in der Ode „Die Welten" vom Jahre 1764 erscheint das Bild:

Groß ist der Herr! und jede seiner Thaten,
Die wir kennen, ist groß!
Ozean der Welten, Sterne sind Tropfen des Ozeans!
Wir kennen dich nicht!

Da fehlt der Eimer, der auch in der Frühlingsfeier nachher zurücktritt und doch das Bild am besten anschaulich macht! Es ist der Eimer, der eigentlich überfüllt aus dem Ziehbrunnen auftaucht: der Ziehbrunnen, der Anschauung sowol gegenwärtig aus dem Dorfleben als auch geweiht aus der biblischen Welt.

Aber Brunners Äußerungen geben auch kein richtiges Bild von Gleims Gedanken. Es steht im Halladat*) ein Capitel „Gott" S. 9—11. Es ist ein Hymnus in Klopstocks Stile. Er beginnt:

Der Einzige, der Allem alles ist,
Ist unser Gott! Geschöpfe betet an!
Er schuf was ist; Geschöpfe betet an!
. . . .
Du seine große, weite, schöne Welt
Mit allen deinen Feuerkugeln, du!
Du warest nicht, du wurdest, und du warst.
Du schöne Welt! Du warst und bist und bist
In deiner Pracht! Geschöpfe betet an!

Nachher ist von der Erde die Rede im Vergleich zum Firmament:

Von dir, du kleiner Ball, auf welchem wir
Zehntausend Millionen Ballen dort
Nur funkeln sehn, zu dir, du Sonnenball,
Und Sonnenball, von dir u. s. w. u. s. w.
Ha, welche Stufen, welche Stufen hier!

Da ist denn vom Tropfen nicht die Rede und auch nicht von Gelehrsamkeit, es ist alles hoher Schwung der Phantasie und des Gefühls aus Klopstocks Schule.

Wenn übrigens dieser Schwung ins Unendliche bis zu einer Höhe, wo die Erde so klein erscheint, unserm Verfasser nicht mundet, so ist das kein Wunder, er mundet ja dem Zeitgeist überhaupt nicht. Aber

*) Halladat oder das rothe Buch. (Zum Vorlesen in den Schulen.) 1774, Hamburg, gedruckt bei Bode. Klein 4°. Die Exemplare sind in rothes Papier gebunden. Der Verfasser nennt sich aber nicht.

der Zeitgeist hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bedürfnisse, und dieser Schwung und die Weiten des Unendlichen war damals den tieferen Seelen ein hohes Labsal, wie jetzt etwa eine Beethovensche Symphonie oder eine Passion von Sebastian Bach. Zudem war damals das Verständniß des Himmels mit seinem wunderbaren Leben eigentlich erst erschlossen worden durch Newtons Entdeckungen, in der Gesellschaft aber war eine Empfänglichkeit, ja ein Bedürfniß nach solchem Aufschwung, still vorbereitet durch die sittliche Versumpfung, unter der ganz Europa litt. Der Schwung in die reine Höhe rettet aus dem Schmutz und Sumpfe des Lebens. Dadurch wird vor allem auch Klopstock begreiflich.

Und noch ein Wort zum Schlusse, zu dem Brunner da die Anregung geben kann.

Die beiden Haupt-Confessionen, in denen die christliche Kirche bei uns als getheilt vorliegt, haben jetzt zu einander ein Verhältniß, daß sie auseinanderstreben, nicht zusammen, wie man wünschen möchte. Das war nicht immer so. Aus den Greueln des 30jährigen Krieges entwickelte sich als Gegensatz bei tieferen Geistern ein Bedürfniß nach Wiedervereinigung, an der Leibniz aufs Eifrigste gearbeitet hat. Vor ungefähr hundert Jahren aber war die Annäherung beider Kirchen so weit erreicht, daß z. B. Klopstock in der Schweiz in einem Frauenkloster aus seinem Messias vorlesen konnte, und zwar von der himmlischen Einkleidung seiner Liebe zur Fanny, daß ferner Gellertsche Lieder in katholische Kirchengesangbücher wieder Aufnahme finden konnten, daß Papst Leo XII. den Protestanten Thorwaldsen mit dem Grabmal für seinen Vorgänger Pius VII. in der Peterskirche beauftragen konnte, alles Dinge, dergleichen jetzt vollständig unmöglich wäre. Wodurch es damals möglich war? Nicht blos durch die Oberflächlichkeit der sogenannten Aufklärung, sondern durch die Bildung, durch welche die beiden Gegensätze überhöht wurden und in der sie sich in einem Streben zu reiner Höhe zusammenfanden. Und wenn wir jetzt, leicht beklommen, an den Zwiespalt denken, der wieder klafft, so ist wieder nichts anderes in Aussicht, als die steigende Bildung, die die Kluft überwinden kann; ja das Ziel, das oft so unerreichbar scheinen kann, ist doch im Leben in gebildeter Gesellschaft, in Kunst und Wissenschaft schon oft erreicht.

Was aber Brunner oben bietet, das ist keine Bildung.

Noch einmal der Tropfen am Eimer.*)

Ich habe verschiedene freundliche Zuschriften erhalten mit dem Hinweis, daß jene Worte in Klopstocks Ode „die Frühlingsfeier" auf eine

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 8, 601 f.

Bibelstelle zurückgehn. Schon in dem darauffolgenden Hefte Seite 412 ist die Sache klar gestellt und zugleich Klopstocks Meinung aufs feinste und vortrefflichste beleuchtet von Herrn Dieck in Verden.

Mich betreffend habe ich noch zu bemerken, daß ich von der Prophetenstelle (Jesaia 40, 15) doch auch wußte, ein theologischer Freund hatte mich darauf verwiesen. Aber den Tropfen im Eimer bei Luther und den Tropfen am Eimer bei Klopstock konnte ich nicht sogleich übereinbringen, und so gab ich der Sache leider keine weitere Folge. Nachher stellte sich heraus, daß in Luthers Übersetzung ein Versehen vorliegt und am das Richtige ist, wie es denn in neueren Bibelausgaben berichtigend eingesetzt ist. Damit bleibt aber die Frage übrig: woher hatte Klopstock sein am? War er im hebräischen Urtext so zu Hause, daß er Luther berichtigen konnte? Oder gab ihm seine Kunst und Gewöhnung die Dinge in einfacher Größe zu schauen das Rechte ein? Ich möchte das zweite für richtig halten.

Übrigens darf ich noch einen Grund anführen dafür, daß ich Luthers Text zunächst nicht weiter in Erwägung zog. Ich fühlte nämlich, daß das leicht von dem Gedankengange ablenken könne, der mir die Hauptsache war. Das war aber die erschreckende Kluft, die sich da auf dem Gebiet der deutschen Geisteswelt zwischen ultramontaner und deutscher Bildung aufthut. Für Herrn Brunner, den päpstlichen Hausprälaten (der übrigens seit etwa Jahresfrist verstorben ist), war die Bibelstelle so gänzlich gleichgiltig, daß er bei dem Eimer an einen Bierkeller dachte. Da ihm aber Gleims Halladat die nächste Quelle war, der auch am Eimer hat, unzweifelhaft nach Klopstock, so war mein nächstes Ziel mit Klopstocks Frühlingsfeier erreicht.

Eigentlich wollte ich noch etwas hinzufügen über das Sentimentale, wie es Brunner braucht, womit er doch jene Prophetenstelle trifft, die in Stil und Haltung zu dem gewaltigsten gehört, das wir kennen. Es gäbe gute Gelegenheit, den Unfug zu beleuchten, der mit dem Worte sentimental getrieben wird. Doch davon vielleicht ein andermal.

51.

Humor im Kinderliede.*)

Wenn man das Kinderlied nun immer öfter wissenschaftlich benutzt findet, besonders metrisch, so gibt es doch noch sonst auch manches daran zu lernen und zu lehren. Ich möchte heute einmal etwas vom Humor

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 8, 281 ff.

darin sagen, der uns leicht entgeht, weil das Kind einen anderen Humor braucht als wir Erwachsene. Überhaupt ist das Kinderlied nicht immer leicht zu verstehen, zumal wenn es wie viele in alte Zeit zurückreicht, die uns noch manches Räthsel aufgibt. Aber zum Humor.

Da ist ein Liedchen von den fünf Fingern, das man mit kleinen Kindern von 2 bis 3 Jahren spielt, denn ein Spiel ist es zugleich,

Das ist der Daumen,
Der schüttelt die Pflaumen,
Der list sie auf,
Der trägt sie heim,
Und der kleine Schelm da ißt sie ganz allein
(dabei wird der kleine Finger tüchtig geschüttelt).

Das ist jedem Leser bekannt, an den Kinderschuhen abgelaufen und kann doch wol noch eine kurze Beleuchtung brauchen. Der Erwachsene, der das Kind auf dem Schoß hat, hat mit einer Hand die rechte Hand des Kindes gefaßt und hält ihm mit der anderen der Reihe nach seine Fingerchen vor, indem er jedem sein Amt bei der Pflaumenernte zuspricht. Nur der Daumen geht dabei leer aus, obwol er die Pflaumen durch den Reim zu Wege bringt, er steht aber wie ein vornehmer Herr abseits von dem Geschäft, war es doch in alter Zeit ein in Ernst und Scherz geführter Streit, ob der Daumen zu den Fingern gehöre, weil er selbst nicht so heiße (siehe z. B. den Schluß von Walthers Liede: Dô der sumer komen was L. 95, 16). Die anderen Finger sind wie Personen behandelt, der kleinste Finger als der wichtigste, der ohne eigene Mühe von aller Mühe seiner Kameraden allein den Gewinn zieht. So geht das kleine Spiel in einer unerwartet lustigen Wendung aus und das Kind lacht auf, zumal es in dem kleinen Schelm gern sich selber sieht. Auch wird die letzte Zeile, die ja aus dem Rhythmus heraustritt, rascher und recht prosaisch gesprochen, was denn die lustige Wirkung nicht wenig erhöht. Das Spielchen muß denn auch zwei-, dreimal wiederholt werden. Ich denke, das ist Humors genug, geschlossener und guter, in den paar Zeilen, und ihm ist das Ganze entsprungen und rührt her von einem, der sich recht auf die Seele des Kindes verstand.

Ein anderes Liedchen, zugleich wieder Spielchen, noch einfacher, bei 1—2jährigen Kindern gebraucht, hat auch den Zweck, das Kind lachen zu machen, besonders gern gebraucht, wenn das Kind verstimmt ist. Man faßt das Kind bei den Ärmchen, schlägt die flachen Händchen zusammen, daß sie den Takt zum Liedchen angeben. Dieses, halb gesprochen, halb gesungen, lautet:

Eins, zwei, drei
Hicke, hacke Heu
Hicke, hacke Haferstroh,
Morgen machmers*) wieder so.

Das Kind ist von dem Spiel höchlich ergötzt, schon dadurch, daß es den Takt selbst schlägt; in den zwei ersten Versen, die nur drei Töne haben, der erste sogar nur drei Silben (jede aber einen Hochton), wird die vierte Versstelle, die doch den rhythmischen Rahmen erst fertig macht, dargestellt durch das Taktschlagen der Händchen. Das kleine Ding ist voll rhythmisch musikalischen Reizes. Es steigt von der möglichst einfachen Form durch Füllung des rhythmischen Rahmens auf zum geschlossenen Ganzen. Auch das Vokalspiel Hicke, hacke Heu trägt zum Reize bei, den das Kind schon dunkel empfindet. Übrigens wird auch hier am Ende das Tempo beschleunigt, was denn der Wirkung die Krone aufsetzt. Das Kind lacht und hat allen Unmuth vergessen.

Das Lachen machen als bewußten Zweck verfolgt ein Leipziger Spruch, mir aus meinen Knabenjahren aus eigener Übung wol bekannt. Wenn zwei mit einander entzweit waren und einer auf den anderen böse, wie der Ausdruck ist, und der Schuldige den anderen zu versöhnen oder wieder gut zu machen wünschte, brauchte er den Spruch:

Bist du böse,
Beiß in Pelz,
Kommst du bis nach Weißenfels;
Kommst du bis nach Halle,
Sind die Bösen alle.

Der Schluß lautet auch: Ist die Bosheit alle. Das erscheint uns zunächst wie recht saftlose Witzelei, ist aber aufs Feinste berechnet auf den Zweck, den Verstimmten lachen zu machen, damit er sich zur Versöhnung neige. Der Sprechende trat dem Verstimmten, der schmollend dastand, von hinten an und sagte ihm unerwartet über die Achsel, flüsternd mit komischem Stimmklang, ins Ohr jene Verse. Schon der erste Vers verfehlte nicht leicht seine Wirkung. Denn zum Lachen reizt schon der durchgehende Stabreim und gutmüthig versöhnlich klingt darauf, doch zugleich komisch genug: Wenn du böse bist und beißen willst, so beiß mich nicht, sondern in den Pelz, da kannst du dich satt beißen ohne Schaden. Und nun auf 'Beiß in Pelz' der mit den Haaren herbeigeholte Reim Weißenfels, der sich dem Klange nach doch so von selbst

*) So und durchaus nicht anders, und wen das gar zu schulwidrig oder gar barbarisch ansieht, behöre nur sich selber, er kann es an sich selber hören.

darbietet. Das ist und wirkt wahrhaft lächerlich. Nun brauchte man nur der Saale entlang zu gehen und kam nach Halle, das für den krönenden Gedanken den erwünschten Reim bot. So ist das Dingelchen ein Meisterstück von Witz in feinster Berechnung. Übrigens besteht der Spruch auch in einfachster Form, so daß dem Bösen auch ein besserer Stoff zum Beißen dargeboten wird: Bist du böse, beiß in die Klöße; in Greiz: Bist du bös, beiß in die Klöß.

Eigenthümlich ist es, wenn in einem Liede auf ein anderes Bezug genommen wird und dies geradezu als Anknüpfung benutzt, auch mit leisem, schönem Humor. Folgendes Liedchen habe ich aus einem Dorfe bei Delitzsch und außerdem bei Oschatz:

Bauer baue Kessel,
Wir tanzen, tanzen brav,
Der Großpapa im Sessel
Kommt nimmermehr in Schlaf.
Er wollt ein Auge machen,
Als ob er böse wär,
Da mußt er wieder lachen
Und schaute wieder her.

Bauer baue Kessel ist der Anfang des Liedes und Spieles, das ich oben S. 46 ff. genauer behandelt habe und das sich als uralt erweisen ließ. Die heutige Form aber ist zum Schlusse ins Komische verkehrt:

Bauer baue Kessel,
Morgen wird es besser,
Übermorgen tragen wir Wasser ein,
Bauz fällt der ganze Kessel ein.

Bei der letzten Zeile fallen die Kinder, die den Kessel selber singend und tanzend darstellen, sofort über den Haufen, was nicht ohne Lachen und Lärm abgeht. Aber eben das ists, was den Großpapa am Schlafe hindert; er will böse werden, aber das lustige Treiben siegt über seinen Unmuth, daß er doch wieder heiter zusieht.

Einen köstlichen leisen Humor athmet auch folgendes Spielliedchen. Die Kinder tanzen in der Runde und singen dazu in einer hübschen Melodie, einfach und lebendig:

Der Abt ist nicht zu Hause,
Er ist auf einem Schmause,
Und wenn er wird zu Hause kommn,
So wird er schon geklingelt kommn.

Es ist eine Scene aus dem Klosterleben. Die Kinder selbst sind die Klosterinsassen, und da der Abt einmal auswärts auf einem Schmause ist, so thun auch sie sich ein Gütchen und tanzen, und was man sich wol hinzu denken kann, schmausen. Die Schelle an der Pforte wird schon warnen, wenn es wieder Zeit wird, fromm zu sein. Man wird das Liedchen in die Zeit vor der Reformation setzen müssen, da es bei uns längst keine Klöster mehr gibt, geschweige denn daß die Kinder da von den Geheimnissen des Klosterlebens hätten wissen können. Übrigens wird es auch als wirkliches Spiel behandelt, wobei die Zellen durch Stühle vertreten sind.

Der Humor, zumal von reiferen Kindern, greift aber auch nach derberen Mitteln. Also er liebt es z. B. einen in höherem Tone anfangenden Spruch mit einer Derbheit zu schließen.

Folgender Spruch zum Auszählen beim Spielen, in Sachsen verbreitet*), setzt in einem gehobenen traumhaften Tone an (der im Volkslied überhaupt sehr beliebt ist), der Gedanke flicht sich aber dann in Sprüngen in einer langen Kette fort, die uns ermüdend ist, für die Spieler aber nicht, die gerade daran den Hauptspaß haben, auf den Ausgang begierig, den: eine platzende Maulschelle. Sehr bemerkenswerth ist noch dabei der metrische und sprachliche Aufbau, von dem ich schon einmal gehandelt habe oben S. 53 f.

Ich gieng einmal nach Engelland,
Begegnet mir ein Elephant,
Elephant mir Gras gab,
Gras ich der Kuh gab,
Kuh mir Milch gab,
Milch ich der Mutter gab,
Mutter mir ein Dreier gab,
Dreier ich dem Bäcker gab,
Bäcker mir ein Brodchen gab,
Brodchen ich dem Hundchen gab,
Hundchen mir ein Pfötchen gab,
Pfötchen ich der Köchin gab —
Köchin mir eine Schelle gab.

Übrigens wird in einer anderen Fassung die Maulschelle doch auch gesühnt, womit freilich das Lachen über den alten Schluß wegfällt In Greiz geht es so aus:

*) Die obige Fassung stammt aus der Waldenburger Gegend; anderwärts wie in Wermsdorf und dem Erzgebirge mit mancherlei Abweichungen.

Pfötchen ich der Magd gab,
Magd mir eine Maulschell gab,
Maulschell ich der Mama sagt,
Mama Magd hat fortgejagt.

Der Humor geht aber auch bis ins Äußerste vor und bewegt sich in solchen tollen Sprüngen, daß die Ordnung der Dinge durcheinander geworfen wird und ein innerer Faden außer dem des tollen Humors kaum noch zu finden ist. Als Muster dieser Art kann dienen ein Spruch aus des Knaben Wunderhorn, Berlin 1846, 3 S. 457, wo doch die letzten 4 Zeilen ursprünglich nicht dazu gehören:

Ich saß auf einem Birnenbaum,
Wollt gelbe Rüben graben,
Da kam derselbe Bauersmann,
Dem diese Zwiebeln waren!

Ach, ach du Schelm, ach, ach du Dieb!
Was machst du in den Nüssen,
So hatt' ich all mein Lebetag
Kein beßre Pflaumen gessen.

Der Esel hat Pantoffeln an,
Kam übers Dach geflogen.
Ach, ach ich armes Mägdelein,
Wie bin ich doch betrogen!

Ich habe eine Fassung aus Borna (es liegt an der Wihre, einem Flüßchen), die aber auch nicht rein erhalten ist, denn der Anfang ist aus einem Spruch über die verkehrte Welt:

Anno eens, wo die Wihre braunte
Und die Bauern bellten
Und die Hunde zu Markte fuhren,
Gieng ich die Buttergasse nuf
Und die Johannisgasse wieder ruf.
Da begegnete mir ein Maulbeerbom,
Da war recht schöne Sache drom,
Da pfluckt'ch mer eine Hand voll Schoten,
Da kam der Bauer, was wolltern
In mein Erdbirn.
Da hab ich in mein ganzen Leben
Noch keene solchen guten gebratenen Sperlinge gegessen,
Als wie die Haselnüsse schmeckten.

Dem Erwachsenen wollen diese Dinge nicht munden, auch nicht als Humor, er sieht keinen Zweck dieses sinnlosen Durcheinander, auch keinen heitren oder satirischen, aber Kinder in einem gewissen Alter, wo sie sich auch mit ihren Gedanken in der Schule wie in Stränge eingezwängt fühlen, finden in solchen befreienden Bocksprüngen die höchste Genugthuung. Es kommt ihnen wie höchste Blüthe des Witzes vor.

Ich kann mich nicht enthalten zum Schlusse eine Probe von der Dichtung dagegen zu stellen, die den Kindern in der Schule als Nahrung gegeben wird. Da singen sie z. B.:

Der Sandmann ist da,
Der Sandmann ist da,
Er bringt den schönen weißen Sand,
Ist allen Leuten wolbekannt,

und so endlos wiederholt. Es ist nämlich zugleich als Tanz behandelt, wobei die Kinder in zwei Reihen gegen einander stehen und allemal ein Paar in der Gasse hinauf tanzt, unter dem Gesang der Andern. Als Melodie ist benutzt die des alten Studentenliedes „Was kommt dort von der Höh'", was denn dem Ganzen nebst dem Tanze einen lebensvollen Anstrich gibt. Aber der Inhalt, der doch die Hauptsache sein soll? Kann denn etwas kraft- und saftloser sein?

Als Zugabe dann noch und als Probe, wie viel Kraft und Saft in wenig Zeilen möglich sind, ein englischer Kinderspruch beim Auszählen zum Spielen:

Zickety dickety dock,
the mouse ran up the knock (Glocke)
the knock struck one,
down the mouse ran,
zickety dickety dock.

Die Maus auf dem Kirchenboden läßt sich einfallen an der Glocke hinauf zu laufen; da schlägt diese eins, wol bemerkt nur eins, und wie rasch springt die Maus wieder hinunter. Das kleine Ding wäre eines großen Dichters würdig und die Kinder haben sich's doch selber gemacht.

Welcher Erwachsene wird oder kann sich denn auch in das Leben und Empfinden einer Maus einlassen?

Sach- und Namenregister.

Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die Tertia der höheren Lehranstalten. Von **Karl Bindel.** 2 Bändchen. 8. geh. jedes Bändchen *M* 2.—
Einzeln: I. Bändchen. XVI u. 228 S. 1881. II. Bändchen. [XX u. 239 S.] 1888.

50 Themata zu deutschen Aufsätzen für die obersten Klassen höh. Lehranstalten. Von Dr. **Ferd. Hoffmann.** [VII u. 68 S.] 8. 1882. geh. *M* 1.—

Deutsche Aufsätze. Für die unteren Klassen höherer Lehranstalten, sowie für Volks-, Bürger- und Mittelschulen. Von Dr. **Carl Julius Krumbach,** Oberlehrer. In 8 Bändchen. gr. 8. geh. je *M* 1.60.
Einzeln: I. Bändchen. Erzählungen. [X u. 188 S.] 1890.
II. — Beschreibungen und Schilderungen. [X u. 184 S.] 1890.
III. — Briefe. [XIV u. 200 S.] 1892. [In Leinwand geb. a. u. d. T.: Briefe für Knaben und Mädchen. geb. *M* 2.—]

Die überaus freundliche Aufnahme, welche die drei ersten Bändchen gefunden haben, hat die Verlagsbuchhandlung bestimmt, die Sammlung fortzusetzen und zwar in folgender Reihenfolge: IV. Bändchen: Diktate. In zusammenhängenden Musterstücken, die nach den Gesetzen der Interpunktion geordnet sind. (Unter der Presse.) V. Bändchen: Zeiten und Feste. Beschreibungen und Schilderungen von Jahreszeiten, Monaten, nationalen, kirchlichen und bürgerlichen Festtagen. VI. Bändchen: Inhaltswiedergaben. Strophenweise, von der Pädagogik verurteilte Wiedergaben, die sich von dem Wortlaute des Gedichtes nicht freimachen können und dahin führen, daß der Schüler den Dichter meistert oder sein Werk verunstaltet, bleiben ausgeschlossen. VII. Bändchen: Nachbildungen, Vergleichungen und Fabeln. Ergebnisse des Leseunterrichts. Darstellungen im Anschlusse an die besten Vorbilder. VIII. Bändchen: Aus allen Gebieten. Schwierigere Aufgaben für Quarta und die Tertien oder die oberen Klassen der Bürger- und Mittelschulen.

Stilarbeiten. Anleitung und Dispositionen. Von Dr. **Theodor Gelbe,** Direktor der II. städt. Realschule in Leipzig. [VIII u. 239 S.] 8. 1891. geh. *M* 2.40.

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Prof. Dr. **O. Weise.** 2., verb. Aufl. [VIII u. 270 S.] gr. 8. 1896. In Leinw. geb. *M* 2.60

Bismarcks Reden und Briefe nebst einer Darstellung des Lebens und der Sprache Bismarcks. Für die Schule herausgegeben und bearbeitet von Dr. **Otto Lyon.** Mit einem Bildnis Bismarcks. [VI u. 243 S.] gr. 8. 1895. In Leinwand geb. *M* 2.—

Ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethe's Hermann und Dorothea. Von Dr. **L. Cholevius,** Professor am Kneiphöfischen Gymnasium zu Königsberg. 2., verbesserte Auflage. [XIX u. 283 S.] 8. 1877. geh. *M* 3.75.

Goethe's Götz von Berlichingen mit besonderer Rücksicht auf die Schüler der oberen Klassen höherer Schulen herausgegeben und erläutert von Dr. **J. Naumann,** Direktor des Realgymnasiums zu Osterode a. H. [IV u. 164 S.] 8. 1877. geh. *M* 1.20.

Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Zunächst für die oberste Klasse höherer Lehranstalten mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. **A. Jung,** o. Lehrer am Kgl. Gymnasium zu Inowrazlaw. [VII u. 374 S.] 8. 1875. geh. *M* 2.40.

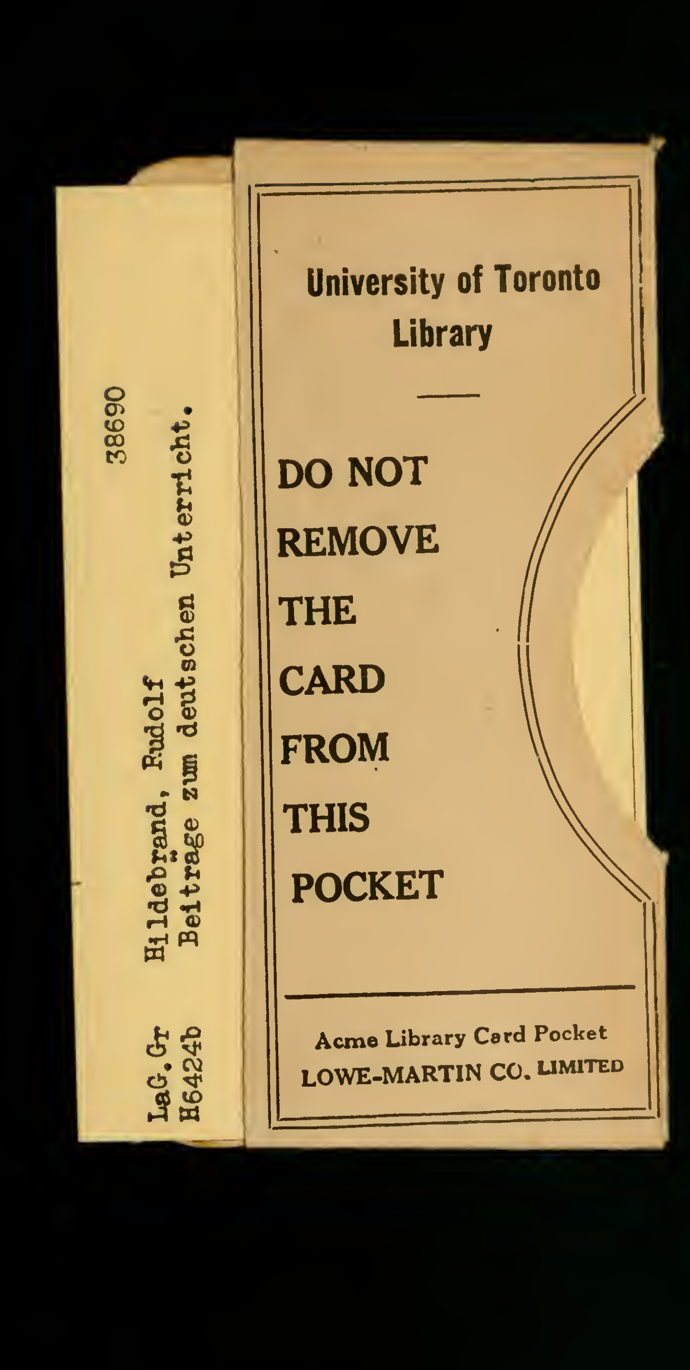
Laokoon-Paraphrasen. Umschreibungen und Erweiterungen der wichtigsten Kapitel von Lessings „Laokoon", aus der Schulpraxis hervorgegangen und zusammengestellt von **Georg Schilling,** Oberlehrer am Pädagogium zu Züllichau. [180 S.] gr. 8. 1887. geh. *M* 2.80.

Zur Uhlandlectüre. Leitfaden für Lehrer höherer Schulen. Von **W. Schleusner,** Prof. am Gymn. zu Barmen. [IV u. 35 S.] 8. 1878 geh. *M* —.75.

Shakespeare-Erzählungen von **Charles Lamb.** Deutsch von Dr. **Karl Heinrich Keck,** Gymnasial-Direktor a. D. Mit Titelbild. [X u. 359 S.] 8. 1888. geh. *M* 3.—; reich gebunden *M* 4.—

Walther von der Vogelweide, Auswahl aus seinen Gedichten. Herausgegeben und mit Anmerkungen und einem Glossar versehen von **B. Schulz.** 3. Aufl. [XVII u. 138 S.] gr. 8. 1893. geh. *M* 1.20.

Hartmann von Aue, sechs Lieder und der arme Heinrich. Herausgegeben und mit Anmerkungen und einem Glossar versehen von **Bernhard Schulz.** [VIII u. 83 S.] 8. 1871. geh. *M* —.75.


LaG.Gr
H6424b
Hildebrand, Rudolf
Beiträge zum deutschen Unterricht.
38690
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

